

[[AHF.04 Druckfassung 04 - Stand 4.2.2004]]

[[draft fachlektorat frieden]]

[[Textlicher Entwurf der „Titelei“ - Satz durch Verlag]]

[[Seitenfuß:]]

Klartext

Frieden und Krieg

Beiträge zur Historischen Friedensforschung

Band 2

Für den Arbeitskreis Historische Friedensforschung

herausgegeben von

Detlef Bald, Jost Dülffer, Andreas Gestrich, Karl Holl, Thomas Kühne,
Gottfried Niedhart, Wolfram Wette, Benjamin Ziemann

Peter R. Gleichmann und Thomas Kühne (Hg.)

Massenhaftes Töten

Kriege und Genozide
im 20. Jahrhundert

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert/Peter R. Gleichmann, Thomas Krüger (Hg.). –

1. Aufl. Essen: Klartext-Verl., 2004

(Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Band

2) ISBN x-xxxxx-xxx-x

1. Auflage Februar 2004

Lektorat und Satz: draft fachlektorat frieden, Wilhelm Nolte, Hamburg

Umschlaggestaltung: Klartext-Verlag

Umschlagbild: draft fachlektorat frieden – unter Verwendung einer Vorlage
aus: Paul Carell: Der Russlandfeldzug – Fotografiert von Soldaten,
Frankfurt/M. 1967, S. 415 sowie des Military.ttf von CorelDRAW™ 6.

Druck:

© Klartext Verlag, Essen 2004

Alle Rechte vorbehalten

ISBN x-xxxxx-xxx-x

Inhaltsverzeichnis

Frieden und Krieg

VORWORT	9
MASSEN-TÖTEN. DISKURSE UND PRAKTIKEN DER KRIEGERISCHEN UND GENOZIDALEN GEWALT IM 20. JAHRHUNDERT Thomas Kühne	11
I. Töten als soziale Praxis	
EINE ANATOMIE DES TÖTENS Dave Grossmann	55
VOM MASSENHAFTEN TÖTUNGSHANDELN, ODER: WIE DIE DEUTSCHEN DAS KRIEG-MACHEN LERNTEN Michael Geyer	105
TÖTEN IN BELORUSSLAND 1936 – 1944 Hans-Heinrich Nolte	143
NORMALITÄT UND PATHOLOGIE – SOZIALPSYCHOLOGISCHE ANMERKUNGEN ZUR PSYCHOGENESE VON MASSENMÖRDERN Rolf Pohl	158
ÜBER DAS TÖTEN IN GENOZIDEN. EINE BILANZ HISTORISCH- SOZIOLOGISCHER DEUTUNGEN Elçin Kürşat-Ahlers	180
ATOMARE VERGELTUNG – ÜBER DAS TÖTEN IM ATOMKRIEG Detlef Bald	207
DAS ALLTÄGLICHE VERBRECHEN – SEXUELLE GEWALT IM VIETNAMKRIEG Bernd Greiner	224
SCHLACHTFELD FRAUENKÖRPER Gaby Zipfel	244

II. Reden und Schweigen vom Töten	265
„MORDESMORDE“. TÖTUNGSIMAGINATIONEN IN DER KRIEGLITERATUR DES 20. JAHRHUNDERTS Dirk Niefanger	267
AUGE IN AUGE MIT DEM FEIND: DAS TÖTEN VON ANGESICHT ZU ANGESICHT IN DEN KRIEGEN DES 20. JAHRHUNDERTS (1914 – 1975) Joanna Bourke	287
WENN SOLDATEN VOM TÖTEN SCHREIBEN – ZUR SOLDATISCHEN SEMANTIK IN DEUTSCHLAND UND ENGLAND, 1914 – 1918 Aribert Reimann	307
TÖTEN UND SCHWEIGEN – WEHRMACHTSOLDATEN, OPFERDISKURS UND DIE PERSPEKTIVE DES LEIDENS Klaus Latzel	320
TÖTUNG DER OPFER UND DER ERINNERUNG – DAS MASSAKER VON BABIJ JAR AM 29./30.9.1941 Wolfram Wette	339
WAHRNEHMUNG UND VERDRÄNGUNG VON NS-VERBRECHEN DURCH DIE JUSTIZ Joachim Perels	361
LEGITIMATION UND ANKLAGE – DIE DARSTELLUNG DES TÖTENS IN SPIELFILMEN UND DOKUMENTARISCHEN FILMEN Irmgard Wilharm	372
WIE REALISTISCH SCHILDERN MEDIEN DEN KRIEG, DIE TÄTER UND DIE OPFER? Winfried Scharlau	383
KRIEGSBERICHTERSTATTENDE UND DIE „KULTUR DES TODES“ Annette Jander	394
NACHWORT Peter R. Gleichmann	411
AUTORINNEN UND AUTOREN	415
VERÖFFENTLICHUNGEN	417

Frieden und Krieg

Beiträge zur Historischen Friedensforschung

Die Historische Friedensforschung erforscht die Chancen und Grenzen der Realisierung des Friedens in all seinen geschichtlichen Dimensionen. Sie ist am Leitwert des Friedens orientiert und begreift die analytische Frage nach der Friedensfähigkeit moderner Gesellschaften als zentralen Antrieb und Bezugspunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Diesem Bemühen liegt keine politische Festlegung auf einen bestimmten Friedensbegriff zugrunde. In konzeptioneller Hinsicht wird unter Frieden vornehmlich das Bemühen um die institutionelle Einhegung und Minderung von kollektiver Gewaltanwendung gegen Menschen verstanden. Im Zeitalter einer sich tendenziell entwickelnden Weltgesellschaft mit neuen Hoffnungen und zugleich Bedrohungen der Menschheit ist der Friede zu einem allgemeinen Anliegen geworden.

Der *Frieden* als die Einhegung und Minderung kollektiver Gewalt und der *Krieg* als die organisierte Anwendung kollektiver Gewalt sind die beiden Pole, zwischen denen die Arbeit der Historischen Friedensforschung angesiedelt ist. Sie sucht Ansätze aus anderen Wissenschaften methodisch und inhaltlich aufzunehmen. Insbesondere ist sie sozial-, politik- und kulturhistorischen Fragestellungen verpflichtet. Friedensbewegungen, Friedensbemühungen und Friedensprozesse gehören ebenso zu ihrem Themenfeld wie die Geschichte des Militärs und der kriegerischen Gewaltanwendung. Nicht zuletzt gehört dazu die ideen- und wissenschaftsgeschichtliche Reflexion über die Vorstellung eines Fortschritts zu einer gewaltfreien Moderne.

Die Reihe *Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung* knüpft thematisch an frühere Publikationen des Arbeitskreises Historische Friedensforschung an. Sie dokumentiert die wissenschaftlichen Tagungen des Arbeitskreises und informiert in Rezensionen und Literaturberichten über aktuelle Tendenzen der historischen Forschung. Die Reihe ist auch offen für monographische Arbeiten zu den Themenfeldern der Historischen Friedensforschung.

Detlef Bald – Jost Dülffer – Andreas Gestrich – Karl Holl – Thomas Kühne
Gottfried Niedhart – Wolfram Wette – Benjamin Ziemann

Vorwort

Ob Menschen in der Lage sind, das gegenseitige Töten abzuschaffen, ist eine alte Frage. Sie wurde und wird kontrovers diskutiert, und selbst unter Friedenswissenschaftlern ist durchaus umstritten, ob es überhaupt sinnvoll ist, sie zu stellen. Vor dem Hintergrund der Eskalation des Tötens in zwei verheerenden Weltkriegen und angesichts zahlreicher weiterer Kriege und Bürgerkriege, Massaker und Völkermorde war und ist diese Frage gleichwohl Ausgangspunkt und Triebkraft vielfältiger Diskurse in Politik, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft. Erstaunlicherweise jedoch hat das massenhafte Töten selbst, also jene Handlung, die den Kern von Kriegen und Genoziden bildet, lange Zeit weder die Forschung noch die Öffentlichkeit nachhaltig beschäftigt. In den Darstellungen von Kriegen und Genoziden wird das Töten vorzugsweise indirekt zur Sprache gebracht, man redet über Ursachen und Folgen des Tötens, aber das Töten selbst verschwindet hinter generalisierenden und abstrahierenden Formulierungen.

Der Arbeitskreis Historische Friedensforschung und die Evangelische Akademie Loccum haben Anfang November 2001 Historiker, Juristen, Politologen, Soziologen, Psychologen, Literaturwissenschaftler und Journalisten zu einer Tagung eingeladen, die um die Frage kreiste, wie das massenhafte Tötungshandeln – das aktive Töten also, nicht nur der erlittene Tod – in den Kriegen und Genoziden des 20. Jahrhunderts untersucht werden könne. Die in diesem Band versammelten Beiträge sind aus jener Konferenz hervorgegangen. In erster Linie handelt es sich um die teilweise überarbeiteten und erweiterten Tagungsreferate; einige Beiträge werden in der Vortragsfassung abgedruckt, andere sind nachträglich hinzugekommen.

Die Tagung selbst hätte nicht stattfinden können ohne die außerordentlich großzügige Unterstützung durch die Evangelische Akademie Loccum. Sie hat die Tagung finanziert und den Teilnehmern mit ihren Räumlichkeiten ein diskussionsförderndes Ambiente geboten. Ihr Studienleiter Jörg Calließ hat die Tagung geleitet und sie auf vielfältige Weise logistisch und ideell gefördert. Der Arbeitskreis Historische Friedensforschung ist der Akademie und Jörg Calließ dafür sehr dankbar. Der Dank der Herausgeber dieses Bandes

geht zugleich an die Autoren für die Überarbeitung und Bereitstellung ihrer Beiträge, an Annette Jander für ihre Mitwirkung bei der Übersetzung zweier Beiträge aus dem Englischen, an Wilhelm Nolte (draft fachlektorat frieden, Hamburg) für sein bewährtes Lektorat der Beiträge und die Arbeit am Satz des Bandes, an den Klartext-Verlag für seine kooperative Betreuung dieses zweiten Bandes der Schriftenreihe „Frieden und Krieg“ und an den „Freundeskreis der Universität Hannover“ für die Übernahme der Übersetzungskosten. Die Drucklegung des Bandes schließlich wurde ermöglicht durch eine großzügige Zuwendung der Stiftung „die Schwelle. Beiträge zur Friedensarbeit“; dafür haben wir besonders Dirk Heinrichs sehr zu danken.

Peter R. Gleichmann (Hannover)
und Thomas Kühne (Princeton, New Jersey),
im November 2003

Massen-Töten. Diskurse und Praktiken der kriegerischen und genozidalen Gewalt im 20. Jahrhundert

THOMAS KÜHNE

Mit der Rückkehr von Krieg und Völkermord in die europäische Wirklichkeit des ausgehenden 20. Jahrhunderts hat nicht nur das wissenschaftliche Interesse an der kriegerischen Gewalt einen ungeahnten Aufschwung genommen.¹ Fundamental verändert haben sich vielmehr auch die inhaltlichen und sachlichen Schwerpunkte, die Untersuchungsansätze und Erklärungsversuche. Das massenhafte aktive Töten, der von Menschen organisierte, geplante und durchgeführte Massentod anderer Menschen rückte nun – und zwar nicht bloß in Form von Zahlen und Abstraktionen, sondern in seiner leiblichen Konkretion – ins Zentrum dieses Interesses. Genährt wurde es durch den beklemmenden Eindruck, dass die Geschichte gleichsam im Rückwärtsgang voranschreite. Die angesichts des beendeten Kalten Krieges verbreitete Hoffnung, auch die Gewalt ‚heißer‘ Kriege könne dereinst abgeschafft werden, erwies sich als Illusion. Das Töten im Krieg hat eine Geschichte, deren Ende nicht absehbar ist und die keineswegs geradlinig verläuft. Ein Kulturanthropologe äußerte:

„Es ist unumgänglich, das Töten in diesem Krieg in Ex-Jugoslawien mit der Art des Tötens im Zweiten Weltkrieg in Jugoslawien in Zusammenhang

1 Selbstverständlich spielte hier u.a. die Debatte um den Golfkrieg eine beträchtliche Rolle. Unmittelbar unter dessen Eindruck erschien 1992 Peter Reinhart Gleichmanns interdisziplinärer Aufriss der Antworten zu der alten Frage „Sind Menschen in der Lage, das gegenseitige Töten abzuschaffen?“, in: Jürgen Seifert / Regino Becker-Schmidt / Klaus Christoph (Hg.), Logik der Destruktion. Der zweite Golfkrieg als erster elektronischer Krieg und die Möglichkeiten seiner Verarbeitung im Bewusstsein, Frankfurt 1992, S. 89-120; erweiterte (und dem Folgenden zugrundeliegende) Neufassung unter demselben Titel in: Gerhard Voigt (Hg.), Staatsgesellschaft, Glienicke / Berlin 2001, S. 189-210. – Benjamin Ziemann danke ich sehr für seine Kritik einer ersten Version dieses Textes.

zu bringen. Die Deutschen benutzten dafür eine gut entwickelte Waffentechnologie. Die Serben heute – und das ist eine Parallele zur Kampfweise der Ustascha im Zweiten Weltkrieg – töten mit dem Messer. Wir haben das kroatische Dorf Lipik besucht [...]. Die Arbeiten des Tötens, von denen wir dort hörten, waren Durchschneiden der Kehlen, Pfählung, Kreuzigung und das Auseinanderreißen des Körpers. Im Unterschied dazu kündigten die Deutschen im Zweiten Weltkrieg beispielsweise in Kragujevac an, dass sie für jeden getöteten deutschen Soldaten 100 Serben ermorden würden. [...] Die Nazis töteten sechs Millionen Juden und eine Menge anderer. Das zu tun braucht Zeit, in anderen Worten: organisierte Gewalt. Zwischen dem Verhalten der amerikanischen Truppen im Dorf My Lai, wo die Dorfbevölkerung niedergemetzelt wurde, und dem Pfählen von Kindern auf Zäunen [...] besteht ein Unterschied – ein Unterschied in der Geisteshaltung.²

Worin dieser „Unterschied in der Geisteshaltung“ bestand, blieb bei diesen im Jahr 1994 in einem Interview geäußerten Beobachtungen offen. Auf den Gegensatz zwischen zivilisierten und so genannten primitiven Völkern Bezug zu nehmen, drängte sich dem Wissenschaftler auf, angesprochen aber wurde er nur, um seine Unbrauchbarkeit und ebenso die ähnlicher Kategorisierungen, etwa jener vom archaischem Verhalten, festzustellen. Dies ist für das neuartige Interesse am Töten charakteristisch: Der um Genauigkeit und Konkretion bemühte Blick auf das massenhafte Töten läuft Gefahr, sich im Detail und in der Anschauung, in der Faszination an der Gewalt zu verlieren. Umfassendere Erklärungsansätze, hermeneutische Modelle, theoretische Begrifflichkeiten zur Bestimmung jener „Geisteshaltung“, also der sozialen und kulturellen Zusammenhänge, aus denen heraus und für die getötet wird, fehlen, die vorhandenen erweisen sich als untauglich oder sind zumindest sehr rar.

Viktimisierung vs. Diabolisierung

Das ist nicht überraschend. Denn das massenhafte aktive Töten hat bis in die 1990er Jahre hinein weder in der Geschichtswissenschaft noch in der Soziologie nennenswerte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die sonst kaum überschaubare Forschungsliteratur zu den Kriegen und Genoziden des 20. Jahrhunderts, wie sie die in militärischen Forschungsinstitutionen betriebene Mi-

2 Töten mit dem Messer. Ein Gespräch mit dem Anthropologen Joel M. Halpern über Geschichte und Kulturanthropologie, über Nationalismus, Gewalt und Vergewaltigung im Ex-Jugoslawien, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5 (1994), Heft 1, S. 100-106, hier S. 104f.

litärgeschichte und Militärsoziologie, aber auch die universitär verankerte Politik-, Sozial- und Alltagsgeschichte produziert haben, folgte wissenschaftlichen Paradigmen und ‚großen Erzählungen‘, die das konkrete Tötungshandeln systematisch ausblendeten.³ Dies gilt nicht nur etwa für intentionalistische Interpretationen des Holocaust, die sich auf die ‚großen Männer‘ des NS-Regimes, vor allem Hitler, kaprizierten, oder für anonymisierende, objektivierende und funktionalistische Erklärungsmodelle wie das einer Polykratie rivalisierender Machtzentren, oder das kumulativer Radikalisierung der Judenvernichtung⁴ oder, neuerdings, jenes vom Totalen Krieg,⁵ sondern auch für die verschiedenen Richtungen der Militärgeschichte, von der Generalstabshistorie bis zur Historischen Friedensforschung.⁶ Soweit sich diese Militärgeschichte an dem facettenreichen Paradigma der Militarismus-Kritik orientierte, untersuchte sie die Wirkungsmacht ideologischer Konstrukte und manipulativer Mächtkartelle als den maßgeblichen Ursachen und Urhebern kriegerischer und genozidaler Gewalt.⁷ Soweit sie sich für deren Repräsentanten, für militärische Eliten etwa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts interessierte, interpretierte sie deren Handlungsweisen in den Kategorien des antiken Dramas, als Tragödie, als ‚Hybris‘, ‚Nemesis‘, ‚Verführung‘ oder ‚Verstrickung‘.⁸ Aber selbst dann, wenn sich der Blick auf die unteren Ränge der militärischen Befehlshierarchie richtete, blieb das aktive kriegerische Gewalthandeln außerhalb des wissenschaftlichen Horizonts. Indem sie mit dem demokratischen Pathos der Alltagsgeschichte für die ‚kleinen Leute‘ Partei ergriff, nahm schließlich auch die ‚Militärgeschichte von unten‘⁹ die einfachen Soldaten als Befehlsempfänger, als leidende und passive Objekte der kriegerischen Gewalt und des militärischen Repressionssystems wahr,

3 Eine umfassende Kritik bietet Gleichmann (Anm. 1).

4 Zur Geschichte der Holocaustforschung vgl. Thomas Kühne, Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die ‚ganz normalen‘ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs. Erster Teil, in: Archiv für Sozialgeschichte 39 (1999), S. 580-662, bes. S. 589-620, und jetzt den vorzüglichen Aufriss von Gerhard Paul, Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und ‚ganz gewöhnlichen‘ Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung, in: ders. (Hg.), Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002, 2. Aufl. ebd. 2003, S. 13-90.

5 Vgl. Benjamin Ziemann, ‚Vergesellschaftung der Gewalt‘ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzeptes, in: Bruno Thoß/Hans Erich Volkmann (Hg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn u.a. 2002, S. 735-758, hier S. 740.

6 Thomas Kühne / Benjamin Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte, in: dies. (Hg.), Was ist Militärgeschichte?, Paderborn Verlag 2000, S. 9-46.

7 Ebd., S. 23f.

8 Ziemann (Anm. 5), S. 737f.

9 Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992.

kurzum: als Opfer, nicht aber als Subjekte und Täter. Der Deserteur, nicht der Krieger war ihre Leitfigur.

Ob es sich um den tragisch gescheiterten General oder um den geschundenen „Schützen Arsch“ handelte, die Historiographen ordneten das kriegerische wie das unkriegerische Handeln ihrer Helden und Anti-Helden in einem passivierenden Deutungssystem. Dieses freilich ist kein Residuum der Wissenschaften, sondern vielmehr aufs Engste mit dem öffentlichen Diskurs über die kriegerische Gewalt verwoben.¹⁰ Denn was im Militär, genauer: im Krieg, Gebot, mitunter Zwang, aber auch Privileg ist, wird in der zivilen Gesellschaft mit den schwersten dies- und jenseitigen, strafrechtlich wie religiös verankerten Sanktionen belegt: das Töten.

Aufgrund dieser Differenz zwischen ziviler und militärischer „Moral“ kann über das Töten im Krieg nur gebrochen, indirekt oder mit Hilfe fiktionaler Distanzierungen kommuniziert werden. Das Töten im Krieg ist, zumindest in der zivilen Gesellschaft der Gegenwart, aber oft auch in den Selbstdarstellungen militärischer Formationen, mit einem Tabu belegt, das eine camouflierende Sprache und einen besonderen Legitimationsaufwand erfordert. Der immense Aufwand an Sinnstiftungen, mit dem das Töten im Krieg verhüllt und legitimiert wird, zeigt, wie schwer die zivile Moral, das Tötungsverbot, wiegt. Kriegserzählungen handeln vom Leiden am Krieg, nicht von der Lust am Krieg, und erst recht nicht von der Lust am Töten. Diese camouflierende Redeweise vom Krieg ist in wissenschaftlichen wie in öffentlichen oder halböffentlichen Diskursen, in militärhistorischen Monographien, im institutionell verankerten Gedenken an die Kriegstoten, in Biertrichrunden von Kriegsveteranen omnipräsent. Wenn die Rede auf den massenhaften Kriegstod kommt, dann wird allenfalls über die Kriegstoten gesprochen, nicht aber über das Töten oder gar die eigene Teilhabe daran.¹¹

In Deutschland wurde dieses Tabu jedoch Mitte der 90er Jahre rigoros aufgebrochen. Den Hintergrund dieses Tabubruchs bildete zum einen die säkulare Entfremdung der zivilen Gesellschaft vom Militär, die in der Debatte um die Zulässigkeit des Tucholsky-Zitats vom Soldaten als Mörder nur ihren

10 Thomas Kühne, Die Viktimisierungsfälle. Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs, in: Michael Th. Greven / Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 183-196.

11 Ausführlicher weiter unten, vgl. am Beispiel deutscher Soldaten des Zweiten Weltkriegs nur Hans Joachim Schroeder, Töten und Todesangst im Krieg. Erinnerungsberichte über den Zweiten Weltkrieg, in: Thomas Lindenberger / Alf Lüdtke (Hg.), Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1995, S. 106-135, sowie zu den amerikanischen Vietnamkriegssoldaten das (in dieser Hinsicht allerdings unkritische) Buch von Jonathan Shay, Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust, Hamburg 1998 (amerikan. Orig. 1995).

prägnantesten Ausdruck fand, ihren tieferen Grund jedoch in der Abnahme eines militärisch sozialisierten Bevölkerungsanteils hatte, eine Entwicklung, die im biologisch bedingten ‚Abtreten‘ der Kriegsgeneration sowie im rapiden Rückgang der Wehrpflichtigenzahlen begründet ist. Zum anderen wurde jener Tabubruch auch durch die Bilder und Berichte vom Krieg in Ex-Jugoslawien, also durch die – lange Zeit fehlende – alltägliche, neuerdings massenmedial vermittelte, virtuelle Präsenz des Kriegstodes gleichsam in jedem Wohnzimmer angestoßen.¹²

Um 1995 entzündete sich in Deutschland eine Diskussion über das Tötungshandeln „ganz normaler Männer“ und „ganz normaler Deutscher“ im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg. Den wissenschaftlichen Anstoß zu dieser Diskussion gab Christopher Brownings Mikrostudie über den Massenmord eines deutschen Polizeibataillons an den Juden in Polen.¹³ Sie markiert die Abkehr der Holocaustforschung von dämonisierenden oder funktionalistischen Täterbildern und ihre Annäherung an individualisierende Perspektiven auf Motive, Anschauungen, Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste und Handlungsspielräume des Mitmachens und Verweigerns unter den Bedingungen kriegerischer Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung. In die Öffentlichkeit getragen und radikalisiert wurde jene Debatte jedoch erst durch die 1995 eröffnete „Wehrmachtausstellung“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung sowie Daniel Goldhagens Buch über den Judenmord „ganz normaler Deutscher“.¹⁴ Provozierend wirkten Goldhagens Buch und wohl noch mehr die Ausstellung dadurch, dass sie den von der Geschichtswissenschaft, der Erinnerungskultur und dem Militär konsensual reproduzierten Viktimisierungsdiskurs in Frage stellten. Sie taten dies, indem sie – durch Fotos sowie durch eine filmähnliche Rekonstruktion des Mordhandelns – dokumentierten oder suggerierten, dass „normale“ Soldaten und nicht bloß pathologische Randgestalten mit Lust an dem verbrecherischen Krieg agierten und partizipierten. Die Fotos der ersten Wehrmachtausstellung stellten dem Zuschauer die Frage nach dem Verhältnis von alltäglicher Normalität und kriegerischem Verbrechen, und konkreter nach der Rolle, die Ehemänner, Brüder, Väter und Großväter des Betrachters in dem Krieg gespielt haben, vielleicht auch nach der Rolle, die er selber darin gespielt ha-

12 Kühne (Anm. 4), S. 580ff., 649ff.

13 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek 1993.

14 Hamburger Institut für Sozialforschung, *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg 1996. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Interview und Gespräch*, Hamburg 1998; Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996. Julius H. Schoeps (Hg.): *Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust*, Hamburg 1996.

ben würde. Die Botschaft der Fotos lautete: Jedermann, „ganz normale Männer“ konnten zu Mördern werden (zumal bei Goldhagen treten auch einige Frauen auf).

Diese Debatte dreht sich keineswegs nur um die Vergangenheit. Wie alle Erinnerungspolitik und Erinnerungskultur hatte sie eine eminente Bedeutung für die Gegenwart. In der Auseinandersetzung mit der mörderischen Vergangenheit versuchte die deutsche Gegenwart auch ihr künftiges Verhältnis zur kriegerischen Gewalt zu ordnen – ein Problem, das angesichts der Neubestimmung der militärischen Aufgaben und des Standorts der Bundesrepublik in der Weltpolitik auf der Agenda stand. Einer der Stränge dieser Auseinandersetzung zielte auf die Diabolisierung des Militärs schlechthin, genauer: auf die Verwischung jedweden Unterschieds zwischen regulärem, völkerrechtlich begrenztem und verbrecherischem Krieg. Alle kriegerische Gewalt, aller Krieg ist verbrecherisch – „Soldaten sind Mörder“, so der Eindruck, der entstand, gleich ob man in die Gegenwart des ehemaligen Jugoslawien oder die Vergangenheit der nationalsozialistischen Täter- und Mitläufergesellschaft schaute. Diese Diabolisierung des Soldaten bildete nun die schärfste Antithese zur ehemals gesellschaftlich weithin anerkannten Viktimisierung des Soldaten.¹⁵

Die Beiträge dieses Bandes kreisen nicht um den passiv erlittenen Tod, um die Leiden der Opfer jener kriegerischen und genozidalen Gewalt oder um die psychischen, sozialen, kulturellen, politischen oder ökonomischen Friktionen, die mit der Bewältigung dieser Gewalt verbunden waren. Der Fokus ist vielmehr auf das *aktive* massenhafte Töten gerichtet, jenen Kern kriegerischen und genozidalen Handelns also, der bis in die 1990er Jahre hinein über ein Tabu verschlossen geblieben war – während die passive Seite des Massentodes in Krieg und Völkermord nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in einer Fülle sozial- und kulturgeschichtlicher Untersuchungen, wie sie (in- und außerhalb Deutschlands) seit etwa 1980 zunächst zum Ersten Weltkrieg, dann zum Zweiten Weltkrieg und in den USA speziell zum Vietnamkrieg sowie zu anderen Kriegen und zu den Völkermorden erschienen, durchaus thematisiert wurde.¹⁶

15 Michael Hepp/Viktor Otto (Hg.): „Soldaten sind Mörder“. Dokumentation einer Debatte 1931–1996, Berlin 1996; Klaus Naumann, „Soldaten sind Mörder“. Erkundungen auf dem Feld der Ehre, in: *Mittelweg* 36, Jg. 11 (2002), Heft 3, S. 65–74.

16 Für einen Einstieg in die umfassende militärgeschichtliche Literatur vgl. die Auswahlbibliographie in Kühne/Ziemann (Hg.) (Anm. 6), S. 331–356, sowie die Beiträge dieses Bandes, die primär die deutsche Forschung diskutieren. Vgl. jetzt auch Jutta Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte*, Tübingen 2002, sowie Andreas Herberg-Rothe, *Der Krieg. Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt a.M. / New York 2003, mit einem eigenen Kapitel über das „Töten im Krieg“. Den Stand der Genozid-Forschung spiegelt neuerlich der vorzügliche Band von Robert Gellately / Ben

Wie das Töten in Krieg und Genozid tabuisiert wurde, und das heißt immer: *wie* es beschwiegen und wie darüber gesprochen wurde, *wer* sich dazu wann mit welchen Worten, Bildern, Floskeln, äußerte, und an *wen* das Reden und Schweigen gerichtet war, wer es *wann*, unter welchen Bedingungen, in welcher Form und mit welchen Ergebnissen durchbrach – diese Fragen stecken eines der beiden Forschungsfelder ab, die dieser Band bestellt. Das andere gilt dem Tötungshandeln selbst – seinen institutionellen, sozialen, psychischen und kulturellen Dimensionen, seiner Praxis einerseits also, und dem ‚Sinn‘, mit dem Täter, Opfer und Zuschauer dieses Handeln vor, in und nach den Kriegen und Genoziden des 20. Jahrhunderts ausstatteten. Diese praxeologische Perspektive lässt sich wiederum auf mehreren organisatorischen Ebenen entfalten. Dazu gehören die kleine Face-to-face-Gruppe, der Zug oder die Kompanie im Militär, größere, anonyme Organisationen wie eine ganze Armee oder eine soziale Klasse, und schließlich insbesondere nationale Vergesellschaftungen. Zu fragen ist, auf welcher Ebene kriegerisches und genozidales Tötungshandeln und das Reden (und das heißt immer auch: Schweigen) darüber ihre sozialen Ordnungsfunktionen bedienen. Beide Problemkomplexe sind eng aufeinander bezogen. Dies nicht nur, weil das tabuisierende Beschweigen ebenso wie die im Bann des Faszinosums stehende Ästhetisierung des Tötungshandeln den Historiker vor besondere methodische Aufgaben stellen, wenn er dessen Praxis beschreiben will. Sondern vor allem, weil das Tabu – allgemeiner: die Art und Weise wie vom Töten gesprochen oder nicht gesprochen wird – seinerseits auf die Praxis, auf soziale Ordnungen und auf das Tötungshandeln zurückwirkt.

Ursachenanalyse oder Phänomenologie der Gewalt

Der vorliegende Band ist der Verwissenschaftlichung der Debatte um das massenhafte Töten in den Kriegen und Genoziden des 20. Jahrhunderts verpflichtet. Seine Beiträge rekonstruieren in Fall- und Überblicksstudien Praktiken des Tötens sowie deren institutionelle, soziale, psychische und kulturelle, insbesondere diskursive Bedingungen und Zusammenhänge. Er knüpft dabei zum einen an angloamerikanische Forschungstendenzen an, die – wohl nicht zufällig – ebenfalls Mitte der 1990er Jahre Gestalt angenommen haben. Allerdings unterscheidet sich die angloamerikanische Debatte von der deutschen dadurch, dass sie weniger öffentlichkeitswirksam, vor allem aber auch weniger polarisierend angelegt war. 1995 veröffentlichte der ehemalige ame-

Kiernan (Hg.), *The Specter of Genocide. Mass Murder in Historical Perspective*, Cambridge, U.K. / New York 2003, wider. Für die Geschichte des Massakers vgl. Eric Carlton, *Massacres. Historical Perspectives*, Aldershot 1994, sowie Mark Levene/Penny Roberts (Hg.), *The Massacre in History*, New York/Oxford 1999.

rikanische Offizier der Airborne Ranger Infantry und Militärpsychologe Dave Grossman sein populärwissenschaftlich gehaltenes Buch „On Killing“, das eine Bestandsaufnahme der psychischen und gesellschaftlichen „Kosten“ der Erziehung von Soldaten zum Töten mit einer Analyse der dafür erforderlichen Mechanismen und Techniken verbindet – freilich ohne jeden Anklang an die „Soldaten sind Mörder“-Formel; Grossman schreibt als ehemaliger Soldat mit großer Empathie für die Soldaten, dies im Bemühen darum, die Balance zwischen ihrer Rolle als „Täter“ und „Opfer“ zu halten. Wenn sie dabei primär als psychische „Opfer“ ihres eigenen, traumatisierenden Tötungshandelns erscheinen, so sind die Anklänge an den Viktimisierungsdiskurs unüberhörbar.¹⁷

Es ist allerdings auch äußerst schwierig, diesem diskursiven Käfig zu entkommen, wenn man nicht in das diabolisierende Gegenteil verfallen will. Mit diesem Problem ist – u.a. – Joanna Bourkes „Intimate History of Killing“ von 1999 befasst.¹⁸ Auf der Basis eindrücklicher „subjektiver“ Quellenzeugnisse dokumentiert ihr Werk die Lust am Töten, die amerikanische, britische und australische Soldaten der beiden Weltkriege sowie des Vietnamkrieges artikulierten. Das Buch liest sich dennoch nicht einfach als Illustration des Tucholsky-Verdikts vom Soldaten als Mörder.¹⁹ Denn auch Bourke beharrt – wie Grossman – mit Nachdruck auf den moralischen Belastungen, mit denen die Soldaten als ehemalige „killer“²⁰ sich den Rest ihres Lebens auseinandersetzen mussten (und nicht zuletzt darauf, dass die meisten Soldaten ein sicheres Gespür für den Unterscheid zwischen ‚regulärem‘, völkerrechtlich gedecktem Tötungshandlungen im Krieg und völkerrechtswidrigen Kriegsverbrechen hatten).

Zum anderen greift der vorliegende Band Forderungen nach einer „Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht“, auf, wie sie – ebenfalls 1995 – Michael Geyer formuliert hat.²¹ Geyer forderte die Militärgeschichte auf, das „zentra-

17 Dave Grossman, *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*, Boston/New York/London 1995.

18 Joanna Bourke, *An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare*, London 1999.

19 Insofern ist die wichtige, u.a. auf die mangelnde soziale und funktionale Differenzierung der Belege bei Bourke verweisende Kritik von Benjamin Ziemann, Rezension des Buches in: *Mittelweg* 36, Jg. 8 (1999), Heft 5, S. 12f., überzogen.

20 Zum Verständnis dieses englischen Wortes und seiner Differenz zu deutschen Entsprechungen vgl. die Bemerkungen am Anfang des Beitrages von Michael Geyer in diesem Band.

21 Michael Geyer, *Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht*, in: Lütke/Lindenberger (Anm. 11), S. 136-161. Bemerkenswerter Weise haben sich das angloamerikanische und das deutsche Forschungsinteresse seit Mitte der 1990er Jahre zunächst unabhängig von einander entwickelt. – Zu verweisen ist ferner auf einen ebenfalls 1995 erschienenen Sammelband, in dem eine Gruppe von Altertumswissenschaftlern und Mediävisten das „Töten im Krieg“ diskutierten, Heinrich von Stietencron/Jörg Rüpke, (Hg.), *Töten im*

le Element“ ihres Forschungsfeldes, nämlich „den von Menschen organisierten und bewerkstelligten Massen-Tod – das System, den Akt und die Folgen des Tötens und Getötet-Werdens“ – in den Mittelpunkt der Analyse des Krieges zu stellen: „Das Wesen des Krieges besteht im Kampf; die überwältigende Erfahrung des Kampfes besteht im Tod – ein von Menschen herbeigeführter Massentod, also nicht ein natürlicher oder individueller Tod.“ Eben diese soziale Dimension des Kriegstodes mache ihn zum Gegenstand der Geschichts-, der Sozial- und der Kulturwissenschaften.²²

Mit der Forderung nach einer „Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht“ – anstatt ihn und mit ihm das aktive Töten hinter Strategien, Operationen, Taktiken, hinter Generalstäben und Meutereien, auch hinter abstrakten Mobilisierungs- und Gefallenenraten, nicht zuletzt hinter Ideologien und Ideen vom Krieg zu verstecken – rief Geyer die Militärgeschichte zu einem Paradigmenwechsel auf, wie er sich zeitgleich in der Soziologie von der Gewalt andeutete. Auch dort rückte nun die leibliche, die vergesellschaftende und nicht zuletzt die intentionale, von Menschen gemachte und kontingente Qualität der Gewalt in den Vordergrund des Interesses.

Ebenso wie Kriege ein altes Thema der Historie sind, füllt auch die soziologische Literatur zur Gewalt vergangener und gegenwärtiger Gesellschaften Regale. Aber ebenso wie die traditionelle Kriegs- und Militärgeschichte, gleich ob kritisch oder „affirmativ“,²³ lieber von den politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, ideologischen, personellen, ideologischen Ursachen, Gründen, Anlässen, Motiven, Rahmenbedingungen und Folgen von Schlachten als vom „Schlachten“ selbst redet, sieht auch die traditionelle, makrosoziologisch ausgerichtete Gewaltsoziologie ihr eigentliches Gegenstandsfeld nicht im Gewaltakt selbst, sondern in dessen Ursachen.²⁴ Die Ge-

Krieg, Freiburg/München 1995. Allerdings geht nur ein kleiner Teil der Beiträge dieses Bandes tatsächlich dem aktiven Töten im Krieg nach, so – neben der Einleitung von Heinrich von Stietencron – vor allem der von Jan Assmann über die Legitimierung des Tötens im Alten Ägypten, ebd., S. 57ff.

22 Geyer (Anm. 21), S. 136, 138, 157f.

23 Zu diesen unterschiedlichen Traditionen vgl. insbesondere Wolfram Wette, Militärgeschichte zwischen Wissenschaft und Politik, sowie Gerd Krumeich, *Sine ira et studio? Ansichten einer wissenschaftlichen Militärgeschichte*, beide in Kühne/Ziemann (Anm. 6), S. 49-72 und 91-102.

24 Trutz von Trotha, *Zur Soziologie der Gewalt*, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Opladen/Wiesbaden 1997, S. 9-56, hier S. 19f.; vgl. Birgitta Nedelmann, *Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltsoziologie*, ebd., S. 59-85.- Vgl. Bernhard Waldenfels, *Aporien der Gewalt*, in: Mihran Dabag/Antje Kapust/Bernhard Waldenfels (Hg.), *Gewalt. Strukturen, Formen, Repräsentationen*, München 2000, S. 9-24, und weitere Beiträge dieses Bandes. Nach wie vor wichtig für die historiographische Diskussion ist Dirk Schumann, *Gewalt als Grenzüberschreitung. Überlegungen zur Sozialgeschichte der Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 37 (1997), S. 366-386.

waltursachenforschung steht der Gewalt selbst fremd gegenüber, denn ihr Interesse gilt solchen sozialen Bedingungen, unter denen Gewalt unwahrscheinlicher wird oder letztlich ganz ausstirbt – also den Bedingungen des sozialen und zwischenstaatlichen Friedens. Mit Verve geißeln denn die Kritiker der Gewaltursachenforschung auch die Konturenlosigkeit sowie die normative Zweckbindung jenes in der Friedensforschung überaus einflussreichen, weit gefassten Gewaltbegriffs, den Johan Galtung eingeführt hat. Mit ihm wurde die alte zivilisationstheoretische Hoffnung, mit den – angenommenen – „strukturellen“ Ursachen der Gewalt auch die Gewalt selbst beseitigen zu können, zum wissenschaftlichen Programm.²⁵

Sowohl der begrifflich-thematischen Unschärfe wie der normativen, oft durch potente Sponsoren von Forschungsprojekten abgesicherten Zweckbindung der Gewaltursachenforschung gilt die Kritik einer neueren Strömung in der Soziologie, die zunächst von Außenseitern und außerhalb des Universitätssystems angesiedelten Einrichtungen – besonders Wolfgang Sofsky mit seinem „Traktat über die Gewalt“²⁶ einerseits, das Hamburger Institut für Sozialforschung und dessen Hauszeitschrift „Mittelweg 36“²⁷ andererseits – betrieben wurde, mittlerweile aber auch in etablierten Wissenschaftsinstitutionen starken Rückhalt gefunden hat.²⁸ Diese Strömung richtet den Fokus erstens auf die körperliche, zweitens auf die soziale und drittens auf die kontingente Dimension des Gewalthandelns. Alle drei Bestimmungen gehen auf Überlegungen von Heinrich Popitz zurück: „Gewalt meint“, so seine bündige Definition, „eine Machttaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt“.²⁹

Gewalttaten stellen sich für die Ursachenforschung dar als Problem der Sammlung und Korrelation kriminalstatistischer und soziostruktureller Daten. Lust und Leiden – um es plakativ auszudrücken –, die sinnlich-leibliche Ebene der Gewalt verschwindet hinter Statistiken und „vergeistigten“ Strukturanalysen.³⁰ Dagegen fordert die neue Gewaltsoziologie dazu auf, „genau

25 Kritik bei Benjamin Ziemann, Perspektiven der Historischen Friedensforschung, in: ders. (Hg.), Perspektiven der Historischen Friedensforschung, Essen 2002, S. 13-39, S. 21.

26 Wolfgang Sofsky, Traktat über die Gewalt, Frankfurt a.M. 1996.

27 Vgl. als Auftakt „Soziologie ist eine Überlebenswissenschaft“. Gewalt im 20. Jahrhundert als sozialwissenschaftliches Thema, in: Mittelweg 36, Jg. 3 (1994), Heft 2, S. 68-83, Interview von Thomas Neumann mit Hans Joas, Wolfgang Sofsky, Heinz Bude, Bernd Greiner und Jan Philipp Reemtsma.

28 Vgl. insbesondere das Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Trotha (Hg.) (Anm. 24).

29 Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, 2. erw. Aufl. Tübingen 1992, S. 48.

30 Nedelmann (Anm. 24), S. 62.

zu beobachten, *wie* Körperverletzungen zugefügt werden, [...] wie gemordet, gefoltert, gequält, überfallen“ wird „und *wie* Opfer körperlich leiden“.³¹

Täter- und Opferseite der Gewalt sind aufeinander bezogen. Der Schmerz des Opfers, seine Einsamkeit und Hilflosigkeit, stellt sich auf der Täterseite als Erweiterungserfahrung dar. Der Erfahrung des Opfers, die Verfügungsmacht über den eigenen Körper zu verlieren, steht die Erfahrung eines ungeheuren Machtgewinns auf der Täterseite gegenüber. In den Worten von Popitz: „Im direkten Akt des Verletzens zeigt sich unverhüllter als in anderen Machtformen, wie überwältigend die Überlegenheit des Menschen über andere Menschen sein kann. Zugleich erinnert der direkte Akt des Verletzens an die permanente Verletzbarkeit des Menschen durch Handlungen anderer, seine Verletzungs-Offenheit, die Fragilität und Ausgesetztheit seines Körpers, seiner Person.“³²

Damit ist die zweite, zentrale Dimension des Gewalthandels angesprochen, seine soziale Ordnungsleistung. Gewalt bedeutet keineswegs etwa ‚Unordnung‘ schlechthin. Sie zerstört nicht nur soziale Beziehungen, sondern stellt diese erst her. Sie ist nicht nur ein Produkt sozialer Beziehungen, sondern strukturiert und erzeugt diese vielmehr auf elementare und grundsätzliche Weise. Von welcher Art, von welcher numerischen Reichweite, von welcher Dauer die qua Gewalt hergestellten oder angestrebten sozialen Beziehungen sind, bleibt der Fallanalyse vorbehalten. Mit Popitz lässt sich eine polare Unterscheidung zwischen Gewalt als „bloßer Aktionsmacht“ und Gewalt als „bindender Aktionsmacht“ treffen.³³

Anders als Naturkatastrophen, Krankheiten oder auch Unfälle, die in ähnlicher Weise wie Gewalt beim Opfer Ohnmachterfahrungen hervorrufen, wird Gewalt absichtlich ausgeübt. Sie kommt nicht schicksalhaft daher.³⁴ Sie hat einen benennbaren individuellen oder kollektiven Täter. Zumindest ein Teil der neuen Gewaltsoziologie beharrt auf diesem intentionalen Aspekt der Gewalt, so etwa Trutz von Trotha, wenn er als das Spezifische der Körperlichkeit von Gewalt die „menschliche Freiheit“ benennt, eine Freiheit, die geteilt ist, „vereinseitigt auf den Vergewaltiger, der das Opfer in die Wirklichkeit der Notwendigkeit zwingt.“³⁵ In kaum einem Bereich der neueren

31 Ebd., S. 63. Indem sie sich der Leiblichkeit sozialer Handlungen zuwendet, vollzieht die Gewaltsoziologie jene Wendung zum Körper und zur Leiblichkeit, die in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften generell zu beobachten ist, vgl. einführend Chris Shilling, *The Body and the Social Theory*, London/Newbury Park, CA 1993. Maren Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*, Tübingen 2000.

32 Popitz (Anm. 29), S. 43f. Vgl. Sofsky (Anm. 26), S. 65ff.

33 Popitz (Anm. 29), S. 46f., vgl. S. 44; Trotha (Anm. 24), S. 20ff., 38, 43, generell Sofsky (Anm. 26), S. 7ff..

34 Popitz (Anm. 29), S. 48-50.

35 Trotha (Anm. 24), S. 31.

Gewaltforschung ist das damit angesprochene Problem der Handlungsfreiheit des Täters so intensiv und kontrovers diskutiert worden wie in jenem des Holocaust und der nationalsozialistischen Verbrechen.³⁶

Für die Auslotung von Handlungsfreiheiten haben sich soziologische Konstellationsanalysen bewährt. Wenn etwa die Triade von Tätern, Opfern und Zuschauern, oder auch von Tätern, Opfern und Mitläufern untersucht wird, dann geht mit der damit verbundenen Frage der Interdependenz moralisch konträr erscheinenden Verhaltens und Handelns auch eine Warnung vor dichotomischen Kontrastierungen einher. Wie Brownings Fallstudie gezeigt hat, hatten auch jene Angehörige des Polizeibatallions 101, die sich den Mordtaten verweigert haben, nolens volens einen Anteil an ihrer Durchführung und Wiederholung, weil sie, um selbst unbehelligt zu bleiben, doch zumindest die symbolische Ordnung jener Taten, insbesondere das ihr zugrundeliegende Männlichkeitsideal, nicht in Frage stellten, sondern bestätigten.³⁷

Abgeschlossen ist die konzeptionelle Diskussion von Gewalthandeln und Handlungsfreiheit noch längst nicht. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass Handlungsfreiheiten im Gefüge institutioneller, mentaler, sozialer oder auch ökonomischer (tatsächlicher oder vermeintlicher) Zwänge schwer auszuloten sind, sondern auch mit der von einigen „Gewaltforschungserneuerern“ gegen die „Gewaltursachenforscher“ ins Feld geführten Eigendynamik von Gewalt. Wie immer Motive und Ziele anfangs gelagert sein mögen, sie tendieren – so diese Sichtweise – dazu, sich im Prozess der Gewalthandlung selbst zu verbrauchen oder pervertiert zu werden.³⁸

Dem zivilisationstheoretisch begründeten Glauben an die grundsätzliche Überwindbarkeit der Gewalt durch Veränderung ihrer sozialen Rahmenbedingungen erteilen die neuen Gewaltforscher eine Absage. Sie konzentrieren sich auf die Phänomenologie der Gewalt, untersuchen die Praktiken der Gewalt und fragen nach deren Typen und Differenzen, nehmen das „gewaltsame Handeln und Leiden, ihre Wahrnehmungen, ihr Denken und Empfinden, die Beziehungen zwischen den Tätern, Helfershelfern, Zuschauern und Opfern in den Blick“. An die Stelle der Warum-Frage nach den Ursachen wird

36 Vgl. aus der Fülle der neuerdings vorgelegten Fallstudien nur Wolfram Wette (Hg.), *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*, Frankfurt a.M. 2002, sowie die Überlegungen bei Alf Lüdtke, „Fehlgreifen in der Wahl der Mittel“. Optionen im Alltag militärischen Handelns, in: *Mittelweg* 36, 12. Jg. (2003), Heft 1, S. 61-75; Jan Philipp Reemtsma, Über den Begriff „Handlungsspielräume“, in: ebd. 11. Jg. (2002), Heft 6, S. 5-23.

37 Vgl. Kühne (Anm. 4), S.

38 Hierzu insbesondere Thorsten Bonacker, *Zuschreibungen der Gewalt. Zur Sinnförmigkeit interaktiver, organisierter und gesellschaftlicher Gewalt*, in: *Soziale Welt* 53 (2002), S. 31-48, S. 36ff.

die Wie-Frage nach der Prozesshaftigkeit der Gewalt an den Ausgangspunkt der Analyse gestellt.³⁹

Welche Gewaltphänomene freilich sollen untersucht und dargestellt werden? Konsens besteht unter den Erneuerern darüber, dass das Töten eine singuläre Bedeutung unter allen Gewalthandlungen hat. Die Tötung markiert den absoluten Steigerungspunkt aller Gewalt. Der Tod ist für den Menschen nicht nur unentrinnbares, „irdisch-absolutes“ Schicksal. Er ist für den Menschen auch machbar, in Form der Selbsttötung wie der Tötung anderer. Neben dem Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit steht das Bewusstsein des Töten-Könnens.⁴⁰ Um dieses „Definitivum aller Gewalt“ (Popitz) kreist denn auch Sofskys „Traktat über die Gewalt“, das 1996 gleichsam als Fanal zum Aufbruch in die neue Gewaltsoziologie gewirkt hat, nachdem Sofskys drei Jahre zuvor erschienene Studie über die „Ordnung des Terrors“ in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern die Eigendynamik der Gewalt als machtsstrukturierender Faktor plastisch demonstriert hatte.⁴¹

Wenn Sofsky sich in oft langen historischen Perspektiven mit dem Formwandel der Gewalt beschäftigt und dazu auf die Waffentechnik, die Tortur, die Hinrichtung, die Jagd und das Massaker zu sprechen kommt, so gilt seine ‚Vorliebe‘ stets den körpernahen Dimensionen des Themas. Nicht das Töten aus Distanz, sondern das Töten auf Hautkontakt – mit dem Messer – wird ausgemalt, auch und gerade da, wo es um das massenhafte Töten geht, das Massaker: „Der Täter hält dem Opfer den Lauf der Pistole an die Schläfe, an die Brust oder den Unterleib. [...] Die bevorzugte Waffe des Gemetzels jedoch ist das Messer. Mit dem Messer in der Hand kommt Leben in den Mörder, in seinem Blick flammt es auf, das Herz pocht stürmisch, im Gehirn blitzt etwas auf, das Herz pocht stürmisch, im Gehirn blitzt etwas auf. Manchmal macht er sich einen Spaß daraus, vor dem verängstigten Opfer genüsslich das Messer zu schärfen. [...] Er will im Blute waten, will mit eigener Hand, mit den Fingerspitzen spüren, was er tut.“⁴²

Warum „waten“ Wissenschaft und wissenschaftliche Essayistik im Blut solcher absoluten Gewalt? Sofsky und mit ihm weitere Gewaltforschungserneuerer legitimieren ihre Fleischbeschau als empathische Parteinahme für die Opfer und ihre körperlichen Leiden. Sofsky etwa moniert, dass in der Literatur über Gewalt entweder die Sprache nur auf den Täter und die Tat komme, oder aber, wenn denn vom Leiden die Rede sei, der Akzent „meist

39 Trotha (Anm. 24), S. 20-22.

40 Vgl. Popitz (Anm. 29), S. 52f.

41 Wolfgang Sofsky, Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager, Frankfurt a.M. 1993. Vgl. neuerdings ders., Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg, Frankfurt a.M. 2002, S. 9-20 („Über das Töten“).

42 Sofsky (Anm. 26), S. 181f.

auf dem seelischen Leid, nicht auf der physischen Pein“ liege.⁴³ Letzteres ist zweifellos richtig und eine Folge der körperabstinenten Wissenschaftstraditionen. Ersteres dagegen ist, zumal wenn man an soziologische und historische Forschungen zu Kriegen und Genoziden denkt, sicher nicht zutreffend.

Aber nicht nur das. Sofskys Analyse läuft Gefahr, in der Faszination vor der schauernden Gewalt zu versinken. Mitunter erinnert seine düstere Bestandsaufnahme einer Gesellschaft, welche die Gewalt keineswegs auch nur tendenziell besiegt hat, sondern sie immer wieder aufs Neue und immer raffinierter pflegt, weil sie ohne sie nicht auskommen kann, an Ernst Jüngers frühe Schriften oder manches andere, was weniger Prominente Zukunftsvisiönäre über die kriegerische Gewalt nach 1918 in Deutschland geschrieben haben.

Ohnmacht und Macht

Wie Menschen – massenhaft – dazu befähigt werden, als „Herren“ über Leben und Tod *anderer* Menschen – wiederum massenhaft – zu wirken, ist jedoch keineswegs so selbstverständlich, wie es die Introspektion ins Innere der Gewalt erscheinen lassen mag. Die Krux der neuen Gewaltsoziologie liegt in ihrer Flucht vor dem Kontext ihres Gegenstandes.⁴⁴ Die Eigendynamik der Gewalt wird nur noch behauptet, nicht mehr nachgewiesen oder gar – und darauf käme es an – von Fall zu Fall, von Situation zu Situation, von Gesellschaft zu Gesellschaft relativiert. Solche Gewaltsoziologie beginnt und endet im Nirgendwo. Wo Gewalt entsteht (und wo sie vermieden wird), ist nicht mehr der Frage wert. Ihr Endpunkt im unergründbaren Leid der Opfer erlaubt keine Nachfrage mehr.

Die Ohnmachterfahrung des Opfers gestattet nur Empathie und Paraphrase: „Ohnmacht und Verzweiflung haben den Glauben an die eigene Handlungskraft untergraben. [...] Das Bewusstsein des Handelns ist nur zurückzugewinnen, sofern das Widerfahrnis der Ohnmacht aufgewogen wird – eine höchst prekäre, oftmals vergebliche Aufgabe.“⁴⁵ Die Soziologie des Tötens, auch die historische, fängt aber möglicherweise genau dort an: bei den Verletzungen, den Schmerzen, den leiblichen und seelischen, physischen und emotionalen, der Ohnmacht – und dem Versuch, diese durch Handlung aufzuwiegen. Denn welche Handlung könnte dabei erfolversprechender sein

43 Ebd., S. 67.

44 Vgl. dagegen Bonacker (Anm. 38), S.38ff., mit der Unterscheidung der drei Referenzebenen Interaktion – Organisation – Gesellschaft.

45 Ebd., S. 81f.

als jene, die „vollkommene Macht“, das „Herr-Sein über Leben und Tod“,⁴⁶ bedeutet?

Wie Klaus Latzel in seinem Beitrag zu diesem Band bemerkt, weist die Formel von der „Eigendynamik“ der Gewalt dann ins Leere, wenn sie mehr erklären will als das bewegende und dramatische Element der Gewalt. Tatsächlich aber ist die „Eigendynamik“ stets eine vermittelte. Die Agenten der Gewalt handeln aus einem Kontext der erlittenen – oder doch erfahrenen – Gewalt heraus. Die Lust an der Gewalt hat ihre Voraussetzung im vergangenen Leiden an der Gewalt, mag dieses Leiden körperlicher oder seelischer Art sein. Im Anschluss an Überlegungen von Bernhard Waldenfels fasst Latzel den Begriff des Leidens hier sehr weit, als Störung (schließlich auch: Zerstörung) der „Grundlagen von menschlicher Sozialität und des Verhältnisses des Menschen zu sich selbst und zu den Dingen [...]“. Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Angst, Angst vor Verletzung und Schmerz, vor Überwältigung, vor dem Ausgeliefertsein, vor dem Verlust von Welt, vor dem Sicherheit gebenden Platz in der Welt.“

Eine empirische Unterfütterung dieser Überlegungen liefert in diesem Band Bernd Greiner in seiner Studie über die Kriegsverbrechen amerikanischer Vietnamsoldaten. Greiner verortet die Ursachen von Gewaltbereitschaft und Mordlust in der militärischen Ausbildung, „in den dort geweckten Erwartungshaltungen und der Konfrontation mit der Realität des Krieges“. Das gezielte Hasstraining, das im Zentrum der Ausbildung der Vietnamkriegssoldaten stand, ist vielfach beschrieben worden, am nachdrücklichsten von dem Psychoanalytiker Chaim Shatan,⁴⁷ am populärsten durch Stanley Kubricks Film „Full Metal Jacket“. Hinzu kam die auf die Erlangung männlicher Souveränität gerichtete Erwartungshaltung der Rekruten – „The John Wayne thing“. Diese wurde in der sozialen Praxis des Vietnamkriegs völlig desavouiert: durch die Ohnmacht vor einem unsichtbaren Feind und vor den eigenen Vorgesetzten, die sich in Desinteresse, Inkompetenz und Zynismus gegenüber ihren Untergebenen zu überbieten schienen. In der tödlichen Gewalt gegen wen auch immer erlangten die Soldaten ein Stück Souveränität zurück, oder, in den Worten Sofskys: Sie gewannen das „Bewusstsein des Handelns“ zurück, das ihnen die „Widerfahrnis der Ohnmacht“ geraubt hat-

46 Popitz (Anm. 29), S. 53. Vgl. Elias Canetti, *Masse und Macht*, Hamburg 1960, S. 259ff., 276.

47 Chaim F. Shatan, *Die trauernde Seele des Soldaten. Die Selbsthilfe-Bewegung der Vietnamveteranen*, in: Reiner Steinweg (Red.): *Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution*, Frankfurt a.M. 1981, S. 271-299; ders., *Militarisierte Trauer und Rachezeremoniell*, in: Peter Passet/Emilio Modena (Hg.): *Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht*, 2. Aufl. München/Zürich 1987, S. 220-240.; ders., *Zivile und militärische Realitätswahrnehmung. Über die Folgen einer Absurdität*, in: *Psyche* 35 (1981), S. 557-572.

te.⁴⁸ Als Opfer des Gewalthandelns der Soldaten waren die Vorgesetzten nicht ausgeschlossen, wie der vielfache „officercide“ zeigt. Von besonderer Bedeutung aber war die exzessive Gewalt gegen Frauen, weil sie „Fantasien einer hypervirilen Wiedergeburt“ nährte, welche die beschädigte männliche Identität reparierten: „Du hattest die Macht, eine Frau zu vergewaltigen, und niemand konnte Dir etwas anhaben“, so ein Vietnam-Veteran.⁴⁹

Der besonderen Bedeutung, die in diesem Zusammenhang die lange Zeit gänzlich tabuisierte – kollektiv von Männern praktizierte oder doch von ihnen gedeckte – sexuelle Gewalt gegen Frauen hat, gilt der Beitrag von Gaby Zipfel. Die massenmediale Aufbereitung des jugoslawischen Bürgerkriegs konfrontierte die Weltöffentlichkeit mit der Ubiquität des grausamen Festes männlicher Vergemeinschaftung im Krieg durch die kollektiven Vergewaltigungen. Die geschlechtliche Codierung des Tötungshandelns im Krieg gründet auf der Vorstellung, der Mann habe einen Körper, den er beherrschen, manipulieren oder als Instrument und Waffe einsetzen könne, „wohingegen die Frau Körper sei, ihr Wesenskern im Innern des Körpers vermutet werde. Männer können verletzen, während Frauen als verletzbar gelten.“ Wenn Frauen zu Opfern männlicher sexueller Gewalt im Krieg werden, dann um diese Ordnung zu befestigen. Die Vergewaltiger zelebrieren nicht nur den Ausschluss der Frauen vom militärischen Gewaltmonopol. Sie demonstrieren vor allem den gegnerischen Männern, dass sie nicht fähig sind, ihre Frauen zu beschützen, dass sie also gar keine ‚richtigen‘ Männer sind. Kollektive Vergewaltigungen machen die Identifikation von Heterosexualität und Aggression mit Männlichkeit auf besonders brutale Weise sinnfällig. Damit ist ein Kontinuum der kriegerischen Gewalt markiert, das Zipfel für die Kriege vom Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart nachweist.⁵⁰

Nun ist die Vorstellung vom „Gewalthandeln als Kompensation für erlittene Gewalt“ (Latzel) nicht nur traditionsreich – man denke an die Frustrations-Aggressionshypothese – , sondern auch verfänglich, zumal wenn man den Gewaltbegriff ins Existenzialistische ausweitet und nicht nur auf jedwede Form von Entbehrung, sondern auch bereits auf die Angst davor bezieht. Und noch etwas kommt hinzu: die Fallstricke des Viktimisierungsdiskurses. Im Verweis auf das eigene Leiden an der Gewalt der anderen verflüchtigt sich die Teilhabe, möglicherweise die Lust an der eigenen Gewalt und den mit ihr verbundenen Machtfantasien nur allzu schnell und allzu leicht. Jene von Greiner beschriebene Kompensation erlittener Ohnmacht durch exzessive, verbrecherische, insbesondere sexuelle Gewalt ist denn auch keines-

48 Sofsky (Anm. 26), S. 81, siehe weiter oben.

49 Beitrag Greiner.

50 Zur Geschlechtergeschichte des Krieges vgl. die grundlegenden Bemerkungen bei Christa Hämmerle, Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte, in: Kühne/Ziemann (Anm. 6), S. 229-262.

wegs im Sinne einer Gesetzmäßigkeit oder eines Automatismus zu verstehen. Dazu macht sie der Viktimisierungsdiskurs, wenn er die Soldaten in einer Gewaltspirale verortet, in der sich die Handelnden im Krieg, wie Gaby Zipfel kritisch anmerkt, selbst zum Opfer machen. Denn erstens ist jener Gewinn an sozialer Macht und sozialem Leben, den das gemeinsame Verbrechen sichert, kulturell durch bestimmte Männlichkeitsideale vorgeprägt, und zweitens beteiligten sich die Soldaten daran keineswegs alle in gleichem Maße.

Der Versuch, das Gewalthandeln, zumal das kriegerische, nur aus sich selbst heraus analysieren zu wollen und die Verletzungsdynamik vor dem Kriege a limine auszublenden, ist jedoch höchst fragwürdig. Sie muss vielmehr in Rechnung gestellt werden, wenn die Eigendynamik der Gewalt im Krieg nachgewiesen werden soll. Wann überhaupt kann von Eigendynamik geredet werden? Rache ist ein bekanntes Movers der Gewalt. Racheanlässe gibt es im Krieg zuhauf – jeder getötete Kamerad bietet einen solchen, erst recht jeder aus dem Hinterhalt oder wie auch immer ermordete, jeder grausam verstümmelte, jedes Verbrechen der Gegenseite, was immer als solches gelten mag.⁵¹ Die Kriege des 20. Jahrhunderts und insbesondere die Massaker, die sie zeitigten, bieten hinreichende Gelegenheiten, zu studieren, wie solche Rachestimmungen bewusst erzeugt wurden. Die propagandistische Beschwörung der Partisanengefahr, die angeblich in jedem Juden lauere, im deutschen Ostkrieg ab 1941 ist nur ein besonders eindringliches Beispiel.⁵²

Menschen und Gesellschaften haben stets verschiedene Möglichkeiten, auf erlittene Gewalt zu reagieren: „Leiden kann zu Gewalt führen, muss es aber nicht. Dazwischen liegt die menschliche Freiheit.“⁵³ Sie kann nur in umsichtigen Situationsanalysen ermittelt werden, die den diskursiven und praktischen Dimensionen des je konkreten, historisch und gesellschaftlich differenten Gewalthandelns Rechnung tragen, also zeigen, wie, wo und wann Menschen Gewalt „machen“.⁵⁴

51 Beitrag Grossman. Vgl. z.B. Shay (Anm. 11), S. 124ff. u. pass.; Peter Waldmann, Rache ohne Regeln. Zur Renaissance eines archaischen Gewaltmotivs, in: *Mittelweg* 36, Jg. 9 (2000), Heft 6, S. 4-25.

52 Vgl. nur Walter Manoschek, „Serbien ist judenfrei“. Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München 1993, S. 60, vgl. auch weiter unten, sowie zum Vietnamkrieg Beitrag Greiner.

53 Die Zitate aus Latzels Beitrag zu diesem Band.

54 Beitrag Kürşat-Ahlers für die Genese von Genoziden.- Für eine gesellschaftsgeschichtlich argumentierende Kritik an Sofskys „schwarzer Anthropologie“ vgl. z.B. Bernd Weisbrod, Sozialgeschichte und Gewalterfahrung im 20. Jahrhundert, in: Paul Nolte u.a. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München 2000, S. 112-123, bes. S. 116f.

In anderen institutionellen, sozialen und psychischen Zusammenhängen als den von Greiner dargestellten wurde das Tötungshandeln organisiert, das Hans-Heinrich Nolte und Detlef Bald untersuchen. In seinem Vergleich sowjetischer und nationalsozialistischer Mordaktionen in Belorussland betont Nolte die Bedeutung institutioneller Faktoren für die Freisetzung vieler „durch unsere Moral verbotener Gelüste – vom Töten zum Rauben, vom Sadismus zur Vergewaltigung“. Sexuelle und räuberische Gewalt fanden in einem von der NS-Führung geschaffenen rechtsfreien Raum statt, „in dem das Töten bewusst archaisiert und zu persönlichem Abenteuer freigegeben wurde, so lange es sich gegen bestimmte Außengruppen wie Homosexuelle, Kranke, Kommunisten und insbesondere Juden richtete.“

Das Gegenstück zum archaischen Töten durch Verhungern oder Erfrieren lassen, Verbrennen, Ersticken, Erschlagen, Erschießen, Verbreitung von Epidemien beschreibt Detlef Bald am Beispiel des Atombombenabwurfs über Hiroshima: das hochgradig technisierte, distanzierte und arbeitsteilige Töten. Bald unterscheidet zwischen drei Tätergruppen, die beim Töten im Atomkrieg zusammenwirkten: die Bombercrew, die Laborwissenschaftler und die Politiker. Die Arbeitsteilung fragmentierte und anonymisierte die Tat und distanzierte die Täter vom Tötungsakt derart, dass alle wähten, ‚business as usual‘ zu betreiben. Die Bombercrew begeisterte sich ob der Reibungslosigkeit des Handlungsablaufs, die Wissenschaftler erfreuten sich ob immenser Forschungsressourcen, die Politiker genossen das von der Plansicherheit ausgehende Machtbewusstsein.

Wie werden Menschen massenhaft dazu befähigt, als „Herren“ über Leben und Tod *anderer* Menschen – wiederum massenhaft – zu wirken? Und in welchen Verbindungen stehen die verschiedenen Weisen des massenhaften Tötens im 20. Jahrhundert? Neben der numerischen Dimension des Tötens ist es vor allem das Neben- und Ineinander von regulärem kriegerischem und genozidalem Töten, das die Signatur dieses Jahrhunderts ausmacht. Rolf Pohl rekapituliert in seinem Beitrag die sozialpsychologische Forschung, um daran zu erinnern, wie unfruchtbar die dichotomischen Begriffe Normalität und Pathologie sind, um jene Frage zu klären: Sadistische und paranoide Verhaltensweisen „gehören in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen und mit wechselnden Vorzeichen“ zur „Normalität“ wie zur „Pathologie“. Normalität und Pathologie durchdringen sich gegenseitig vor allem dann, wenn, wie Pohl schreibt, „das gesellschaftliche Klima durch die komplette Umwertung aller bislang normativ geltenden Werte und Maßstäbe ins Gegenteil gekennzeichnet ist.“ Eine solche Situation – die komplette Umwertung – ist historisch kaum auffindbar und auch nicht denkbar. Im Übrigen macht die staatliche Aufhebung des Tötungstabus denn auch, wie Pohl mit Nachdruck feststellt, „nicht automatisch aus halbwegs normalen Bürgern skrupellose Mörder“.

Das Wechselspiel endogener und exogener Faktoren der Tötungsbereitschaft ist bisher vorzugsweise in biographischen Fallstudien untersucht worden, in denen je spezifische Tötungssituationen und -formen in Beziehung zu Persönlichkeits-, sozialen und institutionellen Strukturen und Handlungsbedingungen gesetzt werden können. Dagegen stehen in diesem Band die historischen Bedingungen, sozialen Praktiken und gesellschaftlichen Diskurse des massenhaften Tötens im Vordergrund. Pohl führt die historische Analyse auf eine wichtige Spur, wenn er mit der Psychoanalyse auf die Disziplinierung und durchgreifende Schwächung der Über-Ich-Funktionen durch die militärische Ausbildung und das militärische Gehorsamssystem verweist: Das persönliche Gewissen (und mit ihm der individuell unterschiedlich stark wirkende Zaun der Aggressionspotentiale) wird auf den militärischen Führer sowie auf die militärische Gruppe übertragen. „Nach der Ent-Individuation macht dieser Mechanismus aus den einzelnen Soldaten eine homogene, gehorsamsbereite Gemeinschaft.“

Dieser Mechanismus wirkt nicht überall und immer gleichmäßig, sondern unterschiedlich in Abhängigkeit von der Persönlichkeit der Führer, von den *patterns* der militärischen Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung, von kontingenten Erfahrungen der sozialen Gebilde, denen das massenhafte Töten obliegt, von den symbolischen Ordnungen, den Werten und Deutungsmustern, die zum Tragen kommen, nicht zuletzt von den politisch-institutionellen Entscheidungen und ideologischen Rahmenbedingungen. Für die kriegerische Vergesellschaftung wurde im 20. Jahrhundert jedoch die relative Eigenständigkeit kleiner, vertrauter, kohärenter Gruppen charakteristisch, deren soziales Leben und kollektive Machterfahrung an massenhafte physische Vernichtung und, darüber hinaus, an den gezielten Bruch dessen, was als „normal“ galt, gebunden waren.

Soziales Leben durch physische Vernichtung

Die um die Gruppe kreisende, möglicherweise in Deutschland besonders tief eingelassene „Tötungskultur“ entstand im Ersten Weltkrieg, so die These Michael Geyers in diesem Band. Wie die statistische „Vermessung der Todeslandschaft“ dieses Krieges deutlich macht, kämpften die Soldaten des deutschen Heeres in der einigermaßen sicheren Erwartung, dass es auch sie früher oder später mehr oder weniger schwer „erwischen“ würde – tödlich oder aber, wahrscheinlicher, in Form schwerer Verletzung, Krankheit oder anderer Versehrung. Dass sich dabei Kriegsmüdigkeit und Kriegsunwilligkeit einstellten, ist keineswegs überraschend. Überraschend ist vielmehr die außerordentliche Kampfbereitschaft.

Bei der Suche nach einer Erklärung für dieses Nebeneinander von Kampfbereitschaft und Kriegsmüdigkeit treten das „Material“, das gemeinhin als Signum des Ersten Weltkrieges gehandelt wird, in den Hinter- und rücken die sozialen Ressourcen, also staatliche Mobilisierungsfähigkeit und nationale Mobilisierungswilligkeit in den Vordergrund. Wenig beachtet wurde hier die Tatsache, dass aufgrund der massiven Umschichtungen das Frontheer des Jahres 1918 ein gänzlich anderes als jenes von 1914 war, in soziostruktureller, aber auch in mentaler Hinsicht. Geyer: „Das eine war typisches Heer des 19. Jahrhunderts. Das andere war in Ansätzen bereits die Wehrmacht der Zukunft.“ Das Heer des Jahres 1918 war, so Geyer, relativ jugendlich, und zwar sowohl was die Mannschaften wie die unteren Führer anbelangt (die Nähe beider zueinander wurde zu einem Signum der Wehrmacht); und vor allem: Seine Kampfbereitschaft beruhte nicht mehr primär auf der äußeren Disziplin der Unterordnung und des Exerzierdrills, sondern auf der inneren Disziplin des Gefechtsdrills, auf der Verselbständigung des Gefechts- und das heißt: des Tötungshandelns. Diese routinisierte Gewalt schliff sich über die physischen und psychischen Anstrengungen nicht ab, sondern lud sich im Gegenteil in ihnen immer stärker auf. Massenhaftes Töten sicherte soziales Leben, Bewegung, selbstverständlich auch Machterfahrung. Als sozialer Transmissionsriemen der Gewalt wirkten die Gruppe und das Netzwerk interagierender Gruppen, „die auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen waren. Zwar starb jeder für sich selbst, aber zum Überleben brauchte es den anderen.“

Solche Erfahrungen waren es, die nach 1918 zum Mythos der Kameradschaft geronnen. Ihn als Legende – als falsche Wahrheit – aufzufassen, hieße, ihn misszuverstehen. Die Erfahrung der Kameradschaft im Angesicht des Todes gehört zu den *Topoi* von Kriegserinnerungen wie gleicherweise deren Pflege vornehmlich in Veteranenvereinen betrieben wird. Psychologische Untersuchungen zeigen, dass Kriegsveteranen, die sich in dieser Weise vergesellschafteten, also sich ein institutionalisiertes Kommunikationsforum für ihre Kriegserlebnisse schaffen und unterhalten, weniger unter Kriegstraumata leiden also solche Veteranen, die den Kriegsteil ihrer Biographie privatisieren und keine Kontakte zu ehemaligen Kameraden pflegen.⁵⁵

Darüber hinaus hat der Verweis auf die Kameradschaftspraxis im Krieg für die kollektive Erinnerung an diesen eine eminente Bedeutung für das gesellschaftliche Ansehen der Veteranen und ihre (Re-)Integration in die zivile

55 Vgl. für eine entsprechende Studie unter englischen Veteranen des Zweiten Weltkriegs Detlef Berentyen, *Alliierte Kriegstraumata. 50 Jahre nach Kriegsende wurden die Leiden der Siege untersucht*, in: *Psychologie Heute* 22 (1995), Nr. 4, S. 8f. – Im Folgenden greife ich auf Ergebnisse meiner demnächst erscheinenden Monographie zurück: *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Habilitationsschrift Bielefeld 2003.

Gesellschaft, aus der hinaus sie in das moralische Niemandsland des Krieges gezogen sind. In solchen Erinnerungen erscheint der Krieger „als Mensch“, der sich nach Heimat, Geborgenheit, Harmonie sehnt und der eben diese Harmonie durch selbstloses Verhalten und Anteilnahme am Kameraden auch zu stiften vermag, allen Widrigkeiten zum Trotz. Die auf Authentizität pochenden Erzählungen von der selbstlosen Kameradschaft im Krieg, in dem einer für den anderen „da war“, in dem einer selbstlos sogar sein Leben für den anderen opferte, belegen, dass die Soldaten auch im Krieg keineswegs etwa den Wertehorizont der zivilen Welt vergessen haben, auch wenn und obwohl sie durch das Töten-Müssen dazu partiell gezwungen waren. Diese Botschaft wurde nach dem Ersten, aber in ähnlicher Form auch nach dem Zweiten Weltkrieg verkündet, und zwar mit Nachdruck immer dann, wenn es galt, öffentliche Angriffe auf die moralische Integrität der ehemaligen Krieger abzuwehren.⁵⁶

Die mythischen Dimensionen solcher Erinnerungen dürfen nicht zu der Unterstellung verleiten, dass es derlei Kameradschaft während des Krieges nicht gegeben habe, dass jene Erinnerungen also lediglich (Selbst- oder Fremd-)Täuschungen seien. Tatsächlich war und ist Kameradschaft ein integrierender und zugleich kontingenter Faktor der militärischen Gesellschaft. Allerdings beschränkt sich seine Bedeutung keineswegs auf jene altruistische, fürsorgliche Variante, in der die verklärende Erinnerung schwelgt. Kameradschaft (und ihre Pendanten in anderen Sprachen) bezeichnet vielmehr eine das soziale Verhalten der Soldaten in umfassender Weise durchdringende Tugend, die – wie jede Norm – in der Praxis in unterschiedlichen Ausprägungen, in unterschiedlichen Graden und mit unterschiedlichen Wirkungen umgesetzt werden kann. Sie neutralisiert nicht nur die moralische Verwerflichkeit kriegesischer (oder auch genozidalen) Tötens diskursiv. Als Tugend des Mitmachens, der Konformität und des sozialen Zwangs trägt Kameradschaft auch funktional dazu bei, Tötungshemmungen der Soldaten abzubauen oder zu überspringen. Kameradschaft als militärische Tugend besteht in einem „Geschäft“ auf Gegenseitigkeit: Fürsorge gegen Sich-Einfügen. Wer mitmacht, sich unterordnet, sein individuelles Leben und Wohlergehen dem der Kameraden, also dem der Gruppe nachordnet, der kommt selbst in den Genuss solcher Fürsorge.

56 Dazu ebd., für Deutschland nach 1918 und 1945; für Frankreich und Großbritannien nach 1918 vgl. Antoine Prost, *Les anciens combattants et la société française 1914 – 1939*, Bd. I: Histoire, Bd. II: Sociologie, Bd. III: Mentalités et Ideologies, Paris 1977; Joanna Bourke, *Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain, and the Great War*, London 1996; für die USA nach dem Vietnamkrieg u.a. Susan Jeffords, *The Remasculinization of America. Gender and the Vietnam War*, Bloomington/Indianapolis 1989.

Die Militärsoziologie untersucht das, was im Deutschen als Kameradschaft bezeichnet wird, als Gruppenzusammenhalt.⁵⁷ Einige zentrale Faktoren dieses Phänomens und seiner Bedeutung für das Tötungshandeln stellt Dave Grossman in diesem Band in einer „Anatomie des Tötens“ zusammen. Deren Ausgangspunkt bildet die Frage, mit dem sich militärische Führung in der Zeit der modernen Massenheere in besonderem Maße, im Prinzip aber auch schon früher konfrontiert sah: Wie bringt man ‚gezogene‘ Soldaten dazu, ihre zivile Identität und die dieser eigenen Tötungshemmungen abzugeben? Grossman verweist in diesem Zusammenhang auf Untersuchungen des amerikanischen Offiziers S. L. A. Marshall aus dem Zweiten Weltkrieg, wonach nur 15 bis 20 Prozent der von ihm befragten rund 400 Infanteristen im Gefecht auf den Gegner tatsächlich schossen.⁵⁸ Diese häufig zitierten Zahlen sind zwar fragwürdig.⁵⁹ Dennoch besteht kein Zweifel an der Relevanz des damit ausgedrückten Problems für die Wehrpflichtigenarmeen des 20. Jahrhunderts.⁶⁰ Es mag einen kleinen Anteil von anlagebedingt aggressiven, also besonders tötungsbereiten Soldaten geben. Man kann diesen Anteil höher oder niedriger einschätzen – an der sozialen Ubiquität der Tötungshemmungen ändert dies nichts. Sie ist auch keineswegs etwa mit noch so vielen Belegen, die von der „Lust“ dieser oder jener Soldaten am Töten zeugen, in Frage gestellt. Die Toten, die die Kriege des 20. Jahrhunderts hinterlassen haben, zeigen indes, wie erfolgreich diese Hemmungen überwunden

-
- 57 Die einschlägige Literatur füllt Regale, vgl. synthetisierend Klaus Roghmann/Rolf Ziegler, *Militärsoziologie*, in: Rene König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 9: Organisation. Militär, 2., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart 1977, S. 142-227, Frederick J. Manning, *Morale, Cohesion and Esprit de Corps*, in: Reuven Gal/A. David Magelsdorff, *Handbook of Military Psychology*, Chichester u.a. 1991, S. 453-470, und weitere Beiträge dieses Bandes. Grundlegend bleibt Samuel A. Stouffer u.a.: *The American Soldier: Adjustment during Army Life*. *Studies in Social Psychology in World War II*, Bd. 1-4, Princeton, NJ 1949-1950. Vgl. zudem Bourke (Anm. 18), S. 87, 97ff., 112, 142. – Für die Diskussion um die Wehrmacht vgl. Edward A. Shils/Morris Janowitz, *Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II*, in: *Public Opinion Quarterly* 12 (1948), S. 280-315; Martin van Creveld, *Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939–1945*, 2. Aufl. Freiburg 1992. Die These von Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995, dass die Primärgruppenbindungen für die Kampfmotivation der Wehrmacht nicht zum Tragen gekommen sein können, weil diese informellen Gruppen ab 1942 an der Ostfront nicht mehr existent gewesen seien, ist nicht haltbar, vgl. Kühne (Anm. 55); ders., *Vertrauen und Kameradschaft. Soziales Kapital im „Endkampf“ der Wehrmacht*, in: Ute Frevert (Hg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003, S. 245-278. Vgl. auch Kühne (Anm. 4), S. 625ff., ferner die Hinweise bei Hew Strachan, *Ausbildung, Kampfgeist und die zwei Weltkriege*, in: Thoß/Volkman (Anm. 5), S. 265-286.
- 58 S. L. A. Marshall, *Men against Fire. The Problem of Battle Command in Future War*, New York 1947, S. 50, 54ff., 69.
- 59 Vgl. die kritische Literatur bei Bourke (Anm. 18), S. 75f. mit Anm. 24.
- 60 Ebd., S. 69ff.

wurden. Feindbilder spielten dabei zweifellos eine Rolle; Grossman erörtert ihre Wirkung im Kontext anderer Formen der Distanz, die zwischen dem Soldaten und seinen Gegnern aufgebaut wird. Ein weiterer Faktor sind Autoritäts- und Gehorsamsstrukturen, deren Reichweite durch die berühmten Laborexperimente von Milgram und Zimbardo immer wieder diskutiert und nachgewiesen wurde.

Damit Autoritätsstrukturen und Befehle einerseits, Feindbilder und andere kulturelle Faktoren andererseits jedoch als massenhaftes Tötungshandeln wirksam werden, bedarf es eines sozialen Transmissionsriemens. Als solcher wirkt im Militär die kleine, durch face-to-face-Kontakte geprägte informelle Gruppe. Sie steht in einem Spannungsverhältnis zur formalen Organisation des Militärs, insbesondere seiner hierarchischen Struktur.⁶¹ Von dieser kann sich die informelle Gruppe ablösen. Dienst nach Vorschrift, gegenseitige Vertuschung von Fehlleistungen, schließlich die kollektive Desertion oder die Meuterei mögen das Resultat sein.⁶²

Die militärischen Organisationen des 20. Jahrhunderts haben es jedoch in erstaunlichem Maße verstanden, dieser Gefahr Herr zu werden, also zu gewährleisten, dass „Kameradschaft“ nicht nur gruppenintern wirkte, sondern auch ein Netzwerk von interagierenden Gruppen zusammenhielt. Wenn die Wehrmacht 1939–1945 dabei besonders erfolgreich war, wie Militärsoziologen immer wieder betont haben, so ist dies nicht nur auf egalitäre Elemente der Führungsstrukturen (die Truppführer sollten der symbolischen Distanz zu ihren Männern tunlichst entsagen, vielmehr *mit* der Truppe leben) zurückzuführen, sondern auch auf die Kongruenz zwischen militärischem und außermilitärischem Wertehorizont im Nationalsozialismus. In beiderlei Hinsicht unterschied sich etwa die amerikanische Armee des Vietnamkrieges fundamental von der Wehrmacht. Von größter und weithin, besonders in der Militärsoziologie, übersehener Bedeutung ist in diesem Zusammenhang unzweifelhaft das Prinzip der Vergemeinschaftung durch Normbruch.

Die formale Organisation ist auf die informelle Gruppe als Motivationsressource angewiesen. Die Gruppe bedient die Erwartungen der Organisation an das effiziente Funktionieren ihrer Mitglieder durch ein System der gegenseitigen Überwachung, das dafür sorgt, dass sich – im Militär – niemand vor

61 Zu den organisations- und gruppensoziologischen Grundlagen vgl. z.B. Amitai Etzioni, *Soziologie der Organisationen*, München 1967; George Caspar Homans, *Theorie der sozialen Gruppe*, Köln/Opladen 1960; Bernhard Schäfers (Hg.), *Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen*, 2. erw. und aktualisierte Aufl. Heidelberg/Wiesbaden 1994.

62 In Deutschland hat dieses Problem für das Militär nach 1918 traumatische Bedeutung gehabt, vgl. Kühne (Anm. 55). Eine vorzügliche Fallstudie bietet Leonhard V. Smith, *Between Mutiny and Obedience. The Case of the French Fifth Infantry Division During World War I*, Princeton 1994.

der physischen Gefahr des Todes, aber auch nicht vor der moralischen Belastung des Tötens drückt. Das Mitmachen in diesem sozialen Zwangssystem wird belohnt mit moralischer Entlastung. Über diese „Diffusion des Verantwortungsgefühls“ (Grossman) mokierte sich Sebastian Haffner, als er mit Blick auf seine Zeit in einem brandenburgischen Referendarlager, in das er sich 1933 im Zuge seiner juristischen Ausbildung nach der „Machtergreifung“ gesteckt sah, das „weiche Kissen der Kameradschaft“ beschrieb: „Alle für einen“ sei ein „generös-weiches“ Gesetz. Nahm es dem Menschen doch die „Verantwortung für sich selbst und vor Gott und seinem Gewissen“ ebenso ab wie die „Sorge für die Existenz“: „Sein Gewissen sind die Kameraden und es erteilt ihm die Absolution für alles, solange er tut, was alle tun“.⁶³

Diese Moral der Gemeinschaft definiert sich nicht inhaltlich, sondern funktional: Gut ist alles, was dem sozialen Leben der Gemeinschaft nützt, schlecht, was ihr schadet. Haffner empörte sich als notorischer Zivillist und Individualist gegen die dem Militär nachempfundene Zwangsvergemeinschaftung, die ihm das NS-Deutschland zumutete. Das, was er als Kameradschaft verabscheute, hatte seinen Ursprung im Militär. Kameradschaft – oder allgemeiner: das soziale Leben in der kleinen militärischen Einheit – basiert auf einer moralischen Ordnung, die nicht um das Individuum, nicht um das individuelle Überleben und auch nicht um das individuelle Gewissen kreist, sondern um das soziale und symbolische Leben der militärischen Gruppe – um ihren Zusammenhalt, ihre Kampfbereitschaft, ihren Ruhm. Kameradschaft halten, heißt mitzumachen, als Soldat insbesondere im Gefecht, heißt also die Furcht vor der Zerstörung des eigenen Körpers, gleichzeitig aber auch die Skrupel vor dem Zerstören fremder Körper zu überwinden.

Wie diese Moral des Mitmachens und die Vergemeinschaftung durch Gewalt handeln in historisch konkreten Situationen, in bestimmten Kriegen und militärischen Gesellschaften, Kriegsschauplätzen und Truppenteilen, Nationen und Zeiten ‚ausbuchstabiert‘ werden, variiert in Zeit und Raum.⁶⁴ Möglicherweise entwickelte die Erfahrung der Vergemeinschaftung durch Tötungshandeln in Deutschland nach 1918 eine besondere Dynamik, die nicht allein aus dem Krieg heraus, sondern auch aus dem Trauma der militärischen Niederlage und der innergesellschaftlichen Erosion im und nach dem Krieg zu erklären wäre. Denn alles zusammen zog jene Apotheose der zum Vergesellschaftungsprinzip gemachten massenhaften Gewalt nach sich, die ab 1933 in Deutschland praktiziert wurde.⁶⁵ Charakteristisch für diese Gewalt

63 Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, erw. Ausg., München 2002, S. 278–285.

64 Vgl. Sofsky (Anm. 29), S. 111ff.

65 Allgemein Benjamin Ziemann, *Die Eskalation des Tötens in zwei Weltkriegen*, in: Richard van Dülmen (Hg.): *Die Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000*, Wien/Köln/Weimar 1998, S. 411–429; Michael Geyer, *Das Stigma*

war die staatlich durchgesetzte, exerzierte Verwischung aller Unterschiede zwischen Krieg und Genozid. Sie ist keine automatische Folge des sozialen Lebens, das die Gruppe in und durch die physische Vernichtung sichert, aber doch eine mögliche. Insbesondere die Erweiterung des regulären zum irregulären Krieg-Machens ist in der Tendenz zur Aufhebung jeder inhaltlich definierten Moral und zur Apotheose des sozialen Zusammenhalts angelegt.

Mitzumachen galt es bei allen möglichen anderen Dingen, bei allem, was in irgendeiner Weise gemeinschaftsfördernd wirkte. Kameradschaft lebt vom kollektiven Normbruch⁶⁶ – das kriegerische Töten war nur und ist nur die vermutlich radikalste Variante dieses Bruchs. Weniger radikal sind zahllose Geheimnisse und kleine Konspirationen, auch gegen Vorgesetzte. Solche symbolischen Subversionen können rhetorischer oder praktischer Art sein, entscheidend ist, dass sie die Tugend des Mitmachens wach halten oder erst einüben. Alles stiftet Zusammenhalt, weil alle Gemeinschaft von der Grenzziehung nach außen lebt – gegenüber *dem* oder *den* Anderen einerseits und der Homogenität im Inneren.

Kamerad war der, mit dem man, wie ein Wehrmachtssoldat 1943 schrieb, „auch mal was ausfressen konnte“.⁶⁷ Was man gemeinsam ausfraß, war abhängig von vielen Faktoren – der Position der Gruppe im hierarchischen Gefüge des Militärs, von ihrer Zusammensetzung und von ihrer Außenwelt. Hier mochten es der gemeinsame Bordellbesuch, das Frauenabenteuer, die Vergewaltigung sein, dort der Tott am unbeliebten Vorgesetzten, woanders

der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland, in: Christian Jansen / Lutz Niethammer / Bernd Weisbrod (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1995, S. 673-698; ders., Krieg als Gesellschaftspolitik. Anmerkungen zu neueren Arbeiten über das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte 26 (1986), S. 557-601.

- 66 Zur Vergemeinschaftung durch wie immer verstandenes Verbrechen und insbesondere „verbrecherische“ Gewalt vgl. Zygmunt Baumann, Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg 1992, S. 173, sowie am Beispiel der Gestapo Elias Siberski, Untergrund und offene Gesellschaft. Zur Frage der strukturellen Deutung des sozialen Phänomens, Stuttgart 1967, anknüpfend Hans-Joachim Heuer, Die Geheime Staatspolizei. Über das Töten und die Tendenzen der Entzivilisierung, Berlin 1995, S. 162ff., zudem die luzide Fallstudie zur SA von Sven Reichardt, Vergemeinschaftung durch Gewalt. Das Beispiel des SA-„Mördersturmes 33“ in Berlin-Charlottenburg zwischen 1928 und 1932, in: Entgrenzte Gewalt. Täterinnen und Täter im Nationalsozialismus. Hg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Bremen 2002, S. 20-36. – Es ist in diesem Zusammenhang auch auf die kulturanthropologische Forschung zu männerbündischen Initiationsriten und die dabei zentrale Konstruktion einer „Antistruktur“ (zur „Struktur“ der Gesellschaft, von der sich solche Bünde abgrenzen) zu verweisen, vgl. Victor Turner, Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, Frankfurt a.M. 1989 (amerik. 1969), dazu Thomas Kühne, Zwischen Männerbund und Volksgemeinschaft: Hitlers Soldaten und der Mythos der Kameradschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 38 (1998), S. 165-189.
- 67 Zit. Kühne (Anm. 56), S. 271.

die Deckung der subversiven Rede, die gemeinschaftliche Plünderung, die kollektive Vergewaltigung oder der Bruch des Kriegs- und Völkerrechts. Die in den Beiträgen von Gaby Zipfel und Bernd Greiner beschriebenen Grausamkeiten auf dem „Schlachtfeld Frauenkörper“ müssen ebenso vor diesem Hintergrund verstanden werden wie die karnevalistischen Tötungsrituale, die Joanna Bourke rekonstruiert. Die Faszination, welche die Agenten des atomaren Tötungshandelns ergriff, markiert gewiss etwas Neues, aber auch sie entstand, wie Bald zeigt, in der konspirativen Abgeschlossenheit des Labors, und sie zehrte von der Aura des Bruchs mit allem, was die Zivilisation je erlebt hatte.

Kriege zu führen gilt als Männersache. Das Privileg und der Zwang, im Krieg zu töten, sind der Ausweis von Männlichkeit – wer solches getan hat, gehört dazu; das Töten im regulären Krieg hält gleichsam die Waage zwischen Moralität und Amoralität. Es verstößt gegen das zivile Tötungsverbot, wird auch dementsprechend von den Soldaten vielfach so empfunden und ist dennoch durch staatliche wie gesellschaftliche, institutionelle wie ideologische Vorkehrungen vor dem Stigma in Schutz genommen. Viele Zeugnisse deuten darauf hin, dass Soldaten in der Regel in allen Kriegen des 20. Jahrhunderts zwischen kriegsvölkerrechtlich sanktioniertem und verbrecherischem Töten zu unterscheiden wussten. Diesem Wissen zum Trotz war der Übergang vom einen zum anderen fließend; das Prinzip der männlich-militärischen Vergemeinschaftung durch den Normbruch hielt die Grenze zwischen beidem offen.⁶⁸ Im nationalsozialistischen Krieg wie in anderen Genoziden kam die Anordnung oder Duldung des Normbruchs und Verbrechens durch Staat und militärische Führung hinzu.⁶⁹

Erlaubt war alles, was der Gruppe gefiel, das heißt, was ihr soziales Leben bereicherte und intensivierte. Ihr belebendes soziales Elixier sog die verbrecherische kollektive Gewalt aus dem Bewusstsein, über die Moral der zivilen Gesellschaft und überhaupt über jede von außen erfolgte Regelung erhaben zu sein oder doch wenigstens außerhalb von ihr zu stehen. Diese Vergemeinschaftung durch Verbotenes hatte für Männer und Frauen nicht dieselbe Bedeutung. Für Männer war sie ein Privileg und ein Muss. Um als Mann ‚unter Männern‘ anerkannt zu werden, musste man bereit sein, Verbotenes oder doch wenigstens Anrühiges zu tun, und zwar in Gemeinschaft und unter Aufsicht anderer Männer. Wer das nicht tat, sah sich der Verspottung durch die Kameraden, insbesondere durch die unter ihnen herr-

68 In diesen Zusammenhang gehört Himmlers bekannte Glorifizierung des Durchhaltens bei den Massenerschießungen als Ausweis (männlicher) Härte, die also in der Überwindung moralischer Skrupel begründet war, vgl. Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 1-3, durchges. u. erw. Aufl. Frankfurt a.M. 1990, S. 1078f.

69 Andeutungsweise bereits Shils/ Janowitz (Anm. 56), S. 298.

schenden „bullies“ ausgesetzt. Der Spott zielte dabei auf die Identität als Mann: Ein amerikanischer Vietnamsoldat, der bei einer Vergewaltigung nicht mitgemacht hatte, wurde als „Schwuler“ und „Küken“ verspottet, ihm wurde sogar mit Meuchelmord gedroht, wenn er seine „unmännliche Zurückhaltung“ nicht überwand.⁷⁰ Der Underdog und der Bully repräsentieren die zwei Eckpfosten der dreigliedrigen Konfiguration, die sich im Gewalt Handeln solch männlicher Vergemeinschaftungen oft beobachten lässt: Eine meist große Gruppe von Mitmachern oder Mitläufern scharft sich um einen oder einen kleinen Zirkel von Anführern, während ein ebenfalls kleiner Teil sich fernzuhalten versucht. Das mörderische Handeln solcher Gruppen hat Christopher Browning exemplarisch beschrieben, wenn er auch dazu neigt, den Gruppenzwang über und die Lust am sozialen Leben, das die Gewalt zu garantieren scheint, zu vernachlässigen.⁷¹ Beides war untrennbar miteinander verbunden.

Soziales Leben – Gemeinschaft – verdichtete sich in dem Maße, wie sich das Tötungshandeln radikalisierte – im Totalen Krieg, im verbrecherischen Krieg, im Genozid. Daher konnten Kriegsmüdigkeit und Kampfbereitschaft neben- und ineinander wirken (in Deutschland in der Endphase des Ersten und noch mehr des Zweiten Weltkrieges, unter den Amerikanern im Vietnamkrieg, die sich der Antikriegsbewegung in der Heimat gegenüber gestellt sahen).⁷² Charakteristisch für diese Form der kriegerischen Vergesellschaftung ist die „formlose Dislokation“ (Geyer), die Auflösung der „Massenhaftigkeit in eine Vielzahl von lokalen Bewegungspunkten“, die in einem komplexen, kooperativen System von dichten Netzwerken interagierten. Die (kleine) Gruppe wirkte dabei nicht nur als Faktor militärischer Effizienz – diesen Aspekt betont die Militärsoziologie üblicherweise. Indem sie die Anonymität des Massenverbandes in vertraute Sozialbeziehungen übersetzte, stiftete sie kameradschaftliche „Geborgenheit“, ersetzte sie das persönliche Verantwortungsbewusstsein durch die Gemeinschaftsmoral des Normbruchs, und löste im Wahrnehmungshorizont der Soldaten den systematischen, planmäßigen Charakter des Vernichtungskrieges in eine Vielzahl von kleinen Verstößen gegen die Menschlichkeit und das Völkerrecht auf.

70 Beitrag Greiner.

71 Browning (Anm. 13).

72 Vgl. auch in diesem Zusammenhang die Fallstudie von Michael Geyer, „Es muß daher mit schnellen und drakonischen Maßnahmen durchgegriffen werden“. Civitella in Val di Chiana am 29. Juni 1944, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944, Hamburg 1995, S. 208-238.

Reden und Schweigen vom Töten

Vom Töten, zumal vom massenhaften, zu reden, ist nicht einfach. Zur Kommunikation über den Krieg gehört der Nichtsagbarkeitstypus. Fragen nach ihren Erlebnissen pflegen Soldaten gleich welcher Kriege oft mit dem Verweis abzutun, dass sie selbst das Erlebte kaum verstehen, geschweige denn anderen mitteilen könnten.⁷³ Für das eigene Töten gilt dies besonders. Dennoch wird darüber gesprochen, und zwar auf vielfältige und höchst unterschiedliche Weise. Allerdings war reglementiert, was, wo und wie darüber gesprochen wurde. Wenn es im Rückblick auf die kriegerische und genozidale Gewalt dieses Jahrhundert so scheinen mag, als sei alles machbar gewesen, so war doch keineswegs alles sagbar.⁷⁴

„Dem Blutvergießen haftet ein Makel an, eine ominöse Komponente des Heillosen, die in ihrem Ursprung auf magisch-religiöse Vorstellungen zurückgeht und selbst im Krieg nicht ganz verdrängt werden kann. [...] Daher bedürfen die Krieger in manchen Gesellschaften nach beendeter Kampfhandlung reinigender Riten, ehe sie wieder in das Alltagsleben integriert werden können.“⁷⁵ Solche Riten (wie andere auch) sind in der Moderne fragwürdig und hinfällig geworden. Man mag die Siegesparaden, wie sie manche, aber eben nur manche Länder nach manchen (und auch nur siegreichen) Kriegen zu Ehren der rückkehrenden Krieger veranstaltet haben und noch veranstalten, in dieser Tradition sehen. Aber sie ändern nichts daran, dass das „Heillose“, das die Kriege in modernen Gesellschaften anrichten, mit solchen Ritualen nicht zu ordnen ist. Daher ist das Reden über das Töten im Krieg mit einem Tabu belegt.

Freilich darf die Rede von der Tabuisierung des Tötens nicht in dem Sinne missverstanden werden, dass dieses Töten schlichtweg beschwiegen würde. Tatsächlich wird es durchaus im öffentlichen Bewusstsein präsent gehalten, etwa in Form filmischer und literarischer Fiktionalisierungen. Was

73 Birke Mersmann, „Was bleibt vom Heldentum?“ Weiterleben nach dem Krieg, Berlin 1995, S. 34f.

74 Zur Formulierung und dem damit angesprochenen diskursanalytischen Ansatz Willibald Steinmetz, *Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume, England 1780–1867*, Stuttgart 1973.

75 Heinrich von Stietencron, *Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen*, in: Stietencron/Rüpke (Anm. 21), S. 17–56, hier S. 51. Vgl. auch Bernhard Gladigow, *Homo publice necans. Kulturelle Bedingungen kollektiven Tötens*, in: *Saeculum* 37 (1986), S. 150–165. Zum Ersten Weltkrieg immer noch anregend, wenn auch methodisch problematisch: Eric J. Leed, *No Man's Land. Combat and Identity in World War I*, Cambridge 1979, S. 194f. Allgemein Bourke (Anm. 18), S. 344ff. Einen kursorischen, wenig tief-schürfenden Überblick über die beiden Weltkriege und den Vietnamkrieg gibt Benjamin Bieber, *Wie Kriege enden. Die Reintegration von Soldaten in Nachkriegsgesellschaften*, Hamburg 2002.

Thorsten Bonacker für die Gewalt im Allgemeinen festgestellt hat, gilt für das Töten ganz besonders – „die Gleichzeitigkeit einer Tabuisierung und einer Faszination der Gewalt.“ „Einerseits belegt die Moderne die Gewalt mit einem Tabu und einem Rechtfertigungsdruck. Andererseits finden sich in ihren ästhetischen, philosophischen und politischen Arsenalen zahlreiche Gewaltverherrlichungen und -stilisierungen, bis hin zur medialen Inszenierung eigentlich tabuisierter Gewalt. Es liegt nahe, hier an eine ‚Wiederkehr des Verdrängten‘ (Freud) zu glauben, aber so einfach liegt die Sache nicht. Vielmehr besteht die Paradoxie des modernen Gewalttabus darin, dass es, um als Tabu wirksam zu werden, permanent erinnert und seine Auferlegung wiederholt werden muss. Was damit aber immer mitgeführt wird, ist die für das Tabu konstitutive Möglichkeit der Überschreitung. Denn nur wenn es gebrochen werden kann, ist das Tabu notwendig.“⁷⁶

Wie welche Medien die Aufgabe erfüllt haben, an die Möglichkeit der Überschreitung des Tötungstabus zu erinnern, welche zeitlichen, räumlichen oder anderen Unterschiede dabei wirksam wurden, an wen sich diese Medien richteten und von wem sie rezipiert wurden, ist noch kaum erforscht und auch nicht einfach zu klären.⁷⁷ Denn es müssen dabei die in je spezifischen gesellschaftlichen Situationen wirksamen Medien, Autoren und Rezipienten, auch die Darstellungs-, und Rezeptionsformen zusammen betrachtet werden. Die Beiträge dieses Band können in dieser Hinsicht nur Anregungen vermitteln.

Für britische und deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg zeigen in diesem Band Aribert Reimann und für die Wehrmachtsoldaten des Zweiten Weltkriegs Klaus Latzel, in welcher Weise sich das Tötungstabu auf die Sprache der Soldaten ausgewirkt hat, wenn sie mit ihren Angehörigen im Medium des (Feldpost-)Briefs über ihre Erlebnisse, Emotionen und Handlungen kommunizierten.⁷⁸ Generell waren Soldaten bestrebt, die militärisch-kriegerische Realitätsebene von der zivilen der Heimat fernzuhalten. Vom Töten, jener Form menschlichen Handelns, die in der Heimat keinen legitimen Platz hatte, sollte diese möglichst wenig erfahren. Das Wissen um die

76 Bonacker (Anm. 38), S. 35.

77 Wohl existiert eine Fülle von literatur-, film- und kunstgeschichtlichen Untersuchungen zur kriegerischen, auch genozidalen Gewalt, hier allerdings steht, daran sei erinnert, das aktive Töten zur Diskussion, und dieses geht in den meisten Studien – mit Ausnahme solcher zur bellizistischen Kriegsliteratur nach 1918 (Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1977/78; Bernd Weisbrod, Ernst Jünger: *In Stahlgewittern*, in: Winfried Barner (Hg.): *Querlektüren. Weltliteratur zwischen den Disziplinen*, Göttingen 1997, S. 168-186, u.v.a) – im Strudel der erlittenen Gewalt unter. Wichtig und anregend ist Birgit Richard, *Todesbilder. Kunst, Sachbuch, Medien*, München 1995. Nicht mehr einsehen konnte ich u.a. Steffen Martus / Martina Münkler / Werner Röcke (Hg.), *Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel*, Berlin 2003.

78 Vgl. zur Feldpostbriefforschung Kühne (Anm. 4), S. 643ff.

zwei Gesichter des Soldaten, zumal des ‚gezogenen‘, seine Doppelsexistenz als Zivilist und als Krieger, war omnipräsent und unteilbar, aber mancher Soldat hätte es seinen Angehörigen gerne vorenthalten, etwa jener Wehrmachtssoldat, der 1944 nach Hause schrieb: „Wer hat ihr das eingeredet, dass ihr Papa in Russland ist und Russen totschießt. Ehrlich gesagt, ich möchte das nicht gerne. Solche kleinen Kinder brauchen so was noch nicht zu wissen.“⁷⁹

Die Soldaten redeten vom Töten in ihren Briefen höchst selten. Aber konsequent war die Abschirmung nicht, sie durfte und konnte es nicht sein. Denn militärischer Erfolg – das, wozu die Soldaten in den Krieg gezogen waren, sei es, um vor sich, den Kameraden oder den Angehörigen einen Beweis ihrer Männlichkeit abzulegen, sei es, um die Heimat vor feindlicher Gewalt zu bewahren – bestand im Töten. Es ist daher unverzichtbar, das Medium des Feldpostbriefes mit anderen zu kontrastieren. Was die Soldaten ihren Angehörigen zuhause schrieben, musste nicht dasselbe sein, worüber sie untereinander ‚sprachen‘. Joanna Bourke zieht denn in ihrem Beitrag über britische und amerikanische Soldaten die von diesen „geschossenen“ Fotos heran, auf denen sie als Sieger neben oder über getöteten Feinden posierten. Die gestellten ‚Schnappschüsse‘ dokumentierten (und sollten dokumentieren), dass die Männer eine neue Identität als Krieger angenommen hatten und die alte als Zivilisten abgelegt hatten. Und den Kern dieser Identität bildete die Herrschaft über Leben und Tod. Die Erfindung der Kleinbildkamera versetzte die Soldaten in die Lage, sich einen Ausweis dieser Identität zu verschaffen.⁸⁰

Solche Ausweise von der kriegerischen, d.h. zum Töten fähigen Identität konnten sich auch an die Heimat richten, an die Angehörigen, die nicht etwa glauben sollten, „dass du keinen Kampf erlebt hast“, wie es ein amerikanischer Feldwebel im Zweiten Weltkrieg formulierte; sie waren freilich kein Spezifikum angloamerikanischer Soldaten oder bestimmter Kriege.⁸¹ Auch die Wehrmachtssoldaten schmückten sich damit, nicht zuletzt mit solchen Fotos, die ihre Teilhabe am Judenmord zeigten.⁸² Allerdings waren das prekäre Dokumente, die keineswegs überall und von allen Soldaten gleichermaßen freizügig herumgereicht worden wären.

79 Beitrag Latzel.

80 Zum „Beweis“-Wert des Fotos vgl. Susan Sonntag Über Fotografie, München/Wien 1989, S. 11.

81 Beitrag Bourke.

82 Vgl. z.B. Kathrin Hoffmann-Curtius, Trophaen und Amulette. Die Fotografien von Wehrmachts- und SS-Verbrechen in den Brieftaschen der Soldaten, in: Fotogeschichte 20 (2000), Heft 78, S. 63-71. Bernd Greiner, Die Zeit im Bild, in: Mittelweg 36, Jg. 8 (1999), Heft 1, S. 57-63.

Männlichkeit als Fähigkeit und Bereitschaft, sich über die zivilen Normen hinwegzusetzen, musste gegenüber der zivilen Welt demonstriert werden – wenn auch verhalten, gleichsam als Drohung, als Hinweis auf das Machtpotential des ‚Männerbundes‘. In diesem Sinne schwelgte die autobiographische Kriegsliteratur – zumal in Deutschland nach 1918 – in der als männlich definierte Lust an der Gewalt, insbesondere der absoluten des Tötens.⁸³ Franz Schauwecker schwärmte 1919 von der ‚wilden, stolzen Freude an Kraftentfaltung und Mannestum‘, die ihn im beim Töten ergriffen habe.⁸⁴ Im Zentrum der kriegerischen Männlichkeit stand die Vernichtung menschlichen Lebens, und die Lust zu töten wurde unverblümt glorifiziert. Von der ‚Freiheit der Männer‘ war die Rede, die sich von keinen Frauen und von keiner Moral der Schuld aufhalten lassen brauchten, wenn es galt, ‚Menschen zittern‘ zu lassen: ‚Endlich einmal jenseits von Gut und Böse! Endlich einmal Mensch, Unmensch, Übermensch!‘⁸⁵ Am bekanntesten ist Ernst Jünger, der die ‚Luft‘ der Feuertaufe atmete, die ‚von überströmender Männlichkeit geladen‘ sei.⁸⁶

Es ist üblich, derlei Gewaltverherrlichung als historisches Spezifikum der Zwischenkriegszeit abzuhandeln. Zeitlich darüber hinaus, in die Gegenwart reichende Kontinuitätslinien geraten so kaum ins Blickfeld, obwohl doch der internationale Fernseh-, Video- und Internetmarkt voll von einschlägigen Produkten ist, und auch jüngste Varianten der Popliteratur das Tötungshandeln und selbst das Morden als Faszinosum zelebrieren.⁸⁷ Hier wird das Töten im fiktionalen Medium dargeboten. Fiktionalisierung bedeutet Distanzierung. Indem die Gesellschaft das Bewusstsein ihrer tödlichen Handlungspotenz ins Unterhaltungsprogramm verbannt, wird es der Wirklichkeit entrückt. Das fremde und befremdende Element der eigenen Identität ist so einigermaßen erträglich. Eine ähnliche Wirkung hat die Abdrängung der Lust am Töten in historische ferne Epochen (so meist im Genre des Spielfilms) oder aber in Subkulturen, in ‚böse‘ soziale Exklaven also, die mit der ‚guten‘ zivilen Gesellschaft nichts zu tun haben. Durch die Subkulturalisierung des Tötens grenzt sich die ‚gute‘ Gesellschaft von ihren ‚bösen‘ Teilen, von den Anderen ab und konstituiert sich auf diese Weise erst selbst.

83 Soweit ich sehe, ist das aktive Töten in der Bildenden Kunst dieser Zeit – anders als der passiv erlittene Tod – kein Thema von nennenswerter Bedeutung. Vgl. Annegret Jürgens-Kirchhoff, *Schreckensbilder. Krieg und Kunst im 20. Jahrhundert*, Berlin 1993.

84 Franz Schauwecker, *Im Todesrachen*, Berlin 1919, S. 264f. und 303f.

85 *Der Weiße Ritter*. Zeitschrift des jungen Deutschland 5, 1923, S. 86ff., nach dem Faksimile-Auszug in: Benno Hafener/Michael Fritz, *Wehrerziehung und Kriegsgedanke in der Weimarer Republik. Eine Lesebuch zur Kriegsbegeisterung junger Männer*, Bd. 2: *Jugendverbände und -bünde*, Frankfurt a.M. 1992, S. 48.

86 Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, Stuttgart 1979 (zuerst 1920), S. 260.

87 Vgl. die Bemerkungen zu Beginn von Dirk Niefangers Beitrag in diesem Band.

Das „Bewusstsein des Töten-Könnens“ (Popitz) jedoch wird nicht allein durch die diskursive Verbannung aus dem Selbst kommunikationsfähig. Im Zeitalter der Massenkriege hat sich die Partizipation großer Gesellschaftsteile am Töten tief in den sozialen Erfahrungshorizont eingegraben. Diese ungeheure Erfahrung konnte und kann nicht nur durch symbolische Dislokationen erträglich gemacht werden. Das Tötungshandeln musste seiner Dynamik und Intentionalität noch auf andere Weise beraubt werden kann. Von größter Bedeutung für das 20. Jahrhundert sind die Passivierungstechniken, die aus Tätern Opfer der Gewalt machen.

Die Texte, die Dirk Niefanger in seinem Gang durch die Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts diskutiert, zeigen exemplarisch, wie dies gemacht wurde, aber auch der Kontext, in dem die zitierten Tötungswallungen bellizistischer Autoren nach 1918 stehen. Das aktive Töten wird keineswegs etwa gänzlich verschwiegen. Aber es geht im „Tumult des Kampfes“ unter. Vom „Morden“ ist die Rede, aber „wer hier wen mordet oder ob das massenhafte Morden [...] nicht einfach nur geschieht“, bleibt offen. „Nicht der Einzelne tötet, sondern der Krieg“. Durch solche Passivierung und Anonymisierung wird der einzelne Soldat von Verantwortung freigesprochen. Der tötende Krieger wird in der Schlacht denn auch oft zu einem hilflosen – und das heißt immer auch: zu einem unschuldigen – Kind. Er führt seine Tat in einem Zustand von Triebhaftigkeit oder Bewusstlosigkeit aus – in gewisser Hinsicht also gerade nicht machtvoll, sondern ohnmächtig, jedenfalls seiner selbst nicht mächtig.⁸⁸ „Wir sind gefühllose Tote, die durch einen gefährlichen Zauber noch laufen und töten können“, entschuldigt sich Remarques Anti-Held.⁸⁹

Der tötende Täter als Automat, auch als Berserker,⁹⁰ als von anonymen Mächten getriebene Figur – diese Deutung mag hier energischer und explizit, woanders bloß angedeutet sein. Sie bildet jedoch überall den symbolischen, und das heißt auch: moralischen Rahmen, in dem sich kriegerisches Tötungshandeln in der Kunst, in der Literatur, im Film,⁹¹ aber auch in den

88 Zitate aus dem Beitrag Niefanger.

89 Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*. Roman. Mit Materialien und einem Nachwort von Tilman Westphalen, Köln 1987, S. 109f., vgl. 107f., vorher 53ff.

90 Shay (Anm. 11), S. 11f., 55ff., 119ff.

91 Vgl. auch die von Irmgard Wilharm in ihrem Beitrag angeführten Beispiele. – Für eine Vertiefung der cinematographischen Behandlung des Tötens im Krieg und Genozid vgl. z.B. Omer Bartov, *Murder in Our Midst. The Holocaust, Industrial Killing, and Representation*, Oxford 1995; Geoff Eley, *Finding the People's War. Film, British Collective Memory, and World War II*, in: *American Historical Review* 105 (2001), S. 818-838; Paul Virilio, *War and Cinema: The Logistics of Perception*, London / New York 1989, sowie die Diskussion um die Vietnamkriegsfilme, vgl. James William Gibson, *Warrior Dreams. Violence and Manhood in Post-Vietnam America*, 2. Aufl. New York 1995; Stefan Reinecke, *Hollywood goes Vietnam. Der Vietnamkrieg im US-amerikanischen*

Erinnerungen vollzieht. Die Lust am Töten ist kommunizierbar, solange sie ins Leiden am Krieg, in dessen Schicksalhaftigkeit oder in männliche Triebstruktur eingebunden blieb. Letztlich handele der tötende Täter gar nicht aktiv, nicht aus Lust, sondern reaktiv, passiv getrieben, eigentlich überhaupt nicht als Täter, sondern als Opfer eines Dämons, oder einer Zwangssituation, oder auch des militärischen Gehorsamssystems.⁹²

Aktion wird als Reaktion ausgegeben, Aktivität als Passivität, Aggression als Verteidigung, Macht als Ohnmacht. Irrig wäre es, solche viktimisierenden Deutungsmuster als bloß nachträgliche Verschleierungsstrategien eines in ‚Wirklichkeit‘ anderen Erfahrungs- und Verhaltenshorizonts zu interpretieren. Sie wirken vielmehr schon als kognitive Filter, die den Soldaten nicht nur im und nach dem Gefecht, sondern von ihrem Eintritt ins Militär an helfen, das, womit sie konfrontiert werden und was sie selbst freiwillig oder unfreiwillig, begeistert oder widerwillig tun, die Widersprüche und Ambivalenzen ihrer alltäglichen und außeralltäglichen Erfahrungen mit Sinn auszustatten. Denn tatsächlich ziehen sich Ohnmachtsgefühle durch den Erfahrungshorizont des Soldaten vom Kasernenhof bis zum Schlachtfeld.⁹³ In den Worten eines (im Beitrag von Joanna Bourke zitierten) Captains der britischen Armee von 1916: „In den Schützengräben ist die eigene Aktivität zur völligen Passivität verdammt.“ Die Erfahrung der Verletzlichkeit des eigenen Körpers ist mit der Erfahrung der eigenen Verletzungsmacht verkop-

Film, Marburg: W. Hitzeroth; 1993. Nicht mehr einsehen konnte ich: Benhard Chiari / Matthias Rogg / Wolfgang Schmidt (Hg.), *Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts*, München 2003.

92 Im Folgenden greife ich auf frühere Publikationen zurück, insbesondere Thomas Kühne, *Der Soldat*, in: Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 344-371, sowie Kühne/Ziemann (Anm. 6), S. 27ff. – Die einschlägige Literatur ist kaum überschaubar. In die philosophischen, kultur-anthropologischen und theologischen Aspekte führen jetzt ein Bernhard Janowski/Michael Welker (Hg.), *Opfer. Theologische und kulturelle Kontexte*, Frankfurt a.M. 2000, und Richard Schenk (Hg.), *Zur Theorie des Opfers. Ein interdisziplinäres Gespräch*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995. Zum Kontext von Krieg und Gewalt in der Moderne insbes. George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993; Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923-1945*, Vierow bei Greifswald 1996, dies., *Heldenkult und Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918–1945*, in: Marcel van der Linden/Gottfried Mergener (Hg.): *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien*, Berlin 1991, S. 143-159; für Deutschland nach 1945 z.B. Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999; auch die Debatte um die Konkurrenz der Opfer gehört hierher, vgl. z.B. Jean-Michel Chaumont, *Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung*, Lüneburg 2001.

93 Siehe auch oben, zum Beitrag Greiner

pelt.⁹⁴ Die soziale Praxis beglaubigte den Passivierungsdiskurs stets von neuem – nicht zuletzt deswegen war (und ist) er so wirkungsmächtig und beständig.

Der Täter präsentiert sich als Opfer, der Handelnde als Leidender, der bloß reagiert, jedenfalls seiner Handlungsfreiheit beraubt ist. Diesem Rollentausch gab ein profanisierter Opfermythos die Struktur vor, der von einem heiligen Ursprung zehrte. „Opfer“ bedeutet zweierlei. Es hat eine passive und eine aktive Seite, die im lateinischen und von da aus auch in vielen anderen Sprachen unterschieden werden. Dem aktiven *Sacrificium* steht die passive *Victima* gegenüber. Man kann freiwillig oder vielleicht besser: willentlich etwas opfern, hingeben, ein Tier, eine Sache, Menschen, auch sich selbst, oder aber man kann ungewollt zum Opfer irgendeiner bestimmten Entwicklung wie der Industrialisierung, oder eines Ereignisses, eines Attentats oder Verkehrsunfalls werden. Im einen oder anderen Fall mag diese oder jene Seite, die aktive oder passive, stärker akzentuiert sein als die andere – oder auch ausschließliche Bedeutung beanspruchen, aber in unserem Zusammenhang wie auch in jedem anderen, in dem es um die sinngenerierende Leistung des Opfergedankens geht, ist nicht dieses Entweder-Oder das Entscheidende, sondern das Sowohl-als-auch, das In- und Miteinander der aktiven und passiven Seite des Opfers, die Ambivalenz des Opfergedankens.

Der Opfermythos bindet die Allmachtsphantasien, die mit dem Töten verwoben sind und den schärfsten Bruch mit dem Wertesystem der zivilen Welt bedeuten, an Leidens- und Ohnmachtserfahrungen, die verhindern, dass dieser Bruch total ist. Diese Erfahrungen – in welcher existentiellen oder imaginären Form sie auch immer wirken mögen – sind es, die dem tötenden Täter die Teilhabe an der zivilen Welt und ihren Werten garantieren, die ihm die symbolische Verbindung mit dieser Welt und die Rückkehr zu ihr möglich machen. Diese Funktion hat der Opfermythos nicht nur in der religiösen Sprache, sondern auch in der des Nationalismus und nicht zuletzt in der des Sozialismus. Die Bedeutung des Opfermythos besteht also darin, dass es die disparaten Milieus einer modernen kriegerischen Gesellschaft zusammenhält.⁹⁵

Der Opfermythos ‚erzählt‘ in seiner frühchristlichen Fassung vom Kreuzestod des Heilands. Dieser opfert sich selbst, aber sein Opfer ist in einen heilsgeschichtlichen, also unvermeidbaren Zusammenhang eingebunden. Der

94 Vgl. z.B. John Keegan/Richard Holmes, *Soldiers. A History of Men in Battle*, London 1985, S. 263.

95 Zu den verschiedenen Sprachen, in denen die Soldaten den Krieg deuteten, vgl. am Beispiel des Ersten Weltkrieges Benjamin Ziemann, *Die Soldaten*, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003, S. 155-168.

Sinn dieses Opfers, des Leidens und Sterbens am Kreuz, war die ‚Erlösung‘ einer Gemeinschaft. Dem sich Opfernden selbst versprach dieser Mythos Auferstehung, „ewiges Leben“. So stattete er einen Akt der Gewalt und Zerstörung – den Tod – mit Sinn aus. Er spendete Trost, machte das Leid und die Gewalt erträglich, indem er sie an neues Leben, an gesellschaftliches Handeln, an Zukunft band.

Wie jeder Mythos wurde auch dieser nicht als antiquarisches Relikt erzählt und tradiert. Mit ihm war ein Nachahmungsauftrag verknüpft: die *Imitatio Christi*. Der Opfermythos rief dazu auf, aktualisiert, also den jeweiligen Gegenwart eingepasst zu werden. Um 1800 wurde er ‚nationalisiert‘. Die Gemeinschaft, um deren ‚Erlösung‘ willen das Opfer gegeben wurde, war nicht mehr die gläubige Menschheit, sondern die Nation, das „Vaterland“. Diesem wies der Opfermythos den Weg von der Trauer um die Kriegstoten zu neuem Leben, zu neuer Kraft. Im 19. Jahrhundert und bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war dies zugleich ein Aufruf zu neuen Kriegen.

Dieser aggressiven Seite des Opfermythos stand die moralisch entlastende Funktion gegenüber. Der Opfermythos löst den Gegensatz zwischen freiwilligem, aktivem Opfer und passivem Geopfertwerden in der sakralisierten Vorstellung von der moralischen Erhabenheit des Leidens auf. Denn das Opfer ist heilig – und unschuldig. Das Johannesevangelium (15,13 und 3,16) erkennt die größte „Liebe“ (Gottes) dem zu, der „sein Leben lässt für seine Freunde“. Das in der napoleonischen Ära entstandene Uhland-Lied vom guten Kameraden („Ich hatt’ einen Kameraden“ usw.) übertrug in Deutschland dieses christliche Motiv in die nationalistische Deutungsordnung der modernen Kriege.

Beides, das aktive Töten und der passive Tod, ist unmittelbar aufeinander bezogen. Die Bereitschaft zum Opfertod rechtfertigt das Tötungsprivileg. Der tötende Täter ist sakrosankt, weil er gleichzeitig die Rolle des vom Tod bedrohten Opfers innehat. In den Worten eines auf seine Wehrmachtszeit zurückblickenden hohen Bundeswehroffiziers: „Für den Soldaten, der im klassischen Krieg kämpft, ist die Frage, ob er mordet oder tötet, falsch gestellt. Denn der Mann an der Front lebt im Dauerzustand der Notwehr. Er tötet und wird getötet.“⁹⁶ So wird aus dem Ausnahmezustand der Notwehr ein Dauerzustand.

Dieser Zusammenhang ist im genozidalen Töten aufgehoben. Die diskursive Passivierung aktiven Handelns ist in den Registern unseres gesellschaft-

96 Gerd Schmückle, Krieger, Wehrmann, Söldner, Partisan, in: Die Zeit v. 17. Februar 1995. Vgl. Albrecht Lehmann, Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt a.M./New York 1983, S. 139f.; Schroeder (Anm. 11), S. 116ff. Vgl. Wido Mosen, Bundeswehr ‚Elite der Nation‘? Determinanten und Funktionen elitärer Selbsteinschätzungen von Bundeswehrsoldaten, Neuwied/Berlin 1970, S. 47ff.

lichen Wissens von der Deutung alltäglichen und außeralltäglichen Handelns jedoch so fest verankert, dass sie nicht nur das ‚symmetrische‘, gegenseitige Töten im Krieg, sondern auch das ‚asymmetrische‘ Töten im Vernichtungskrieg, im Massaker, im Genozid legitimieren konnte. Noch das menschenverachtendste Legitimationsmuster soldatischen Tötens arbeitete mit dieser Vertauschung von Angriff und Verteidigung: das rassistische. Im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg wurde zwar der Gegner zum bloßen Untermenschen deklariert, auf den sich die Traditionen des ritterlichen, gewisse Regeln der Menschlichkeit währenden Kampfes nicht anwenden ließen. Aber die sozialdarwinistische Apotheose dieses Krieges als eines unausweichlichen „Schicksalskampfes“, die Legitimation des Holocaust als Antwort auf die angebliche Verschwörung eines ‚Weltjudentums‘ suggerierte eine Defensivstellung selbst der Massenmörder in den Einsatzgruppen und Vernichtungslagern, mehr noch der regulären Truppen der Wehrmacht und der Waffen-SS, die sich bekanntlich das Phantasma vom überall im Hinterhalt lauэрnden jüdischen Partisanen dankbar aneigneten. Nicht so sehr ein bestimmtes Feindbild ist es, das hier konstruiert wurde, die eigene Gewalt zu einem Akt vorwegnehmender Notwehr werden lies und ihre Entgrenzung anleitete, sondern ein Selbstbild, das auf einem Rollentausch beruhte.⁹⁷

Aus den Selbstzeugnissen der Soldaten wissen wir, dass die tatsächliche oder – oft genug – vermeintliche Partisanengefahr Verbrechen an der Zivilbevölkerung weithin zu rechtfertigen schien.⁹⁸ Wie unsicher freilich die „Täter“ sich ihrer viktimisierenden Entschuldigungsstrategien waren, wie präsent also das Wissen vom Gegensatz zwischen dem Töten im Gefecht und dem Ermorden von Unbewaffneten durchaus war, erhellt schon aus dem exorbitanten Aufwand, der getrieben wurde, um die Taten nicht zu rechtfertigen, sondern zu verschleiern und vergessen zu machen. Die immer wieder, sowohl in den zeitnahen wie in den retrospektiven Quellen zu beobachtende Tendenz der Soldaten des NS-Krieges, den systematischen und massenhaften Charakter der Verbrechen zu leugnen und bloß einzelne Kriegsverbrechen zuzugeben – wie sie in jedem Krieg vorkämen – gehört in diesen Zusammenhang. Im Völkermord bewegte sich der Viktimisierungsdiskurs auf

97 Vgl. auch Ziemann (Anm. 5), S. 751ff.

98 Die Belege sind Legion, Latzel nimmt darauf unten Bezug; vgl. z.B. Ludwig Eiber, „... ein bisschen die Wahrheit“. Briefe eines Bremer Kaufmanns von seinem Einsatz beim Reserve-Polizeibataillon 105 in der Sowjetunion 1941, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 6 (1991), S. 58-83; im Übrigen Jan Philipp Reemtsma, Tötungslegitimationen. Die mörderische Allianz von Zivilisation und Barbarei, in: Gertrud Koch (Hg.), Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung, Köln / Wiemar / Wien 1999, S. 85-103, hier S. 97. Allgemein Lutz Klinkhammer, Der Partisanenkrieg der Wehrmacht 1941–1944, in: Rolf-Dieter Müller / Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 815-836

unsicherem Boden. Er wankte umso mehr, je planmäßiger der Massenmord betrieben wurde.

Wo sich der Völkermord nicht gänzlich leugnen ließ, wurde er seines systematischen, also geplanten und massenhaften Charakters diskursiv entkleidet und auf eine überschaubare Zahl von versehentlichen Ausschreitungen reduziert. Das bedeutete nichts anderes, als die Spuren tunlichst zu verwischen. Schweigen hatte Priorität vor dem Reden. Wie planmäßig dabei vorgegangen wurde, zeigt Wolfram Wette am Beispiel von Babij Jar, der Ermordung von über 30.000 jüdischen Männern, Frauen und Kindern an zwei Tagen im August 1941. Das war im Hinblick auf die große Zahl der Ermordeten und die kurze Zeit, in der dieser Massenmord vollzogen wurde, ein singuläres Ereignis. Es kann bis heute nur fragmentarisch rekonstruiert und beschrieben werden, weil die Täter es verstanden haben, schriftliche Überlieferungen systematisch zu unterdrücken (d.h. gar nicht erst entstehen zu lassen) und so dem Mord an den Menschen einen „Mord der Erinnerung“ folgen zu lassen. Unter den Motiven, die dabei zum Tragen kamen, spielten taktische Erwägungen – Täuschung der Opfer, Furcht vor alliierter Propaganda – eine begrenzte Rolle. Tatsächlich kreisten sie um die Tätergesellschaft selbst, um ihr Selbstbild und ihren Zusammenhalt. Die Masse der Wehrmachtssoldaten sollte, so Wette, davon nichts oder eben möglichst wenig erfahren, allenfalls nur Bruchstücke, welche die Systematik des Massenmordes nicht erkennen ließen. Und die Wehrmachtsführung war um die Wahrung ihres Selbstbildes als einer „sauberen“, d.h. nur gegen Kombattanten kämpfenden Armee besorgt. Die Skrupel, die so zum Tragen kamen, galten nicht den Opfern, sondern gründeten auf der Gefahr sozialer Desintegration, die eine moderne Massenarmee gewärtigen musste, für deren soziokulturell höchst heterogenen Elemente die manifeste Mitwirkung am verbrecherischen Morden keineswegs selbstverständlich war.⁹⁹

Wird über das Töten im Massen- und Völkermord anders ‚gesprochen‘ als über das massenhafte Töten im ‚regulären‘ Krieg? Ja und Nein. Ja, denn die Tendenz zum Verschweigen und Vertuschen der Taten ist bereits *in actu* ungleich stärker. Was Joanna Bourke für die Teilhabe angloamerikanischer Soldaten an Kriegsverbrechen beobachtet hat,¹⁰⁰ gilt im Prinzip auch für die Partizipation deutscher Soldaten an den nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen. Das Bewusstsein von der Unrechtmäßigkeit dieses Tötungshandelns ließ sich nicht auslöschen. Gleichzeitig aber – und insofern ist die Frage mit Nein zu beantworten – stellten die viktimisierenden Rechtfertigungs-

99 Das war zu Beginn des Ostfeldzuges. Später, ab 1942/43, wirkte das kollektive Wissen um die Verbrechen eher integrativ, vgl. demnächst Kühne (Anm. 55).

100 Vgl. insbesondere Bourke (Anm. 18), S.

diskurse des Tötungshandelns im regulären Krieg das Material bereit, mit dem die Täter sich auch im Genozid moralisch einrichten konnten.

Damit sind Kontinuitätslinien markiert, die sich von der nationalsozialistischen Feindbildpropaganda bis zu den (west-)deutschen Entschuldungsstrategien der Nachkriegszeit erstrecken. Diese untersucht in diesem Band Joachim Perels am Beispiel des Umgangs der Justiz der Bundesrepublik mit den NS-Verbrechen. Hier wie dort leitet die diabolische Figur des Partisanen die „Auflösung der Realität von Kriegsverbrechen“ an, indem sie das verbrecherische Tötungshandeln mit einem „Legalitätsschein“ umgibt und, so ist zu ergänzen, als bloß reaktiv ausgibt (also die Planmäßigkeit des Massenverbrechens leugnet). Eine weitere Passivierungsstrategie ist oft diskutiert worden: der Verweis auf den (und sei es putativen) Befehlsnotstand.¹⁰¹

Der Viktimisierungsdiskurs durchdringt die Rede vom Töten in der Kriegspropaganda, in Kriegsliteratur und Kriegsfilmern, in der privaten Kommunikation der Soldaten und ihrer Angehörigen und auch der Richter, Staatsanwälte und Verteidiger, die über das massenhafte Töten außerhalb des regulären Kriegs verhandeln. Auch der letzte, hier zu erwähnende Bereich des Redens über die kriegerische Gewalt ist von diesem Diskurs durchdrungen: die Kriegsberichterstattung, die in diesem Band durch einen auf seinen persönlichen Erfahrungen als Kriegsreporter in Südvietnam (1967/68) beruhenden Bericht des Fernsehjournalisten Wilfried Scharlau sowie einen Beitrag der Historikerin Annette Jander erörtert wird. Dabei geht es nicht um die Feindbildpropaganda, die der Kriegsjournalismus auf die ein oder andere Weise betreibt, also um die Dokumentation der Gräueltaten und Grausamkeiten der gegnerischen oder einfach ‚anderen‘ Mächte. Darüber wurde von jeher weidlich berichtet. Dagegen markiert der Vietnamkrieg einen Einschnitt in der Geschichte des westlichen Kriegsberichterstattungs in anderer Hinsicht. Sie konnte sich hier zum ersten Mal weitgehend ohne Beschränkung durch staatliche Zensur- oder andere Kontrollmaßnahmen entfalten. Das militärische Engagement der USA in Vietnam beruhte auf der so genannten Tonkin-Resolution des Senats, die Präsident Johnson zur Bombardierung Nordvietnams ohne Kriegserklärung ermächtigte. Da die förmliche Feststellung des Kriegszustandes fehlte, hatte auch die Administration keine Handhabe, die im Kriegsfall vorgesehenen Zensurmaßnahmen wirken zu lassen. Die ungeschminkte und binnen kurzem kritische Berichterstattung, die sich daraufhin entwickelt, richtete sich unter anderem gegen den so genannten „body count“, die penibel geführte Statistik der getöteten Gegner, deren Leichen als militärischer Leistungsnachweis aufgereiht, zur

101 Herbert Jäger, Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Studien zur nationalsozialistischen Gewaltkriminalität, Neuauf., Frankfurt a.M. 1982.

Schau gestellt und über die Massenmedien der Weltöffentlichkeit zur Anschauung gebracht wurden.¹⁰²

Offensichtlich hat jedoch die Anwesenheit dieser kritischen Presse das Tötungshandeln auch gelegentlich erst stimuliert, wie Annette Jander zeigt. Auch die Funktion der im Kriegsgeschehen virtuell präsenten Weltöffentlichkeit als Faktor der Gewalt war ein Novum, auch wenn er ein Ausfluss der Janusköpfigkeit des Redens über das kriegerische Töten sein mag. Wenn es um das militärischen Prestiges geht, ist die Versuchung groß, mit den selbst produzierten Leichenbergen zu prahlen. Wenn es jedoch darum geht, die militärische Welt der zivilen begreiflich zu machen, muss es camoufliert werden. So entzündete sich denn die internationale und amerikanische Posttestbewegung gegen den Vietnamkrieg – der Zusammenbruch der ‚Heimatfront‘ – am zur Schau gestellten massenhaften Töten der *eigenen* Seite. Das ließ erahnen, welche Bedeutung die Camouflage dieses Kerns der kriegerischen Gewalt für eine erfolgreiche Kriegführung hat. Nicht das Töten selbst ist es, was die im 20. Jahrhundert, zumal seit 1945 immer ziviler sich gebende Gesellschaft abgeschafft oder auch nur eingedämmt hat. Was sie vielmehr – in mit Rückschlägen verbundenen Lernprozessen – geleistet hat, ist die konsequentere Camouflage des Redens über das Töten. Die Konsequenzen, die das amerikanische Militär und die amerikanische Regierung aus dieser Einsicht seit dem Golfkrieg zu Beginn der 1990er Jahre zogen, sind bekannt. Das ‚Informationsmanagement‘ wird seitdem rigoroser denn je gehandhabt.¹⁰³

Die Kriegsjournalisten selbst waren und sind im Übrigen viel zu tief in die emotionalen und diskursiven Fänge des Leidens am Krieg verstrickt, als dass sie der Neigung, über die Opfer und nicht die Täter des Krieges zu berichten, widerstehen könnten. Auch Kriegsjournalisten leiden am Krieg. Rund ein Drittel, so wurde berechnet, gehen mit Symptomen post-traumatischen Stresses daraus hervor. Allgemeine psychische Belastung ebenso wie Ohnmachts- und Schuldgefühle ob der Handlungsunfähigkeit und Verstrickung in die „Kultur des Todes“ vermischen sich dabei. Offensichtlich nicht wenige erliegen, wie Annette Jander schreibt, aber auch dem „Faszinosum Kriegsberichterstattung“. *Thrill* und Kameradschaft spielen dabei eine große Rolle. Ob dies andere sind als die traumatisierten, sei dahingestellt. Von der kriegerischen Gewalt fasziniert und von ihr traumatisiert zu werden, schließt sich nicht aus. In dieser Hinsicht teilen die Kriegsjournalisten die Erfahrungen und das ‚Schicksal‘ von Soldaten aller Kategorien. Die – tatsächlichen oder nur angenommen – Erwartungen des Publikums einerseits, das eigene

102 Susan D. Moeller, *Shooting War. Photography and the American Experience of Combat*, New York 1989.

103 Beitrag Scharlau.

Leiden an dem Krieg, über den es zu berichten gilt, andererseits verweben sich zu einem empathischen journalistischen Selbstverständnis, dessen Objekte die Opfer und nicht die Täter des Tötungshandelns sind. In den Worten eines Stern-Reporters, der schließlich im Kosovo ermordet wurde: „Ich berichte nicht über Soldaten, sondern vor allem über die Zivilbevölkerung, die leidet, das ist das wichtigste – über die Menschen, die dort alles verlieren und Opfer des Krieges werden. Nicht über die, die Morde begehen.“¹⁰⁴

Perspektiven

Solche Einstellungen bestimmen die Bilder, die in Deutschland und überall auf der Welt vom Krieg gezeigt werden. Der Tabubruch, von dem eingangs die Rede war, stellt sich insofern als eine nur sehr kurze, möglicherweise unbedeutende Abweichung vom Pfad eines traditionsreichen Diskurses dar.¹⁰⁵

Dieser Band will dazu anregen, nicht nur über das Leiden am Krieg und die Opfer des Krieges, sondern auch über das tödliche Handeln, das in dieses Leiden eingebunden ist, nachzudenken und es zu erforschen. Die Schlaglichter, die diese Einleitung und die folgenden Beiträge auf die damit eingeforderte „Thanatologie“¹⁰⁶ werfen, müssten dabei systematisch ausgeweitet werden, und zwar sowohl auf der praxeologischen wie auf der diskursiven Ebene.

Was den Diskurs angeht, so wissen wir bisher alles in allem immer noch wenig darüber, in welchen Medien und in welchen sozialen Zusammenhängen wie über das massenhafte Töten geredet wird, an wen diese Rede gerichtet ist und wer sie in welcher Weise rezipiert. Welche Differenzen sind in dieser Hinsicht etwa zwischen visuellen und verbalen Medien zu beobachten, welche zwischen ästhetisierenden und solchen, die mit dem Anspruch auf ‚Realismus‘ auftreten? Welche Erwartungen und welche Bedürfnisse etwa befriedig(t)en Darstellungen des Tötens? In welche gesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge sind sie eingelassen? Verfolgen sie ein bestimmtes Ziel – Kriegsvorbereitung oder Kriegsverhinderung, Unterhaltung oder ‚Aufklärung‘, Anklage oder Rechtfertigung? Wie unterscheiden oder aber überlagern sich Redeweisen über das Töten dieses oder jenes ‚Programms‘?

104 Beitrag Jander.

105 Im jüngsten Interesse am Luftkrieg der Alliierten gegen die Deutschen im Zweiten Weltkrieg lebt der Viktimisierungsdiskurs – im Pendelschlag gegen die Diabolisierungstendenzen der 1990er Jahre – wieder auf, vgl. Volker Hage, *Zeugen der Zerstörung. Die Literaten und der Luftkrieg. Essays und Gespräche*, Frankfurt a.M. 2003.

106 Geyer (Anm. 21), S. 158.

Wann (oder wo) wird das Töten eher, wann oder wo wird es weniger beschwiegen?

Die selektive Untersuchung einzelner Medien mag hier einen ersten, pragmatischen Zugang bieten. Jede gesellschaftshistorisch orientierte „Thanatologie“ wird sie jedoch mit Vorbehalt aufnehmen, da erst die Zusammenschau der verschiedenen Medien einer Gesellschaft eine Antwort auf die Frage geben kann, ob und wie denn über das Töten geredet wird. Ein Augenmerk muss auf der Frage liegen, welches Töten überhaupt thematisiert wird – genozidales oder das im regulären Krieg, das Töten auf Distanz oder auf Nähe, das persönliche oder das anonyme –, welche Ereignisse wiederum favorisiert werden, räumlich oder zeitlich weit entfernte oder solche, die der darüber redenden Gesellschaft nahe liegen?

Die praxeologische Annäherung an die eingeforderte „Thanatologie“ ist gut beraten, wenn sie einen dezidierten Schwerpunkt in der Erstellung von Fallstudien setzt, wie sie zum Holocaust, zu einzelnen Kriegsverbrechen und Massakern bereits vorliegen. Dass sich dabei für die Historie das Quellenproblem mit besonderer Eindringlichkeit stellt, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Aus diesem Grund ist die Gefahr groß, die Geschichte von Schlachten und Schlachtfeldern zu schreiben, ohne dabei auf das Schlachten selbst sprechen zu kommen.¹⁰⁷ Weiterhin ist die längsschnittartige, über größere Zeiträume hinweg reichend oder aber komparativ angelegte Untersuchung bestimmter inhaltlicher Kernprobleme des Tötens erforderlich. Dazu zählen die militärische Ausbildung, genauer die Erziehung zum Töten, die Techniken des Tötens, nicht zuletzt aber auch die Tötungshemmungen.

Wenn über diese Dinge viel geschrieben zu sein scheint, so ist das ein trügerischer Eindruck. Denn nicht etwa die Geschichte der Waffentechnik ist es, die fehlt, sondern die Geschichte ihrer Handhabung, die Geschichte des gesellschaftlichen Umgangs mit den Waffen, die sozialen Ordnungsfunktionen ihres Gebrauchs in der konkreten Tötungssituation.¹⁰⁸ Nicht um deren Rekonstruktion allein jedoch geht es, sondern um die Frage nach dem Ort des Tötens im Vergesellschaftungsprozess. Die Eigendynamik der Gewalt zu untersuchen, bedeutet, das Gewalthandeln als Prozess in seine verschiedenen Phasen zu zerlegen: Wie werden Tötungshemmungen überwunden, wann wird – welche Art von Gewalt – zur Routine, und in welcher Weise kooperieren verschiedene Teile einer Gesellschaft bei ihrer gewaltsamen „Arbeit“?

107 Vgl. Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter, *Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai*, 3. Aufl. München 2003.

108 Vgl. Stefan Kaufmann, *Technisiertes Militär. Methodische Überlegungen zu einem symbiotischen Verhältnis*, in: Kühne/Ziemann (Anm. 6), S. 195-210.

Eine integrale Forschungsperspektive schließlich überwindet einerseits den Graben zwischen diskursanalytischen und praxeologischen Ansätzen, andererseits aber zielt sie auch darauf, das massenhafte Töten nicht isoliert, sondern als integrierenden Bestandteil jener ‚Geschichten‘ von Kriegen und Genoziden zu untersuchen. Aber diese werden sich verändern, wenn das Töten nicht ausgeklammert bleibt, sondern in den Mittelpunkt gerückt wird.

Tötungshandeln schafft soziale Ordnung. Aber welches Tötungshandeln schafft welche sozialen Ordnungen? Im Töten vergemeinschaften sich Gruppen, Organisationen und ganze Gesellschaften, sie verändern sich und ihr inneres Gefüge, und nicht selten erodieren sie auch in und durch die selbst ausgeübte Gewalt, wie die Kriege und Genozide des 20. Jahrhunderts gezeigt haben. Ob dabei eine Entwicklungstendenz zu beobachten ist, etwa von der Art der modernisierungstheoretisch fundierten Prognose einer wachsenden Inkompatibilität von Krieg und industrieller Gesellschaft, darf bezweifelt werden. Was sich dagegen verändert, ist die Art und Weise, wie Gesellschaften ihre Arbeitsteilung organisieren, um massenhaftes Töten immer wieder möglich zu machen und um darüber zu ‚reden‘ (oder zu schweigen).

I. Töten als soziale Praxis

Eine Anatomie des Tötens¹

DAVE GROSSMANN

„Der Ausgangspunkt für das Verständnis des Krieges ist das Verständnis der menschlichen Natur.“ (S.L.A. Marschall)

Anordnungen der Autoritätsperson: Milgram und das Militär

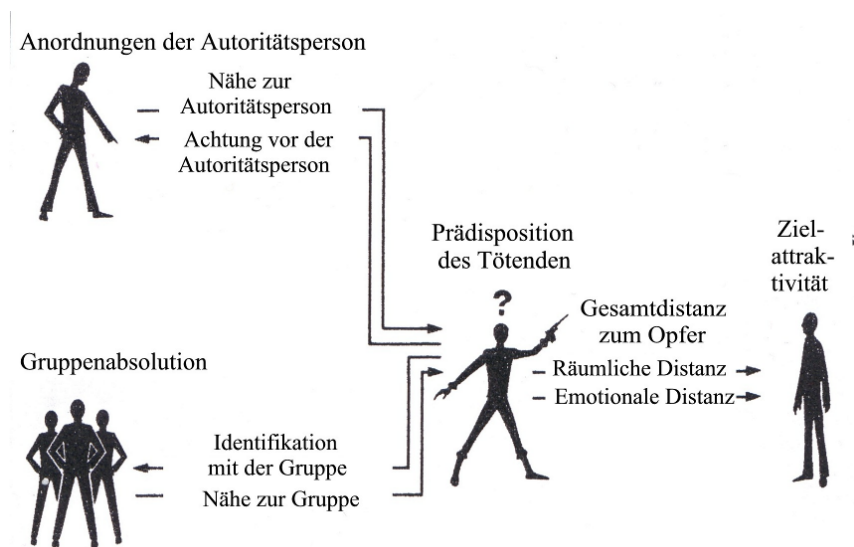
„Schützen schießen daneben, wenn Befehle nicht entschieden erteilt werden; sie haben nur eine sichere Wirkung, wenn sie sicher auftreten...“ (Kingsley Amis)

In seinen berühmten Experimenten zum Gehorsam und zur Aggression an der Universität Yale stellte Stanley Milgram fest, dass sich unter kontrollierten Laborbedingungen mehr als 65 Prozent seiner Testpersonen ohne weiteres motivieren ließen, einem völlig fremden Menschen (vorgeblich) tödliche Elektrostöße zu verabreichen. Die Testpersonen waren überzeugt, dass sie einem anderen Menschen große körperliche Schmerzen zufügten, aber trotz flehentlicher Bitten ihrer Opfer, aufzuhören, folgten 65 Prozent der Testpersonen den Anordnungen, die ihnen gegeben wurden, erhöhten die Voltstärke der Elektroschocks und machten selbst dann noch weiter, als die Schreie aufgehört hatten und es kaum Zweifel geben konnte, dass ihre Opfer tot sein mussten.

Bevor er sein Experiment durchführte, fragte Milgram eine Gruppe von Psychiatern und Psychologen, wie viele seiner Testpersonen ihrer Meinung

1 Redaktionell geringfügig überarbeitete Übersetzung des Teils IV: „An Anatomy of Killing: All Factors Considered“ von Dave Grossman, *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*, Paperback-Ausgabe, Boston/New York/London 1996 (zuerst 1995), S. 139-192. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Annette Jander, Wilhelm Nolte und Thomas Kühne. Die nachfolgenden Grafiken folgen in ihren Grundzügen demselben Werk.

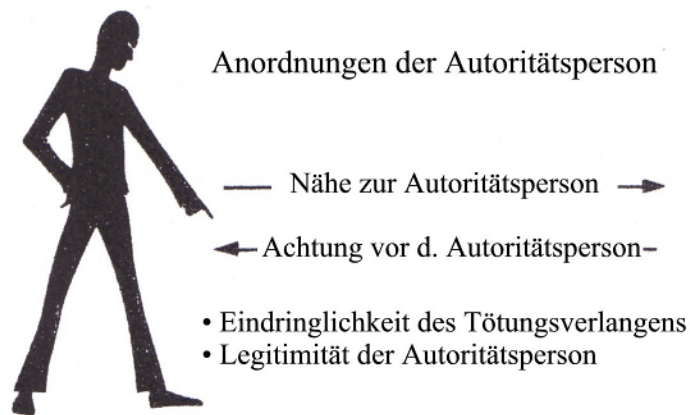
nach die maximale Voltstärke verabreichen würden. Sie schätzten den Anteil unter diesen Testpersonen auf einen Bruchteil von einem Prozent. Wie die meisten Menschen hatten sie keine Vorstellung von den möglichen Abgründen, bis Milgram uns diese Lektion über uns erteilte.



Freud warnte uns davor, die Macht des Verlangens nach Gehorsam zu unterschätzen. Milgrams Untersuchungen (sein Experiment ist in mehr als einem halben Dutzend Ländern wiederholt worden) bestätigen Freuds intuitive Einsicht in die menschliche Natur. Selbst wenn Autorität nur durch einen weißen Dokorkittel und ein Klemmbrett repräsentiert wird, zeitigte Milgrams Experiment eine typische Reaktion:

„Ich beobachtete einen zunächst ganz souverän wirkenden Geschäftsmann mittleren Alters, der das Labor selbstbewusst und mit einem Lächeln im Gesicht betrat. Innerhalb von 20 Minuten war er ein zitterndes, stotterndes Wrack und offenbar kurz vor einem Nervenzusammenbruch. ... Einmal drückte er seine Faust gegen seine Stirn und murmelte: ‚Oh Gott, lass‘ es aufhören.‘ Aber er hörte nicht auf. Er gehorchte dem Laborleiter aufs Wort und bis zum bitteren Ende.“

Wenn diese Art Gehorsam nur mittels eines Dokorkittels und eines Klemmbretts von einer beliebigen und kaum bekannten Autoritätsperson erzielt werden kann, wie wirkungsmächtig müssen dann erst die militärischen Rangabzeichen und das monatelange Zusammenleben der Soldaten sein?



Forderungen der Autorität

Die Masse braucht sie, und wir geben sie ihr – Führer, die standfest und befehlsfreudig sind kraft ihrer Natur und eines ungetrübten Glaubens an ihr unbestrittenes Recht zu befehlen, wie es in der Tradition, im Gesetz und in der Gesellschaft verankert ist. (Ardant du Picque)

Wer mit der Sache nicht vertraut ist, neigt dazu, den Einfluss der Führung auf die Befähigung zum Töten in der Kampfzone zu unterschätzen. Aber wer jemals dort gewesen ist, weiß es besser. Drei Wissenschaftler, Krass, Kaplan und Krass, haben 1973 die Faktoren untersucht, die einen Soldaten dazu bringen, zu schießen. Dabei zeigte sich, dass Personen ohne Kampferfahrung meinen, „unter Beschuss zu liegen“, sei das entscheidende Moment, das sie veranlassen würde, selbst zu schießen. Die Veteranen dagegen gaben an, der ausschlaggebende Faktor sei der „Befehl zum Schießen“ gewesen.

Vor rund 100 Jahren kam Ardant du Picq in seiner Untersuchung unter Offizieren zum gleichen Ergebnis. Er hielt u.a. folgende Begebenheit während des Krimkrieges fest: Zwei Abteilungen standen sich während eines heftigen Kampfes plötzlich Auge in Auge gegenüber, auf „zehn Schritt“ Entfernung. Sie „hielten inne, wie vom Schlag getroffen. Sie vergaßen ihre Gewehre, bewarfen sich mit Steinen und zogen sich anschließend zurück.“ Nach Ardant du Picq hatte dieses Verhalten seinen Grund darin, dass „keine der beiden Abteilungen einen entschiedenen Anführer hatte.“

Faktoren der Autorität

Aber das Problem ist komplizierter; es besteht nicht nur aus den Befehlen eines Führers. Zahlreiche Faktoren spielen für die Beziehung zwischen dem potentiellen „Killer“ und der Autoritätsperson eine Rolle, bis es zu Tötungshandeln kommt.

In Milgrams Experimenten repräsentierte eine Person im weißen Kittel mit einem Klemmbrett in der Hand Autorität. Diese Autoritätsperson stand direkt hinter der Testperson, die die Elektroschocks verabreichte. Sie gab die Anweisung, die Voltzahl zu erhöhen, wenn ein Opfer eine Frage fehlerhaft beantwortet hatte. Wenn die Autoritätsperson nicht persönlich anwesend war, sondern etwa über ein Telefon ihre Anweisungen gab, ging die Anzahl derjenigen Testpersonen, die bereit waren, die Maximalschocks zu verabreichen, drastisch zurück. Dies lässt sich auf die Situation des Soldaten im Gefecht übertragen, wobei eine Reihe von Faktoren unterschieden werden können: die physische Nähe der Autoritätsperson, der Respekt vor ihr, die Unterschiedenheit, mit der sie ihre Befehle erteilt, sowie die Legitimitätsbasis, von der aus sie handelt.

- *Die Nähe der Autoritätsperson zur Testperson.* Marshall beobachtete im Zweiten Weltkrieg oft, dass praktisch alle Soldaten ihre Waffen abfeuerten, solange ihre Anführer sie während eines Gefechts beobachteten und antrieben. Aber sobald die Anführer sie verließen, fiel die Feuerrate sofort auf 15 bis 20 Prozent.
- *Die Achtung des ‚Killers‘ vor der Autoritätsperson.* Um wirklich effektiv zu funktionieren, müssen die Soldaten eine genauso enge Bindung an ihren Führer haben wie an ihre Gruppe. Nach Shalit hat eine israelische Studie von 1973 gezeigt, dass der wichtigste Faktor der Kampfbereitschaft die Identifikation mit dem unmittelbaren Vorgesetzten ist. Ein unbekannter oder diskreditierter Führer hat bedeutend weniger Chancen, dass seine Soldaten ihm im Gefecht gehorchen, als einer, der mit ihnen auf vertrautem Fuß steht und von ihnen geachtet wird.
- *Die Eindringlichkeit, mit der die Autoritätsperson Gehorsam beim Töten verlangt.* Die bloße Anwesenheit des Anführers reicht nicht immer aus, damit es zum Tötungshandeln kommt. Der Anführer muss unzweideutig zum Ausdruck bringen, dass er von seinen Leuten erwartet, dass sie töten. Nur wenn er das tut, hat er wirklich Einfluss auf seine Leute. Als Leutnant Calley seinen Männern in My Lai zum ersten Mal befahl, eine Gruppe von Frauen und Kindern zu töten, sagte er: „Ihr wisst, was Ihr mit ihnen zu tun habt,“ und entfernte sich. Als er zurückkam, fragte er, „Warum habt Ihr sie nicht getötet?“ Der mit dieser Frage konfrontierte Soldat sagte: „Ich dachte nicht, dass Sie wollten, dass wir sie töten.“

„Doch,“ erwiderte Calley, „ich will sie tot sehen,“ und machte sich daran, sie selbst zu erschießen. Nur dadurch gelang es ihm, seine Leute – in einer ungewohnten Situation und bei verständlicherweise starken Widerständen gegen das Töten – zum Schießen zu bewegen.

- *Die Legitimation der Autoritätsperson.* Anführer mit einer für legitim erachteten, gesellschaftlich abgesicherten Autorität haben einen größeren Einfluss auf ihre Soldaten; legitime, rechtlich abgesicherte Befehle werden eher befolgt als Rechtsverstöße und unerwartete Befehle. Anführer von Jugendbanden und Söldnerkommandeure müssen viel Energie aufwenden, um diese Defizite ihrer Führungsposition auszugleichen. Reguläre Militäroffiziere (versehen mit den staatlichen Insignien ihrer Macht und legitimiert durch ihre Nation) können aus einem ungeheuren Potential schöpfen, um die persönlichen Hemmungen ihrer Soldaten und ihr Zaudern in der Schlacht zu überwinden.

Der Zenturionen-Faktor: Die Rolle des Gehorsams in der Militärgeschichte

Viele Faktoren spielen eine Rolle auf dem Schlachtfeld, aber einer der stärksten ist der Einfluss der Führer, wie er durch die Geschichte hindurch beobachtet werden kann. Vor allem der Erfolg der römischen Militärmaschinerie lässt sich auf den meisterhaften Einsatz der Führungspsychologie zurückführen.

Die Römer waren Pioniere in der Entwicklung von Führungsstrukturen und damit des Unteroffizierskorps, wie wir es heute kennen. Als die römische Berufarmee gegen die Bürgersoldaten der Griechen ins Feld zog, erwies sich die Führungskraft als Schlüsselfaktor des Erfolgs der Römer.

Beide Seiten hatten die politische Legitimation ihrer Nation und ihres Stadtstaates hinter sich; aber es gab einen Punkt, in dem sich ihre Anführer in den Augen ihrer Soldaten unterschieden. Der römische Zenturione war ein professioneller Führer, der den Respekt seiner Soldaten genoss, weil er sich hochgedient und seine Befähigung im Kampf unter Beweis gestellt hatte. Diese Art der Legitimation unterscheidet sich wesentlich von der, die Führungsfunktionen im zivilen Leben auszeichnet. Der griechische Anführer war in erster Linie Zivillist, dessen Legitimation in der Welt des Friedens sich nicht ohne weiteres auf das Schlachtfeld übertragen ließ. Sie trug den Geruch von Patronage und Bestechung mit sich, den Geruch der politischen Niederungen des Dorfes, aus dem er stammte.

In der griechischen Phalanx war der Anführer einer Schwadron oder eines Zuges speerwerfendes Mitglied einer Masse. Die primäre Funktion dieser Anführer (ausgewiesen durch ihre Ausrüstung und ihre eingeschränkte Mobilität innerhalb der Formation) war es, am Töten teilzunehmen. Die rö-

mische Formation dagegen hatte eine große Zahl mobiler, gut ausgebildeter und sorgfältig ausgewählter Anführer, deren primäre Aufgabe nicht das Töten war, sondern hinter ihren Männern zu stehen und sie zum Töten zu bewegen.

Viele Faktoren trugen zur militärischen Vorherrschaft der Römer bei und erlaubten es ihnen, die Welt zu erobern. So verschafften zum Beispiel gut geplante Angriffe mit koordinierten Speerwürfen den Soldaten ausreichende physische Distanz zum Töten. Ihre militärische Ausbildung befähigte die einzelnen Soldaten, die Spitze ihrer Speere einzusetzen und dabei natürliche Hemmungen davor, sie in den Gegner zu stoßen, zu überwinden. Die meisten Experten sind sich jedoch einig, dass der hohe Grad der Professionalität der Anführer der kleinen Einheiten zusammen mit einer Formation, die den Einfluss dieser Anführer begünstigte, einen Schlüsselfaktor darstellte.

Die Wirkung eines Gehorsam fordernden Anführers kann auch in vielen anderen Tötungszusammenhängen beobachtet werden, wie ich sie in meinem Buch beschreibe. Der Befehl „Das muss Charlie sein, du Arschloch. ... Jag‘ ihren Arsch in die Luft und renn“ spornte Steve Banko an, einen ‚Vietcong‘ zu töten. Für John Barry Freeman waren es ein zielgerichtetes Maschinengewehr und der Befehl „Erschieß den Mann“, die ihn dazu brachten, einen seiner Söldnerkollegen zu erschießen, der zum Tode verurteilt worden war. Und für Alan Stuart-Smyth war der herausgebrüllte Befehl „*Bring ihn um, verdammt noch mal, töte ihn – jetzt!*“ nötig, um ihn dazu zu bringen, einen Mann zu töten, der die Mündung seiner Waffe auf ihn richtete.

In diesen und in vielen anderen Tötungssituationen ist der Tötungsbefehl eines Anführers der entscheidende Faktor. Das Bedürfnis, zu gehorchen, hat eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf.

„Unser Blut und sein Mumm“: Der Preis, den der Anführer zahlt

Wenn der Anführer einer Gruppe von Soldaten es nicht mehr über sich bringt, weitere Opfer von seinen Männern zu verlangen, ist das der Moment, der in vielen Kampfsituationen zur Niederlage führt. Eine von Bill Mauldins berühmten Karikaturen aus dem Zweiten Weltkrieg zeigt Willie und Joe, wie sie sich über General „Old Blood and Guts“ Patton unterhalten. „Yeah,“ sagt der erschöpfte und zerlumpfte Frontsoldat, „unser Blut und sein Mumm“. Obwohl sarkastisch gemeint, enthält diese Aussage eine tiefe Wahrheit, denn oft sind es tatsächlich das Blut der Soldaten und die Entschlossenheit des Anführers, die eine Niederlage abwenden. Wenn aber die Entschlossenheit des Anführers oder der Wille, seine Männer zu opfern, nachlässt, dann ist seine Einheit verloren.

Dieses Prinzip zeigt sich besonders in Situationen, in denen die Soldaten von der Kommandozentrale abgeschnitten sind. Dann ist der Anführer mit seinen Männern gefangen. Er sieht seine Soldaten sterben; er sieht, wie die Verwundeten leiden; es gibt nichts mehr, das ihm helfen würde, sich über die Folgen seines Tuns hinwegzutäuschen. Er hat keinen Kontakt zu übergeordneten Rängebenen, und er weiß, dass er dem Horror jederzeit ein Ende setzen kann, wenn er sich mit seinen Männern ergibt. Er weiß, dass die Entscheidung allein bei ihm liegt. Jedes Mal, wenn einer seiner Männer stirbt oder verwundet wird, lastet dessen Leiden auf seinem Gewissen, und er weiß, dass er es ist, der es in der Hand hat, wie es weitergeht. Er und sein Wille, das Leiden seiner Männer zu akzeptieren, halten die Schlacht aufrecht. Es kommt der Punkt, an dem der Anführer seinen Willen zum Kampf nicht länger aufrecht halten kann – und mit einem kurzen Satz hat der Schrecken ein Ende.

Einige Anführer entscheiden sich, kämpfend zu sterben, und nehmen ihre Männer mit auf den Pfad posthumer Glorie und Ehre. In vielerlei Hinsicht ist es einfacher für den Anführer, wenn er schnell und sauber mit seinen Männern sterben kann und mit dem, was er getan hat, nicht weiterleben muss. Eine der eindrucklichsten Episoden dieser Art handelt von Major James Devereux, Kommandeur der U.S. Marineinfanterie, die im Zweiten Weltkrieg *Wake Island* verteidigte. Die kleine Einheit der Marineinfanterie hielt den zahlenmäßig weit überlegenen Japanern vom 8. bis zum 22. Dezember 1941 stand. Die letzte Nachricht, übermittelt kurz bevor Major Devereux und seine Männer überrannt wurden, lautete lakonisch: *s c h i c k t m e h r J a p s e !*

Aber der Preis, den ein Anführer, der eine solche Situation überlebt, zahlen muss, ist hoch. Er muss den Witwen und Waisen seiner Männer Rede und Antwort stehen; und mehr noch, er muss für immer damit leben, was er denen angetan hat, deren Leben in seiner Verantwortung lag. In meinen Interviews mit ehemaligen Frontsoldaten sprechen viele vom Bedauern und von Verzweiflung – Dinge, über die sie mit niemandem vorher gesprochen hatten. Es ist mir aber noch nie gelungen, einen Anführer dazu zu bewegen, über die Gefühle zu reden, die um jene Soldaten kreisen, die infolge seiner Befehle gestorben waren. In den Interviews winden sich diese Männer um Gefühle der Schuld und Verdrängung herum, die zu tief vergraben sind, um sie auszuloten, und das ist vielleicht gut so.

Das „Verlorene Bataillon“ des Ersten Weltkriegs ist ein berühmtes Beispiel für eine Einheit, die dank des Willens ihres Anführers überlebte. Diese Einheit, ein Bataillon der 77. Division, war während eines Angriffs von der eigenen Truppe abgeschnitten und von den Deutschen umstellt worden. Sie kämpfte tagelang weiter; Essen, Wasser und Munition gingen aus. Inmitten der Überlebenden befanden sich Freunde und Kameraden, die an schrecklichen Verwundungen litten und keine medizinische Versorgung erhalten

konnten, solange sich die Einheit nicht ergab. Die Deutschen kamen mit Flammenwerfern, um sie auszuräuchern. Aber ihr Kommandeur wollte sich einfach nicht ergeben.

Es handelte sich weder um eine Eliteeinheit noch um eine Einheit mit besonderer Ausbildung. Sie war ein gewöhnlicher zusammengewürfelter Haufen von Bürgersoldaten einer Division der *National Guard*. Und doch vollbrachten sie eine Tat, die in den Annalen der Militärgeschichte für immer einen Ehrenplatz einnehmen wird.

Die Überlebenden führten ihre Durchhaltekraft unisono auf die unglaubliche Willensstärke ihres Bataillonskommandeurs, Major C. W. Whittlesey, zurück, der zu ergeben sich weigerte und die schwindende Zahl seiner kampffähigen Männer immer wieder zum Durchhalten ermutigte. Nach fünf Tagen wurde das Bataillon gerettet. Major Whittlesey erhielt die höchste Auszeichnung der Vereinigten Staaten, die *Congressional Medal of Honor*. Viele kennen diese Geschichte. Was sie nicht wissen ist, dass Whittlesey sich kurz nach Kriegsende das Leben nahm.

Gruppenabsolution: Nicht der Einzelne, sondern die Gruppe tötet

„Die Zersetzung einer Kampfeinheit ... beginnt meist dann, wenn ihre Verluste die 50 %-Marke überschreitet, und sich immer mehr Soldaten gegenüber dem Töten im Gefecht verweigern ... Mit dem Tod ihrer Kameraden stirbt auch ihre Motivation und ihre Bereitschaft, den Feind zu töten.“ (Peter Watson)

Unzählige Untersuchungen deuten darauf hin, dass der zentrale Faktor, der einen Soldaten dazu motiviert, Dinge zu tun, die kein normaler Mann im Kampf tun *möchte* (nämlich zu töten oder zu sterben), nicht der Selbsterhaltungstrieb ist, sondern ein ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Kameraden auf dem Schlachtfeld. Richard Gabriel schreibt: „Militärische Studien über den Zusammenhalt von Einheiten bestätigen immer wieder die Regel, dass die Bindung der Frontsoldaten untereinander stärker ist als die Bindung der meisten Männer an ihre Ehefrauen.“ Selbst eine ausgesprochene Elitetruppe ist in der Regel dann besiegt, wenn die Verluste so groß sind (normalerweise liegt der kritische Punkt bei etwa 50 Prozent), dass sich Depression und Apathie in der ganzen Gruppe ausbreiten. Dinter kehrt hervor, dass „die Integration eines Einzelnen in eine Gruppe so stark sein kann, dass die Zerstörung der Gruppe, z.B. durch Gewalt oder Gefangenschaft, zu Depressionen und schließlich zum Selbstmord führen kann.“ Bei den Japanern im Zweiten Weltkrieg manifestierte sich dies in Massenselbstmorden. Die Geschichte kennt viele Beispiele kollektiven Suizids im Zuge der Kapitulation.

Unter derart intensiv miteinander verbundenen Männern besteht ein ausgeprägter Gruppenzwang. Der Einzelne empfindet dabei so viel für seine Kameraden und es ist ihm derart wichtig, was sie über ihn denken, dass er eher sterben als sie im Stich lassen würde. Ein US-Marineinfanterist und Vietnamveteran erläuterte Dwyne Dyer im Interview diesen Prozess so: „Dein erster Instinkt, egal was man Dir antrainiert hat, ist zu überleben. ... Aber du kannst Dich nicht umdrehen und wegrennen. Gruppenzwang, verstehst du?“ Dyer nennt das „eine ganz besondere Art der Liebe, die nichts zu tun hat mit Sex oder Idealismus,“ und Ardant du Picq nannte es „gegenseitige Überwachung“. Er betrachtete es als den entscheidenden psychologischen Faktor auf dem Schlachtfeld.



Marshall stellte fest, dass ein einzelner Soldat, der von einer in Auflösung oder auf dem Rückzug befindlichen Einheit zurückbleibt, wenig nützt, wenn man ihn zum Dienst in einer anderen Einheit zwingt. Aber wenn zwei oder mehr Soldaten oder die Reste einer Schwadron oder eines Zuges so verwendet werden, kann man sich normalerweise darauf verlassen, dass sie gut kämpfen werden. Der Unterschied zwischen beiden Fällen besteht in dem Maß, in dem die Soldaten emotionale Bindungen untereinander und ein Verantwortungsgefühl für die kleine Anzahl Männer, mit der sie kämpfen werden, entwickelt haben. Und diese Bindungen sind etwas völlig anderes als der allgemeine Zusammenhalt innerhalb der ganzen Armee. *Wenn* ein Soldat eine Bindung zu seinen Kameraden hat und *wenn* er bei „seiner“ Gruppe ist, dann besteht eine große Wahrscheinlichkeit, dass er sich am Töten beteiligt. Sind diese Faktoren nicht gegeben, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Soldat einen aktiven Part im Kampf spielt, sehr niedrig.

Ardant Du Picq fasst es so zusammen: „Vier mutige Männer, die sich nicht kennen, werden es nicht wagen, einen Löwen anzugreifen. Vier weniger mutige Männer, die sich aber sehr gut kennen und sich auf einander verlassen können und sich gegenseitig beistehen, werden entschlossen angreifen. Darin,“ so du Picq, „besteht in nuce alle Wissenschaft von der Organisation einer Armee.“

Anonymität und Gruppenabsolution

Zusätzlich zur Ausbildung eines Verantwortungsbewusstseins ermöglichen Gruppen das Töten auch durch die Entwicklung eines Gefühls der Anonymität unter ihren Mitgliedern, das ebenfalls zur Gewaltbereitschaft beiträgt. Unter gewissen Umständen scheint diese Gruppenanonymität zu einer atavistischen Tötungshysterie beizutragen, die auch im Tierreich beobachtet werden kann. Krucks Untersuchung von 1972 beschreibt Szenen aus dem Tierreich, die zeigen, dass sinnloses und mutwilliges Töten auch dort vorkommt. Dazu gehört das Abschlichten von Gazellen durch Hyänen, weit über ihren Nahrungsbedarf hinaus, oder die Tötung von Möwen, die in einer stürmischen Nacht nicht fliegen konnten und so zur leichten Beute für Füchse wurden, die sie töteten, obwohl kein entsprechend großer Bedarf an Nahrung bestand. Shalit stellt heraus, dass „sinnlose Gewalt im Tierreich – wie auch die meiste Gewalt beim Menschen – von Gruppen und nicht von Einzelnen verübt wird.“

Konrad Lorenz sagt: „Nicht der Mensch, sondern die Gruppe Gruppe tötet.“ Besonders Ben Shalit hat diesen Prozess ausgiebig untersucht und plausibel beschrieben:

„Jede Menschenmenge wirkt intensivierend. Wo es Aggression gibt, da wird die Masse sie verstärken; wo man sich freut, wird die Masse die Freude verstärken. Einige Studien haben gezeigt, ... dass ein dem Aggressor vorgehaltener Spiegel seine Aggression tendenziell erhöht – falls eine Disposition zur Aggression vorhanden ist. Wenn die Person jedoch keine solche Disposition aufweist, dann verstärkt der Spiegel hingegen ihre nicht-aggressiven Tendenzen. Eine Menschenmenge scheint wie ein Spiegel zu wirken, der die Handlungen jedes Einzelnen in den anderen um ihn herum reflektiert und dadurch die Intensität des bestehenden Verhaltens verstärkt.“

Psychologen wissen schon lange, dass in anonymen sozialen Beziehungen das Verantwortungsbewusstsein schwindet. Dutzende von Studien haben gezeigt, dass der Zuschauer um so weniger in eine Situation eingreift, je größer die Menge ist, in der er steht. Deshalb können in großen Menschenmengen fürchterliche Verbrechen verübt werden, ohne dass die Intervention eines

Zuschauers sehr wahrscheinlich ist. Ist der Zuschauer aber allein und Umständen ausgesetzt, unter denen er die Verantwortung nicht an andere abgeben kann, dann ist die Wahrscheinlichkeit seiner Intervention sehr groß. Auf die gleiche Weise können Gruppen eine Diffusion des Verantwortungsgefühls bewirken, die es dem Einzelnen in einer Menschenmenge und dem Soldaten in einer militärischen Einheit möglich macht, Dinge zu tun, die sie als Einzelne nie gemacht hätten, wie zum Beispiel einen Menschen aufgrund seiner Hautfarbe lynchen, oder jemanden aufgrund der Farbe seiner Uniform erschießen.

Tod in der Menge: Verantwortung und Anonymität in der Schlacht

Gruppen beeinflussen das Töten durch eine merkwürdiges und weit reichendes Verhältnis von Verantwortung und Anonymität. Obwohl die Wirkung dieser beiden Faktoren auf den ersten Blick gegensätzlich zu sein scheint, so sind sie doch eng aufeinander bezogen. Sie verstärken sich und ermöglichen so die Gewalt.

Die Polizei kennt diese Interdependenz zwischen Verantwortung und Anonymität. Polizisten werden darin ausgebildet, diese Prozesse zu durchbrechen, indem sie, wo immer dies möglich ist, einzelne Angehörige einer Gruppe beim Namen nennen. Dadurch lässt die Identifikation der namentlich Aufgerufenen mit der Gruppe nach. Sie beginnen, sich als persönlich verantwortliche Individuen zu fühlen. Das Gewaltpotential wird vermindert, indem das Verantwortungsgefühl des Individuums gegenüber seiner Gruppe begrenzt und seine Anonymität aufgehoben wird.

In Kampfgruppen gehen das Verantwortungsgefühl gegenüber den Freunden und die Anonymität, die die eigene Verantwortung für das Töten herabsetzt, eine Verbindung ein, die die Befähigung zu töten massiv erhöht. Einen anderen Menschen zu töten, ist ein außerordentlich schwieriges Unterfangen. Aber wenn ein Soldat das Gefühl hat, er würde seine Freunde im Stich lassen, falls er nicht tötet, und wenn er andere dazu ermuntern kann, ebenfalls zu töten (und seine persönliche Verantwortung also zerstreut, indem er den anderen ein Stück Schuld zuweist), dann ist es leichter, zu töten. Generell lässt sich sagen: Je größer eine Gruppe ist, je fester ihr sozialer Zusammenhalt ist, und je näher sie sich physisch ist, desto eher ist sie in der Lage, zu töten.

Dennoch bietet die bloße Existenz einer Gruppe noch keine Gewähr für Gewaltausübung. (Es könnte sich um eine Gruppe Pazifisten handeln, dann würde der Gruppenmechanismus den Pazifismus verstärken). Der Einzelne muss sich mit einer Gruppe identifizieren, die einen legitimen Befehl zum

Töten hat. Und er muss sich innerhalb oder in unmittelbarer Reichweite der Gruppe befinden, damit sie Einfluss auf sein Verhalten nehmen kann.

Streitwagen, Phalanx, Kanone und Maschinengewehr: Die Rolle von Gruppen in der Militärgeschichte

Diese Prozesse lassen sich in der Militärgeschichte immer wieder beobachten. Militärhistoriker haben sich oft gefragt, warum der Streitwagen in der Militärgeschichte so lange dominiert hat. Taktisch, ökonomisch und mechanisch betrachtet, war er kein effektives Instrument auf dem Schlachtfeld – und dennoch war er über Jahrhunderte hinweg der König der Schlacht. Aber wenn man die psychologische Hebelwirkung des Streitwagens auf das Töten in der Schlacht betrachtet, sieht man, dass der Grund seines Erfolg darin lag, dass er die erste Waffe war, die eine Gruppe bedienen musste.

Verschiedene Faktoren spielten dabei eine Rolle: der Bogen als Distanzwaffe; die soziale Distanz, da die Bogenschützen Adelige waren; und die psychologische Distanz, denn der Streitwagen wurde eingesetzt, um Feinde zu verfolgen – und ihnen in den Rücken zu schießen. Entscheidend war jedoch, dass die Besatzung des Streitwagens normalerweise aus zwei Männern bestand: dem Fahrer und dem Bogenschützen. Und mehr bedurfte es nicht, um die gleiche Mischung von Verantwortung und Anonymität in kleinen Gruppen zu erzeugen, die im Zweiten Weltkrieg dazu führte, dass die von Mannschaften bedienten Waffen (wie z.B. Maschinengewehre) eine nahezu hundertprozentige Feuerquote hatten, während diese bei den Gewehrschützen nur bei 15 bis 20 Prozent lag.

Der Streitwagen wurde von der Phalanx besiegt, weil sie die gesamte Truppe in eine einzige riesige Mannschaftswaffe verwandelte. Obwohl zunächst die Anführer der späteren römischen Formationen fehlten, unterstand jeder Mann in einer Phalanx einem wirkungsvollen wechselseitigen Überwachungssystem. Während des Angriffs war es schwierig, nicht mitzumachen, ohne dass andere bemerkten, dass man seinen Speer im kritischen Moment zu hoch oder zu tief hielt. Und natürlich garantierte die in dichter Formation aufgestellte Phalanx zusätzlich zu diesem Kontrollsystem ein hohes Maß an Gruppenanonymität.

Mehr als 500 Jahre lang verdrängte das römische Berufsheer (u.a. dank seines überlegenen Führungssystems) die Phalanx aus der westlichen Kriegsführung. Aber der soziale Mechanismus der Gruppe in der Phalanx war so einfach und so effektiv, dass diese zusammen mit der Waffe des Speiesses über einer Periode von über tausend Jahren hinweg, vom Zerfall des römischen Imperiums bis zum Aufkommen des Schießpulvers, die Infanterietaktik beherrschten.

Mit der Verbreitung des Schießpulvers besorgte die von mehreren Soldaten bediente Kanone, aus der sich das Maschinengewehr entwickelte, das massenhafte Töten. Gustav Adolf von Schweden revolutionierte die Kriegskunst, indem er eine kleine, drei Pfund schwere Kanone einführte, die jeder Zug mit sich führte und die damit zur ersten von einem Zug bedienten Waffe wurde. Damit nahm sie die von mehreren Männern eines Zuges bedienten Maschinengewehre von heute vorweg. Der Artillerieoffizier Napoleon erkannte die entscheidende Bedeutung der Artillerie als des eigentlichen Tötungsapparats auf dem Schlachtfeld; denn sie feuerte Kartätschen auch aus nächster Nähe ab. Napoleon stellte denn auch immer sicher, dass er mehr Artillerie auf dem Schlachtfeld hatte als der Feind. Im Ersten Weltkrieg wurde das Maschinengewehr eingeführt; man nannte es die „destillierte Essenz der Infanterie“. Tatsächlich aber handelte es sich dabei um eine Weiterentwicklung der Kanone. Die Artillerie entwickelte sich zur indirekt eingesetzten Waffe, die über die Köpfe der eigenen Soldaten hinweg abgefeuert wurde, während das Maschinengewehr die Kanone in der vorderen Feuerlinie ersetzte.

Das neben dem Denkmal Wellingtons in London errichtete Denkmal für die britischen Maschinengewehreinheiten des Ersten Weltkriegs besteht aus einer Statue des jungen David mit der Inschrift eines Bibelverses, der die Bedeutung des Maschinengewehrs in jenem grauenhaften Krieg erläutert, der die große Nation so sehr zur Ader ließ: „Saul hat tausend erschlagen, aber David zehntausend.“

„Die haben meine Freunde umgebracht“: Gruppendynamik auf dem Schlachtfeld der Moderne

Der Einfluss von Gruppen steht außer Frage, wenn man die in unserer Studie referierten Untersuchungen über das Töten ernst nimmt. Offensichtlich mangelte es am Gruppenzwang, wenn Soldaten sich der gegenseitigen Tötung verweigerten. Hauptmann Willis z.B. war allein, als er sich unerwartet einem einzelnen nordvietnamesischen Soldaten gegenüber sah. Dieser schüttelte den Kopf und bot ihm eine Art Abkommen, einen Waffenstillstand, ein Gentleman's Agreement oder einen Handel an. Dann verschwand er plötzlich wieder im Dunkeln, und Willis stolperte weiter.²

Michael Kathmann war als Tunnelratte in einen Vietcong tunnel gekrochen und allein, als er Licht machte und plötzlich „keine 5 Meter „entfernt ... einen (einzelnen) Vietcong eine Handvoll Reis essen sah ... Nach einem kurzen Moment setzte der seinen Beutel mit Reis neben sich auf den Boden,

2 Vgl. Grossman (Anm. 1), S. 118 (Anm. der Hg.).

drehte mir den Rücken zu und fing an, langsam wegzukriechen.“ Kathman machte seine Taschenlampe aus und begab sich zurück in die entgegengesetzte Richtung.

Aus solchen Beispielen lassen sich indirekt auch die Allgegenwart und der Einfluss von Gruppen in den meisten Situationen ablesen, in denen Soldaten sich *für* das Töten entscheiden. Das klassische Beispiel ist Audie Murphy, der höchstdekorierte amerikanische Soldat des Zweiten Weltkriegs. Er bekam die *Medal of Honor*, weil er im Alleingang eine ganze deutsche Infanteriekompanie überwältigte. Er kämpfte völlig auf sich allein gestellt. Als er gefragt wurde, was ihn dazu bewegt hatte, sagte er nur: „Die haben meine Freunde umgebracht.“

Emotionale Distanz: „Für mich waren das noch nicht mal Tiere.“

„Wenn man die Distanz zwischen militärischen Gegnern vergrößert – durch Betonung ihrer Differenzen oder durch die Vertiefung des Grabens der Verantwortungsgefühle zwischen Aggressor und Opfer –, erhöht man den Pegel der Aggression.“ (Ben Shalit)

Risse im Vorhang der Verdrängung

Eines Abends, nach einem Vortrag über „Preis und Prozess des Tötens“ vor einer Gruppe Kriegsveteranen, wurde ich von einem Veteranen des Zweiten Weltkriegs aus dem Publikum um ein Gespräch unter vier Augen gebeten. Als wir unter uns waren, sagte er, dass es da etwas gebe, das er keinem Menschen je erzählt habe. Doch vor dem Hintergrund meines Vortrages wolle er nun darüber sprechen. Er war als Offizier der Armee im Südpazifik gewesen, und eines Nachts waren die Japaner in seine Stellung eingesickert und griffen an. Mitten im Angriff warf sich ihm ein japanischer Soldat entgegen.

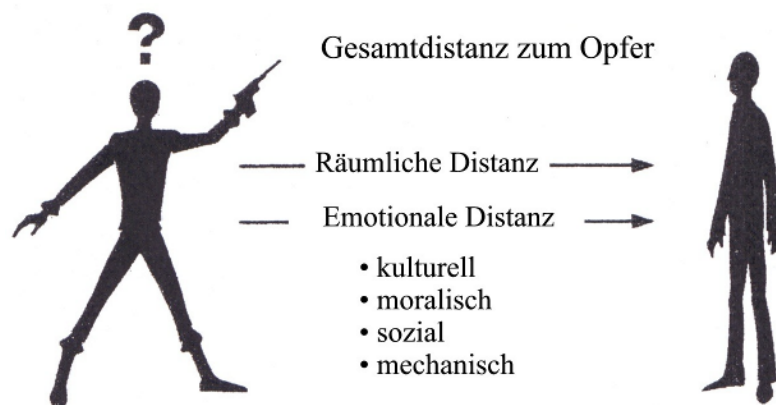
„Ich hielt meine 45er [Pistole] in der Hand,“ sagte er, „und als ich ihn erschoss, war die Spitze seines Bajonetts nicht weiter von mir entfernt, als Sie es jetzt sind. Als sich alles beruhigt hatte, half ich, ihn zu suchen – verstehen Sie, für nachrichtendienstliche Zwecke – und ich fand ein Foto.“

Er machte eine lange Pause, bevor er fortfuhr: „Es war ein Foto von seiner Frau und den beiden hübschen Kindern. Seitdem,“ und hier rollten ihm die Tränen über die Wangen, obwohl seine Stimme fest und klar blieb, „verfolgt mich der Gedanke an diese beiden hübschen Kinder, die nun ohne Vater aufwachsen mussten, weil ich ihren Daddy umgebracht hatte. Ich bin kein

junger Mann mehr, und bald muss ich mich für das, was ich getan habe, vor meinem Schöpfer verantworten.“³

Ein Jahr später erzählte ich einem Vietnamveteranen, mittlerweile Oberst in der US-Armee, in einem Pub in England von dieser Begegnung. Als ich die Fotos erwähnte, sagte er: „Nein, sagen Sie nur das nicht! Da war eine Adresse auf der Rückseite des Fotos.“

„Nein,“ entgegnete ich, „zumindest hat er das nie erwähnt.“



Im Verlauf des Abends kam ich darauf zurück und fragte ihn, warum er glaube, dass auf der Rückseite des Fotos eine Adresse gestanden habe. Er erzählte mir, dass er ein ähnliches Erlebnis in Vietnam gehabt hatte, aber seine Fotos seien rückseitig mit Adressen versehen gewesen. „Und, wissen Sie,“ sagte er, und seine Augen starrten in die Ferne, wie ich es schon bei so vielen Veteranen beobachtet habe, wenn ihre Gedanken und Gefühle auf das Schlachtfeld zurückkehren. „Ich hatte immer vor, die Fotos zurückzuschicken.“

Beide Männer hatten es in der U.S.-Armee bis zum Oberst gebracht. Beide sind von dem geprägt, was an ihrer Generation gut und edel ist, aber beide werden sie von einfachen Fotos verfolgt. Diese Fotos stellten für sie die Risse im Vorhang der Verdrängung dar, die den Krieg möglich macht.

3 Siehe Exkurs I am Ende dieses Beitrags.

Die sozialen Hürden der emotionalen Distanz

Über den Prozess der räumlichen Distanzierung habe ich anderer Stelle gehandelt. Aber die Distanz im Krieg ist nicht nur physischer Natur. Daneben gibt es noch die emotionale Distanzierung, und diese spielt eine zentrale Rolle in der Überwindung jeder Tötungshemmung. Faktoren wie kulturelle Distanz, moralische Distanz, soziale Distanz und mechanische Distanz sind ebenso wirkungsvoll wie physische Distanz, indem sie dem Tötenden zu verdrängen erlauben, dass er einen anderen Menschen tötet.

In den 60er Jahren gab es ein populäres und cleveres Sprichwort: „Stell Dir vor, es ist Krieg, und Keiner geht hin!“⁴ Das ist nicht ganz so albern, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Auf dem Schlachtfeld besteht in längeren Nahkampfphasen immer die Gefahr, dass sich die Kämpfer kennenlernen, sich gegenseitig als Individuen anerkennen und sich schließlich weigern, sich gegenseitig zu töten. Diese Gefahr und den Prozess, der sie herbeiführt, veranschaulicht Heinrich Metelmann in seinem Bericht über seine Erfahrungen als deutscher Soldat an der russischen Front des Zweiten Weltkriegs auf eindringliche Weise: Die Schlacht flaute ab, und Metelmann sah zwei Russen aus ihrem Schützenloch kommen,

„und ich ging zu ihnen hinüber ... sie stellten sich vor ... [und] boten mir eine Zigarette an, und ich als Nichtraucher dachte, wenn sie mir eine Zigarette anbieten, sollte ich sie annehmen. Aber es war ein schreckliches Kraut. Ich hustete, und später sagten meine Kumpels, ‚Du hast furchtbar ausgesehen, wie Du mit den beiden Russen dagestanden bist und Dir die Lunge aus dem Leib gehustet hast.‘ ... Ich unterhielt mich mit ihnen und meinte, sie sollten ruhig näher an unser Schützenloch rankommen, denn da lagen drei tote Russen drin, und ich, zu meiner Schande, hatte sie getötet. Sie wollten wohl ihre [Erkennungsmarken] haben und ihre Soldbücher ... Ich half ihnen irgendwie, und wir beugten uns alle runter und fanden einige Fotos in einem der Soldbücher. Sie zeigten sie mir: Wir standen alle auf und sahen sie an ... Wir schüttelten uns noch einmal die Hände, einer klopfte mir auf den Rücken und dann gingen sie fort.“

Metelmann wurde weggerufen, um ein Halbkettenfahrzeug zum Feldhospital zu fahren. Als er zum Schlachtfeld zurückkam, mehr als eine Stunde später, hatten die Deutschen die russischen Stellungen überrannt. Und obwohl einige seiner eigenen Freunde gefallen waren, beschäftigte ihn die Frage, was aus „den beiden Russen“ geworden sei, viel mehr.

4 So die deutsche Variante des amerikanischen “What if they gave a war and nobody came?” Vgl. Thomas Kühne (Hg.), *Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945*, Münster 2000, Vorderumschlag und S. 330. (Anm. der Hg.)

„Die wurden getötet,“ hieß es. Ich fragte: „Wie ist das passiert?“ „Na ja, die wollten sich nicht ergeben. Dann haben wir ihnen zugerufen, dass sie rauskommen sollten mit erhobenen Händen, und das taten sie nicht, deshalb ist einer von uns mit dem Panzer drübergefahren,“ sagte er, „der hat sie plattgemacht und nun sind sie still.“ Das hat mich ziemlich fertig gemacht. Ich hatte sie auf einer sehr menschlichen Ebene getroffen, auf einer kameradschaftlichen Basis. Sie hatten mich Kamerad genannt, und in diesem Moment, obwohl es vielleicht komisch ist, war ich darüber, dass sie in dieser verrückten Konfrontation sterben mussten, trauriger als über den Tod meiner eigenen Kameraden, und ich werde immer noch traurig, wenn ich daran denke.“

Die Identifikation mit den eigenen Opfern ist auch der Kern des Stockholm-Syndroms. Es ist im allgemeinen als ein Prozess bekannt, in dem das Opfer einer Geiselnahme sich mit dem Geiselnehmer identifiziert. In Wirklichkeit handelt es sich um ein komplexeres Phänomen, das sich in drei Phasen abspielt:

- Zuerst fühlt das Opfer sich immer mehr mit dem Geiselnehmer verbunden.
- Als nächstes erlebt das Opfer meistens das Schwinden seiner Identifikation mit den Verantwortlichen, die mit dem Geiselnehmer verhandeln.
- Schließlich erlebt der Geiselnehmer eine wachsende Identifikation und Verbundenheit mit seinem Opfer.

Einer der bemerkenswertesten Fälle dieser Art war die Belagerung eines Zuges durch Molukken in Holland 1975. Die Terroristen hatten bereits eine Geisel erschossen und suchten eine weitere Geisel zur Exekution aus. Das gewählte Opfer erbat sich die Erlaubnis, einen Abschiedsbrief an seine Familie zu schreiben. Es wurde ihm erlaubt. Es handelte sich um einen Journalisten, und es muss ein guter gewesen sein, denn er schrieb einen so herzerreißenden Brief, dass die Terroristen, nachdem sie ihn gelesen hatten, Mitleid mit ihm bekamen ... und eine andere Geisel erschossen.

Manchmal kann dieser Prozess viel größere Dimensionen annehmen. Im Ersten Weltkrieg kam es des öfteren zu inoffiziellen Waffenstillständen, wenn gegnerische Soldaten zu viel Vertrauen zueinander fassten. Weihnachten 1914 trafen sich deutsche und britische Soldaten in friedlicher Absicht, tauschten Geschenke aus, machten Fotos und spielten sogar Fußball. Richard Holmes schreibt, „in einigen Abschnitten hielt der Waffenstillstand weit über Neujahr hinaus, obwohl das Oberkommando darauf bestand, dass der Krieg fortzusetzen sei.“

Erich Fromm stellte fest, es gebe „ausreichende klinische Beweise für die Vermutung, dass destruktive Gewalt, zumindest bis zu einem hohen Grad, in

Verbindung mit einem momentanen oder chronischen emotionalen Rückzug verübt wird.“ Die oben beschriebenen Situationen veranschaulichen den Zusammenbruch der psychologischen Distanz, – das entscheidende Moment der Beseitigung von Empathie und des erfolgreichen „emotionalen Rückzugs“. Folgende Mechanismen beschleunigen diesen Prozess:

- Kulturelle Distanz, etwa in Form rassischer und ethnischer Unterschiede, die es dem Tötenden erlauben, das Opfer zu entmenschlichen.
- Moralische Distanz, die die Art intensiven Glaubens an die eigene moralische Überlegenheit und Rache- bzw. Bürgerwehraktivitäten mit einbezieht, die in vielen Bürgerkriegen eine Rolle spielen.
- Soziale Distanz, die Folge eines Denkens in den Kategorien einer bestimmten Klasse und nicht des Menschseins.
- Mechanische Distanz – dazu die sterile Irrealität des Tötens auf dem Bildschirm bei einem Nintendospiel ebenso wie ein Wärmesichtgerät, ein Zielfernrohr oder jeder andere mechanische Puffer, der es dem Tötenden erlaubt, das Menschsein seines Opfers auszublenden.

Kulturelle Distanz: „Minderwertige Lebensformen“

In der Sektion „Töten in Amerika“ meines Buches „On Killing“ untersuche ich, welche Methoden die Psychiater der US-Marine zur psychischen Festigung von Attentätern der US-Marine entwickelt haben. Ihr „Rezept“ bestand hauptsächlich aus klassischer Konditionierung und systematischer Desensibilisierung mittels gewaltverherrlichender Filme. Aber wichtig war auch die kulturelle Distanzierung, die darauf abzielte, „die Männer dazu zu bringen, im potentiellen Feind minderwertiges Leben zu sehen, indem [durch diese Filme] der Feind als untermenschlich hingestellt wird: Dazu werden seine Lebensgewohnheiten als albern präsentiert, und die ihm vertrauten Respektspersonen werden als böse Halbgötter vorgeführt.“ (Zitat bei Peter Watson).

Israelische Untersuchungen weisen darauf hin, dass die Überlebenschancen eines Entführungsofopfers deutlich geringer sind, wenn ihm eine Kapuze übergezogen wird. Kulturelle Distanz ist so etwas wie eine emotionale Kapuze, die genauso effektiv sein kann. Shalit bemerkt, „je näher oder ähnlicher uns ein Opfer von Gewalt ist, desto mehr identifizieren wir uns mit ihm.“ Und um so schwerer ist es, das Opfer zu töten.

Umgekehrt gilt dasselbe. Es ist wesentlich einfacher, jemanden zu töten, der völlig anders aussieht als wir. Wenn es eine Propagandamaschinerie schafft, Soldaten davon zu überzeugen, dass ihre Gegner nicht wirklich menschlich sind, sondern „minderwertiges Leben verkörpern“, dann redu-

ziert sich ihr Widerstand gegen das Töten der eigenen Spezies merklich. Häufig wird die Menschlichkeit des Feindes dadurch geleugnet, dass man ihm Namen gibt wie „Schlitzauge“, „Kraut“ oder „Japse“. In Vietnam wurde dieser Prozess durch das „body count“-System unterstützt, wonach der Feind nur als Zahlenwert existierte. Ein Vietnam-Veteran erzählte mir, dass für ihn dadurch das Töten von nordvietnamesischen Soldaten und von Vietcong dasselbe war, wie wenn er „auf Ameisen trat“.

Der größte Meister in dieser Hinsicht war in der jüngeren Geschichte wohl Adolf Hitler mit seinem Mythos der arischen Herrenrasse, vom *Übermenschen*, dessen Pflicht es sei, die Welt vom *Untermenschen* zu reinigen.

Der adoleszente Soldat, auf den diese Propaganda zielt, versucht verzweifelt, rational zu begreifen, wozu man ihn *zwingt*. Deshalb nimmt er solchen Unsinn bereitwillig auf. Wenn er einmal damit begonnen hat, Menschen wie Vieh herumzutreiben und sie dann wie Vieh abzuschlachten, dann betrachtet er sie auch sehr bald als Vieh – oder, wenn man so will, als *Untermenschen*.

Trevor Dupuy zufolge brachten die Deutschen während des ganzen Zweiten Weltkriegs den amerikanischen und britischen Verbänden 50 Prozent mehr Verluste bei, als ihnen selbst zugefügt wurden. Und die Nazi-Führer wären sicher die ersten, die dem beipflichten würden, dass es die entscheidene Überzeugung von ihrer rassistischen und kulturellen Überlegenheit war, welche die Soldaten so erfolgreich kämpfen ließ. (Aber wie ich in dem Kapitel „Töten und Gräueltaten“ meines Buches „On Killing“ zeige, enthält dieser Prozess Fallstricke, die auch zum Scheitern der Nationalsozialisten beitrugen.)

Die Nazis waren jedoch nicht die einzigen, die das Schwert des Rassenhasses und der ethnischen Unterschiede im Krieg geschwungen haben. Auch die Unterwerfung und Herrschaft über die „dunklen Rassen“ durch den europäischen Imperialismus wurde durch kulturelle Distanz begünstigt.

Allerdings handelt es sich dabei um eine zweiseitige Angelegenheit. Wenn die Unterdrücker ihre Opfer als nicht zur gleichen Spezies gehörend wahrnehmen, können auch die Opfer diese kulturelle Distanz für sich in Anspruch nehmen, und wenn sie schließlich die Oberhand gewonnen haben, dazu nutzen, ihrerseits die Kolonialherren zu unterdrücken und zu töten; blutige Revolten wie die Sepoy-Meuterei oder der Mau-Mau-Aufstand bieten hierfür Beispiele. In den letzten Kämpfen gegen den Imperialismus bildete dieser *backlash* der kulturellen Distanzierung eine zentrale Grundlage der Widerstandskraft der autochthonen Bevölkerungen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind eine vergleichsweise egalitäre Nation und haben deshalb mehr Schwierigkeiten, ihrer Bevölkerung im Krieg ethnische und rassistische Hassgefühle nahezubringen. Aber im Kampf

gegen die Japaner hatten die USA einen so andersartigen und fremden Feind, dass kulturelle Distanz durchaus hergestellt werden konnte. (Ergänzt wurde sie durch eine kräftige Dosis moralischer Distanz, denn die USA „rächten“ sich schließlich für Pearl Harbor). Aus diesem Grund gaben nach einer Untersuchung von Stouffer 44 Prozent der amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg an, dass sie „wirklich gern einen japanischen Soldaten töten würden,“ aber nur sechs Prozent zeigten den gleichen Enthusiasmus, wenn es um das Töten eines Deutschen ging.

In Vietnam wäre die kulturelle Distanz auf uns Amerikaner zurückgefallen, denn unser Feind war in Rasse und Kultur von unseren Verbündeten nicht zu unterscheiden. Deshalb versuchten wir angestrengt (auf der Ebene der nationalen Politik), die kulturelle Distanz zu unseren Feinden nicht allzu sehr herauszustellen. Psychische Distanz wurde in Vietnam über die moralische Distanz hergestellt, die der moralische „Kreuzzug“ gegen den Kommunismus begründete. Aber trotz allem Bemühen gelang es nicht, den Geist des Rassenhasses in seiner Flasche gefangen zu halten.

Die meisten der Vietnamveteranen, die ich interviewt habe, entwickelten eine tiefe Liebe zum vietnamesischen Volk und seiner Kultur. Viele heirateten vietnamesische Frauen. Diese egalitäre Tendenz, sich unter eine andere Kultur zu mischen, sie zu akzeptieren, zu bewundern und sogar zu lieben, ist eine amerikanische Stärke, mit Hilfe derer es Amerika gelang, aus den besetzten Ländern Deutschland und Japan, also aus den geschlagenen Feinden, Freunde und Verbündete zu machen. Aber viele US-Soldaten verbrachten ihr Jahr in Vietnam völlig isoliert von den positiven und freundlichen Seiten der vietnamesischen Kultur und seinem Volk. Die einzigen Vietnamesen, die ihnen begegneten, versuchten entweder, sie zu töten, oder wurden verdächtigt, Vietcong zu sein oder diese zu unterstützen. In dieser Umgebung konnten tiefes Misstrauen und Hass entstehen. Ein Vietnamveteran erzählte mir, dass sie für ihn „noch nicht einmal Tiere waren.“

Aufgrund dieser Fähigkeit, andere Kulturen zu akzeptieren, verübten Amerikaner vermutlich weniger Gräueltaten, als es andere Nationen unter den gleichen Umständen eines Guerrillakrieges in Vietnam getan hätten. Sie hatten vermutlich weniger auf dem Schuldkonto als die meisten anderen Kolonialmächte. Trotzdem hatten wir unser My Lai, und dieses Ereignis unterminierte die amerikanischen Kriegsanstrengungen zutiefst und vielleicht entscheidend.

Der Flaschengeist des Rassenhasses kann schnell hervorgeholt werden, wenn es gilt, das Töten zu Kriegszeiten zu erleichtern. Es kann dann sogar schwieriger sein, die Flasche fest verkorkt zu lassen und den Rassenhass völlig zurückzuhalten. Ist er einmal draußen, lässt er sich, auch wenn der Krieg aus ist, nicht so einfach wieder in seine Flasche zurückzwängen. Er schwelt

Jahrzehnte fort, mitunter sogar Jahrhunderte, wie sich heute im Libanon und im ehemaligen Jugoslawien zeigt.

Es wäre leicht, sich selbstzufrieden zurückzulehnen in der Vorstellung, dass solch Hassgefühle nur in weit entfernten und isolierten Gegenden wie dem Libanon und Jugoslawien existierten. In Wahrheit versuchen wir Amerikaner mehr als ein Jahrhundert nach Abschaffung der Sklaverei immer noch, den Rassismus zu beseitigen, und selbst der begrenzte Einsatz der kulturellen Distanz im Zweiten Weltkrieg und in Vietnam beeinträchtigen noch immer die Beziehungen der USA zu ihren Gegnern in diesen Kriegen.

Auf einem zukünftigen Schlachtfeld werden wir vielleicht wieder versucht sein, das zweischneidige Schwert der kulturellen Distanz zu unserem Vorteil einzusetzen. Aber bevor wir das tun, wären wir gut beraten, sorgfältig abzuwägen, was uns das kostet – im Krieg wie im Frieden, den wir zu erreichen hoffen, wenn der Krieg vorbei ist.

Moralische Distanz: „Sie kämpfen für eine heilige Sache, wie also können sie sündigen?“

„Wir, die wir den Feind dort treffen, wo sein Herz schlägt, wurden als ‚Babykiller‘ und ‚Frauenmörder‘ verunglimpft. ... Was wir tun, ist uns auch zuwider, aber es ist notwendig. Sehr notwendig. Heutzutage gibt es keine Nicht-Kombattanten; der moderne Krieg ist der totale Krieg. Der Soldat an der Front kann nicht funktionieren ohne den Fabrikarbeiter, den Bauern und all die anderen hinter ihm, die ihn versorgen. Du und ich, Mutter, haben das diskutiert, und ich weiß, Du verstehst mich. Meine Männer sind mutig und ehrenhaft. Sie kämpfen für eine heilige Sache, wie also können sie sündigen, wenn sie doch nur ihre Pflicht tun? Wenn das, was wir tun, entsetzlich ist, dann möge das Entsetzliche Deutschlands Rettung sein.“ (Hauptmann Peter Strasser, Befehlshaber der deutschen Luftschiffdivision im Ersten Weltkrieg, in einem bei Dyer zitierten Brief).

Moralische Distanz rechtfertigt das eigene Selbst und die eigene Sache. Sie besteht prinzipiell aus zwei Komponenten. Die eine besteht darin, den Feind mit Schuld zu beladen und so zu verdammen. Diese Schuld fordert natürlich Strafe oder Rache. Die andere Komponente ist die Inanspruchnahme von Legalität und Legitimität für die eigene Sache.

Moralische Distanz heißt: Der Feind kämpft für die falsche Sache, seine Anführer sind Kriminelle und seine Soldaten sind entweder fehlgeleitet oder teilen die Schuld ihrer Anführer. Aber der Feind bleibt ein Mensch, und ihn zu töten, wird als Akt der Gerechtigkeit ausgegeben, anders als die auf kultureller Distanz basierende Vernichtung.⁵

5 In einem Interview mit einem Veteranen, der auch ein pensionierter Polizist war, wurde

Auf die gleiche Weise, wie dieser Prozess die Gewalt von Polizeikräften üblicherweise möglich macht, kann er auch die Gewalt auf dem Schlachtfeld stimulieren. Alfred Vagts hat dies als einen Vorgang erklärt, in dem

„Feinde von vornherein als Kriminelle betrachtet werden, schuldig, den Krieg begonnen zu haben. Das Unternehmen, den Aggressor ausfindig zu machen, beginnt bereits vor oder kurz nach Ausbruch des Krieges; die Methoden der Kriegführung werden als kriminell gebrandmarkt; und der Sieg ist kein Triumph der Ehre oder der Tapferkeit über Ehre und Tapferkeit, sondern der Abschluss eines Polizeieinsatzes gegen blutrünstige Schweinehunde, die mit Recht, Ordnung und allem anderen gebrochen haben, was gut und heilig ist.“

Vagts erkannte, dass solche Propaganda einen immer größeren Einfluss in modernen Kriegen entfaltet, und er hat wohl Recht. Aber neu ist diese Entwicklung eigentlich nicht. In der westlichen Welt geht sie zumindest bis auf die Zeiten zurück, in denen der Papst – damals das unbestrittene moralische Oberhaupt der westlichen Kultur – die moralische Rechtfertigung jener tragischen und blutigen Kriege lieferte, die wir die Kreuzzüge nennen.

Die Rechtfertigung der Strafaktion: „Vergesst nie den Alamo / die Maine / Pearl Harbor“

Den Feind zum Schuldigen und es für zwingend zu erklären, ihn zu bestrafen oder sich zu rächen, bildet eine fundamentale und weithin akzeptierte Rechtfertigung für Gewalt. Die meisten Nationen behalten sich das Recht vor, die Todesstrafe zu „verwalten“, und wenn ein Staat einen Soldaten anweist, einen Verbrecher zu töten, der für schuldig befunden wird, ein hinreichend abscheuliches Verbrechen verübt zu haben, dann kann das Töten ohne weiteres rationalisiert werden als ganz normaler Justizakt.

Diese Rechtfertigung von Strafaktionen ist so elementar, dass sie auch manipulativ eingesetzt werden kann. Im Zweiten Weltkrieg kultivierten einige japanische Anführer eine solche künstliche Rechtfertigung der Bestrafung.

mir klar, dass moralische Distanz auch der entscheidende Faktor der Stimulierung wie der Rationalisierung von Gewalt bei der Polizei darstellt. Als ich ihm den Distanzierungsprozess erläuterte, machte er mich darauf aufmerksam, dass die Errichtung und Aufrechterhaltung dessen, was ich als moralische Distanz bezeichne, ein Essential der psychischen Unversehrtheit von Polizisten darstellt. Das Funktionieren einer guten Einheit basiert vor allem auf dieser Distanz. Wenn jedoch Rassenhass und die ethnische Diskriminierung der kulturellen Distanz einsetzen, dann entwickeln sich Probleme, und eine Art moralische Verrohung kann das Selbstverständnis der Polizeieinheit in Frage stellen.

„Oberst Masonobu Tsuji.“, so berichtet Holmes, „der führende Kopf der japanischen Invasion von Malaysia, verfasste ein Traktat, das unter anderem dazu erdacht war, seine Soldaten in Kampfwut zu versetzen. „Wenn Ihr nach der Landung auf den Feind trefft, stellt euch vor, Ihr seid Rächer, die endlich, nach langer Zeit, dem Mörder Eures Vaters Auge in Auge gegenüber stehen. Vor Euch steht der Mann, dessen Tod Eure Herzen leichter werden lässt und die Last des bebenden Zornes von Euch nimmt. Wenn Ihr versagt und ihn nicht vollständig vernichtet, werdet Ihr nie zur Ruhe kommen.“

Rechtssicherheit: „Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht.“

„Wenn es im Lauf der menschlichen Begebenheiten für ein Volk nötig wird, die politischen Bande, wodurch es mit einem anderen verknüpft gewesen, zu trennen, und unter den Mächten der Erden eine abgesonderte und gleiche Stelle einzunehmen, wozu selbiges die Gesetze der Natur und des Gottes der Natur berechtigen, so erfordern Anstand und Achtung für die Meinungen des menschlichen Geschlechts, dass es die Ursachen anzeige, wodurch es zur Trennung getrieben wird.

Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht.“

(Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, 4. Juli 1776)

Die eigene Sache für rechtmäßig zu erklären, ist das Gegenstück zu der Art und Weise, wie Strafaktionen motiviert werden. Diese Selbstversicherung der Legitimität der eigenen Sache ist einer der primären Mechanismen, die Gewalt in Bürgerkriegen ermöglichen, da die kulturelle Nähe der Kombattanten die kulturelle Distanzierung erheblich erschwert. Aber moralische Distanz ist, in unterschiedlichen Facetten, auch ein Faktor der Gewalt in allen übrigen Kriegen, nicht nur in Bürgerkriegen.

Eine der HAUPTerscheinungsformen der moralischen Distanz könnte man als Heimvorteil bezeichnen. Das moralische Privileg, Heim und Herd oder die Nation zu verteidigen, hat eine lange Tradition, für die sich Parallelen im Tierreich finden lassen, und es sollte in unserem Zusammenhang nicht unterschätzt werden. Winston Churchill hat einmal gesagt: „Es ist das erste Recht des Menschen, für sein Land zu sterben und zu töten und alle Mitglieder seines eigenen Stammes, die ihre Hände am Herd der Eindringlinge gewärmt haben, mit äußerster Härte zu bestrafen.“

Amerikanische Kriege tendieren dazu, so die gängige Auffassung, eher die moralische als die kulturelle Distanz zu betonen. Kulturelle Distanz entwickelt sich in der relativ egalitären amerikanischen Kultur mit ihrer rassischen und ethnischen Vielfalt der Bevölkerung nicht so leicht. Das Bostoner Massaker verlieh der amerikanischen Revolution den Charakter einer Straf-

aktion, und die Unabhängigkeitserklärung („Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht“) lieferte die Legitimitätsbasis für die amerikanischen Kriege der folgenden zwei Jahrhunderte. Der Krieg von 1812 wurde als „Verteidigungskrieg“ mit einem starken Heimvorteil auf unserer Seite geführt. Das Niederbrennen des Weißen Hauses und die Bombardierung von Fort McHenry („Oh! say, can you see, by the dawn’s early light ...“⁶) rechtfertigten die Strafaktion. Die moralische Legitimation des Kampfes unserer Nation gegen die Unterdrückung anderer griff im amerikanischen Bürgerkrieg Platz und ließ sich in dem aufrichtigen Motiv vieler Soldaten der Nordstaaten beobachten, die Sklaverei zu beenden („Mine eyes have seen the glory of the coming of the Lord“⁷), während das Strafmotiv bei der Bombardierung von Fort Sumter eine große Rolle spielte.

In den letzten hundert Jahren ist unsere Neigung, moralische Grundlagen zu schaffen, um es zu rechtfertigen, wenn wir Kriege beginnen, kleiner geworden, gleichzeitig aber hat das Bestrafungsmotiv, mit dem die moralische Distanz ebenfalls arbeiten kann, an Bedeutung gewonnen. Im spanisch-amerikanischen Krieg war es die Versenkung der *Maine*, die den Krieg rechtfertigte. Im Ersten Weltkrieg war es die *Lusitania*, im Zweiten Weltkrieg Pearl Harbor, in Korea ein nicht provoziertes Angriff auf amerikanische Truppen, im Vietnamkrieg gab es den Zwischenfall im Golf von Tongking und schließlich im Golfkrieg die Besetzung Kuwaits durch den Irak.⁸

Es ist eine interessante Beobachtung, dass, obwohl der Eintritt der USA in diese Kriege als Strafmaßnahme legitimiert wurde, die moralische Selbstsicherheit erst später ins Spiel kam und damit einigen dieser Konflikte eine speziell amerikanische Note verlieh. Als die Alliierten die Konzentrationsla-

6 Erste Zeile der Nationalhymne der USA, „The Star-Spangled Banner“, die während der Belagerung von Fort McHenry verfasst wurde (Anm. der Hg.).

7 Zeile aus dem berühmten Lied der Abolitionisten „John Brown’s Body (Anm. der Hg.)

8 Es ist bemerkenswert, wie viele dieser „Bestrafungsaktionen“ im Nachhinein betrachtet keineswegs rechtens waren. Es wurde nie herausgefunden, was tatsächlich das Sinken der *Maine* verursacht hat, es könnte sich durchaus um einen Unfall gehandelt haben. Auf der *Lusitania* wurde Kriegsmunition transportiert, und die Deutschen warnten uns rechtzeitig vor dem Angriff. Und den Zwischenfall im Golf von Tongking scheint Präsident Lyndon B. Johnson fast vollständig erfunden zu haben. In den meisten dieser Fälle ergriffen sich die Politiker eine Gelegenheit, um die öffentliche Meinung zugunsten eines Krieges zu beeinflussen, der ihrer Meinung nach moralisch geboten war. – Der große britische Staatsmann Benjamin Disraeli stellte fest, dass solche „Leidenschaften“ immer eine zentrale Rolle spielen, wenn eine Demokratie in einen Krieg eintritt. Wenn man,“ sagte er, „eine Demokratie aufbaut, dann will man je nach Saison die Früchte der Demokratie ernten ... Bald schon wird man Kriege aus Leidenschaft und nicht aus Vernunft führen, und bald darauf wird man sich mit dem Frieden abfinden ..., der Deinen Einfluß verringert und vielleicht sogar Deine Unabhängigkeit gefährdet. Und bald schon wirst Du feststellen, dass Dein Land weniger wert ist und Deine Freiheit weniger vollkommen ist.“

ger befreien, wurde General Eisenhower der Zweite Weltkrieg zum Kreuzzug. Und die Rechtfertigung für den Kalten Krieg trug stets den Unterton einer moralischen Schlacht gegen Totalitarismus und Unterdrückung.

Die moralische Distanzierung schafft eine Grundlage, auf der das Training zum Töten aufbauen kann. Im allgemeinen sind dabei Gräueltaten weniger wahrscheinlich als bei kultureller Distanz, und ein solches Tötungstraining steht auch eher im Einklang mit jenen auf Eindämmung von Aggression und Aufrechterhaltung der Menschenwürde des Einzelnen abzielenden „Regeln“, die Organisationen wie die Vereinten Nationen hochhalten. Aber wie mit kultureller Distanz verbindet sich auch mit moralischer Distanz eine Gefahr, nämlich die, dass jedes Land glaubt, Gott auf seiner Seite zu haben.

Soziale Distanz: Der Tod für's „Schweineregister“

Als ich in den 70er Jahren als Feldwebel in der *82nd Airborne Division* diente, besuchte ich einmal den Befehlsstand eines Schwesterbataillons. Die meisten solcher Büros haben einen Dienstplan dort hängen, wo man ihn beim Betreten des Raumes sofort sieht. Normalerweise enthalten diese Dienstpläne eine Liste aller Angehörigen des Bataillons, nach dem Dienstgrad geordnet, aber dieser Befehlsstand hatte einen ganz eigenen Plan. Oben waren die Offiziere aufgeführt, und dann gab es eine Sektion dazwischen, die „Schweineregister“ genannt wurde. Danach erst folgte die Liste der Soldaten des Büropersonals. Die Vorstellung, die dem „Schweineregister“ zugrundelag, war nun keineswegs neu. Auch wenn dabei im allgemeinen ironische Töne mitklingen und sie meistens dezenter benannt wird, besteht eine soziale Distanz zwischen Offizieren und den übrigen Soldaten. Ich war in meinem Leben gewöhnlicher Soldat, Unteroffizier und Offizier. Meine Frau und meine Kinder, wie auch ich selber, haben diese Klassengesellschaft und die soziale Distanz, die damit einhergeht, am eigenen Leibe erfahren. Offiziere, Unteroffiziere und gemeine Soldaten haben alle ihre separaten Clubs auf einem Militärstützpunkt. Ihre Frauen haben unterschiedliche gesellschaftliche Funktionen, und ihre Familien leben in getrennten Wohnvierteln.

Um den Sinn des Schweineregisters im Militär nachvollziehen zu können, muss man verstehen, wie schwer es ist, derjenige zu sein, der Befehle erteilt und seine Freunde in den Tod schickt, und wie leicht die Alternative ist, sich ehrenhaft zu ergeben und dem Schrecken ein Ende zu setzen. Die Quintessenz des Militärs besteht darin, dass ein guter Führer seine Männer (auf eine sehr merkwürdige, distanzierte Weise) lieben muss, während er gleichzeitig bereit sein muss, zu töten, was er liebt (oder zumindest den Befehl zu geben, der im Tod seiner Männer endet). Das Paradoxe am Krieg ist, dass die Führer, die am ehesten bereit sind, das was sie lieben, in Gefahr zu

bringen, meist siegen, und daher am ehesten in der Lage sind, ihre Männer zu schützen. Die Klassenstruktur im Militär bringt einen Verdrängungsmechanismus mit sich, der es den Führern möglich macht, ihre Männer in den Tod zu schicken. Das macht militärische Führung aber auch zu einer sehr einsamen Angelegenheit.

Diese Klassenstruktur ist in der britischen Armee sogar noch stärker ausgeprägt. Während meines Jahres am *British Army Staff College* waren meine Freunde unter den britischen Offizieren überzeugt davon (und ich stimme ihnen zu), dass ihre lebenslange Erfahrung mit dem britischen Klassensystem sie zu besseren Offizieren gemacht habe. Soziale Distanz hat in früheren Zeiten offensichtlich eine enorme Bedeutung gehabt, als Offiziere nämlich grundsätzlich nur aus dem Adel kamen und ein Leben lang Erfahrungen mit dem Gebrauch der Macht über Leben und Tod sammelten.

In fast allen historischen Schlachten vor der napoleonischen Epoche sah der Leibeigene, wenn er an seinem Speer oder seiner Muskete entlang auf den Feind blickte, einen Leibeigenen, wie er selber einer war, und von daher versteht sich, dass er nicht übermäßig viel Energie einsetzte, um sein Ebenbild zu töten. Deshalb wurde auch das Töten im Nahkampf früherer Kriege größtenteils nicht den Leibeigenen oder Bauern überlassen, die die Masse der Soldaten stellten, sondern der Elite, den Adeligen, den wahren Tötungsagenten des Schlachtfeldes, übertragen. Sie verfügten über die dafür erforderliche soziale Distanz.

Mechanische Distanz: „Ich sehe keine Menschen ...“

„Die Entwicklung neuer Waffensysteme befähigt den Soldaten, auf dem Schlachtfeld tödliche Waffen auf weite Entfernungen äußerst zielsicher einzusetzen: Sein Feind ist heutzutage immer mehr nur ein anonymer, von einem Zielfernrohr eingefangener Schatten, der auf einem thermischen Bildschirm leuchtet oder unter Schutzkleidung kaum mehr erkennbar ist.“ (Richard Holmes)

Soziale Distanz als Motor der Tötungsbereitschaft verblasst in der westlichen Kriegführung allmählich. Aber wo sie im Zeitalter der Egalisierung verschwindet, wird sie durch eine neue, technologisierte Form der psychischen Distanz ersetzt. Während des Golfkriegs wurde sie als „Nintendo-Kriegführung“ bezeichnet.

Die Infanterie tötet den Feind aus größter physischer Nähe, aber im Laufe der vergangenen Jahrzehnte hat sich die Natur des Nahkampfes gründlich gewandelt. Bis vor kurzem war das Nachtsichtgerät in der US-Armee noch ein seltener und geradezu exotischer Ausrüstungsgegenstand. Heutzutage kämpfen wir fast nur noch nachts, und fast jeder Soldat hat ein Nachtsichtgerät oder ein Wärmesichtgerät. Wärmesichtgeräte erkennen die von Körpern

ausgestrahlte Wärme, als wären sie Licht. So kann man durch Regen, Nebel und Rauch hindurchsehen. Sie können auch Tarnungen durchleuchten und machen es möglich, feindliche Soldaten tief im Wald und unter der Vegetation versteckt zu erkennen, wo sie früher völlig sicher verborgen gewesen wären.

Nachtsichtgeräte schaffen eine vorzügliche Form der psychischen Distanz, indem sie das Ziel in einen grünen Fleck verwandeln, der nicht mehr an einen Menschen erinnert.

Mit der vollständigen Integration von thermographischen Systemen in die moderne Kriegführung wird sich die mechanische Distanzierung, die nachts bereits möglich ist, auf den Tag ausweiten lassen. Wenn das geschieht, wird das Schlachtfeld für jeden Soldaten so aussehen wie für Gad, einen israelischen Panzerschützen, der Richard Holmes berichtete, dass „Du alles wahrnimmst wie auf einem Fernsehbildschirm ... Das fiel mir damals auf; Ich sehe jemanden rennen, und ich schieße auf ihn. Er fällt hin, und es sieht alles aus wie im Fernsehen. Ich sehe keine Menschen, und das ist schon etwas Tolles.“

Die Natur des Opfers: Bedeutung und Nutzen

Die Shalit-Faktoren: Mittel, Motiv und Gelegenheit

Wenn er die Gelegenheit zum Töten bekommt und die Zeit, darüber nachzudenken, wird der Frontsoldat dem Mörder in einem klassischen Kriminalroman sehr ähnlich: Er wägt „Mittel, Motiv und Gelegenheit“ ab. Der israelische Militärpsychologe Ben Shalit hat ein Modell der Zielattraktivität entwickelt, das um die Natur des Opfers kreist. Ich habe dieses Modell leicht abgewandelt und in mein umfassendes System der Faktoren der Befähigung zum Töten integriert. Shalit zieht Folgendes in Betracht:

- die Bedeutung und die Wirksamkeit nutzbarer Strategien zur Tötung des Opfers (da heißt also: Mittel und Gelegenheit);
- die Bedeutung des Opfers sowie den Nutzen des Tötens im Sinne eines Gewinns für den Tötenden und eines Verlusts für das Opfer (also das Motiv).

Bedeutung der verfügbaren Strategien: Mittel und Gelegenheit

Der Mensch stellt bei dem Einfallsreichtum, der seine Fähigkeiten zu töten kennzeichnet, das Risiko, selbst getötet zu werden, in Rechnung. (Arden du Picq).

Taktische und technologische Vorteile erhöhen die Wirksamkeit der Kampfstrategien, die dem Soldaten zur Verfügung stehen. Oder, in den Worten eines Soldaten: „Du vergewisserst Dich, dass Dir nicht der eigene Hintern weggeschossen wird, während Du es auf den Feind abgesehen hast.“ Dies ist der Zweck des taktischen Vorteils durch einen Hinterhalt, einen Flankenangriff oder durch einen Angriff im Rücken des Gegners. Im modernen Krieg wird dies auch durch das Schießen mit Hilfe von Nachtsicht- und thermographischen Geräten auf einen technologisch unterlegenen Feind erreicht, der diese Mittel nicht hat. Solche taktischen und technologischen Vorteile stellen dem Soldaten „Mittel“ bereit, bieten ihm „Gelegenheiten“ und erhöhen so die Wahrscheinlichkeit, dass er den Feind tötet.

Attraktivität des Ziels

- Stellenwert verfügbarer Strategien
- Stellenwert des Opfers
- Nutzen
 - Vorteil des Tötenden
 - Nachteil des Feindes



Ein Beispiel für die Wirkung dieses Verfahrens bieten die Kampfberichte von Feldwebel Waldron.⁹ Feldwebel Waldron war Scharfschütze in Vietnam, und ihm wurde das Töten ermöglicht, weil er auf weite Entfernung und bei Nacht mit Nachtsichtgerät und Schalldämpfer schoss. Das Resultat war ein unglaublich steriles Töten, bei dem der Tötende sich in keiner Weise durch seine eigenen Handlungen in Gefahr brachte:

„Der erste Vietcong der Gruppe wurde unter Feuer genommen ... Resultat: ein Vietcong getötet. Sofort scharten sich die anderen Vietcong um den Gefallenen, *offensichtlich im Unklaren über das, was eigentlich*

9 Vgl. Grossman (Anm. 1), S. 336. (Anm. der Hg.)

geschehen war. Feldwebel Waldron fuhr fort, auf die Vietcong zu schießen, auf einen nach dem anderen, bis alle fünf Vietcong getötet waren.“

Wie bereits erwähnt, befindet sich der Feind in größerer Gefahr, getötet zu werden, wenn er sich umdreht oder wenn er flieht. Ein Grund dafür ist, dass er dem Anderen damit Mittel und Gelegenheit zum Töten ohne eigenes Risiko verschafft. Steve Banko hatte sowohl Mittel wie auch Gelegenheit, als es ihm gelang, sich an einen Vietcong heranzuschleichen und ihn zu erschießen: „Die wussten nicht mal, dass es mich gab,“ sagte Banko. Dadurch gelang es ihm, seinen Mut zusammenzunehmen, und er „zog sanft am Abzug.“

Stellenwert des Opfers und Nutzen für den Tötenden: Das Motiv

Sobald ein Soldat sich sicher ist, dass er „töten kann, ohne zu riskieren, selbst getötet zu werden,“ ist seine nächste Frage: „Auf welchen Feind soll ich schießen?“ In Shalits Modell könnte die Frage so lauten: „Ist das Töten dieser Person für die taktische Situation wichtig, und was kommt dabei heraus?“ In unserer Analogie zum klassischen Kriminalroman ist das die Frage nach dem Motiv für den Mord.

Das offensichtlichste Motiv des Tötens im Krieg steckt in der Formel „Er oder Ich“. Gemeint ist die Verteidigung des eigenen Lebens oder auch das der Kameraden. Dieses Motiv taucht in den hier angeführten Fallstudien immer wieder auf: „[Er] kam in voller Fahrt auf mich zugestürzt, seine Machete hoch über seinen Kopf erhoben ... Plötzlich war da ein Typ, der seine Pistole genau auf uns abfeuerte ... auf einmal drehte er sich um und zielte mit seiner automatischen Waffe auf mich ... Ich wusste ..., dass er einen nach dem anderen von uns abknallen würde.“

Es ist keine besonders scharfsinnige Beobachtung, dass ein Soldat aus einer Gruppe feindlicher Soldaten denjenigen zum Töten aussuchen wird, der für ihn den größten Gewinn und für den Feind den größten Verlust darstellt. Wenn aber keiner der Soldaten durch seine Handlungen eine spezifische Bedrohung darstellt, kann die Auswahl des Zieles mit dem höchsten Gewinn subtilere Formen annehmen.

Eine durchgängige Tendenz läuft darauf hinaus, die Führer und Offiziere als Zielobjekte auszuwählen. wie bei dem bereits erwähnten Scharfschützen der Marineinfanterie, der erzählte: „Man schießt nicht gern auf reguläre Truppen, normalerweise sind das verängstigte Eingesogene oder noch schlimmer ... Die, die man erwischen will, sind die Großkopferten.“ In der ganzen Militärgeschichte gaben die Führer und Bannerträger die bevorzugten Ziele feindlicher Waffen ab, weil sie den größten Gewinn hinsichtlich der gegnerischen Verluste abwarfen. General James Gavin, während des Zweiten Weltkriegs Kommandeur der *82nd Airborne Division*, trug stets ein *M1-Garand-*

Gewehr, damals das Standardgewehr der amerikanischen Infanterie. Er gab seinen jungen Infanterieoffizieren den Rat, niemals Ausrüstung zu tragen, die sie in den Augen des Feindes als etwas Besonderes erscheinen ließ.

Oftmals wird die Entscheidung, wer getötet werden soll, davon diktiert, wer die gefährlichste Waffe benutzt. Steve Banko wählte einen Vietcong aus, der „am nächsten beim Maschinengewehr saß, deshalb musste er sterben.“

Jeder Soldat, der sich ergibt, weiß instinktiv, dass er als erstes seine Waffe fallen lassen muss. Wenn er wirklich schlau ist, dann lässt er auch seinen Helm fallen. Richard Holmes bemerkt, dass der „Brigadier Peter Young im Zweiten Weltkrieg beim Erschießen eines Deutschen mit Helm genauso wenig Gewissensbisse hatte wie beim ‚Hämmern auf den Kopf eines Nagels‘. Aber irgendwie konnte er sich nie dazu bringen, auf einen Mann ohne Kopfbedeckung zu schießen.“ Aufgrund dieser Reaktion auf Helme ziehen es UN-Friedenstruppen vor, ihr traditionelles Barrett statt eines Helms zu tragen, der im Falle von Artilleriefeuer durchaus einen Splitter abhalten und so ihr Leben retten kann.

Töten ohne Sinn und Nutzen

Das Opfer als Kombattanten zu identifizieren ist wichtig für die Rationalisierung, die nach dem Töten einsetzt. Wenn ein Soldat ein Kind tötet, eine Frau oder eine andere Person, die keine potentielle Bedrohung darstellt, dann begibt er sich in den Bereich des Mordens (gegenüber dem legitimen, sanktionierten Töten im Kampf), und die Rationalisierung gestaltet sich schwierig. Selbst wenn er in Selbstverteidigung tötet, verspürt er eine enorme Hemmung gegen das Töten eines Menschen, das unter normalen Umständen nicht mit Sinn oder Nutzen verbunden ist.

Bruce, der Anführer eines *Ranger teams* in Vietnam, hatte selbst mehrmals getötet, aber einmal brachte er es nicht über sich, obwohl es ihm direkt befohlen wurde. Das war, als sein Ziel ein weiblicher Vietcongsoldat war. Viele andere Berichte und Bücher über den Krieg in Vietnam beschreiben detailliert den Schock und den Horror, der mit dem Töten weiblicher Vietcongsoldaten verbunden war. Obwohl es für Amerikaner neu war, und auch in der Militärgeschichte nicht häufig vorkommt, gegen Frauen zu kämpfen und sie im Kampf zu töten, war es doch nicht bei jeder Präzedenzfälle. Während des französischen Dahomey-Feldzugs 1892 standen die französischen Fremdenlegionäre plötzlich einer bizarren Armee weiblicher Krieger gegenüber. Holmes bemerkt, dass viele dieser hartgesottenen Kämpfer „einige Sekunden zögerten, eine halbnackte Amazone zu erschießen oder mit dem Bajonett aufzuspießen. Diese Verzögerung hatte tödliche Konsequenzen.“

Die Gegenwart von Frauen und Kinder kann Aggressivität im Kampf hemmen, aber nur, wenn die Frauen und Kinder nicht bedroht sind. Wenn Frauen und Kinder vor Ort sind, bedroht werden und der Kämpfende seine Verantwortung für sie akzeptiert, dann wandelt sich die Psychologie der Schlacht von einem sorgfältig begrenzten und ritualisierten Kampf unter Männern in die ungehemmte Raserei von Tieren, die ihre Höhlen verteidigen.

Also kann die Gegenwart von Frauen und Kindern auch zur Radikalisierung der Gewalt auf dem Schlachtfeld beitragen. Die Israelis haben sich seit ihren Erfahrungen von 1948 grundsätzlich geweigert, Frauen in die kämpfende Truppe aufzunehmen. Mehrere israelische Offiziere erzählten mir, dass dies auf ihre Erfahrungen von 1948 zurückgehe. Damals geriet die Gewalt unter den israelischen männlichen Soldaten in mehreren Fällen außer Kontrolle, weil deren weibliche Kameraden im Kampf getötet oder verwundet worden waren. Hinzu kam, dass die Araber sich nur selten Frauen ergaben.

Richard Holmes bekundet eine tiefe Einsicht in die hemmenden Wirkungen, die Frauen und Kinder auf dem Schlachtfeld ausüben, wenn er schreibt:

„Wenn Barbary-Affen sich einem in der Hierarchie höher stehenden Männchen nähern wollen, dann borgen sie sich ein Jungtier aus, das sie tragen, um die Aggressionen des älteren Tieres zu hemmen. Manche Soldaten tun etwas Ähnliches. Ein britischer Infanterist beobachtete Deutsche, die im Ersten Weltkrieg aus ihrem Unterstand herauskamen, um sich zu ergeben: ‚Sie hielten Fotos ihrer Familien hoch und boten Uhren und andere Wertgegenstände an, um Gnade zu erwirken.‘“

Doch manchmal reicht selbst das nicht aus. In einem Fall „als die Deutschen die Stufen hochkamen, erschoss sie ein Soldat, keiner von unserem Bataillon, mit Bauchschüssen aus seinem Lewisgewehr.“ Dieser Soldat, der bereit war, wehrlose, sich ergebende Deutsche zu töten, stand wahrscheinlich unter dem Einfluss eines weiteren Faktors, der zum Töten auf dem Schlachtfeld befähigt. Bei diesem Faktor handelt es sich um die Prädisposition des Tötenden, der wir uns nun genauer zuwenden.

Aggressive Prädisposition des Tötenden: die Rächer, die Konditionierung und die zwei Prozent, denen es Spaß macht

Militärische Ausbildung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges fand auf einem mit Gras bedeckten Schießstand (in ‚bekannter Entfernung‘) statt, von dem der Soldat auf eine Zielscheibe schoss. Nachdem er eine Reihe von Schüssen

abgefeuert hatte, wurde die Zielscheibe inspiziert, und man sagte ihm, wo er getroffen hatte.

In der modernen Ausbildung werden Methoden angewandt, die im Wesentlichen auf B. F. Skinners Theorie der operanten Konditionierung zurückgehen und das Verhalten des Soldaten beim Schießen verbessern sollen.¹⁰ Die Ausbildung simuliert die Kampfbedingungen so realistisch wie möglich. Der Soldat steht in voller Montur in seinem Schützenloch, während Zielscheiben in Menschenform jeweils kurz vor ihm auftauchen. Das sind die Schlüsselreize, die das Zielverhalten (*target behaviour*) beim Schießen auslösen. Ist das Ziel getroffen, fällt es sofort zu Boden, es gibt ein unmittelbares Feedback. Dieses wird positiv verstärkt, wenn die Treffer gegen Schützenabzeichen eingetauscht werden, die meistens mit Privilegien oder Belohnungen (Lob, Anerkennung, drei Tage Urlaub usw.) einhergehen.

Traditionelles Schützentraining entwickelte sich so als Kampfsimulator weiter. Nach Watson berichten Soldaten, die solch ein Simulatortraining absolviert haben, „dass sie oft in einer realen Notfallsituation zuerst die einge-drillte Übung korrekt ausgeführt und abgeschlossen hätten, bevor sie realisierten, dass sie gar nicht in einem Simulator waren.“ Vietnamveteranen haben wiederholt über ähnliche Erfahrungen berichtet. Mehrere unabhängige Untersuchungen deuten darauf hin, dass dieser starken Konditionierungsprozess die Feuerrate der amerikanischen Soldaten seit dem Zweiten Weltkrieg drastisch erhöht hat.

Richard Holmes weist auf die Ineffektivität einer Armee hin, die im traditionellen Stil des Zweiten Weltkriegs ausgebildet wurde, gegenüber einer Armee, deren Soldaten mittels moderner Ausbildungsmethoden konditioniert werden. Er interviewte britische Soldaten unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus dem Falkland-Krieg, und fragte sie, ob sie erlebt hätten, was Marshall im Zweiten Weltkrieg beobachtet hatte, dass Soldaten einfach nicht geschossen hätten. Die Briten, die mit modernen Methoden ausgebildet worden waren, hatten dies unter ihresgleichen nicht wahrgenommen. Aber sie hatten dergleichen bei den Argentinern beobachtet, die noch mit Methoden aus dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet worden waren und ernsthaft nur mit Maschinengewehren feuerten und durch Scharfschützen.¹¹

10 B. F. Skinners Theorie der operanten Konditionierung und ihre Bedeutung für das Töten wird in anderen Kapiteln meines Buches (Anm. 1, d. Hrsg.) intensiver behandelt. Seine Theorie wendet auf die Psychologie an, was als der Konditionierung von Laborratten bekannt ist, die einen Schalter drücken, um an ihr Futter heranzukommen. Skinners Untersuchungen brachte einen eigenen Zweig der Psychologie hervor; sein Einfluss kann nur mit dem von Sigmund Freud verglichen werden.

11 Heute werden Scharfschützen durch Gruppenprozesse zum Töten befähigt, da sie praktisch immer im Team mit einem Beobachter arbeiten, der die gegenseitige Kontrolle

Prädisposition des Tötenden



- Training/Kondition
- Jüngste Erfahrungen
- Temperament

Der Wert dieser modernen Kampfoptimierung konnte auch im Krieg in Rhodesien in den 70er Jahren beobachtet werden. Die rhodesischen Sicherheitskräfte waren eine gut ausgebildete Armee, die gegen schlecht ausgebildete Guerillas kämpften. Durch überlegene Taktik und ein überlegenes *Training* hielten die Sicherheitskräfte eine generelle Tötungsrate von etwa 8 : 1 während des ganzen Krieges. Ihre Elitekommandoeinheiten steigerten sogar ihre Tötungsrate von 35 : 1 auf 50 : 1. Die Rhodesier erreichten dies in einer Region, in der sie weder Luft- noch Artillerieunterstützung hatten. Sie hatten auch keinen entscheidenden Vorteil durch bessere Waffen gegenüber ihren Gegnern, die von der Sowjetunion unterstützt wurden. Das einzige, wodurch sie Punkte machen konnten, war ihre überragende Ausbildung. Der Vorteil, der ihnen ihre Ausbildung sicherte, war die völlige taktische Überlegenheit.¹²

sicherstellt und den Scharfschützen damit zum Teil einer Waffenbesatzung macht. Außerdem werden Scharfschützen zum Töten befähigt durch 1. die räumliche Distanz, aus der sie schießen, 2. durch die mechanische Distanz, die durch das Zielfernrohr gegeben ist, sowie 3. durch eine dieser Aufgabe entsprechende Persönlichkeit, da sie vom Militär sorgfältig ausgesucht werden bzw. sich freiwillig für diese Aufgaben melden.

- 12 Die Rhodesier gewannen zwar alle Schlachten, aber sie verloren den Krieg – wie die US-Streitkräfte in Vietnam. Ich würde sagen, der Grund lag in beiden Fällen in der Bereitschaft des Gegners, ungeheuer hohe Verluste zu akzeptieren, wozu Amerikaner und Rhodesier nicht bereit waren. Das ist zum Teil eine Folge der moralischen Distanz, aber es hängt auch mit dem politischen Willen und der Schlagkraft von Demokratien gegenüber totalitären Regierungsformen in Zeiten des Krieges zusammen. Aber das ist ein Problem, das die thematischen Grenzen dieser Studie überschreitet.

Die Effektivität moderner Konditionierungstechniken, die zum Töten im Kampf befähigen, ist unbestreitbar, und ihre Wirkung auf dem modernen Schlachtfeld ist immens.

Jüngste Erlebnisse: „Das ist für meinen Bruder.“

„Bob Fowler, der beliebte, flachsköpfige Chef der F-Kompanie, war an einem Schuss durch die Milz verblutet. Seine Ordonnanz, die ihn bewunderte, schnappte sich eine Maschinenpistole und massakrierte ohne Pardon eine Reihe unbewaffneter japanischer Soldaten, die sich gerade ergeben hatten.“ (William Manchester)

Auch der unmittelbar erfahrene Verlust von Freunden und geliebten Führern kann den Soldaten zur Gewaltausübung befähigen. Der Tod von Freunden und von Kameraden *kann* einen Soldaten erstarren lassen, ihn paralisieren und emotional erschöpfen. Aber in vielen Fällen reagieren Soldaten auch mit Wut (eine der verbreitetsten Reaktionen auf Tod und Sterben) – dann kann der Tod eines Kameraden das Töten stimulieren.

Die Literatur ist voll von Beispielen dafür; auch unsere Gesetze kennen die vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit und mildernde Umstände. Mord aus Rache im Zuge eines Wutanfalls ist ein altes Thema in der Geschichte, und die Rache muss in den Katalog der Faktoren, die zum Töten auf dem Schlachtfeld befähigen, einbezogen werden.

Der Frontsoldat ist das Produkt seiner Umgebung; Gewalt kann neue Gewalt erzeugen. Dies ist das anerzogene Element bei der Frage nach dem Angeborenen und Anerzogenen. Aber der Soldat ist auch in hohem Maße von seiner Persönlichkeitsstruktur beeinflusst, also dem angeborenen Element. Dieses Problem wollen wir nachfolgend näher betrachten.

Die Persönlichkeitsstruktur des „geborenen Soldaten“

„Es gibt ihn, den ‚geborenen Soldaten:‘ die Art Soldat, die ungeheure Befriedigung aus männlicher Kameradschaft zieht, aus dem Abenteuer und aus der Überwindung physischer Hindernisse. Er will nicht per se Menschen töten, aber er wird sich auch nicht dagegen sträuben, wenn dies innerhalb eines moralischen Rahmens geschieht, der ihm eine Rechtfertigung dafür bietet – wie etwa ein Krieg – und wenn dies der Eintrittspreis ist, den die von ihm ersehnte soziale Umgebung erhebt. Ob solche Soldaten geboren oder gemacht werden, weiß ich nicht, aber die meisten von ihnen enden in der Armee (und nicht wenige gehen noch einen Schritt weiter und werden Söldner, weil das reguläre Armeeleben in Friedenszeiten ihnen zuviel Routine hat und ihnen zu langweilig ist.)

Aber Armeen bestehen nicht nur aus solchen Männern. Sie sind sogar so selten, dass sie nur einen bescheidenen Teil der Berufsarmee ausmachen und hauptsäch-

lich in Eliteeinheiten zu finden sind. In großen Wehrpflichtarmeen verschwinden sie förmlich in den Reihen der gewöhnlicheren Männer. Und diese gewöhnlichen Männer lieben den Kampf ganz und gar nicht, so dass die Armee sie dazu bewegen muss, zu töten. Noch vor einer Generation wussten sie nicht einmal, wie schlecht sie das machten.“ (Gwynne Dyer)

In ihrer Studie zum Zweiten Weltkrieg schreiben Swank und Marchand, dass zwei Prozent aller Kampfsoldaten eine Prädisposition als „aggressive Psychopathen“ aufweisen. Sie haben offenbar keine normale Hemmung gegen das Töten und sind auch gefeit gegen die psychischen Ausfälle, die längere Fronteinsätze sonst zeitigen. Die negativen Konnotationen, die mit dem Terminus „Psychopath“ oder seinem modernen Äquivalent „Soziopath“ verknüpft sind, greifen hier nicht, da dieses Verhalten an der Front erwünscht ist.

Auch wäre es falsch, daraus den Schluss zu ziehen, dass zwei Prozent aller Veteranen psychopathische Killer sind. Unzählige Studien deuten darauf hin, dass Frontveteranen keineswegs eine stärkere Neigung zur Gewalt zeigen als andere Männer. Eine zutreffendere Schlussfolgerung wäre, dass zwei Prozent der männlichen Bevölkerung, wenn sie dazu provoziert werden oder ihnen eine Legitimation zur Verfügung gestellt wird, ohne Reue und ohne Schuldgefühle töten. Diese Personen repräsentieren – und ich muss diesen außerordentlich wichtigen Punkt betonen – die Fähigkeit zum souveränen Einsatz im Gefecht, die laut Hollywood alle Soldaten besitzen. Im Zuge meiner Interviews mit Kriegsveteranen für diese Untersuchung traf ich eine Reihe von Personen, die in die Kategorie dieser zwei Prozent passen mögen. Seit sie aus dem Kampf zurückkehrt sind, haben sie sich, ohne Ausnahme, als Bürger erwiesen, die in überdurchschnittlicher Weise zu Wohlstand und Wohlfahrt unserer Gesellschaft beitragen.

Gwynne Dyer greift auf seine persönlichen Erfahrungen als Soldat zurück, um Aggression zu verstehen:

„Aggression ist zweifellos Teil unseres genetischen Aufbaus, das muss so sein, aber der Aggressionspegel eines normalen Menschen wird ihn nicht zum Mörder werden oder gar Krieg gegen Fremde aus anderen Ländern führen lassen. Wir leben mit Millionen von Leuten zusammen, die mit unbarmherziger Effizienz Menschen getötet haben – mit Maschinengewehren, mit Flammenwerfern, mit Bomben aus 7.000 Metern Höhe – aber wir fürchten uns nicht vor ihnen.

Die überwältigende Mehrheit derer, die getötet haben, jetzt oder in der Vergangenheit, haben dies als Soldaten in einem Krieg getan, und wir wissen, dass dies im Grunde nichts mit jener Art von persönlicher Gewalt zu tun hat, die uns als ihre Mitbürger in Gefahr bringen würde.“

Marshall's Zahlen aus dem Zweiten Weltkrieg von einer 15- bis 20-prozentigen Feuerquote widersprechen nicht unbedingt Swank und Marchands zwei Prozent, weil viele dieser schießenden Soldaten unter Umständen handelten, die sie zum Töten befähigten. Viele mögen auch den starken Mann markiert und einfach nur wild um sich geschossen haben, oder über die Köpfe der Feinde hinweg. Spätere Zahlen über die Feuerquote der Soldaten – 55 Prozent im Koreakrieg, 90 bis 95 Prozent im Vietnamkrieg – spiegeln das Handeln von Männern wider, die durch immer effektiver gestaltete Konditionierungen zum Töten befähigt wurden, aber diese Zahlen sagen nichts darüber aus, wie viele von ihnen nur so taten, als würden sie töten.

Dyers Zahl aus dem Zweiten Weltkrieg von einem Prozent amerikanischer Kampfpiloten, die für 40 Prozent aller Tötungen verantwortlich sind, verträgt sich ebenfalls mit den Schätzungen von Swank und Marchand. Erich Hartmann, deutsches Fliegeras im Zweiten Weltkrieg und mit 351 Abschüssen zweifellos der größte Kampfpilot aller Zeiten, gab an, dass 80 Prozent seiner Opfer ihn nie gesehen haben. Diese Behauptung, wenn sie denn wahr ist, erlaubt uns einen tiefen Einblick in die Psyche eines solchen Tötenden. Wie die Treffer der meisten Scharfschützen und Kampfpiloten waren auch die Tötungsakte dieser Männer das, was man als Hinterhalte und feige Schüsse in den Rücken bezeichnen könnte. *Diese* Tötungen wurden nicht durch Provokation, Wut oder Gefühle ausgelöst.

Mehrere hochrangige Offiziere der *U.S. Air Force* haben mir erzählt, dass bei der Vorauswahl von Kampfpiloten nach dem Zweiten Weltkrieg nur ein einziges gemeinsames Merkmal zum Tragen kam, nämlich dass sie alle als Kinder überdurchschnittlich häufig in Raufereien verwickelt gewesen waren. Es waren keine Schlägertypen, denn richtige Schlägertypen vermeiden Auseinandersetzungen mit jedem, der ihnen ebenbürtig ist, sondern Kämpfernaturen. Wenn wir uns den Zorn und die Demütigung vorstellen, die ein Kind bei einer Schlägerei auf dem Schulhof empfindet, und die Wirkung solcher Gefühle auf das Leben eines Menschen begreifen, dann ist der Anfang gemacht, um auch solche Persönlichkeiten und ihr Gewaltpotential zu verstehen.

Das „Diagnostische und Statistische Handbuch für psychische Erkrankungen“ (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders – DSM-III-R*) der *American Psychiatric Organization* (APA) weist darauf hin, dass die Häufigkeit von „sozial auffälligen Persönlichkeitsstörungen“ (also von Soziopathien) unter amerikanischen Männern bei ungefähr drei Prozent liegt. Diese Soziopathen sind der Armee nicht wirklich nützlich, denn naturgemäß rebellieren sie gegen jede Form von Autorität. Aber im Laufe von Jahrhunderten wurden Armeen immer erfolgreicher darin, diese äußerst aggressiven Männer in Kriegszeiten für ihre Zwecke zu verpflichten. Wenn also zwei Drittel aus den drei Prozent fähig sind, militärische Disziplin zu wahren,

blieben, legt man die Definition der APA zugrunde, hypothetische zwei Prozent der Soldaten übrig, die „keinerlei Reuegefühle ob der Folgen ihrer Handlungen für andere Menschen quälen.“¹³

Vieles deutet darauf hin, dass es eine genetische Prädisposition für Aggression gibt. In allen Spezies überlebt der beste Jäger, der beste Kämpfer, das aggressivste Männchen, das seine biologischen Prädispositionen an die nächsten Generationen weitergibt. Es existieren auch soziale Einflüsse, die ebenfalls zu einer Prädisposition für Aggression führen können. Wenn wir nun die genetische Prädisposition mit der milieubedingten zusammenführen, dann haben wir einen ‚Killer‘. Noch ein anderer Faktor spielt dabei eine Rolle: das Vorhandensein oder Fehlen von Empathie für andere Menschen. Auch für diese Empathie kann es biologische oder soziale Gründe geben, aber wo immer auch der Ursprung liegt: Die Menschen sind ohne Zweifel geteilt in solche, die Schmerzen und Leiden anderer nachempfinden können, und in solche, die es nicht können. Die aggressive Disposition mündet, wenn jede Empathie fehlt, in Soziopathie. Aggression, verbunden mit Empathie hingegen resultiert in einer vom Soziopathen völlig verschiedenen Persönlichkeit.

Ein Veteran erzählte mir im Interview, dass er die meisten Menschen als Schafe betrachte, als freundliche, anständige und nette Zeitgenossen, die im Wesentlichen unfähig zu wirklicher Gewaltausübung seien. In den Augen dieses Veteranen gibt es eine weitere Subspezies der Menschheit (der er selber angehört): eine Art Hund, treue und wachsame Kreaturen, die sehr wohl zur Aggression fähig sind, wenn es die Umstände erfordern. Aber dieser Vorstellung zufolge gibt es überall auch Wölfe (Soziopathen) und Rudel wilder Hunde (Banden und aggressive Armeen), und es gibt die Schäferhunde (Soldaten und Polizisten), die kraft sozialer und genetischer Einflüsse darauf gepolt sind, diese Raubtiere bekämpfen.

Einige Experten der Psychologie und der Psychiatrie halten diese Männer schlichtweg für Soziopathen. In ihren Augen ist die obige Sicht eine romantische Verklärung. Ich glaube jedoch, dass es eine weitere Kategorie Menschen gibt. Wir wissen etwas über Soziopathen, weil deren Zustand als pathologisch definiert ist oder als psychische Störung aufgefaßt wird. Aber die Psychologie hat keinen Blick für diese weitere Kategorie von Menschen, die

13 Wie bei den meisten Persönlichkeitsstörungen handelt es sich hier um ein Kontinuum, das viele verschiedenen Persönlichkeitsbilder einschließt, die, obwohl sie nicht alle Diagnosekriterien aufweisen, an der Grenze zur sozial auffälligen Persönlichkeitsstörung liegen. Das DSM-III-R besagt, dass einige Menschen, „die mehrere Anzeichen dieser Störung aufweisen [wenn auch nicht genug von ihnen, um mit der Störung diagnostiziert zu werden] dennoch politisch und wirtschaftlich erfolgreich leben.“ Einige Kombattanten könnten durchaus zu dieser Gruppe gehören.

metaphorischen Schäferhunde, weil deren Persönlichkeitsbild weder pathologisch noch gestört ist. Sie sind sogar sehr wertvoll und tragen zum Wohl der Gesellschaft bei, wiewohl ihre Eigenschaften sich nur im Krieg oder bei der Polizei zeigen.

Ich bin solchen Männern, den „Schäferhunden“, immer wieder begegnet, als ich meine Interviews machte. Es waren Männer wie etwa ein Oberstleutnant der US-Armee und Vietnamveteran, der mir Folgendes erzählte: „Ich hab schon früh im Leben gelernt, dass es da draußen Leute gibt, die Dir wehtun, wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen. Ich habe mich darauf eingestellt, auf die Konfrontation mit ihnen vorbereitet zu sein.“ Solche Männer sind sehr oft bewaffnet und stets wachsam. Sie würden ihre Gewaltbereitschaft weder missbrauchen noch in die falsche Richtung lenken, so wie ein Schäferhund seine Schafe nicht angreifen würde, aber im Grunde sehnen sich viele nach dem Kampf für eine gerechte Sache. Sie sehnen sich nach einem Wolf, gegen den sie ihr Können legal und legitim einsetzen dürfen.

Richard Heckler verleiht dieser Sehnsucht in seinem Buch *In Search of the Warrior Spirit* Ausdruck:

„Dieser drängende Ruf der Natur verlangt danach, geprüft zu werden, und er sucht die Herausforderung. Der Krieger in uns wendet sich an Mars, den Kriegsgott, uns auf das entscheidende Schlachtfeld zu führen, auf dem wir uns beweisen können. Wir wollen unseren Goliath bekämpfen, um uns der Lebendigkeit des Kriegers David in uns allen zu vergewissern. Wir beten zu den Kriegsgöttern, dass sie uns zu den Mauern von Jericho geleiten, damit wir unsere Standfestigkeit und die Macht unseres Trompetenschalls beweisen können. Wir wünschen uns, in Schlachten von so überlegenen Kräften besiegt zu werden, dass uns selbst die Niederlage stärkt. Wir sehnen uns nach der Begegnung, die uns endlich Würde und Ehre bringt ... Seid versichert: Die Sehnsucht ist vorhanden und sie ist voller Liebe und furchtbar, sie ist schön und tragisch.“

Vielleicht gibt es noch eine Analogie: Nach C. G. Jung gibt es fest verwurzelte Verhaltensmodelle, Archetypen, die tief verborgen in unserem kollektiven Unterbewusstsein wirken – ein ererbtes, unbewusstes Reservoir an Vorstellungen aus der Zeit und den universellen Erlebnissen unserer Vorfahren, die von der gesamten Menschheit geteilt werden. Diese mächtigen Archetypen können uns steuern, indem sie unsere libidinöse Energie kanalisieren. Zu diesen Archetypen gehören die Mutter, der weise alte Mann, der Held und der Krieger. Ich denke, dass Jung jene oben beschriebenen Männer

nicht als „Schäferhunde“, sondern als „Krieger“ und „Helden“ bezeichnet hätte.¹⁴

Nach Gwynne Dyer ergaben Untersuchungen zum Tötungsverhalten in der US-Luftwaffe, dass ein Prozent der amerikanischen Kampfpiloten im Zweiten Weltkrieg für nahezu 40 Prozent der gegnerischen Toten im Luftkampf verantwortlich waren, und dass die Mehrheit der amerikanischen Piloten im Zweiten Weltkrieg nicht einmal versucht hatte, irgend jemanden abzuschießen. Dieses eine Prozent Kampfflieger im Zweiten Weltkrieg, die zwei Prozent von Swank und Marchand, Griffiths niedrige Tötungsraten in den napoleonischen Kriegen und im amerikanischen Bürgerkrieg und Marshalls niedrige Feuerraten im Zweiten Weltkrieg können alle – wenigstens zum Teil – damit erklärt werden, dass nur ein sehr kleiner Anteil der Soldaten wirklich willens war, den Feind in solchen Kampfsituationen gezielt zu töten. Ob man diese Minderheit Soziopathen nennt, Schäferhunde, Krieger oder Helden – sie existieren, sie sind eine klare Minderheit, und in Zeiten des Krieges werden sie von ihrem Land dringend gebraucht.

Eine Zusammenschau aller Faktoren: Die Mathematik des Todes

„Ein Soldat, der ständig über die verstümmelnde und Witwen produzierende Wirkung seiner Waffe nachdenkt oder der die ganze Zeit den Feind als einen ‚Kerl wie ich‘ ansieht, der die gleiche Aufgabe erfüllt, dem gleichen Streß und den gleichen Entbehungen ausgesetzt ist, der dem wird es schwer fallen, erfolgreich zu kämpfen ... Ohne abstrahierende Feindbilder und ohne die Entpersonalisierung des Feindes in der Ausbildung wäre es unmöglich, eine Schlacht zu schlagen. Wenn aber die abstrakte Vorstellung überzogen wird und die Entpersonalisierung in Hass umschlägt, dann wird jeder Damm menschlichen Verhalten im Krieg aufgegeben. Wenn andererseits die Männer zu tief über ihre menschlichen Gemeinsamkeiten mit dem Feind nachdenken, dann riskieren sie, unfähig zu sein, ihre Aufgabe zu erfüllen, deren Zweck durchaus rechtens und gerecht sein kann. Dieses Problem liegt wie ein Gordischer Knoten der diversen Stränge von Feindseligkeit und Zuneigung im Zentrum der Beziehung des Soldaten zu seinem Feind.“ (Richard Holmes)

Allen Tötungsakten, die in diesem Beitrag untersucht wurden, ist ein grundlegendes Problem gemeinsam. Indem sie Einflussfaktoren manipulieren, lenken moderne Armeen den Fluss der Gewalt und drehen das Töten auf und zu wie einen Wasserhahn. Aber es handelt sich dabei um einen heiklen und gefährlichen Prozess, denn wenn der Hahn zu weit aufgedreht wird, endet das Unternehmen in My Lai, und das kann alle Anstrengungen unterlaufen.

14 Siehe Exkurs II am Ende dieses Beitrags.

Wird er zu wenig aufgedreht, dann werden die Soldaten besiegt und von jemandem getötet, der aggressiver ist.

Wenn wir nun den Faktor der physischen Distanz,¹⁵ mit der Untersuchung aller bisher benannten weiteren Faktoren, die den Einzelnen zum Töten befähigen, in Beziehung setzen, kommen wir zu einer Art „Gleichung“, die alle Widerstände einer spezifischen Tötungssituation zusammenführt.

Kurz gefasst, sind die Variablen unserer Gleichung die Milgram-Faktoren, die Shalit-Faktoren und die Prädisposition des Tötenden.

Die Milgram-Faktoren

Milgrams berühmte Studie zum Tötungsverhalten unter Laborbedingungen (die Bereitschaft einer Testperson, sich in einer Weise zu verhalten, von der sie glauben muss, dass sie einen anderen Menschen damit umbringt), nannte drei zentrale situationsbedingte Variablen, die das Töten beeinflussen oder dazu befähigen; in meinem Modell habe ich sie bezeichnet als 1. Anordnungen der Autoritätsperson, 2. Gruppenabsolution (die mit der Diffusion von Verantwortung eng zusammenhängt) und 3. Distanz zum Opfer. Jede einzelne dieser Variablen kann wie folgt weiter „operationalisiert“ werden:

Anordnungen der Autoritätsperson

- Nähe der Gehorsam fordernden Autorität zur Testperson,
- subjektiver Respekt, welcher der Gehorsam fordernden Autorität entgegengebracht wird,
- Intensität des Tötungsverlangens der Gehorsam fordernden Autorität,
- Legitimität der Gehorsam fordernden Autorität

Gruppenabsolution

- Identifikation des Handelnden mit der Gruppe,
- Nähe der Gruppe zum Handelnden,
- Intensität der Unterstützung des Tötungsakts durch die Gruppe
- Stellung in der unmittelbaren Gruppe
- Legitimität der Gruppe.

Distanz zum Opfer

- Physische Distanz zwischen dem Tötendem und dem Opfer

15 Ausführlicher behandelt bei Grossman (Anm. 1), S. 97-137: “Killing and Physical Distance”

- Emotionale Distanz zwischen Tötendem und dem Opfer, das heißt auch:
- Soziale Distanz als Folge der lebenslang eingeübten klassengesellschaftlichen Strukturen
- Kulturelle Distanz, die rassische und ethnische Unterschiede als Ausgangspunkt der „Entmenschlichung“ des Opfers durch den Tötenden
- Moralische Distanz, also der entschiedene Anspruch auf eigene moralische Überlegenheit und auf Rache
- Mechanische Distanz, etwa in Gestalt der sterilen virtuellen Realität eines Videospieles beim Töten auf dem Fernsehbildschirm, mittels eines thermographischen Sichtgeräts, eines Scharfschützenzielfernrohrs oder jeder anderer Art von mechanischem Puffer.

Die Shalit-Faktoren

Die israelische Militärpsychologie hat ein Modell entwickelt, das um die Natur des Opfers kreist, und ich habe es in meines integriert. Jenes Modell lenkt den Blick auf taktische Bedingungen wie:

- Stellenwert und Wirksamkeit der zur Verfügung stehenden Strategien zur Tötung des Opfers
- Einschätzung des Opfers als Bedrohung des Tötenden und seiner taktischen Lage
- Nutzen des Tötungsakts im Sinne von
 - Gewinn für den Tötenden
 - Verlust für den Gegner.

Prädisposition des Tötenden

Damit sind Faktoren wie die folgenden angesprochen:

- Ausbildung/Konditionierung des Soldaten (Marshalls Beitrag zum Ausbildungsprogramm der US-Armee hat die Feuerrate des einzelnen Infanteriesoldaten von 15-20 Prozent im Zweiten Weltkrieg auf über 55 Prozent im Koreakrieg und auf 90-95 Prozent in Vietnam erhöht.)
- Unmittelbar zurückliegende Erlebnisse des Soldaten (z.B. wird der Tod eines Freundes oder eines Verwandten durch Feindeshand in Zusammenhang mit dem Tötungsverhalten auf dem Schlachtfeld gebracht.)

Die Persönlichkeitsstruktur, welche einen Soldaten zum Tötungshandeln prädisponiert, ist einer der am schwierigsten zu untersuchenden Bereiche. Trotzdem schlugen Swank und Marchand vor, von zwei Prozent Kampfsoldaten auszugehen, die eine Prädisposition als „aggressive Psychopathen“ aufweisen und die offenbar nicht in der sonst üblichen Form durch ihr Tö-

tungshandeln traumatisiert werden. Diese Untersuchungsergebnisse haben eine gewisse Bestätigung durch andere Studien erfahren und werden auch vom Datenmaterial der US-Luftwaffe über aggressives Tötungsverhalten von Kampfpiloten abgestützt.¹⁶

Ein Anwendungsfall: Der Weg nach My Lai

Wie einige dieser Faktoren wirken, lässt sich an der Beteiligung von Leutnant Calley und seinen Leuten an dem berüchtigten Massaker in My Lai zeigen. Tim O'Brien schreibt, um „zu verstehen, was mit einem GI auf den Minenfeldern um My Lai geschah, muss man wissen, was in Amerika passierte. Man muss Fort Lewis, Washington, verstehen. Man muss ein Phänomen namens Grundausbildung verstehen.“ O'Brien spürte die kulturelle Distanz ebenso wie die Konditionierung (obwohl er diese Begriffe nicht verwendet) in seiner Ausbildung mit dem Bajonett, als sein Ausbilder ihm ins Ohr bellte: „Schlitzaugen sind kleine Scheißkerle. Willst Du ihre Eingeweide, musst Du tief anhalten. Deckung! Eingraben!“ Ebenso kommt Holmes zu dem Schluss, dass „der Weg nach My Lai vor allen Dingen durch die Entmenschlichung der Vietnamesen geebnet wurde und durch den Spruch ‚ist ja bloß ein Schlitzauge‘, der besagte, dass es eigentlich nichts ausmachte, vietnamesische Zivilisten zu töten.“

Leutnant Calleys Zug hatte bereits einige Verluste durch die Gegner erlitten, die sich selten zeigten und stets in der Zivilbevölkerung unterzutauchen schienen. Am Tag vor dem Massaker wurde der bei allen beliebte Feldwebel Cox durch eine Mine getötet. (Dies erhöhte die „Bedeutung“ ihrer zivilen Opfer und kam zu dem kurz zurückliegenden Verlust von Freunden an den Feind hinzu, was den kollektiven Drang zum Töten steigerte.) Ein Zeuge sagte aus, dass Calleys Kompaniechef Hauptmann Medina in einem Briefing seinen Männern mitteilte: „Unser Job ist es, schnell reinzugehen und alles zu neutralisieren. Alles zu töten.“ „Hauptmann Medina? Meinen Sie damit auch die Frauen und Kinder?“ „Ich meine alles.“ (Eine relativ zurückhaltende Gehorsamsforderung einer legitimen und respektierten Autoritätsperson.)

Wenn man die Fotos der aufgehäuften toten Frauen und Kinder in My Lai betrachtet, kann man kaum verstehen, wie auch nur ein Amerikaner sich an einer solchen Gräueltat beteiligen konnte. Es fällt uns aber auch schwer, zu glauben, dass 65 Prozent von Milgrams Testpersonen einem anderen Menschen in einem Laborexperiment tödliche Elektroschocks verabreichten, trotz der Schreie und der Bitten der „Opfer“ – einfach nur, weil irgendeine Gehorsam fordernde Autoritätsperson das von ihnen verlangte. Obwohl dies

16 Siehe Exkurs III am Ende dieses Beitrags.

beileibe keine Entschuldigung für solch ein Verhalten darstellt, können wir doch zumindest nachvollziehen, wie es zu My Lai kommen konnte (und möglicherweise verhindern, dass es in der Zukunft woanders wieder geschieht), indem wir die Macht der auf den Soldaten kumulativ einwirkenden Faktoren berücksichtigen: Es wird ihm von einer legitimen, unmittelbaren und respektierten Autorität befohlen, zu töten. Er befindet sich inmitten einer vertrauten, geachteten, legitimen Gemeinschaft. Er weist eine Prädisposition aufgrund der Desensibilisierungen und Konditionierungen im Rahmen seiner Ausbildung sowie durch den nur kurze Zeit zurückliegenden Verlust eines Freundes auf. Er steht in Distanz zu seinen Opfern infolge eines weithin akzeptierten kulturellen und moralischen Grabens. Er sieht sich aufgefordert, etwas zu tun, was dem Feind merkliche Verluste zufügen wird. Einem Feind, der sich andere verfügbare Strategien abgewehrt und als wirkungslos desavouiert hat.

Ein von Dyer zitierter Veteran zeigt eine tiefe Einsicht in den enormen Druck, den viele dieser Faktoren auf einen „gewöhnlichen, im Grunde anständigen“ amerikanischen Soldaten ausüben:

„Diese Männer werden für eine Weile in den Dschungel geschickt, sie bekommen tüchtig Angst, leiden unter Schlafentzug, und dann verwandeln einige Ereignisse ihre Furcht in Hass. Lass sie einen Feldwebel haben, der schon zu viele seiner Männer durch Minen und zuwenig Misstrauen hat sterben sehen, und der Vietnamesen für dumm, dreckig und schwach hält, weil sie nicht wie er sind. Wenn man etwas Gruppendruck hinzufügt, dann vergewaltigen auch die netten Kids, die wir hier sehen, wie die Weltmeister. Töte, vergewaltige und stehle, das ist die Parole des ganzen Spiels.“

Jeder Mann ein Erschießungskommando

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die meisten der Faktoren, die das Töten auf dem Schlachtfeld ermöglichen, im Licht der Diffusion von Verantwortung zu betrachten sind, so wie sie während der Hinrichtung durch ein Erschießungskommando zum Tragen kommt. Denn im Kampf ist jeder Mann praktisch Teil eines riesigen Erschießungskommandos. Der Anführer gibt den Befehl und verleiht dem Befehl Autorität, aber er muss keineswegs selbst töten. Das Erschießungskommando bietet Konformität und Absolution. Die Augenbinde des Opfers sorgt für die nötige psychische Distanz. Und das Wissen um die Schuld des Opfers sorgt für den nötigen Sinn und die Rationalisierung.

Die Faktoren des Tötens verstehen sich als eine Art überaus effizientes Arsenal von Werkzeugen, mit dem man den Widerstand des Soldaten gegen

das Töten umgehen oder überwinden kann. Aber je größer der zu überwindende Widerstand, desto schlimmer das Trauma, das in dem späteren Rationalisierungsprozess bewältigt werden muss. Das Töten fordert seinen Preis, und die Gesellschaft muss lernen, dass ihre Soldaten den Rest ihres Lebens mit dem zubringen müssen, was sie getan haben. Die Untersuchungen, die ich vorgestellt habe, erlauben uns, zu begreifen, dass der Mechanismus eines Erschießungskommandos zwar das Töten ermöglicht, dass aber die psychische Belastung für die Mitglieder dieses Erschießungskommandos immens ist. Die Gesellschaft sollte allmählich den enorm hohen Preis des Tötens im Krieg erkennen. Wenn das geschieht, dann wird das Töten nie mehr das sein, was es bisher war.

Exkurs I

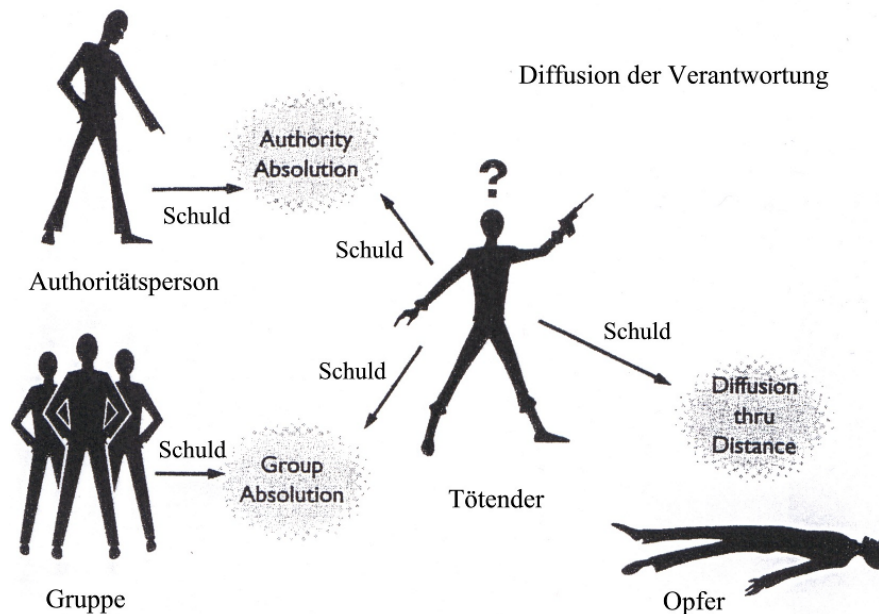
Um einem Veteranen in einer solchen Situation zu helfen, muss man ihn ermuntern, seine Erfahrung mitzuteilen, sich der Vokabel „Mord“ zu stellen, und die Aussagen der Bibel oder der Torah zum Töten heranzuziehen.

Er sollte ermuntert werden, mit seiner Frau über seine Erlebnisse zu sprechen. In diesem speziellen Fall schlug ich ihm vor, sie zu bitten William Manchesters Buch *Goodbye, Darkness* zu lesen, um dann einen ganz ähnlichen Vorfall in diesem Buch zu benutzen, um mit ihr über seine Erlebnisse zu reden. (Das Bedürfnis eines Veteranen, mit seiner Frau zu sprechen, und der Nutzen eines Buches als Einstieg sind gebräuchliche Mittel für diese Form von psychologischer Beratung. Erste Entwürfe dieses Buches haben häufig diesem Zweck gedient.)

Er sollte ermuntert werden, sich der von ihm benutzten Vokabel „Mord“ zu stellen. Es war kein Mord, es war Selbstverteidigung, und wenn es heutzutage auf der Straße passieren würde, käme es zu keiner Anklage. Seine Antwort war typisch für die, die Veteranen geben, wenn sie jene Situationen verdrängt und nie über sie gesprochen haben: „So hab ich das noch nie gesehen.“ (Auch das ist ein normales und häufig auftretendes Thema in solchen Beratungen.)

Es sollte über die Aussagen der Bibel oder der Torah zum Töten diskutiert werden. Ich ermunterte ihn, sich weiter mit diesen Dingen zu beschäftigen und mit einem Geistlichen seiner Konfession darüber zu sprechen. Auch dies ist ein häufiges und wichtiges Thema. Es gibt in Amerika die Vorstellung, es sei nicht „gut“, ein Soldat zu sein. Diese Haltung gegen das Militär basiert auf dem Gebot „Du sollst nicht töten.“ Aber innerhalb des Christentums gibt es eine anhaltende Diskussion über dieses Gebot und darüber, dass seine Botschaft keineswegs so klar ist. Ich habe herausgefunden,

dass es in der Therapie von Soldaten von großem Wert ist, die andere Seite der theologischen Debatte über das Töten darzulegen.



Im Zweiten Buch Mose, Kapitel 20, finden sich die Zehn Gebote. Vor beinahe 400 Jahren wurde das Sechste Gebot in der King James Bibel mit *Thou shalt not kill* („Du sollst nicht töten“) übersetzt. Als die Übersetzer dies schrieben, ahnten sie nicht, dass „Gottes Wort“ jemals so aus seinem Kontext gerissen würde, und dass durch dieses Gebot das Töten in Form der Hinrichtung und auf dem Schlachtfeld als nicht richtig interpretiert werden könnte. Im 20. Jahrhundert gibt es nur eine Übersetzung, die diesen Wortlaut beibehalten hat. Alle anderen modernen Übersetzungen übersetzen das Sechste Gebot mit *„Thou shalt not murder“* (Du sollst nicht morden). In Kapitel 21 desselben Buches der Bibel (in den meisten Bibeln steht es auf derselben Seite wie die Zehn Gebote) wird jedoch die Todesstrafe auferlegt: „Wer einen Menschen schlägt, dass er stirbt, der soll des Todes sterben“ (Zweites Buch Mose, 21,12). Das hebräische Wort im Originaltext des Sechsten Gebots bezieht sich auf das Töten zur persönlichen Vorteilnahme; es bezieht sich nicht auf das autorisierte Töten. Es ist weder das erste noch das letzte Mal, dass die Todesstrafe von Gott angeordnet wird. Im Ersten Buch Mose, der Schöpfungsgeschichte, Kapitel 9, Vers 6, wird Noah, als er

aus der Arche tritt, von Gott aufgetragen: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.“

König David war ein „Mann nach Gottes Herzen,“ und er war ein Mann des Krieges. Die Bibel preist David für die Tötung Goliaths in der Schlacht, und als König wird er gepriesen: „Saul hat tausend geschlagen, David zehntausend.“ Das autorisierte Töten im Krieg wird in der gesamten Bibel als ehrenhaft und akzeptabel beschrieben. Erst als König David sich des Mordes schuldig machte, indem er Uriah tötete, bekam er Ärger mit Gott. Das Alte Testament ist voll von gerechten Kriegsherren. David, Josua und Gideon sind nur drei von Hunderten von Kriegern, die das Alte Testament erwähnt und die durch ihre Taten auf dem Schlachtfeld Wohlgefallen in den Augen Gottes finden. In den Sprüchen Salomons, Kapitel 6, Vers 17, sagt Gott, dass er folgendes „haßt ... Hände, die *unschuldiges* Blut vergießen ...“ (Hervorhebung D.G.). Aber den Soldaten, der nur im Kampf tötet, ehrt die Bibel.

So ist es auch im Neuen Testament. Als der junge reiche Mann zu Jesus kam, wurde ihm gesagt, dass er alle seine Besitztümer verschenken müsse, wenn er Jesus folgen wolle. Aber in Matthäus 8,10, als der römische Zenturione zu ihm kam, sagte ihm Jesus: „Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!“ Und in der Apostelgeschichte, Kapitel 10, designierte Gott den ersten nicht-jüdischen Christen, und das war Kornelius ... *ein römischer Zenturione*. Gott sandte Petrus aus, ihn zu bekehren, und es scheint so, dass Petrus und die anderen Jünger ein wenig schockiert waren, dass ein Nicht-Jude ein Christ sein könnte. Aber nie stellte er in Frage, dass ein Soldat der Ehre teilhaftig werden könne, der erste zu sein. Kapitel 10 der Apostelgeschichte ist fast vollständig der Predigt Petrus' für den Zenturionen Kornelius und der Anleitung, ein Christ zu sein, gewidmet, und nie sagt Petrus oder jemand anders – und an keiner anderen Stelle der Bibel wird dies getan –, dass es unvereinbar miteinander sei, Christ und Soldat zu sein. Tatsächlich wird genau das Gegenteil immer wieder angeführt.

Im Evangelium nach Lukas 22,36 befahl Jesus, wenige Minuten vor seiner Gefangennahme und der nachfolgenden Kreuzigung, seinen Jüngern, „... wer's nicht hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert.“ Sie hatten insgesamt drei Schwerter bei sich. Als die Soldaten kamen, um Jesus gefangenzunehmen, zog Petrus das seinige. Jesus aber sagte: „Stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen.“ (Matthäus 26,52). Gemeint ist, dass, wenn das Schwert Dein Gesetz ist, dann solltest Du durch das Schwert sterben – jenes Schwert, das die Agenten der Regierung ziehen. Und in Römer (13,4) schreibt Paulus, dass die Regierung das „Schwert nicht umsonst [trägt]“.

Also ist das Argument gut begründet, dass erstens der Satz „Du sollst nicht töten“ eine aus dem Kontext gerissene, schlechte Übersetzung ist, und

dass zweitens dies die Ursache ist für den schweren emotionalen Schaden, den unsere Kriegsveteranen nehmen. Seit zwei Jahrtausenden orientiert sich der überwiegende Teil der katholischen und protestantischen Christenheit an der oben beschriebenen Haltung. Sie war die philosophische Rechtfertigung für die Unterstützung der Kirche für den Kampf zur Befreiung der Sklaven im amerikanischen Bürgerkrieg und für den Kampf gegen Japan und Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Heute halten viele Kirchen diejenigen, die für unsere Nation gestorben sind, als Beispiel für Jesus' Liebe und sein Opfer für uns alle in Ehren hoch, denn Jesus hat gesagt: „Es gibt keinen größeren Liebesbeweis im Leben eines Menschen, als für seine Freunde zu sterben.“

Exkurs II

Terry Pratchett hat (in einem metaphorischen Sinne, der Jung gefallen hätte) in seinem Buch *Witches Abroad* die Quintessenz der Macht archetypischer Rollen und deren Fähigkeit, Menschen zu verführen und zu verdrehen, eingefangen:

„Geschichten existieren unabhängig von denen, die sie spielen. Wenn Du das weißt, dann hast Du Macht.

Geschichten – große, flatternde Bänder geformten Raumes und geformter Zeit – fliegen seit eh und je durchs Universum. Und sie haben sich weiter entwickelt. Die Schwächsten sind gestorben und die Stärksten haben überlebt und sind größer geworden mit jedem neuen Erzählen ..., die Geschichten, die umherschlingeln und flattern in der Finsternis.

Und sie legen sich wie ein immer wiederkehrendes Muster über das Chaos der Geschichte. Geschichten schlagen Schneisen, breit genug, dass Menschen ihnen folgen können, so wie Wasser bestimmten Pfaden den Berg hinunter folgt. Und jedes Mal, wenn neue Akteure den Pfad einer Geschichte neu betreten, wird die Schneise breiter.“

Pratchett nennt dies „die Theorie der narrativen Kausalität“, und er erkennt zutreffend, dass der Archetypus – oder eine Geschichte – unter Umständen unser Leben durcheinanderbringen kann. „Den Geschichten ist es egal, wer an ihnen teilhat“, schreibt Pratchett. „Es ist allein wichtig, dass die Geschichte erzählt wird, dass die Geschichte wiederholt wird. Oder, wenn man so will: Geschichten stellen parasitäre Lebensformen dar, die das Leben verzerrern um ihrer, der Geschichte selbst willen.“

Dies gilt besonders, wenn 1. die Gesellschaft eine Person in eine bestimmte Rolle drängt – z.B. die des Helden, der in Blut und Eingeweide wa-

tend den „Drachen“ tötet, – und wenn 2. die Gesellschaft die Geschichte vorzeitig abbrechen lässt und sich weigert, ihren Teil in dem archaischen Drama / der Geschichte des heimkehrenden Kriegers zu spielen. Und genau dies hat Amerika seinen heimkehrenden Vietnamveteranen angetan. Aber das ist Stoff für ein anderes Kapitel.

Exkurs III

Es mag für ein tieferes Verständnis der Reaktion der Soldaten auf die Umstände des Tötens auf dem Schlachtfeld hilfreich sein, verschiedene Modelle und Variablen zu einem Paradigma zusammenzuführen. Es ist sogar möglich, eine Gleichung zu entwickeln, die alle Widerstände in einem konkreten Tötungsakt darzustellen vermag.

Die Variablen unserer Gleichung sind:

- Wahrscheinlichkeit des Tötungsakts = gesamte Wahrscheinlichkeit der Ausführung der spezifischen Tötung. (Es handelt sich hierbei um eine Schätzung der überhaupt zugunsten eines Tötungsakts ansetzbaren psychischen Hebel.)
- Die Forderungen der Autoritätsperson = (Intensität des Verlangens zu töten) x (Legitimität der Gehorsam fordernden Autorität) x (Nähe zu der Gehorsam fordernden Autorität) x (Respekt vor der Gehorsam fordernde Autorität).
- Gruppenabsolution = (Stärke der Unterstützung des Tötens) x (Größe der unmittelbaren, tötenden Gruppe) x (Identifikation mit der tötenden Gruppe) x (Nähe der tötenden Gruppe).
- Gesamtdistanz zum Opfer = (physische Distanz zum Opfer) x (kulturelle Distanz zum Opfer) x (soziale Distanz zum Opfer) x (moralische Distanz zum Opfer) x (mechanische Distanz zum Opfer).
- Zielattraktivität des Opfers = (Bedeutung des Opfers) x (Wirksamkeit der verfügbaren Strategien) x (Gewinn für den Tötenden + Gewinn durch Verlust für den Gegner).
- Aggressive Prädisposition des Tötenden = (Ausbildung / Konditionierung des Tötenden) x (frühere Erfahrungen des Tötenden) x (individueller Charakter des Tötenden).

Eine Gleichung, die es uns erlauben würde, die genannten Faktoren zu vereinigen und den Widerstand gegen eine bestimmte Tötung zu bestimmen, würde in etwa so aussehen:

$$\begin{aligned} & \text{Wahrscheinlichkeit der Tötung} = \\ & (\text{Forderungen der Autorität}) \times (\text{Gruppenabsolution}) \times \\ & (\text{Gesamtdistanz zum Opfer}) \times (\text{Zielattraktivität des Opfers}) \times \\ & (\text{aggressive Prädisposition des Tötenden}) \end{aligned}$$

Bestimmen wir den Grundwert aller dieser Faktoren als 1. Ein Grundwert 1 funktioniert gut, da in unserer multiplikativen Gleichung diese Zahl neutral wäre; jeder Faktor unter 1 würde alle anderen Faktoren nach unten beeinflussen, und alle Faktoren über 1 würden Einfluss nach oben ausüben. Da diese Prozesse alle multiplizierbar sind, müsste ein außergewöhnlich niedriger Faktor (wie z.B. 0,01 bei „aggressiver Prädisposition“) durch einen besonders hohen Wert eines anderen Faktors ausgeglichen werden. Sind jedoch alle Faktoren etwa gleichwertig, würde ein besonders hoher Wert bei „Anordnungen der Autorität“ (wie er in Milgrams Experimenten zu beobachten ist) oder bei „aggressiver Prädisposition“ (der wahrscheinlich wäre, wenn der Tötende unlängst einen Freund oder ein Familienmitglied durch Feindeshand verloren hätte) zu einer hohen Wahrscheinlichkeit der Tötung oder sogar zur unkontrollierten Tötung und der Verübung von Kriegsverbrechen führen.

Wie in den meisten Faktorenanalysen wurden auch in unserem Fall wahrscheinlich nicht alle Faktoren, die Einfluss auf die Situation ausüben könnten, identifiziert, aber dieses Modell ist dennoch ungleich nützlicher als alles, was es bisher gab – zumal, soweit mir bekannt ist, überhaupt kein vergleichbares Modell zur Verfügung stand. Einiges an Arbeit wäre noch nötig, um diese Faktoren richtig zu quantifizieren. Immerhin liegt die Hypothese nahe, dass die Schwelle zum Töten in Kriegszeiten niedriger liegt als in Friedenszeiten. Die Schwelle zum Töten (d.h. zum Mord) in Friedenszeiten wäre also noch bedeutend höher, aber die in Betracht kommenden Faktoren könnten dennoch zutreffen. Dieses Modell wäre sicher auch anwendbar auf Morde durch Gangs und einen Großteil der wahllosen Gewalt auf der Straße. Die verbreitetste Mordart ist die von Verwandten oder Bekannten verübte, und die psychologischen Mechanismen dieser Art des Tötens unterscheiden sich allerdings beträchtlich von dem, was hier zur Untersuchung anstand.

Literaturhinweise

Dinter, Elmar, *Hero or Coward. Pressures Facing the Soldier in Battle*, London 1985 (zuerst deutsch 1982).

Dyer, Gwynne, *War*, London 1985.

- Gabriel, Richard A., *Military Psychiatry. A Comparative Perspective*, New York 1986.
- Gabriel, Richard A., *No More Heroes. Madness and Psychiatry in War*, New York 1987.
- Holmes, Richard, *Acts of War. The Behavior of Men in Battle*, New York 1985.
- Keegan, John, *The Face of battle*, London 1975 (deutsche Ausg. 1978).
- Keegan, John/Holmes, Richard, *Soldiers. A History of Men in Battle*, London 1985.
- Manchester, William: *Godbye Darkness*, London 1981.
- Marshall, S. L. A., *Men against Fire*, Gloucester, Mass. 1981 (zuerst 1947, deutsche Ausg. 1959).
- Metelmann, H., *Through Hell for Hitler. A Dramatic First Hand Account of Fighting for the Wehrmacht*, London 1964.
- Milgram, Stanley, *Behavioral Study of Obedience*, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 67 (1963), S. 371-378.
- O'Brien, Tim, *The Things They Carried*, New York 1990.
- Shalit, Ben, *The Psychology of Conflict and Combat*, New York 1988.
- Stouffer, Samuel A., u.a., *The American Soldier. Adjustment during Army Life. Studies in Social Psychology in World War II*, Bd. 1-4, Princeton 1949-1950.
- Swank, R. E./Marchand, W.E., *Combat Neuroses: Development of Combat Exhaustion*, in: *Archives of Neurology and Psychology* 55 (1946), S. 236-247.
- Vagts, Alfred, *A History of Militarism*, New York 1959.
- Watson, Peter, *War on the Mind: The Military Uses and Abuses of Psychology*, New York 1978.

Vom massenhaften Tötungshandeln, oder: Wie die Deutschen das Krieg-Machen lernten

MICHAEL GEYER

Die deutsche Sprache widerstrebt dem gegenseitigen Töten von Menschen in Kriegen, oder so will es scheinen. Während man auf Englisch Krieg „macht“ oder „kämpft“, wird auf Deutsch Krieg geführt. Wenn wir von „Kriegmachern“ reden, kommen allenfalls Agitatoren und Kriegstreiber in den Sinn. Soldaten sind Kriegsteilnehmer. Zwar „kämpfen“ sie, aber das Wort „to kill“ will einem leichter über die Zunge kommen als „töten“. Soldaten trainieren auf Amerikanisch ihren „killer instinct“. Würden wir das auf gut Deutsch sagen, wären sie als Mörder verdächtigt. Der Soldat, der kämpft und tötet, ist, so wie sich die deutsche Sprache fügt, eine merkwürdig passive Figur, die von Kriegstreibern aufgehetzt und von Offizieren in den Krieg geführt, zum Opfer wird.¹

Mit Fug und Recht lässt sich bezweifeln, ob das immer schon so war. In der Tat stellt sich sehr schnell heraus, dass es eine deutsche Sprache des Tötens gibt, über die man mehr wissen möchte.² Jedoch hat sich in der zweiten Nachkriegszeit der „Krieger“ in den „Soldaten“ und letzterer in ein „Opfer“ des Krieges verwandelt.³ Der Gewaltschock des Zweiten Weltkrieges hat hier eine Tendenz der deutschen Sprache – Aktionen passiv als abgeschlossene Handlungen auszudrücken – nachdrücklich verstärkt, während andere – Aktionen als Ereignis, Erlebnis oder eben als Praxis zu schildern – ge-

-
- 1 Thomas Kühne, Die Viktimisierungsfälle: Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 183-196.
 - 2 Ann P. Linder, Princes of the Trenches. Narrating the German Experience of the First World War, Columbia, SC 1996.
 - 3 Robert G. Moeller, War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, Berkeley/Los Angeles 2001.

schrumpft sind. Das mag in einzelnen Subkulturen anders sein, aber diese haben die allgemeine Sprachkultur nur sehr bedingt beeinflusst.⁴

Wenn nicht alles trügt, so ist das allgemeine Bewusstsein des aktiven Tötens denn auch entweder über Bilder oder über das Englische in die deutsche Betrachtung des Krieges zurückgekehrt.⁵ Die ursprüngliche Wehrmachtsausstellung hat 1995 in ihrer gewissermaßen sprachlosen Präsentation von Bildern eine deutliche Umwertung eingeleitet.⁶ Sie beförderte zwar ein tiefes Erschrecken und eine tiefe Abscheu angesichts des Tötens, hat aber gleichzeitig ins Bewusstsein gerufen, dass, wo Millionen von Toten gezählt werden, es auch diejenigen geben muss, die diese Toten getötet haben. Die Neugestaltung der Wehrmachtsausstellung hat dann prompt diesen Bilder-Schock durch erklärende Texte einzufangen versucht.⁷ Es blieb zwei englischsprachigen Arbeiten überlassen, diesen Schock in Geschichte, ob gut oder schlecht sei dahingestellt, umzusetzen. Daniel Goldhagen mit seinen *Willing Executioners* und Joanna Bourke mit ihrer *Intimate History of Killing* waren nicht zuletzt deshalb Steine des Anstoßes, weil sie die weltanschauliche Bereitschaft (deutscher Soldaten und Polizisten) zum Töten einerseits und die Lust (englischer und amerikanischer Soldaten) am Töten andererseits herausstellten.⁸ Weniger sensationell hatte John Dower schon lange zuvor in seiner großen Interpretation des Pazifischen Krieges Standards gesetzt.⁹ In der Folge ist das Töten im Krieg zunehmend als historisch und empirisch beschreibbares Handeln begriffen worden – nicht unbedingt ein Forschungsfeld wie alle anderen auch, aber eben doch, weil von Menschen gemacht, der Historisierung zugänglich.¹⁰

4 Ich denke hier etwa an dies Todes-Faszination in den 70er und 80er Jahren oder an die Punk-Szene. Siehe etwa Birgit Richard, *Todesbilder. Kunst, Subkultur, Medien*, München 1995.

5 Wenn nicht alles täuscht, haben hier insbesondere die Fernseh-Dokumentationen der achtziger Jahre diese Umorientierung eingeleitet. Es wäre lohnenswert, diesen Veränderungen in den achtziger und neunziger Jahren nachzugehen.

6 Hamburger Institut für Sozialforschung, *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg 1996. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“* in Interview und Gespräch, Hamburg 1998.

7 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht: Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1945*, Hamburg 2002.

8 Daniel Jonah Goldhagen, *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996. Joanna Bourke, *An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare*, New York 1999.

9 John W. Dower, *War Without Mercy. Race and Power in the Pacific War*, New York 1986.

10 Siehe bereits Klaus Latzel, *Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg*, Warendorf 1988, sowie seine vorbildliche Studie: *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegser-*

Nun ist es eine Sache, das Töten als aktive Tätigkeit in Erinnerung zu rufen und zum Gegenstand der Forschung zu machen. Es ist etwas anderes, zu behaupten, dass die deutschen Soldaten besonders gut dabei waren, was heißen will, dass sie erfolgreicher als alle anderen Kombattanten getötet haben. Das hat jüngst Niall Ferguson in seiner üblichen, provokanten Art getan, indem er einen in Deutschland weitgehend unbekanntem älteren Strang der amerikanischen Diskussion über die deutsche Armee aufnahm.¹¹ Diese alte Debatte, die auf den Zweiten Weltkrieg zurückgeht, kreiste um die Kampfbereitschaft deutscher Soldaten. Sie ist in ihrer historischen Normalform aus der Auseinandersetzung Omer Bartovs mit Martin van Creveld bekannt (und hatte eine etwas hintergründige Geschichte in der israelischen Militärkultur).¹² Sie führte manche amerikanischen Militärschriftsteller zu dem Schluss, dass die Deutschen einen „genius for war“ besaßen – und dass dieser geniale Zug angesichts der Misere der amerikanischen Armee in Vietnam durchaus nachahmenswert sei.¹³ Im Unterschied zu Daniel Goldhagen hatten der amerikanische Oberst Dupuy und seine Kollegen mit der Vorstellung vom Töten als nationaler Charakter-Eigenschaft oder als Produkt nationaler Kultur nichts am Hut. Sie gingen vielmehr davon aus, dass das Töten im Krieg gelernt werden will – und dass der deutsche Generalstab ausgezeichnete Lehrmeister und die deutschen Soldaten gute Schüler waren. Das deutsche Militär habe es fabelhaft verstanden, so das Argument, die eigenen Verluste zu minimieren und diejenigen der Gegner zu maximieren.¹⁴

Ob Dupuy und Ferguson damit Recht haben, muss zunächst einmal dahingestellt bleiben. Was hängen bleibt, ist die Insistenz, dass Krieg-Machen gelernt werden will. „[L]earning to kill in war and society“ – das ist genau das, was der Neologismus „Tötungshandeln“ sozusagen vom anderen Ufer

lebnis – Kriegserfahrung 1938–1945, Paderborn 1998. Hans Joachim Schröder, Töten und Todesangst im Krieg: Erinnerungsberichte über den Zweiten Weltkrieg, in: Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hg.), Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt am Main 1995, S. 106-135.

11 Niall Ferguson, *The Pity of War*, New York, NY 1999.

12 Omer Bartov, *The Eastern Front, 1941–45. German Troops and the Barbarization of Warfare*, 2. Aufl. New York 2001, vs. Martin van Creveld, *Fighting Power. German and U.S. Army Performance, 1939–1945*, Westport, Conn. 1982.

13 Trevor N. Dupuy, *A Genius for War. The German Army and General Staff, 1807–1945*, Englewood Cliffs, N.J. 1977, und ders., *Numbers, Predictions, and War. Using History to Evaluate Combat Factors and Predict the Outcome of Battles*, rev. Aufl. Fairfax, Va. 1985.

14 Wie deutsche und amerikanische Diskussionen aneinander vorbeigehen können, sieht man augenfällig in dem dreibändigen Werk, das diese Debatte zum Hintergrund hatte, die Intelligenz der kritischen deutschen Militärgeschichte versammelt und gleichzeitig Andrew Marshall und Richard Perle verpflichtet ist: Allan R. Millett / Williamson Murray (Hg.), *Military Effectiveness*, 3 Bde., Boston 1988.

einer Zivilisierungsgeschichte her ebenfalls zu begreifen versucht.¹⁵ Von polar entgegengesetzten Positionen stimmen sie mit der anthropologischen Einsicht überein, dass Krieg-Machen ebenso wie Krieg-Verhindern eine zivilisatorische Leistung des Menschen sei.¹⁶ Bleibt für Historiker festzuhalten, dass sie diesen Lernprozess begreifen und verstehen sollten, wenn sie damit beginnen wollen, allgemeine Aussagen über das deutsche Tötungshandeln in den beiden Weltkriegen und deren Verarbeitung in der nationalen und internationalen Gesellschaft zu treffen, um diese in eine Geschichte kollektiver, zwischenmenschlicher Tötungshandlungen und Tötungshemmungen (in der modernen Welt) einzubringen.

Das sind große Ziele. Aber der Teufel – und niemand anders ist es – sitzt beim Krieg-Machen im Detail. So sehr man sich um ein Verstehen des Tötungshandeln im Allgemeinen – sei es in anthropologischer Absicht oder in der eher historischen Betrachtung der Moderne oder auch nur des großen Bogens vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg – bemühen sollte, das Tötungshandeln im Besonderen – was geschieht, wenn Menschen andere Menschen töten und das millionenfach – will zuvor begriffen werden. Genau genommen, müssen Historiker zweierlei herausfinden. Erstens gilt es, eine Vorstellung von massenhaftem Tod zu gewinnen – eine Beschreibung, beziehungsweise Vermessung der Todeslandschaft des Krieges.¹⁷ Zweitens sollten Historiker sich ein Bild davon zu machen versuchen, wie Soldaten zum Töten gebracht wurden und wie sie das letztlich angestellt haben. Die Antworten, die ich auf diese beiden Fragen anzubieten habe, sind zwar nicht neu, aber vielleicht haben sie gerade deshalb nichts von ihrer ursprünglichen Unheimlichkeit verloren. Denn es stellt sich heraus, dass die deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg tatsächlich zu ausgesprochen effizienten „Killern“ wurden – und dass dies deshalb der Fall war, weil sie, wenn auch gegen große Widerstände, das „Handwerk des Tötens“ tatsächlich neu zu lernen begannen, um im Zweiten Weltkrieg dann Meister des Tötens zu werden.¹⁸

15 Lt.Col. Dave Grossmann, *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society*, Boston 1995, vs. Peter Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, vom gegenseitigen Töten abzulassen? Zum Verflechten von Militarisierungs- und Zivilisierungsprozessen, in: Jürgen Seifert/Regine Becker-Schmidt/Klaus Christoph (Hg.), *Logik der Destruktion. Der zweite Golfkrieg als erster elektronischer Krieg und die Möglichkeiten seiner Verarbeitung im Bewusstsein*, Frankfurt/Hannover 1992, S. 89-120, und ders., Sind Menschen in der Lage, das kollektive gegenseitige Töten abzuschaffen?, in: *Berliner Debatte INITIAL* Nr. 2/1996, S. 93-101.

16 Heinrich von Stietencron, Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen, in: ders./Jörg Rüpke (Hg.), *Töten im Krieg*, Freiburg/München 1995, S. 17-56, vs. Wolfgang Sofsky, *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*, Frankfurt am Main 2002.

17 Jürgen Overmans, *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999, hat hier einen wichtigen Anfang gemacht.

18 Dabei will ich in der Tat vom Handwerk reden oder besser gesagt von der Arbeit des

Todesarten im Materialkrieg

Das schiere Ausmaß und die Intensität der Zerstörung mochten sich zwar der menschlichen Vorstellungskraft entziehen, aber sie haben doch unentwegt bis in die Gegenwart außerordentlich expressive Bilder der massiven und massenhaften Zerstörung hervorgebracht und eine wahre Lawine von Erfahrungsberichten und Aufzeichnungen ausgelöst.¹⁹ Das sind wichtige Spuren, die auf das Handeln im Krieg rückschließen lassen. Zusammen mit anderen solchen Spuren (wie etwa Tagebücher, Briefe, Krankenberichte) ergeben sie ein plastisches Bild des subjektiven „Eindrucks“ des Krieges auf die Überlebenden. Sie bieten, mehr noch, eine Vorstellung von der immensen physischen und psychischen Arbeit der menschlichen Vorstellungskraft in der Konfrontation mit der Zerstörungskraft des Materialkrieges.²⁰ Die Forschung der letzten Jahre hat zweierlei einsichtig herausgearbeitet. Zum einen hat sie hervorgehoben, dass auch die subjektivsten Eindrücke des Krieges kollektiv vermittelt sind. Zum anderen konnte sie nachweisen, dass es ein a priori des „eigentlichen“ oder „authentischen“ Kriegserlebnisses nicht gibt. Danach zu fragen, „wie es gewesen ist,“ heißt also immer, danach zu suchen, wie das Gewesene von den Überlebenden erfahren und von einer Generation zur nächsten überliefert worden ist. Dieses zeitgenössische Erfahren des Krieges hat die heutige Vorstellung des Krieges durch und durch geprägt.

Neben diesen subjektiven Erfahrungs- und Darstellungswelten gibt es eine Reihe anderer Spuren, die ebenfalls eine Vorstellung vom modernen Krieg und seiner Zerstörungsmacht geben. Auch sie liefern zwar keinen Königsweg zu einem „authentischen“ Kriegsbild. Aber sie öffnen alternative Zugänge, die Handlungswelten erschließen, welche in der subjektiven Darstellung, wenn nicht verschüttet, so doch durch die mimetische Reaktion auf die Zerstörungsgewalt des Krieges überformt sind. Allerdings sind diese Spuren nicht einfach zu lesen. Ich denke dabei zunächst an die (materielle) Kultur des Tötens und Überlebens in den Grabensystemen, die durch eine neue Archäologie erschlossen werden kann.²¹ Diese Archäologie ermöglicht einerseits eine Forensik des Krieges und erlaubt andererseits Einblick in die

Tötens, was Norbert Gstrein, *Das Handwerk des Tötens*, Frankfurt/Main 2003, in seinem anderweitig bemerkenswerten Roman nicht tut.

19 Annegret Jürgens-Kirchhoff, *Schreckensbilder. Krieg und Kunst im 20. Jahrhundert*, Berlin 1993; Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997.

20 Bernd Ulrich / Benjamin Ziemann (Hg.), *Frontalltag im Ersten Weltkrieg: Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente*, Frankfurt/Main 1994.

21 Stéphane Audoin-Rouzeau, *Pratiques et objets de la cruauté sur le champ de bataille*, in: *14–18 aujourd'hui* 2 (1999), S. 105-114; Projektgruppe „Trench Art – Kreativität des Schützengrabens“ (Hg.), *Kleines aus dem Großen Krieg. Metamorphosen militärischen Mülls*, Tübingen 2002.

materielle Kultur der Soldaten in der Situation des Kampfes. Das zweite Medium ist das Luftbild, das zwar als Symptom des Krieges wiederholt analysiert worden ist, aber als Spur des Tötungshandelns im Krieg nur sehr bedingt begriffen worden ist.²² (Vieles, was zum Beispiel über die Anonymität des Tötungshandelns im Artilleriegefecht oder über den Grabenkrieg allgemein geschrieben worden ist, würde anders aussehen, wenn erst einmal das fotografische Auge des Beobachters mitberücksichtigt würde. Jedenfalls für das Ende des Krieges kann gelten, dass die alliierten Batterien ihre deutschen Gegner wie nie zuvor „gesehen“ haben – ohne sie ohne sie jemals körperlich vor Augen gehabt zu haben.) Die dritte Spur ist die Statistik, die ich diesem ersten Teil der Betrachtung zugrunde legen will.²³

Dabei muss ich eingestehen, dass ich zunächst einmal einem mentalen Fehlschluss aufgesessen bin, was die Analyse des deutschen Tötungshandelns angeht. Da die deutschen Statistiken besonders detailliert und aussagekräftig (und dazu einigermaßen verlässlich und anhand anderer Quellen überprüfbar) sind, habe ich mich auf sie konzentriert – was allerdings heißt, dass ich damit nicht das deutsche, sondern das alliierte Tötungshandeln zu Gesicht bekam. Einer der kleinen Unterschiede zwischen einer Handlungs- und einer Opfergeschichte des Krieges besteht darin, dass man die andere Seite studieren muss, um die eigene Seite zu verstehen. Was ich also zeigen kann, ist das Tötungshandeln der Alliierten in seiner Konsequenz, während das deutsche Handeln aus den alliierten Statistiken herausgearbeitet werden müsste. Allerdings ist nicht alles verloren; denn kriegerisches (im Unterschied zum genozidalen) Tötungshandeln basiert auf Reziprozität, was heißen will, dass die Art und Weise des alliierten Tötens von der Art und Weise des (deutschen) Umgangs mit ihm abhing. Auch das ist nicht unwichtig. Denn ich will im zweiten Teil dieser kleinen Studie zeigen, dass gerade im Umgang mit dem alliierten Tötungshandeln der Ursprung einer neuen, deutschen Kriegskultur angelegt ist. Doch wenden wir uns zunächst den Effekten des alliierten Tötungshandelns auf das deutsche Heer zu.

Die Gesamtzahl der Verluste in den 52 Monaten des Ersten Weltkrieges unter den über 13,4 Millionen deutschen Kriegsteilnehmern war überwältigend. Unter „Verlusten“ wird – dies ist eine Folge der militärstatistischen Kalkulation – jeder längerfristige „Abgang“ vom Feld- und Besatzungsheer

22 Paul Virilio, *War and Cinema: The Logistics of Perception*, London / New York 1989; Bernd Hüppauf, *Räume der Destruktion und Konstruktion von Raum: Landschaft, Sehen, Raum und der Erste Weltkrieg*, in: *Krieg und Literatur. War and Literature* 3, Nr. 5/6 (1991), S. 105-23; ders., *Modernism and the Photographic Representation of War and Destruction*, in: Leslie Devereaux / Roger Hillman (Hg.), *Fields of Vision. Essays in Film Studies, Visual Anthropology, and Photography*, Berkeley / Los Angeles 1995, S. 94-124.

23 Jay M. Winter, *The Great War and the British People*, Cambridge, Mass. 1986.

erfasst. Verluste schließen also Tote, wegen Verwundung oder Krankheit nicht Einsatzfähige, Vermisste und Gefangene ein. Die Heeressanitätsabteilung verzeichnete 6,2 Millionen solcher Ausfälle. Von diesen 6,2 Millionen sind knapp 3,2 Millionen in das Feld- oder Besatzungsheer zurückkehrt, während knapp 3,1 Millionen Personen ersetzt wurden. In dieser letzteren Gruppe sind 2.036.879 Menschen getötet worden, wobei diese Gesamtzahl auf 2,482 Millionen steigt, wenn die Nachkriegskämpfe und Langfristfolgen des Krieges hinzugerechnet. Die Differenz von knapp einer Million ergibt die Zahl der überlebenden Kriegsgefangenen, was in etwa mit den alliierten Zahlen übereinstimmt.²⁴ Die Heeressanitätsabteilung fasste diesen Sachverhalt plastisch zusammen, indem sie errechnete, dass im Laufe des Krieges von 100 Militärpersonen im Feld- und Besatzungsheer 40 nur kurzzeitig oder überhaupt nicht krank gewesen oder nur leicht verwundet worden seien. Hingegen mussten 60 Militärpersonen, also eine Mehrzahl, zumindest zeitweise ersetzt werden. Von diesen Letzteren kam die Hälfte, also 30, wieder zum Einsatz. Von den anderen 30 sind elf gefallen oder an Kriegsfolgen gestorben, sieben wurden als vermisst geführt, und zwölf sind als dienstuntauglich (davon sechs schwerbeschädigt) ausgeschieden.²⁵ Diese globalen Angaben sind zwar anfechtbar, aber sie geben immerhin einen brauchbaren ersten Abdruck der Zerstörung des Krieges, den es nun zu entfalten gilt.

Das war die eine Seite der Medaille: das Zerstörungswerk der Alliierten. Jedoch, wenn die deutschen Verluste ungeheuer hoch sind, so sind die entsprechenden Zahlen für die Alliierten unvorstellbar höher. Allein an der Westfront kamen auf 376 tausend deutsche Verwundete ca. 482 alliierte und auf 53 tausend deutsche Tote 86 englische und französische.²⁶ Bis in den Herbst 1918 gab es keinen einzigen Monat, wie Niall Ferguson zurecht feststellt, in dem die deutsche Seite den Entente-Soldaten nicht höhere Verluste beigebracht hätte als sie selbst einstecken musste.²⁷ Das änderte sich erst in den letzten Monaten des Krieges – dann auch nur deshalb, weil sich nun eine wachsende Zahl von deutschen Soldaten ergab, beziehungsweise überrannt wurde. Ferguson errechnet für den gesamten Krieg einen „net body count“ von zwischen zwei bis fünf Millionen alliierten Verlusten, was sich in eine deutsche Zerstörungs-Effizienz, allein bezogen auf die Westfront, von mindestens 35 Prozent und maximal 50 Prozent umschlägt.²⁸ Wichtig hieran ist

24 Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums, Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914/18, 3 Bde., Berlin 1934–1938, hier Bd. 1, S. 1-2; Bd. 3, S. 11-14.

25 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 1, S. 33.

26 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 66.

27 Ferguson (Anm. 11), S. 300.

28 Man muss schon Niall Ferguson sein, um die enorme Divergenz von drei Millionen Verlusten (das sind drei Millionen Menschenleben) des größeren Effekts wegen ohne weiteres zu akzeptieren. Neuerdings hat insbesondere John Mosier, *The Myth of the Great*

der Umstand, dass der für die deutsche Seite so verlustreiche Krieg für die Alliierten insgesamt erheblich verlustreicher war. Das sollte vor allem auch deshalb zu denken geben, weil die alliierte Überlegenheit an Material spätestens ab Winter 1916/17 außer Zweifel steht. Das will heißen, dass trotz zunehmender materieller Überlegenheit die alliierten Verluste von Jahr zu Jahr absolut und relativ zu der Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer anstiegen.²⁹

Eine plausible Erklärung für diesen Sachverhalt lässt sich aus der Verlaufsgeschichte des Tötungshandelns gewinnen, die eigentlich die multiplen Geschichten aller Nationen ineinander fügen sollte. Aber ganz abgesehen von den empirischen und methodischen Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens, ist bereits der deutsche Befund so unerwartet, dass wir ihn genauer ansehen müssen. Denn nirgendwo ist die Diskrepanz zwischen statistischer Vorstellung und subjektiver Darstellung des Krieges größer als bei dieser Leichenschau.³⁰

Überraschend ist bereits der Auftakt des Krieges, der alles in den Schatten stellte, was darüber zu lesen ist. Auf deutscher (und im Übrigen auch auf französischer) Seite waren die ersten Bewegungsschlachten des Krieges bis zur Stabilisierung der Front im Stellungskrieg außerordentlich verlustreich. Der September 1914 brachte die höchsten Verluste des gesamten Krieges auf deutscher Seite – 168 Soldaten von 1.000, davon ein Drittel in der Marne-schlacht vom 5.–9. September.³¹ Die Flandernkämpfe im Oktober (unter anderem Langemarck) standen dahinter nur um ein Geringes zurück. Aber selbst die belgischen Grenzkämpfe waren außerordentlich blutig. Zusammengekommen wurden 174,6 von 1.000 Soldaten entweder getötet oder blieben vermisst. Weitere 457,8 von 1.000 wurden entweder verwundet oder waren erkrankt.³² Die Verluste im Osten entsprachen – etwa in der Durchbruchschlacht der 12. Armee bei Prazsnysz im Juli 1915 – dabei durchaus denjenigen im Westen.³³ Insgesamt lag in den ersten beiden Kriegsjahren die Zahl der Gesamtverluste (Tote, längerfristig Verwundete oder Erkrankte,

War. A New Military History of World War I, New York 2001, dieses Argument vertreten.

29 War Office, Statistics of the Military Effort of the British Empire during the Great War, 1914/1920, London 1922, Table 3, S. 253-271 (Casualties by Months in France). Knappe Angaben über die französischen Verluste, die ganz dem deutschen Muster entsprechen – und diese allerdings auch übertreffen – bei Leonard V. Smith/Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker; France and the Great War, Cambridge, UK/New York 2003, S. 68-71.

30 Eine erste kritische Bestandsaufnahme findet sich bei Benjamin Ziemann, Die Soldaten, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003, 155-169.

31 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 36.

32 Ebd., Bd. 3, S. 35.

33 Ebd., Bd. 3, S. 42f.

Vermisste) im Osten sogar höher als im Westen, was allerdings auch mit der hohen Zahl von Kranken zu tun hatte (Ruhr, Magendarmkrankheiten, Nierenentzündungen), die zu der besonders hohen Zahl der Verwundeten und Getöteten hinzukam. Jedenfalls bildeten die großen Bewegungsschlachten des Jahres 1914 (im Westen) und des Jahres 1915 (im Osten) den singulären Höhepunkt in der Verlaufsgeschichte des Todes (und der Verluste) im Ersten Weltkrieg. Dieser Höhepunkt war nicht mit einer einzelnen Schlacht verbunden, obwohl die Marneschlacht deutlich hervorsticht, sondern setzte sich kumulativ aus der Vielzahl jeweils unerhört verlustreicher Kämpfe zusammen.

Nach der Stabilisierung der Front 1914/15 waren die Gesamtverluste ebenso wie die Zahl der Toten auf deutscher Seite bis hin zur erneuten Offensive des Jahres 1918 rückläufig. In der deutschen Todeslandschaft des Ersten Weltkrieges werden die großen Materialschlachten im Stellungskrieg – voran die Schlacht von Verdun und an der Somme, aber auch die Schlachten des Jahres 1917 – gemeinhin überschätzt. Selbst die höchsten Tageszehnten der Schlachten von Verdun und an der Somme – die Heeressanitätsabteilung rechnete Verluste in Perioden von zehn Tagen – lagen deutlich unter denen des Jahres 1914. Das Blatt begann sich mit den Defensivschlachten des Jahres 1917 zu wenden. Diese waren blutiger als die Schlachten des Jahres 1916, dafür aber kürzer und begrenzter, weshalb sich die Gesamtverluste in Grenzen hielten. Die Verluste stiegen dramatisch erst wieder im Jahre 1918 an. Die Verluste der deutschen Offensiven im ersten Halbjahr 1918 – und hier insbesondere die Zahl der Toten und Schwerverwundeten – reichte zwar nicht ganz an diejenigen von 1914 heran, aber kamen ihnen doch sehr nahe.³⁴ (Der Umstand selbst ist bemerkenswert, da Materialintensität und Zerstörungskraft in den vier Kriegsjahren um ein Vielfaches zugenommen haben). Sie lagen jedenfalls bei weitem über denjenigen der Jahre 1916 und 1917. Es gibt viele Gründe, warum diese Angriffe versackten. Aber einer der unausgesprochenen Hauptgründe war der, dass die angreifende Infanterie ausgeblutet wurde, was sich darin niederschlug, dass die Tageszehnten der Verluste über mehrere Monate weit über dem lagen, was das Feldheer seit 1914 gesehen hatte.³⁵

Die Rückzugsgefechte des Sommers und Herbstes des Jahres 1918 sind wegen statistischer Lücken schwerer zu fassen, aber die außerordentlich hohe Zahl von Toten und Verwundeten – zu der nun auch zum ersten Mal seit 1914 eine Masse (unverwundeter) Gefangener hinzukam – in den Armeen

34 Ebd., Bd. 1, Tafel 6.

35 Dies wird verkannt von Dieter Storz, „Was aber hätte anders geschehen sollen?“ Die deutschen Offensiven an der Westfront 1918, in: Jürg Duppler / Gerhard P. Groß (Hg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 51-95.

der nördlichen Heeresgruppe (Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht) bis in den Oktober 1918 deutet darauf hin, dass weiter mit aller Schärfe gekämpft wurde.³⁶ Der Krieg erreichte jedenfalls 1918 sowohl in der Offensive als auch in der Defensive einen zweiten furiosen Höhepunkt.³⁷

Will man die besondere Verlaufsform des Todes im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite erklären, so kommt man mit dem Hinweis auf den Materialkrieg nicht viel weiter. Hätte das Material tatsächlich entschieden, dann müssten die deutschen Verluste ab spätestens 1916 mit der zunehmenden quantitativen und qualitativen Überlegenheit der Alliierten katastrophal angestiegen sein.³⁸ Das Material kann also nicht die fatale Wirkung gezeitigt haben, die man angesichts der Kriegserinnerungen erwartet. Die deutsche Kriegsgeschichte hatte für die Entwicklung der Verluste denn auch eine andere Erklärung, die sich in eine einfache Faustregel zusammenfassen lässt: Offensive Bewegungskriege sind verlustreicher als defensive Stellungskriege, Durchbruchsschlachten aus dem Stellungskrieg sind verlustreicher als Bewegungskriege.³⁹ Hinzu kommt der Sachverhalt, dass Verluste immer dann dramatisch anstiegen, wenn entlang der ganzen Front in mehreren Großschlachten simultan gekämpft wurde. Das heißt aber, dass Phasen hoher Kriegsbegeisterung und gleichzeitiger Unübersichtlichkeit (weil überall gekämpft wurde) zugleich die Haupt-Zeiten des Todes waren. Aus demselben Grund wurden diese Verluste in der kollektiven Erinnerung vergraben. Für die Geschichtsschreibung bedeutet dies, dass die Erfahrung der Zeitgenossen den Verlauf der tödlichen Auseinandersetzung nachgerade invertierte.⁴⁰

Die Faustregel trifft im Übrigen auch auf die Alliierten zu – mit dem Unterschied, dass sie zwischen 1915 und 1918 unentwegt angriffen und dabei

36 Siehe die Verluste der britischen Streitkräfte: War Office (Anm. 29), Table XV.2, S. 328. Für die deutsche Seite lässt sich ein sehr genaues, wenn auch nicht vollständiges Bild aus den Akten der Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht rekonstruieren, etwa HG Kp Ruprecht, Bund 26: Mannschaftsgefechtsstärke und Verluste 1916–1918; Bd. 150: Einsatz und Verluste von eigenen Divisionen, 1. April 1917 – 31. Dezember 1917 and 21. März – 4. November 1918, Bayerisches Hauptstaatsarchiv IV (Militärarchiv), München (im Folgenden BHStA-MA).

37 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 34-61.

38 Der tödliche Effekt der alliierten Überlegenheit an Material lässt sich durchaus demonstrieren, wenn man etwa die ersten Tageszehnte der Schlachten von Verdun und an der Somme (1916) mit denjenigen von Arras und der Doppelschlacht Aisne/Champagne vergleicht. Aber das ändert insgesamt nichts an dem großen Trend des Absinkens der Verlusten zwischen 1915 und 1918.

39 Deshalb war das erste Tageszehnt der Durchbruchsschlacht bei Tarnow/Gorlice 1915 verlustreicher als das von Verdun.

40 Wie ich noch zeigen will, lag die Bedeutung von Verdun nicht zuletzt darin, dass diese Schlacht an einem Ort, über einen kontinuierlichen, wenn auch sehr langen Zeitraum, von einer Armee gefochten wurde. Verdun hatte alle Eigenschaften des klassischen Dramas und der klassischen Schlacht.

steigende Verluste hinnahmen.⁴¹ Ob sie auch sehr viel blindwütiger angegriffen haben, sei hier dahingestellt.⁴² Was auch immer es mit der viel umstrittenen Frage der militärischen Unfähigkeit der englischen Generalität auf sich haben mag, die fatalen Verluste der Streitkräfte unter englischer Führung – das Gleiche gilt in anderer Ausprägung auch für die französischen Streitkräfte – hatten entscheidend mit ihrem „cult of the offensive“ zu tun, dem sie im Großen – den Offensiven der Jahre 1916, 1917 und 1918 – wie im Kleinen – etwa der aggressiven Patrouillenführung – gehuldigt haben.⁴³ Die Entwicklung insbesondere der englischen Verluste stieg dementsprechend im Unterschied zu den deutschen sowohl absolut als auch relativ an. Das lässt die Schlussfolgerung zu, dass sich die Landschaft des Todes und der Verluste insgesamt nicht so sehr als Effekt des Materialkrieges darstellt, sondern die Art und Weise der Kriegführung – und in diesem Zusammenhang dann auch die Art und Weise, wie Krieg gemacht wurde – widerspiegelt.

Letzteres lässt sich durch eine weitere Beobachtung vertiefen, die, wiewohl sie auf einem statistischen Trick beruht, nicht zuletzt wegen ihres Überraschungseffekts heuristischen Wert hat. Wenn von 1.000 Kriegsteilnehmern pro Jahr 1870 bis 1871 etwa 30 fielen, so waren es 1914 bis 1918 mit 34 Getöteten nur wenig mehr. Tatsächlich war der Weltkrieg für das deutsche Heer nicht sehr viel tödlicher als der Krieg von 1870/71, wenn man die Zahl der Kriegsteilnehmer und die Länge des Krieges berücksichtigt. Der wesentliche Unterschied bestand also zunächst einmal nicht in der Materialwirkung, sondern in dem Umstand, dass der Weltkrieg 1914–18 nicht zwölf, sondern 52 Monate dauerte und dass 197 Männer, statt 36, pro 1.000 Einwohner an diesem Krieg teilgenommen haben.⁴⁴ Was die Verluste in die Höhe trieb, war die Mobilisierung von Menschen in unvorstellbaren Größenordnungen, die in präzedenzlos großen Räumen in einem Netz verbundener, wenn auch enger Fronten über lange Zeit den Kampf in Bewegung hielten. Nicht in erster Linie die Zerstörungsgewalt der Waffen, sondern die Organisationsfähigkeit des Staates, die Mobilisierungswilligkeit der Nation und nicht zuletzt die Kampftüchtigkeit der Soldaten verbergen sich also hinter der ungeheueren Zahl von über sechs Millionen „Verlusten“ und zwei Millionen Toten. Statt die Präzedenzlosigkeit des Materialkrieges zu unterstrei-

41 Die Entwicklung der französischen Verluste sind analysiert in der Geschichte der 5. Infanterie-Division von Leonard V. Smith, *Between Mutiny and Obedience. The Case of the French Fifth Infantry Division During World War I*, Princeton, N.J. 1994.

42 Die englische Diskussion zu diesem Thema wird mit charakteristischer Schärfe zusammengefasst von Brian Bond, *The Unquiet Western Front. Britain's Role in Literature and History*, Cambridge, U.K. /New York 2002.

43 Dies ist völlig unabhängig davon, wie sich im einzelnen die englische Taktik verändert bzw. verbessert hat. Siehe Tim Travers, *How the War Was Won. Command and Technology in the British Army on the Western Front, 1917–1918*, London 1992.

44 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 13-14.

chen, verweist sie auf die Bitterkeit und Heftigkeit der fortdauernden Kämpfe in diesem Krieg, die über eine so unvorstellbar lange Dauer – 52 Monate – in Großschlachten von bis dahin unbekanntem Ausmaß aufrechterhalten wurden.

Diese revidierte Vorstellung von den Verlaufsformen des Kriegstodes auf deutscher Seite erlauben es dann auch, die Verschiebungen des inneren Gefüges des deutschen Heeres auf einen Begriff zu bringen. Denn mit jeder Verlustwelle, die ersetzt werden musste, änderte sich das soziale Profil des Heeres.⁴⁵ Man kann das Ergebnis knapp dahingehend zusammenfassen, dass 1914 und 1918 zwei verschiedene Heere antraten und vernichtet wurden. Das eine war ein typisches Heer des 19. Jahrhunderts. Das andere war in Ansätzen bereits die Wehrmacht der Zukunft.

Drei Aspekte sind hier bemerkenswert:

Erstens: Hatte sich das deutsche Feldheer 1914 ursprünglich aus älteren Jahrgängen, mit einem Schwerpunkt bei den 20- bis 25-Jährigen und einem großen Anteil von über 30-Jährigen, zusammengesetzt, so wurden die Soldaten insbesondere der Feld-Divisionen an der West-, aber auch an der Ostfront zunehmend jünger. Was bereits im Ersatzgeschäft der Verluste von 1914 angelegt war, wurde 1916 im großen Stile Realität, da in den Großschlachten dieses Jahres das Wehrpotential der Vorkriegszeit aufgezehrt wurde. (Aufgrund der Rekrutierungs- und Ausbildungsstruktur des wilhelminischen Heeres liegt der Verdacht nahe, dass die Zahl der älteren Soldaten gerade in diesen Schlachten besonders hoch war). Um überhaupt weiter Krieg führen zu können, mussten auf die unausgeschöpften Reserven und auf kurz ausgebildete jüngere Jahrgänge zurückgegriffen werden.⁴⁶

Zweitens: Waren 1914 Soldaten aus ländlichen Regionen und insbesondere vom flachen Land unverhältnismäßig stark im Feldheer vertreten, so begann sich 1914–15, und dann wieder 1917, das regionale Gefälle zugunsten von städtischen (aber nicht großstädtisch-industriellen) Regionen zu verschieben. Mit der saisonalen bzw. zeitweiligen Freistellung von Bauern und (industriellen) Arbeitern, wurden Klein- und Mittelstädte und in diesen nicht-industrielle Arbeiter, Handwerker, Angestellte und Beamte (bzw. ihre Söhne) zunehmend in die Blutmühle des Krieges hineingezogen. Die Armee wurde also nicht nur jünger, sondern auch klein-städtischer.⁴⁷

45 Hierzu vor allem die Beobachtungen von Ziemann (Anm. 30). Ansatzweise bereits in Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrung im südlichen Bayern*, Essen 1997.

46 Siehe Kriegsgeschichtliches Forschungsamt des Heeres, W-10/50229: *Weltkrieg und Bevölkerungspolitik*, und W-10/51827: *Ersatz*, Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg (im Folgenden: BA-MA).

47 Hierzu vor allem Ziemann (Anm. 45). Es muss erstaunen, dass bislang die Historiogra-

Drittens: Diese beiden sozialen Trends wurden durch organisatorische Eingriffe in die Zusammensetzung militärischer Groß-Verbände verstärkt, die zu einer Spaltung oder, vielleicht genauer, Fragmentierung der Einheit der Armee führte. Soldaten über dreißig waren, wie es hieß, physisch nicht belastbar genug, um Materialkrieg zu machen. Und Leute vom flachen Land waren schlichtweg zu langsam, um in diesem Krieg mit seinen Industriegewehren bei kurzer Ausbildung mithalten zu können.⁴⁸ Hinzu kommt, dass ältere (und wieder genesene) Soldaten zunehmend zu Divisions-Diensten hinter die Front abgezogen wurden. Wir haben es 1918 also mit einem Heer von vorwiegend sehr jungen, 18- bis 20-jährigen Soldaten oft aus kleinstädtischem Milieu zu tun, die von nicht viel älteren Jahrgängen von Offizieren und Unteroffizieren kommandiert (und von oft sehr viel älteren Befehlshabern „geführt“) wurden.⁴⁹ Hingegen fanden sich – tendenziell – in den rückwärtigen Diensten und insbesondere im Besatzungsheer die älteren Jahrgänge, die Familienväter, und die Kriegversehrten – kurzum die Überreste des wilhelminischen Heeres.

Zwar darf diese tendenzielle Aussage nicht überbewertet werden. 1918 wurde nämlich so ziemlich jeder in den Kampf geworfen, der greifbar war – schon deshalb, weil das Potential der wehrfähigen Bevölkerung (15,6 Millionen) bei 13,4 Millionen Kriegsteilnehmern weitgehend ausgeschöpft war.⁵⁰ Aber die so verlustreichen Schlachten des Jahres 1918 wurden wesentlich von einer jungen, kriegs-ausgebildeten Generation ausgefochten. Da diese Generation offensichtlich gekämpft hat (denn irgendwoher müssen die alliierten Verluste kommen), wird man sagen können, dass im Unterschied zu 1914, als eine Generation wilhelminischer Reservisten im gestandenen Mannesalter zugrunde ging, 1918 die junge und jüngste Kriegsgeneration zerschlagen wurde. Die prägende Kriegserfahrung der Generation um 1900 waren die Kämpfe des Jahres 1918.

Kehren wird jedoch noch einmal zu den allgemeinen Verlustzahlen zurück. Denn in der historiographischen Verwirrung über „Verluste“ einerseits und Kriegstote andererseits geht die wohl eindrucklichste Dimension des Tötungshandelns im Ersten Weltkrieg verloren. Wie ungeheuer groß auch die Zahl der Toten war, die Zahl der Überlebenden war sehr viel größer – und unter den Letzteren war die Zahl der Verwundeten horrend. In jedem Jahr

phie der einfachen und grundlegenden Frage der (sozialen) Zusammensetzung des deutschen Feld- und Besatzungsheeres nicht nachgegangen ist.

48 Das ist das Fazit der Studie von OTL Engelmann, Die Ausbildungs-Vorschrift für Fußtruppen (A.V.F.) vom Dezember 1916 und der 1. und 2. Entwurf der Ausbildungsvorschrift für die Fußtruppen im Kriege (A.V.F.) vom Januar 1917 und Januar 1918, W-10/50151, BA-MA.

49 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 62-67.

50 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 1, S. 1.

des Krieges ist jeder dritte Soldat des Feldheeres so schwer verwundet worden, dass er „ausfiel“. Mehr als die Hälfte dieser Schwerverwundeten ist an die Front zurückgeschickt worden.⁵¹ Nimmt man die über 14 Millionen Krankenfälle hinzu, von denen eine erstaunlich hohe Zahl Schwerkranke waren und die ebenfalls überwiegend in das Feld- bzw. Besatzungsheer zurückkehrten, so gewinnt man ansatzweise einen Eindruck vom Geschehen. Die zumindest einmal, wenn nicht mehrmals verwundeten und mehrfach erkrankten Kriegsteilnehmer bildeten eine Art Geisterheer des Ersten Weltkrieges.

Bereits die Zahl der wegen Verwundungen dienstunfähig Entlassenen (105 von 1.000 oder 702.778 Personen auf die 52 Monate des Krieges bezogen) war außerordentlich. Aber die als wieder dienstfähig Eingestuften (604 von 1.000) – das heißt, Militärpersonen, die nach längerem Lazarett-Aufenthalt an die Front zurückkehrten – war hingegen präzedenzlos, zumal die deutsche Sanitätsstatistik leichte Verwundungen, die bei der Truppe versorgt wurden, gar nicht berücksichtigte.⁵² Wenn man des Weiteren die 350.000 wegen kriegsbedingten Krankheiten dienstunfähig gewordenen Personen hinzurechnet und die Gesamtzahl der schwer Erkrankten, aber Genesenen, einbezieht, so kommt man zu folgendem Ergebnis: Auf zwei Tote kamen einerseits ein Schwer-Kriegsversehrter und andererseits zehn oder elf von schweren Verwundungen und Krankheiten Genesenen. Dass auch hier die erzählende Erinnerung gegenüber der statistischen Vorstellung dramatisiert und etwa die Zahl der Amputierten, Kriegsblinden, und „Kriegsneurotiker“ bei weitem überschätzt und hingegen die an Magen-Darmkrankheiten leidenden Soldaten unterschätzt werden, sei nur am Rande vermerkt. Denn festzuhalten bleibt der Umstand, dass zwar die Mehrzahl der Kriegsteilnehmer überlebte und die Mehrzahl der Verwundeten und Erkrankten geheilt wurde, dass aber kaum einer unter ihnen unversehrt aus diesem Krieg zurückgekehrt ist.

Was dies bedeutete, lässt sich an der Art der Verwundungen erkennen, die im Verlauf des Krieges immer eindeutiger durch die Einwirkung von Artilleriegeschossen aller Art bestimmt wurde. Insgesamt war die Zahl der auf deutscher Seite durch Nahkampfmittel (blanke Waffen, Handgranaten, Pistolen) Getöteten (etwa 1 %), wenn auch nicht vernachlässigenswert, so doch vergleichsweise gering. Selbst die Zahl der durch Infanterie- und Maschi-

51 Diese Zahl betrifft also nicht die Kriegsinvaliden, die als dienstunfähig aus dem Heer entlassen wurden. Das Phänomen selbst ist wohl am besten bekannt aus den Bildern von Georg Grosz. Kurz zusammenfassend: Wolfgang U. Eckart/Christoph Gradmann, *Medizin im Ersten Weltkrieg*, in: Rolf Spilker/Bernd Ulrich (Hg.), *Der Tod als Maschinist: Der industrialisierte Krieg 1914–1918*, Bramsche 1998, S. 203-215.

52 Siehe dazu auch Übersicht 21, Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 27 und S. 28-31.

nen-Waffen Getöteten (unter 20 %) war relativ beschränkt im Vergleich zu derjenigen, die von Artilleriegeschossen und Wurfminen (etwa 80 %) herührte. Bei den Verwundeten verschoben sich die Proportionen zugunsten der Infanteriewaffen. Etwa dieselben Proportionen gelten auch für die alliierten Verwundeten und Getöteten, wobei Artillerie-Geschosse eher noch bedeutsamer waren.⁵³ Auch die Effekte der Artilleriegeschosse wurden erfasst: Ein hoher Anteil aller Artillerieverletzungen entstand durch kleine Granatsplitter in Höhe des Kopfes, der Wirbelsäule und der Arme. Große Granatsprengstücke hingegen trafen vorwiegend die unteren Gliedmaßen, den Bauch und das Becken. Daraus lässt sich erschließen, dass der vorwiegende Kriegstod langsam und qualvoll, die vorwiegende Kriegsverletzung ungeheuer schmerzhaft und unkontrollierbar debilitierend war.⁵⁴ Artilleriefire sprengte Körper nicht schlechthin in die Luft, sondern zersiebte und zerstückelte sie. Das war es, was die Statistik unter „Verlusten“ fasste, wobei wir gerade gesehen haben, dass die überwiegende Mehrzahl der Soldaten diese Qual zumindest einmal durchmachte und überlebte.

Diese praktisch alle Soldaten des Feldheeres treffende Zerstörung des menschlichen Körpers und die systematische Schwächung seiner Widerstandskraft gegen Krankheiten macht die Realsubstanz des Ersten Weltkrieges aus. Im Feldheer zu überleben hieß, mit größter Wahrscheinlichkeit zumindest einmal, und mit einiger Sicherheit mehrere Male so schwer verwundet zu werden, dass ein längerer Lazarettaufenthalt nötig wurde. Selbst das Besatzungsheer war angesichts grassierender Krankheiten ein unsicherer Ort.⁵⁵ Genesung und Heilung waren durchaus an der Tagesordnung, wobei wir dahingestellt lassen wollen, was das hieß. Was bleibt, ist der überwältigende Eindruck der Versehrung. Die Soldaten des deutschen Heeres kämpften in einem Krieg, in dem sie mit großer Sicherheit erwarten konnten, dass es auch sie früher oder später mehr oder minder schwer „erwischen“ würde. Angesichts der überwältigenden Zahl von Verwundungen wird man hinzufügen müssen, dass die Mehrzahl dieser Soldaten selbst dann von Neuem kämpfte, wenn sie bereits am eigenen Leib erfahren hatten, was es hieß, verwundet zu sein. Das gleichermaßen Überraschende und Schockierende an den Verlustzahlen ist deshalb die außerordentliche Kampfbereitschaft im

53 Ebd. S. 73.

54 Ebd., S. 74-77.

55 Über die Krankheiten im Feld- und Besatzungsheer sei nur soviel angemerkt, dass im Feldheer die übertragbaren Krankheiten (Typhus, Ruhr) und die Magendarmkrankheiten sowie Grippe, Hitzschlag und Erkrankungen der äußeren Bedeckungen, während im Besatzungsheer Geschlechtskrankheiten sowie Nerven- und Herzkrankheiten vorherrschten; ebd., S. 86-182. Bemerkenswert ist die deutliche Zunahme der Krankheiten des Nervengebietes im Besatzungsheer (!) insbesondere in den Jahren 1917-18. Eine offensichtliche Erklärung (außer der frühzeitigen Ausmusterung von gefährdeten Soldaten des Feldheeres und ihrer Weiterverwendung im Besatzungsheer) gibt es dafür nicht.

Feldheer. Trotz der mit großer Sicherheit zu erwartenden Verwundung blieben die Soldaten im Einsatz. Psychische Zusammenbrüche blieben erstaunlich rar in dieser Situation.⁵⁶ Die Statistik der Verwundungen im Ersten Weltkrieg macht jedoch verständlich, weshalb einsichtige Psychiater (und einige der aufgeweckteren Truppenführer) Furcht für die dominante Emotion des Ersten Weltkrieges hielten.⁵⁷ Dies war Furcht im klinischen Sinne des Begriffes: Die Soldaten wussten, was sie im Einsatz erwartete – und sie haben im großen und ganzen dennoch gekämpft.

Aus dieser Sicht wird nun verständlich, warum die Großschlachten um Verdun und an der Somme eine so kanonische Bedeutung für die Kriegsdarstellung gewinnen konnten. In der Verlaufsgeschichte der Kriegsverluste spielten diese beiden Schlachten, wie oben angemerkt, durchaus nicht die zentrale Rolle, die ihnen gewöhnlich zugemessen wird. Doch wenn wir uns die (statistische) Kontur von Verdun vor Augen führen, so wird unmittelbar einsichtig, warum sie zur wesentlichen, deutschen Erfahrung des Krieges werden konnte.⁵⁸ Diese reflektierten und dramatisierten exemplarisch die Auseinandersetzung mit der Furcht in einer Schlacht, in der in der Tat nicht das Töten und Sterben, sondern das Über- und Weiterleben von Tag zu Tag im sicheren Wissen, verwundet zu werden, zum Problem wurde.

Die Schlacht von Verdun wurde auf deutscher Seite von der 5. Armee geführt, in die im Verlauf der Schlacht 48 Divisionen mit insgesamt 572.855 Mann eingeschoben wurden. In den 20 Tageszehnten der Schlacht sind aber insgesamt 708.524 Personen „ausgefallen“. Das heißt, dass die Ausfälle knapp ein Viertel mehr als die Ist-Stärke der gesamten 5. Armee betragen. Von diesen „ausgefallenen“ Soldaten wurden 350.000 – also 600 von 1.000 der Ist-Stärke! – als „Verlust“ gebucht. Diese Verluste setzten sich wie folgt zusammen: „Im Felde“ getötet wurden 54.929; weitere 13.165 sind entweder bei der Truppe oder in Feldlazaretten gestorben, und 13.574 waren vermisst gemeldet, wobei die Zahl der Gefangenen unter ihnen eher gering war. Die Zahl der Toten insgesamt lag bei 81.668 Mann, was sich auf 143 per 1.000 Mann (im Vergleich zu den 174 per 1.000 in den Anfangsschlachten des

56 Paul Frederick Lerner, *Hysterical Men. War, Psychiatry, and the Politics of Trauma in Germany, 1890–1930*, Ithaca, N.Y. 2003.

57 Walter Ludwig, Beiträge zur Psychologie der Furcht im Kriege, Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie 21 (1920), S. 125-172.

58 Drei weitere Umstände sollten zumindest erwähnt werden. Erstens konzentrierten diese Schlachten eine eher diffuse und undifferenzierte Landschaft des Todes und des Verlustes. Zweitens fokussierten sie dramatisch auf die hauptsächliche Quelle der Lebensgefahr in einem industriellen Krieg. Drittens artikulierten sie die Erfahrung der scheinbar grenzenlosen Mobilisierung von Menschen und Ressourcen. Es waren mit anderen Worten alle Elemente des klassischen Genres der Schlachtbeschreibung – überschaubarer Ort, begrenzte Zeit, identifizierbare Akteure, (Medien-)Öffentlichkeit – vorhanden, um gerade diese Schlachten zum symbolischen Mittelpunkt des Weltkrieges zu machen.

Krieges) umrechnet.⁵⁹ Der überwiegende Teil der Verluste ist entweder als dienstunfähig ausgeschieden oder eben wieder eingesetzt worden. An der Somme lagen die Verhältnisse ähnlich. Bei der 2. Armee und insbesondere der 1. Armee, die im Mittelpunkt dieser Schlacht standen, lag die Zahl der Gesamtverluste ebenfalls, wenn auch geringfügig, über der Ist-Stärke. Die Verlustrate der 1. Armee (209,7 per 1.000) lag sogar höher als bei Verdun, wobei allerdings die Zahl der gefangen genommenen Vermissten hier deutlich höher lag, was auf die tiefen und schnellen Einbrüche britischer Einheiten im ersten Tageszehnt der Schlacht zurückzuführen ist.⁶⁰ Die Kontur der Verluste entspricht jedoch derjenigen von Verdun: Kaum ein Soldat kam unversehrt aus diesen Blutmühlen heraus. – und die Schlachten zogen sich lang genug hin, so dass die nachrückenden Soldaten wussten oder zumindest wissen konnten, was ihnen bevorstand.

Die Fähigkeit, Soldaten über Wochen und Monate im Kampf zu halten und der Vernichtung auszusetzen, ausgeblutete Einheiten zurückzuziehen, zu ergänzen und zusammen mit Genesenen wieder einzusetzen – diese Fähigkeit zur Reproduktion inmitten totaler Zerstörung (bei erheblichen Spannungen und einer Vielzahl von individuellen und, seltener, kollektiven Wideretzlichkeiten und Zusammenbrüchen) macht die Eigenart des Materialkrieges aus. Was hier auffallen muss, ist die eingestandene oder uneingestandene, freiwillige oder unfreiwillige Bereitschaft zur Selbstzerstörung, um den Gegner zu vernichten. Dies besagt überhaupt nichts über die Motivation, sondern verweist allein auf den Umstand, dass es so geschehen ist. Dass diese Selbstzerstörung in der Vernichtung des Gegners geschehen konnte, war nach Meinung, gerade auch der Zeitgenossen, das Unmenschliche an der Kriegführung.⁶¹

Die Materialschlachten dramatisierten den schieren Verschleiß von Menschen, wobei die Großschlachten des Jahres 1916 zwar ein strategischer Wendepunkt des Krieges waren, aber doch nur eine erste Ahnung von dem zuließen, was 1917 und 1918 zur Regel wurde. Die Schlachten des Jahres 1917 waren um vieles intensiver (wenn auch auf deutscher Seite nur um ein geringes verlustreicher), weil nun die geballte, „zweite“ Mobilisierung der Ressourcen zum Einsatz kam.⁶² Die Alliierten begannen, mehr zu sehen und

59 Heeres-Sanitätsinspektion (Anm. 24), Bd. 3, S. 49-50. Zur weiteren Relativierung sollte man hinzufügen, dass die Verluste 1914 sich auf das gesamte Feldheer bezogen, während sie 1916 allein die 5. Armee betrafen.

60 Ebd., S. 50-53.

61 Aufschlussreiches in dieser Beziehung bei Holger Afflerbach, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1994, und bei German Werth, Verdun, Gladbach 1979.

62 John Horne (Hg.), State, Society and Mobilization in Europe during the First World War, Cambridge 1997.

besser zu treffen und, nicht zuletzt auf Grund des Einsatzes von Tanks, sich schneller und konsequenter zu bewegen – und warfen deshalb 1918 in außerordentlich verlustreichen Kämpfen in der Tiefe des Raumes das deutsche Feldheer schließlich auf der gesamten Front zurück. Nun wissen wir aus einer Reihe ausgezeichneten historischer Arbeiten, dass Soldaten in dieser Situation außerordentlich erfindungsreich im Verdrücken waren.⁶³ Jedoch haben wir ebenfalls gesehen, dass sie bis zum Ende des Krieges ausgesprochen effektiv kämpften. Als Soldaten, die es verstanden haben, Krieg zu machen, waren die Deutschen denn auch geachtet. (Man muss hinzufügen, dass sie als unduldsame und gewalttätige Okkupanten verhasst waren). Indem wir eine Vorstellung von der Todeslandschaft, in der sie agierten, gewonnen haben, können wir uns nun der Frage der Kampfbereitschaft zuwenden – also zu Fragen, was sie zum Krieg-Machen bewegt haben mag.

Über das Tötungshandeln im Materialkrieg

Ein letzter Blick auf die Statistik – in diesem Falle der britischen Offiziersverluste (einschließlich Kolonialtruppen) – rekapituliert noch einmal die grundlegende Beobachtung des vorangegangenen Abschnittes und führt uns gleichzeitig zur Frage des Tötungshandelns im Materialkrieg.⁶⁴ Die britischen Verluste des Jahres 1917 lagen deutlich über denjenigen des Jahres 1916, diejenigen von 1918 bei weitem über denen von 1917. Die höchsten Verluste verzeichneten die britischen Streitkräfte mit 6.325 Offizieren zwischen 25. März und 3. April 1918 in der Abwehr des deutschen Großangriffes und mit 3.017 Offizieren zwischen dem 25. September und dem 2. Oktober 1918 in der letzten großen alliierten Offensive. Die Verluste in der Schlacht an der Somme lagen mit 2.456 niedriger und waren vergleichbar mit denjenigen der Woche vom 28. August 1918 (nämlich 2.478) und vom 1. Mai 1918 (2.201).⁶⁵ Wir müssen angesichts dieser Zahlen davon ausgehen, dass das deutsche Feldheer mit großer Schärfe auch im Herbst weitergekämpft hat.

Der Sachverhalt ist umso frappierender, da an der tiefen Kriegsmüdigkeit der deutschen Soldaten kein Zweifel bestehen kann. Die Stimmungs- und die

63 Christoph Jahr, *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer, 1914–1918*, Göttingen 1998.

64 War Office (Anm. 29), Table III, S. 253. Auf die nicht unproblematische Umrechnung der Offiziersverlustzahlen in Gesamtverluste sei hier nicht näher eingegangen.

65 Die sehr hohen, durchschnittlichen Verluste des Jahres 1917 kamen dadurch zustande, dass zwischen April und Dezember 1918 die Wochenverluste insgesamt neun Mal über 1.500 lagen.

Briefzensurberichte aus dem Feldheer sprechen eine eindeutige Sprache.⁶⁶ Die Kriegsmüdigkeit hatte jedoch offensichtlich nur bedingt Einfluss auf die Kampfbereitschaft – oder vielleicht sollte man vorsichtiger konstatieren, dass Kampfbereitschaft und Kriegsmüdigkeit gleichzeitig (nebeneinander, miteinander, aufeinander bezogen) auftraten. Die Frage ist deshalb, wie es zu dieser Kampfbereitschaft kam und in welchem Verhältnis sie zur Kriegsmüdigkeit steht.

Eine Einschätzung der Kampfbereitschaft im Ersten Weltkrieg muss aufgrund fehlender Studien zu diesem Thema wohl oder übel auf die kontroverse Diskussion dieser Frage im Zweiten Weltkrieg zurückgreifen.⁶⁷ Dort stehen sich zwei Lager gegenüber.⁶⁸ Das eine betont Ideologie und Kampf motivation. Das andere hebt auf Gruppensolidarität als soziale und neuerdings auch als sozialkulturelle Antriebskraft ab. Dieser Gegensatz ist jedoch, wie Thomas Kühne zeigt, an der Realität vorbeikonstruiert.⁶⁹ Während er auf das soziale Kapital der Kameradschaft abhebt, möchte ich die Praxis des Tötungshandelns in den Mittelpunkt meiner Betrachtung stellen. Diese ist in den Gefechtsprinzipien und Gefechtspraxen des Feldheeres historisch greifbar.⁷⁰ Denn an diesem Schnittpunkt fügen sich Ideologie und Organisation des Tötungshandelns in überraschender Weise zusammen. Zudem war die

-
- 66 Benjamin Ziemann, Verweigerungsformen von Frontsoldaten in der deutschen Armee 1914–1918, in: Andreas Gestrich (Hg.), *Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts*, Münster 1996, S. 99-122. Jahr (Anm. 63). Die Stimmung im Besatzungsheer war dramatisch schlechter als an der Front. Wilhelm Deist, *Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs. Zur Realität der Dolchstoßlegende*, in: Ursula Büttner (Hg.), *Das Unrechtsregime: Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*, Bd. 1, Hamburg 1986, S. 101-129, ist nach wie vor grundlegend, wenn auch revisionsbedürftig.
- 67 Die einzige Arbeit, die ansatzweise das Thema aufgreift, ist Benjamin Ziemann, *Die Eskalation des Tötens in zwei Weltkriegen*, in: Richard von Dülmen (Hg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsräume und Körperbilder 1500–2000*, Wien/Köln 1998, S. 411-429.
- 68 Siehe die zusammenfassende Diskussion bei Hew Strachan, *Ausbildung, Kampfgeist und die zwei Weltkriege*, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn 2002, S. 265-286.
- 69 Thomas Kühne, *Zwischen Männerbund und Volksgemeinschaft: Hitlers Soldaten und der Mythos der Kameradschaft*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 38 (1998), S. 165-189, und insbesondere ders., *Vertrauen und Kameradschaft. Soziales Kapital im „Endkampf“ der Wehrmacht*, in: Ute Frevert (Hg.), *Vertrauen: Historische Annäherung*, Göttingen 2003, S. 245-278.
- 70 In diesem Beitrag möchte ich mich auf eine Analyse der Gefechtsprinzipien und ihre Implikationen für die Gefechtspraxis beschränken, wobei die Infanterie unter Vernachlässigung der Artillerie im Mittelpunkt steht. Jedoch möchte ich betonen, dass erstens die historische Aufarbeitung von Gefechtspraxen empirisch möglich ist und zweitens, dass sie die vorherrschenden diskursiven Analysen um eine entscheidende Dimension bereichert.

Sache selbst, die sich entwickelnden Praxen und Prinzipien des Gefechts, innermilitärisch so umstritten, dass es dazu eine Vielzahl von Unterlagen gibt. Natürlich sprach im Militär niemand von „Tötungshandeln,“ ein anthropologisierender Begriff, aber es gehört schon einiges dazu, zu übersehen, dass dieses Handeln – vulgo das Gefecht und seine Verfahren – im Mittelpunkt einer ununterbrochen intensiven, internen Diskussion über Kriegstüchtigkeit und Kampfbereitschaft – und tatsächlich über das Töten und Vernichten des Gegners – war, die zwischen 1914 und 1944 ihren Höhepunkt hatte.⁷¹ Mit anderen Worten, Tötungshandeln ist kein militärischer Begriff, aber über die beste Art des Tötens (ohne getötet zu werden) wurde unentwegt, und auch ganz offen, gesprochen.

Der Grundtenor dieser praxis-orientierten Diskussionen ging bis in die Napoleonischen Kriege zurück, in denen sich ein deutscher Stil des Kriegsmachens in der Auseinandersetzung mit der revolutionär-imperialen Armee Frankreichs herausbildete. Obwohl das französische Beispiel – die revolutionäre Betonung von Kriegsbegeisterung und Freiwilligkeit – lockte, haben die deutschen Armeen nie eigentlich darauf gebaut, dass die Soldaten aus Begeisterung kämpfen könnten.⁷² Letzteres wurde zwar gewünscht und immer wieder zelebriert – nicht nur in bürgerlichen Schichten.⁷³ Es wurde dann von den radikal-nationalistischen Verbänden zum Ideal erhoben.⁷⁴ Aber Kriegsbegeisterung galt doch als eine teils herablassend belächelte, teils bewunderte, aber nie gänzlich geteilte Spezialität der Franzosen. Eher erwartete man in Preußen, dass Soldaten im Zweifelsfall weglaufen würden, wenn sie auf sich allein gestellt waren.⁷⁵ Man kann darin ein Stück Holzköpfigkeit sehen, aber kommt nicht umhin, zu konstatieren, dass die Diskussion über die Grundsätze des soldatischen Einsatzes im Gefecht die außerordentliche

71 Methodisch möchte ich hier anregen, dass die diskursive Analyse des Tötens durch eine handlungs- und praxisorientierte Analyse ergänzt werden muss. Beide haben ihre eigenen Bandbreiten. Das heißt einerseits, dass es keine einheitliche deutsche Sprache des Tötens bzw. ein eindeutige deutsche Gefechtspraxis gibt, obwohl ich versuchen will, eine Tendenz herauszuarbeiten. Andererseits wird erst in den Abweichungen zwischen Diskursiv und Praxis die ganze Kalamität des Ersten Weltkrieges greifbar. Doch Letzteres geht über das hier Vorgetragene weit hinaus.

72 Zu Frankreich vor allem John Lynn, *Bayonets of the Republic: Motivation and Tactics in the Army of Revolutionary France, 1791–1794*, Urbana 1984. Für Deutschland Dieter Storz, *Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg*, Herford/Berlin 1992, bes. S. 105-134.

73 Karen Hagemann, „Männlicher Mut und Teutsche Ehre“. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002.

74 Roger Chickering, *We Men Who Feel Most German: A Cultural Study of the Pan-German League, 1886–1914*, Boston 1984. Bernd Weisbrod, *Kriegerische Gewalt und männlicher Fundamentalismus: Ernst Jüngers Beitrag zur Konservativen Revolution*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 49 (1998), S. 544-560.

75 Antulio J. Echevarria, *After Clausewitz: German Military Thinkers Before the Great War*, Lawrence, KA 2000, S. 105-115.

Herausforderung des Tötens und Getötet-Werdens im Auge hatte. Es herrschte insgesamt die skeptische Auffassung vor, dass Soldaten bei aller Kriegsbegeisterung in der Gefechtssituation versagen würden, wenn die Routine des Tötungshandelns nicht in Fleisch und Blut übergegangen war.⁷⁶

Deshalb wurde schon lange vor dem Krieg die Frage intensiv diskutiert, wie man Soldaten dazu bringen könne, selbsttätig zu kämpfen; denn Letzteres schien unabdingbar angesichts der Feuerkraft industrieller Waffen. Pflicht und Disziplin waren hier die entscheidenden Schlagworte. Die deutschen Armeen waren *Wehrpflichtigen*-Armeen im emphatischen Sinne des Wortes. Drill war der militärische Ausdruck dafür.⁷⁷ Die „Macht der Gefühle“ wurde zwar nicht verkannt, aber es schien wichtiger, Emotionen im Prozess der Einübung zu dressieren und für die Erfordernisse des Gefechts zu kanalisieren. Politische Überlegungen bezüglich der Verlässlichkeit der Soldaten spielten dabei zwar eine Rolle, aber wichtiger war der Respekt vor den Anforderungen des Gefechts und damit des Tötungshandelns. Das Militärische war immer ein schwieriges Handwerk und war mit der Entstehung der Massenheere und der Waffenwirkung von Industriewaffen sehr viel schwieriger geworden war.⁷⁸

Die Mehrzahl dieser Diskussionen betraf die Ausbildung der Soldaten einerseits und die Taktik des militärischen Einsatzes andererseits. Ausbildung und Taktik gehörten nicht gerade zum „gehobenen“ Wissen der Kriegführung, aber sie waren in Bewegung geraten. Sie hatten nicht nur an Bedeutung, sondern an Prestige gewonnen. Taktik-Lehrer oder in der Ausbildungsabteilung im Generalstabe bzw. des Kriegsministeriums tätig zu sein, war jedenfalls nicht mehr unbedingt ein Abstellgleis. Man kann sogar mit einigem Recht sagen, dass Taktik und Ausbildung aufgrund der intensiven Debatten über die Feuerwirkung moderner Waffen um die Jahrhundertwende zum ersten Mal seit langer Zeit wieder in den Mittelpunkt des militärischen Interesses gerückt waren.⁷⁹ Diese Auseinandersetzungen um Ausbildung und Taktik rissen bis in den zweiten Weltkrieg nicht mehr ab.⁸⁰

76 Ob dies, wie John Keegan wiederholt argumentiert hat, eine unabdingbare Bedingung jeglicher militärischen Gewalt und eine Rückversicherung des Soldaten angesichts der Todesgefahr ist, sei hier dahingestellt. John Keegan/Richard Holmes, *Soldiers. A History of Men in Battle*, London 1985, S. 259-276.

77 Echevarria (Anm. 75) mit einer Vielzahl von Belegen, die er als akkurate und jedenfalls verständige Reflektion auf die sich rapide verändernden Bedingungen des Krieges betrachtet. Das Gegenteil findet sich bei Bernd-Felix Schulte, *Die deutsche Armee 1900–1914. Zwischen Beharren und Verändern*, Düsseldorf 1977.

78 Ludwig Freiherr von Falkenhausen, *Der große Krieg der Jetztzeit. Eine Studie über Bewegung und Kampf der Massenheere des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1909. Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven, *Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges. Beiträge zur Psychologie des Krieges im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1914.

79 Storz (Anm. 72) und Echevarria (Anm. 75). Die Mehrzahl dieser Debatten spielte sich in

In der internen Diskussion setzte sich insbesondere nach der Jahrhundertwende „das Verständnis [durch], dass die Einschränkung des Formalen in der Exerzierausbildung einer Vertiefung des Gefechtsmäßigen zu Gute kommen muß“.⁸¹ Drill blieb in jedem Falle die Hauptform des Exerzierens, aber die Frage war, ob Soldaten Griffe klopfen oder über die gerade eben im Entstehen begriffenen Hindernis-Parkours gejagt werden sollten. Hinter dem Drill als angeblich ur-deutscher Form der militärischen Sozialisation finden wir also unterschiedliche und sich auseinander entwickelnde Systeme der Disziplinierung. Ob richtig oder nicht, das „Griffe-Kloppen“ des formalen Exerzierens galt dabei auch als eine Form der Gefechtsvorbereitung. Der Exerzierdrill blühte gewissermaßen eine äußere, körperliche Disziplin des gleichmäßigen und verlässlichen Verhaltens ein, die den zahlreichen Vertretern dieser Auffassung als unabdingbare, soldatische Grundlage für jegliche Handlungsfähigkeit (und für den unabdingbar erachteten Gehorsam) in der Gefechtsituation galt. Der Exerzierdrill schuf zudem eine klare Hierarchie von Befehlsgebern und Untergebenen, deren Routinisierung Gehorsam auch auf dem Schlachtfeld garantieren sollte. Die Alternative bestand in der Betonung des Gefechtsdrills, der mehr tat, als Leute über das offene Gelände oder auch nur über Hindernisse zu scheuchen (wobei dies bei den Soldaten durchaus nicht beliebt war). Vielmehr hob der Gefechtsdrill letztendlich in seiner allerdings erst nach dem Krieg ausgefeilten Form auf eine innere Disziplin(ierung) des Soldaten ab – auf eine Art verinnerlichten, „ins Blut“ übergegangenen, repetitiven Handlungszwang, der Handlungsabläufe in einem System selbsttätigen (aber eben nicht selbständigen) Gefechts-Handelns routinisieren sollte.⁸² Praktische Fragen wie etwa die Ausnutzung des Geländes und die Beherrschung sowie die Zusammenarbeit zwischen Waffen, des weiteren die Einübung neuer taktischer Verfahren standen im Mittelpunkt. Aber der springende Punkt der gefechtsorientierten Ausbildung war doch die selbsttätige Zusammenarbeit von Soldaten (und von Waffengattungen) zur Erreichung eines vorgegebenen Zieles.

den einzelnen Waffeninspektionen ab, was im Folgenden nicht deutlich zum Ausdruck kommt. Ich habe mich auf die Infanterie als der Haupt-, wenn auch nicht mehr entscheidenden Waffe des Weltkrieges konzentriert.

80 Dieter Storz, Die Schlacht der Zukunft: Die Vorbereitungen der Armeen Deutschlands und Frankreichs auf den Landkrieg des 20. Jahrhunderts, in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg: Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München/Zürich 1994, S. 252-278.

81 Storz (Anm. 72), S. 175.

82 Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven, Die Exerzier-Reglements für die Infanterie von 1812, 1847, 1888, und 1906. Ein Jahrhundert taktischer Entwicklung, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt Nr. 1 (1907), S. 27-40, sowie seine Darstellung: Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom 29. Mai 1906 kriegsgeschichtlich erläutert, Berlin 1907. Für die Zwischenkriegszeit Robert M. Citino, The Path to Blitzkrieg. Doctrine and Training in the German Army, 1920–1939, Boulder 1999.

Im Krieg gewannen Fragen der „richtigen“ Ausbildung zusätzlich an Bedeutung, da angesichts des Mangels an Reservisten die Zeit für die Ausbildung für die neu eingezogenen Jahrgänge auf zwei bis drei Monate schrumpfte. Gleichzeitig waren sich alle Beteiligten klar, dass die seelischen und körperlichen Belastungen des Materialkrieges exponentiell angestiegen waren.⁸³ In sehr viel kürzerer Zeit als in der Vorkriegszeit musste also sehr viel mehr durchgearbeitet werden, wenn Soldaten gefechtsstüchtig gemacht werden sollten. Dazu wurden unter anderem neue Truppenübungsplätze im besetzten Gebiet sowie Truppen-Depots im rückwärtigen Armeegebiet angelegt und die gefechtsorientierte Ausbildung erheblich verstärkt.

Ob Gefechtsausbildung allerdings wirklich der Weg war, Soldaten letztlich kampfbereit zu machen, das war eine der reichlich konfuse, aber zentralen Debatten während des Krieges. Eine auf den ersten Blick verblüffende interne Kontroverse kann helfen, den Einsatz in dieser Frage und ihre dilatorische Lösung während des Krieges besser zu verstehen. Die Oberste Heeresleitung, die die eben gerade im Dezember 1916 eine auf Gefechtsdrill abgestellte neue Ausbildungsvorschrift – „Ausbildungs-Vorschrift für Fußtruppen“ (A.V.F.) – erlassen hatte, machte unter Verweis auf die Meinungsbildung in den Armeen nach der Einführung der Vorschrift eine auf den ersten Blick unverständliche Kehrtwendung, indem sie eine verstärkte Betonung der Formal-Disziplin forderte.⁸⁴ Ausgerechnet im Feldheer war ein Chor von Stimmen laut geworden, die Formal-Disziplin von der Ausbildung einverlangten – nämlich „militärische Haltung und militärisches Benehmen, tadellose Ehrenbezeugung, gutes forsches Antworten und größte Sauberkeit und Reinlichkeit im Anzug.“⁸⁵ Und es war das (preußische) Kriegsministerium, das sich in diesem Falle mit seinem Insistieren auf Gefechtsausbildung bereits in der Heimat gegen das Feldheer durchsetzte.⁸⁶

83 Hierzu schon vor dem Krieg vor allem die Arbeiten von Johann von Bloch, der allerdings meinte, dass die Waffenwirkung den Krieg zum Verschwinden bringen würde. Siehe etwa den kleinen Aufsatz Johann von Bloch, Die Fortschritte der Waffentechnik müssen die Kriege verschwinden lassen, in: Deutsche Revue 26 (1901), S. 83-94.

84 A.O.K. 7 Ia/IIa Nr. 711 geh. V. 13.9.1917, gez. von Boehn: Anlage 8C in „Entwicklung der Ausbildung in der Heimat und in den Rekrutendepots hinter der Front“; BA-MA, W-10/50755.

85 Wie Anm. 82. Siehe auch Inf. Regt 442 o.D. (Zum Schreiben des A.O.K. 7): „Der höchste Wert in der Heimat ist unweigerlich auf die Strammheit zu legen.“ BA-MA, W-10/50755.

86 [Pr.] Kriegsministerium A 2 3008.19.17 v. 27.10.1917; Kriegsministerium Nr. 220. 11.17 A.M v. 24.11.1917 an Chef des Generalstabes des Feldheeres, gez. v. Stein; Chef des Generalstabes des Feldheeres Ic Nr. 71412 op v. 29.11. 1917, gez. Ludendorff. Demnach lernten die Rekruten bei den Ersatztruppenteilen die „Anfangsgründe des Grabenkrieges“, während die „Schulung als Sturmtrupp und der Kampf im Trichtergelände“ hinter der Front in den Rekruten-Depots stattfinden sollte. Ebd.

Hier kam vielerlei Konfliktstoff zusammen. Aber das Hin und Her reflektierte letztendlich widersprüchliche Ansprüche an die Soldaten im Gefecht, deren Ausgestaltung in Theorie und Praxis zur Herausbildung einer neuen Auffassung über den Zusammenhang von Kriegstüchtigkeit und Kampfbereitschaft führte.

Die Vorkriegsauffassung, die besonders deutlich bei den Vertretern des Formal-Drills zum Ausdruck kam, ging davon aus, dass Drill Gehorsam einschleifen müsse, damit in der Grenzsituation des Gefechts der Soldat Befehlen möglichst selbsttätig folgen würde. Freilich war die Sache mit dem Drill umstritten, wobei einige Militärpublizisten mehr Begeisterung, andere mehr Formaldrill und wieder andere mehr Gefechtsorientierung einforderten. Davon blieb im Krieg die Auffassung übrig, dass Kampfbereitschaft eine endliche Ressource sei, die auf die eine oder andere Weise dem Soldaten in die Schlacht mitgegeben wurde, sich dort abnutzte, und in der Ruhestellung erneuert werden musste, wenn die Soldaten wieder gefechtsfähig gemacht werden sollten. „[D]ie zersetzende Wirkung des Stellungskrieges“ untergrub Disziplin und Autorität, weshalb formale und äußere Disziplin in der Ausbildung als wichtiger denn je angesehen wurden.⁸⁷ Da Gefechtsbereitschaft immer wieder erneuert werden musste, suchte man nach Auswegen: Mehr Begeisterung, mehr Drill und mehr Sanktionen waren angesagt, um die Soldaten im Kampf zu halten. Die Finesse der Vorkriegsdiskussion verschwand. Die von den Soldaten als unnötig und unsinnig betrachteten Drills in den Ruhestellungen⁸⁸ hatten in dieser Denkungsweise ebenso ihren Ursprung wie der „Vaterländische Unterricht“ im Feldheer: Wenn man den Soldaten mit einem Polster an (vaterländischer) Motivation und erneuerter Disziplin in den Kampf schicken würde, so die Annahme, dann würde er besser durchhalten.⁸⁹ Gegen Ende des Krieges dachte man in Teilen des Feldheeres sehr viel friderizianischer als am Anfang, wobei das Interessante und Verwirrende an der Sache ist, dass hier wie auch anderswo Handeln und Sprache nicht zusammenkamen. Die Einforderung von mehr Formal-Disziplin stand unvermittelt neben einer Praxis, welche die Gefechtsausbildung trotz allem nachhaltig intensivierete (was im Übrigen die Soldaten, die am liebsten in Ruhe gelassen werden wollten, genauso wenig mochten.)

Aber die Vorstellung von der Kampfbereitschaft als endlicher Ressource war nur eine Auffassung, die von einem Holzweg in die Sackgasse der Moralkrise von 1918 führte.⁹⁰ Die andere, minoritäre Auffassung führte über

87 A.O.K. 7, wie Anm. 82; BA-MA W-10/50755.

88 Ulrich/Ziemann (Anm. 20), S. 117-148, bes. S. 122-125. Siehe auch Ulrich (Anm. 19), S. 63-78.

89 Ziemann (Anm. 45), S. 120-138.

90 Hew Strachan, *The Morale of the German Army 1917-18*, in: Hugh Cecil / Peter H. Liddle (Hg.), *Facing Armageddon. The First World War Experienced*, London 1996,

den Krieg hinaus in die Wehrmacht.⁹¹ Sie entwickelte sich, wenn auch nicht ohne Brüche, aus der Praxis der gefechtsorientierten Ausbildung heraus und beruhte gewissermaßen auf einer paradigmatischen Reinterpretation der Folgen dieser Ausbildung. Denn es stellte sich in der Praxis heraus, oder so konnte man jedenfalls einen vorgefundenen Sachverhalt interpretieren, dass der kriegstüchtig gemachte Soldat im Zweifelsfall aus eigenen Kräften kämpfen würde – und dies bis zur Erschöpfung auch tat. Das heißt, wenn dem Soldaten die nötigen Fähigkeiten zum Kämpfen mitgegeben wurden, dann würde er auch kämpfen. Nicht nur das! Zwar kamen die Soldaten physisch und psychisch erschöpft von der Front zurück, aber ihre Kampfbereitschaft hatte sich nicht, wie in der alternativen Vorstellung befürchtet, abgeschliffen, sondern sie hatte sich eher umgekehrt neu aufgeladen.⁹² Krieg-Machen schuf also recht eigentlich erst Kriegsbereitschaft. Damit begann sich der Stellenwert der Gefechtsdrills zu ändern, und man kann fortan von den Anfängen einer Gefechtsausbildung sprechen, die Kampfmotivation, bzw. Kampfbereitschaft produzieren sollte. Letztere beschränkte sich nicht mehr (wie es in der Vorkriegszeit unter „progressiven“ Regimentern der Fall war) auf die formale Einübung von Verhaltensformen, sondern war kollektive Einübung von Gefechts-Praxis, welche selbsttätig-koordiniertes Handeln ermöglichen sollte. Es hing also alles von der Einübung der Kriegstüchtigkeit im Verband und nicht zuletzt von der Selbsteinschätzung der eigenen Kriegstüchtigkeit ab. Letztere war allem Anschein nach immer kollektiv. Je mehr ein Trupp oder eine Einheit, selbst ein ganzer Verband, sich selbst als kriegstüchtig begriff, um so kampfbereiter waren sie.

Diese Wende bestand in der Einschätzung der Wirkung des Gefechts auf die Soldaten. Wo eine ältere Vorstellung von der Abnutzung der Kriegsbereitschaft ausging, setzte die neuere darauf, dass erfolgreiches Kämpfen (und die entsprechende Ausbildung dafür) Kriegstüchtigkeit und Kriegsbereitschaft steigern würden.⁹³ Je mehr die Soldaten durch Ausbildung selbsttätig zum Handeln gebracht werden konnten, je mehr sie glaubten, sich auf ihren Trupp bzw. ihre Einheit verlassen zu können, und umso mehr sie sich in der Pflicht ihrer Kameraden sahen, um so bereiter und erfolgreicher würden sie auch kämpfen.

Was das „gewisse Etwas“ war, das diese innere Kriegsbereitschaft schuf – darüber wurde unendlich viel gerätselt. So wie die Franzosen in der kri-

S. 383-398.

91 Strachan (Anm. 68), allerdings auf einer sehr begrenzten und zum Teil unzuverlässigen Quellenbasis.

92 Siehe dazu: „Wiederherstellung der Kampfkraft und die Erstellung einheitlicher, neuzeitlicher Verfahren“, BA-MA, W-10/50747; „Stimmung des Heeres 1918“, BA-MA, W-10/51833.

93 OTL Engelmann (Anm. 48).

tischen Situation des Jahres 1917 ihren Republikanismus, entdeckten die Deutschen ihren „Geist“.⁹⁴ Was sie dabei fanden oder zu finden glaubten, war vergleichbar. Wenn den Soldaten nur die entsprechenden Mittel – und damit auch die entsprechende Ausbildung – gegeben wurden, sich selbsttätig zu bewegen (und um ihr eigenes Überleben zu kämpfen), dann würden sie dies auch mit außerordentlichem Einsatz tun. Das Resultat solcher Überlegungen war, dass es nicht ausreichen würde, den (zivilen) Willen der Soldaten zu brechen, um sie so zu gefügigen militärischen Instrumenten zu machen, sondern dass ein zivilistischer und pazifistischer Wille in einen alternativen martialischen Willen gewendet werden müsse.⁹⁵ Dieser martialische Wille – und hier stieß man an die Grenzen der militärischen Institution des 19. Jahrhunderts – entstand nicht in der Unterordnung, sondern letztendlich in der Selbsttätigkeit, der durch Ausbildung geförderten Herrschaft über die eigenen Kräfte, und in der kaltblütigen Bereitschaft, im Verbund mit anderen sein eigenes Leben im Vollzug des Krieg-Machens zu verwetten.⁹⁶ Auch und gerade der „kleine Mann“ konnte so zum Helden, jedenfalls aber zum (eingebildeten) Retter seiner selbst und zum unverwechselbaren Beförderer der nationalen bzw. der militärischen Sache werden.⁹⁷

Dieser „kleine Mann,“ so muss man hinzufügen, dachte allerdings auch für sich selbst und begriff sehr wohl aus seiner eigenen Kriegserfahrung, wann die eigene Sache im Kleinen wie im Großen verloren war. Die militärische Führung, die den selbsttätigen Soldaten (und mit gutem Erfolg, was die Kampfleistung bzw. das Tötungshandeln betrifft) geschaffen hat, ist letztendlich am Eigensinn dieses Soldaten gescheitert.

Was wir hier beobachten können, ist die Herausbildung einer militärischen Praxis, in der der wehrpflichtige Soldat als selbsttätiger Krieger wiedergeboren wurde. Das hatte mit den Kriegsfreiwilligen des Jahre 1914 wenig zu tun, sehr viel hingegen mit der Herausbildung und bewussten Förderung einer breiten militärischen Elite.⁹⁸ Stoßtrupps gehörten ebenso dazu wie Sturmabteilungen und Eingreif-Divisionen, aber auch einzelne Einheiten, die sich im Laufe des Krieges besonders auszeichneten.⁹⁹ Ohne diesen Punkt hier weiter vertiefen zu wollen, sei nur hinzugefügt, dass das Image dieser

94 Über die französische Seite sind wir bestens informiert dank Smith (Anm. 41).

95 Siehe etwa die Studie von Georg Soldan, *Der Mensch und die Schlacht der Zukunft*, Oldenburg i.O. 1925.

96 Dies wurde das Hauptthema der deutschen Kriegsliteratur, Linder (Anm. 2).

97 Rene Schilling, „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn 2002, der allerdings den „Opferhelden“ in den Mittelpunkt stellt. Siehe aber OT Mahlmann, *Der Entschluß: Erziehung und Ausbildung von Soldaten*, BA-MA, W-10/50149.

98 Hermann Gruss, *Aufbau und Verwendung deutscher Sturmabteilungen im Weltkrieg*, Diss. phil. Humboldt Universität Berlin 1939.

99 Dr. Diekmann, *Wesen und Wert von Elitetruppen*, BA-MA, W-10/50146.

Truppen bei weitem der Realität vorausseilte.¹⁰⁰ Wichtiger insgesamt ist der Umstand, dass diese neuen Eliten ihr eigenes Gegenteil schufen und so letztlich das Heer polarisierten. So wie der „Krieger“ wurde auch der „Drückeberger“ im Geist der neuen Ausbildungsvorschriften geboren – und sei es nur, dass Soldaten bei der neuen Gefechtsausbildung schlechterdings nicht mithalten konnten.¹⁰¹ Dazu wurde ein athletischer Typ des jungen Soldaten gebraucht, der in der ihrer Herkunft nach vermischten Realität der Wehrpflichtigen nur selten anzutreffen war.¹⁰² Es spricht auch einiges dafür, dass gerade die Leute vom flachen Land mit der neuen Ausbildung noch weniger zu tun haben wollten als mit dem alten Drill.¹⁰³

Mit der militärischen Praxis kam eine Ideologie hoch, die zwar von Minoritäten artikuliert wurde, aber doch eine breitere Erfahrung artikuliert. Was die „Krieger“ auszeichnete und von den „Drückebergern“ unterschied – und sie, wenn man das genau betrachtet, zu „Herren-Menschen“ machte – war ein Gefühl der Unverwundbarkeit, das ihnen die Gefechtsausbildung mitgab. Wo die vorsichtigeren Soldaten sich verkrümelten und jedenfalls ihre Überlebenschancen in der nächsten Offensive skeptisch betrachteten, fühlten sich die Krieger bis zur Überheblichkeit unantastbar.¹⁰⁴ Diese Hybris drückte sich gewöhnlich in der Haltung und dem Gestus aus, dass man zwar schicksalhaft in den Krieg verstrickt war, aber eben doch, wenn überhaupt, aus eigenen Kräften überleben würde, indem „man“ kämpfte. Diese ideologischen Krieger glaubten mit anderen Worten an ihre, aus eigenen Kräften hervorgezauberte – denn um nichts anderes als einen Zauber handelte es sich hier – Überlebensfähigkeit. Dieser Zauber war allerdings in der neuen Ausbildungspraxis selbst angelegt: Wer kämpft, überlebt – das war die Maxime der Gefechtsausbildung und die Ideologie des kriegerischen Soldaten. Tatsache ist, dass die Verluste gerade unter den Elite-Truppen besonders hoch waren.¹⁰⁵ Aber die Überlebenden setzten doch alles daran, ihr Glück zu einer

100 Diese Entwicklung setzt sich bis in die Gegenwart fort. Siehe Bruce M. Gudmundsson, *Stormtroop Tactics. Innovation in the German Army, 1914–1918*, Westport, CT 1989.

101 „Mannschaften, die über 30 Jahre alt sind, [sind] an der Westfront bei der Infanterie, besonders aber bei den Pionieren, in der vordersten Linie nicht mehr den Anforderungen gewachsen“ (S. 16), BA-MA, W-10/50755.

102 Zum Image Bernd Hüppauf, *Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“*, in: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich (Hg.), *„Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...“: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges*, Essen 1993, S. 43-79. Zur Realität der körperlichen Verfassung der Rekruten siehe die Auseinandersetzung zwischen Feldheer und [Pr.] Kriegsministerium in Anl. 21-23, BA-MA, W-10/50755.

103 Ziemann (Anm. 45), S. 106-119.

104 Das scheint mir nach wie vor die hauptsächliche Faszination zu sein, die etwa von Ernst Jünger ausgeht. Wie und warum diese Unantastbarkeit zustande kam, wie sie emotional und mental erhalten wurde, und welche sozial-kulturellen Konsequenzen sie hatte, gehört zu den großen Fragen an die Kriegsliteratur und -Ideologie.

105 Thomas Nevin, Ernst Jünger: *German Stormtrooper Chronicler*, in: Cecil / Liddle (Anm.

Sache ihrer Tüchtigkeit zu machen.¹⁰⁶ Umso schmerzlicher die Wunde der Niederlage, umso gällender der Umstand, dass die andere und vielleicht größere Hälfte der Soldaten dieser Magie des Kriegers nicht folgen wollte.

Diese hier nur angedeutete Überlegung über die diskursiven Konsequenzen der militärischen Ausbildungspraxis wird erst vollends verständlich, wenn wir uns die realen und intendierten Veränderungen des Krieg-Machens vor Augen führen. Dies fällt nicht leicht, weil hier Darstellung und Realität einerseits und militärische Praxis und Intention andererseits noch schwerer zusammenzubringen waren als in der Ausbildung. Das sollte uns letztendlich nicht überraschen; denn es ging darum, Verfahren zu entwickeln, Soldaten trotz der überwältigenden Gefahr, getötet zu werden, zum Kämpfen und Töten zu bringen.

Wie immer man sich zur Vorkriegs-Taktik stellt, ihre Ergebnisse waren fatal. Ob die Infanterie, in der französischen Manier frei sich entwickelnd, frontal angriff oder sich diszipliniert in gestaffelten und dem Gelände angepassten Schützenlinien entfaltete, um in die Flanken zu stoßen, sie rannten in den Tod. Das Prinzip beider Verfahren beruhte auf der Konzentration der Feuerkraft der einzelnen Gewehrschützen. Jedoch führte jede Konzentration von Schützen zum Zweck des effektiveren Tötens, nur dazu, dass sie umso bessere Ziele der Artillerie wurden, die gleich in den ersten blutigen Schlachten auf furchterregende Weise ihre Dominanz über das Schlachtfeld demonstrierte. Die bereits in der Vorkriegs-Diskussion (um die Rolle des Spatens in der Kriegführung) konditionierte Reaktion insbesondere auf der deutschen Seite war, dass man sich eingrub und sich mit dem Ende der Bewegungskämpfe in immer tieferen Unterständen einzubuddeln lernte, wobei zunächst das Linienprinzip erhalten blieb. Man versuchte, in einer dicht besetzten Graben-Linie mit geringem Vorfeld in Kellern und Unterständen den Artilleriebeschuss zu überdauern (bzw. abzuwarten), um im letzten Moment herauszustürzen und die massierten; „begeisterten“ (französischen) Infanterie-Angriffe durch infanteristische Konzentration des Feuers abzuwehren, um dann in den Angriff überzugehen. Aber auch das erwies sich als Falle. Tiefe Gräben und kellerartige Unterstände wurden von der gegnerischen Artillerie zerschossen oder blockiert – was hieß, dass die Infanteristen, wenn sie nicht vom Artillerie-Bombardement verschüttet oder zersiebt wurden, oft zu spät aus ihren Unterständen herauskamen, um umso leichter abgeschlachtet zu werden. Zu viele Soldaten saßen immobil auf einem Fleck. Wenn sie sich eingruben, hatten sie vielleicht eine Chance zu überleben, aber sie kamen zum Kämpfen zu spät, was wiederum ihre Überlebenschancen verrin-

90), S. 269-277.

106 Nicolas Beaupré, *Les écrivains combattants français et allemands de la Grande Guerre (1914–1920). Essai d'histoire comparée*, These d'histoire, Paris-X-Nanterre 2002.

gerte. Denn wenn sich der Gegner erst einmal im zerschossenen, unübersichtlichen Gelände festgekrallt hatte, war er nicht mehr leicht zu werfen. Das jedenfalls wurde auf deutscher Seite zunehmend als Hauptproblem des infanteristischen Einsatzes moniert.¹⁰⁷

Die Lösung bestand darin, die Soldaten aus ihren tiefen Unterständen herauszudrängen, um sie in tief gestaffelten Zonen zum Kämpfen zu bringen. Mit einer atemberaubenden Direktheit machte dabei die Gefechtstaktik das selbsttätige Töten zur Voraussetzung des Überlebens. Man wird sogleich hinzufügen wollen, dass das so in der Praxis nie ganz geklappt hat. Die Soldaten waren nicht davon abzuhalten, sich zusammenzuklumpen, Bewegung zu reduzieren und sich einzugraben.¹⁰⁸ Sie erstarrten häufig in Todesangst.¹⁰⁹ Aber etwas ist doch geschehen; denn sonst wären bei steigender Materialwirkung die Verluste nicht relativ und absolut gesunken. Dieses Irgendetwas, diese Tendenz, war genau das, was die Kriegserfahrung des „kleinen Mannes“ nicht zulassen konnte – jedenfalls nicht für sich selbst. Denn um zu überleben, machte ihn das Regime des Krieg-Machens, die Taktik, zu einem effektiveren „Killer“, ob er das nun wollte oder nicht.

Aber beginnen wir, wenn auch etwas schematisch, von vorn: Drei Prinzipien – keines von ihnen neu – sollten die neue Art des Krieg-Machens bestimmen: Flächenverteidigung, Leere des Gefechtsfeldes und Schlagfertigkeit. Sie wurden zusammengeführt in der Doktrin beweglicher Verteidigung.¹¹⁰ Der Grundgedanke dieser Taktik – sie wurden in Teil 8 der Vorschriften für die Führung in der Abwehrschlacht im Stellungskrieg niedergelegt – war einfach. Um der Übermacht des artilleristischen Feuers zu entgegen, machte die Vorschrift das Ausweichen in Grenzen des jeweiligen Gefechtsstreifens zum Prinzip, zumal da das ständige Wechseln der Stellungen die eigene Position der Beobachtung entzog. Dieser Grundgedanke führte zu einer Tiefengliederung und Flexibilisierung der eigenen Kräfte in der so genannten Flächenverteidigung. Letzteres hieß, dass sich Einheiten, die wabenförmig um wechselnde Anklammerungspunkte herum organisiert waren,

107 Siehe „Stellungskrieg 1914–1916“; BA-MA, W-10/50595.

108 Siehe etwa Chef des Generalstabes des Feldheeres IA/II Nr. 6578 geh, op. V. 16.2. 1918, gez. Ludendorff, wo u.a. moniert wird, dass die Truppen nach vorn durchgehen, sich zusammenballen („bringt unnötige Verluste“), sinnlos aus der Hüfte schießen („verständnisvolle Ausnutzung der Waffenwirkung des Gewehrs“ wird eingefordert) und sich nicht mit den Maschinengewehren abstimmen. „Angriff-Abwehr 1918“, BA-MA, W-10/50836.

109 Klaus Latzel, Die Soldaten des industrialisierten Krieges – Fabrikarbeiter der Zerstörung. Eine Zeugenbefragung zu Gewalt, Arbeit und Gewöhnung, in: Spilker /Ulrich (Anm. 51), S. 125-141. Paul Lerner, Psychiatry and Casualties of War in Germany, 1914–18, in: Journal of Contemporary History 35 (2001), S. 13-28.

110 Martin Samuels, Command or Control? Command, Training and Tactics in the British and German Armies 1888–1918, London 1995.

sich je nach Beschuss und Gelände dem Feuer durch Hin- und Her-Changeieren (vornehmlich in Gräben, aber auch in der Trichter-Landschaft des Niemandslandes) zu entziehen versuchten, um durch eigene Vorstöße gegnerische abzuwehren. Abwehr erfolgte durch Gegenstöße entweder aus der Stellung heraus oder unter Einsatz der Kompanie- bzw. Bataillons-Reserven und bei größeren Einbrüchen durch Gegenschläge von (Eingreif-)Divisionen.¹¹¹

Bewegung, statt Erstarrung, bestimmte das Detail-Bild des Materialkrieges, wobei allerdings deutliche Abstriche in der Realität gemacht werden müssen.¹¹² Das Duellieren von Trupps und Einheiten – der Infanterie wie der Artillerie – stand hinter der Realität des „Stahlgewitters“ als überwältigender Erscheinung. Das alles spielte sich auf kleinstem Raum ab, aber es war doch eine Serie von kalkulierten Mikrobewegungen. Zwar sah man den Gegner nur selten persönlich und nah, aber er war durchaus nicht abstrakt, sondern ein ganz konkretes Gegenüber, der in eben den gleichen Mikrobewegungen um die eben gleichen kleinen Vorteile, etwa des Geländes, und damit um das Überleben rang. Sicherlich gab es hier eine Vielzahl von gegenseitigen und temporären Verständigungen.¹¹³ Aber nachdem die erste Phase des Stellungskrieges mit seinen starren Grabenlinien überwunden war, wurde dieser Raum für Verständigungen aufgrund der Flexibilisierung des taktischen Einsatzes immer geringer. Die Feindschaft wurde damit, so möchte man schlussfolgern, insgesamt unerbittlicher. Statt eines Grabenkrieg-Systems des „Leben-und-leben-lassens“ bildete sich ein Regime des Kämpfens, um zu überleben, heraus – oder jedenfalls ist dies das Gefechtsregime, das praktiziert werden sollte und, wie das englische Detail-Studien zeigen, auch mit einiger Konsequenz praktiziert wurde.¹¹⁴

Mit dem Zwang zur Bewegung ging die Tiefenstaffelung der verfügbaren Kräfte einher, was zu der schon in der Vorkriegszeit beschworenen Leere des Schlachtfeldes führte.¹¹⁵ Das hieß praktisch, dass die Massenhaftigkeit des linearen Einsatzes zugunsten einer Vielzahl kleiner und kleinster selbst-tätiger Gruppierungen aufgegeben wurde, die sich wabenförmig verschoben und um wechselnde Anklammerungspunkte scharten, um so einerseits dem gegnerischen Feuer auszuweichen und sich andererseits effektiv gegenseitig

111 Zusammenfassend OTL Engelmann, „Grundsätze für die Führung in der Abwehrschlacht im Stellungskrieg“, BA-MA, W-10/50168.

112 Gerhard P. Groß, Das Dogma der Beweglichkeit: Überlegungen zur Genese der deutschen Heerestaktik im Zeitalter der Weltkriege, in: Thoß/Volkman (Anm. 68), S. 143-166.

113 Ziemann (Anm. 45), S. 192-105.

114 Tony Ashworth, Trench Warfare 1914–1918. The Live and Let Live System, New York 1980. Tim Travers, How the War Was Won. Command and Technology in the British Army on the Western Front, 1917–1918, London 1992. Paddy Griffith, Battle Tactics on the Western Front. The British Army's Art of Attack, 1916–1918, New Haven/London 1994.

115 Echevarria (Anm. 75), S. 70, 123.

zu decken. Einheiten und selbst Trupps positionierten sich in ihrem jeweiligen Streifen im Rahmen der Befehlslage selbst. Man spricht deshalb ganz zurecht von einer „Individualisierung der Taktik.“¹¹⁶ Der Effekt dieser nicht-linearen und letztendlich formlosen Dislokation war, dass sich Massenhaftigkeit in eine Vielzahl von lokalen Bewegungspunkten auflöste, die auf kleinstem Raum in einem komplexen System gegenseitiger Stützungen (die einerseits im Taktik-Unterricht und andererseits in der Gefechtsausbildung eingeübt wurden) interagierten.¹¹⁷

Auch hier wird man große Abstriche in der Realität machen wollen, sei es nun wegen Schwierigkeiten des Geländes, der Starrheit der kommandierenden Offiziere und ihrer erlernten Schematik, oder der miteinander um kleine und kleinste Vorteile ringenden Einheiten. Aber der Effekt war doch insgesamt verblüffend. Das riesige, linear aufgefächerte Massenheer von 1914 wurde umgesetzt in ein dichtes Netzwerk – die Metaphern waren Gewebe, Spinnenetz, Waben, Schachbrett und andere mehr – interagierender Gruppen, die – und das ist letztendlich entscheidend für unsere Betrachtung – auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen waren. Denn zwar starb jeder für sich selbst, aber zum Überleben brauchte es die Anderen.

Genau das war der springende Punkt dieses Systems. Formal ging es darum, dass Einheiten sich in eine Vielzahl von Gruppierungen auflösten, die jeweils versuchten, dem Schwerpunkt des gegnerischen Feuers auszuweichen, um so effektiver sich auf Brennpunkte des Gefechts stürzen zu können. Technisch ging es darum, die Masse der Vorkriegs-Infanterie um Truppwaffen (wie MGs, Feuerwerfer, Minenwerfer etc.) zu scharen und koordiniert zum Einsatz zu bringen, so dass die um Maschinenwaffen herum organisierten Trupps eine Art Kollektiv-Person bildeten.¹¹⁸ Aber das für das Gefecht Entscheidende daran war, dass diese Organisation von Soldaten und die Taktik, welche sie in Bewegung setzte, das Überleben der Kollektive an die Zusammenarbeit mit anderen solchen Kollektiven band. Das hieß, dass jeder im Rahmen seiner Gruppe für das Überleben aller verantwortlich gemacht wurde und, um in der „Leere des Schlachtfeldes“ überleben zu können, auf Gedeih und Verderb kämpfen musste. Um diesen Sachverhalt auf einen knappen Nenner zu bringen: Es blieb den Soldaten nichts anderes übrig, als sich aus ihren Unterständen auszugraben, sich im Feuer zu bewegen und zu kämpfen (und sich damit dem Tod auszusetzen), wenn sie nicht andere und letztendlich sich selbst gefährden wollten. Es gab in jedem Falle genug Gelegenheit, getötet zu werden. Aber wenn man überleben wollte, dann ging

116 Groß (Anm. 112), S. 152.

117 Siehe dazu die vergleichende Studie „Über Gefechtsausdehnungen“, BA-MA, W-10/501132.

118 Timothy T. Lupfer, *The Dynamics of Doctrine. The Changes in Tactical Doctrine during the First World War*, Fort Leavenworth, KA 1981.

das nur im Verbund. Natürlich kam es nach wie vor darauf an, Befehle auszuführen. Dabei wurde die Autorität des Befehls zuvorderst auf den unteren Ebenen der Befehlsgebung und in den Mannschaften selbst verankert: in der Pflicht und Verantwortung gegenüber der „Gemeinschaft“ – in der Gefechtspraxis, dem Netzwerk interagierender und von einander abhängiger Trupps und Einheiten. Das Ganze wurde späterhin zur Ideologie der Frontkämpfer. Aber zunächst einmal hat sich dieses Taktik-Regime trotz Friktionen weitgehend durchgesetzt. Wenn das deutsche Feldheer die großen Angriffe der Alliierten im Jahre 1917 überstand und aus ihnen trotz Geländeverlusten dennoch mit einem Gefühl der Überlegenheit herauskam, dann hat dies nicht zuletzt mit der neuen Gefechtspraxis zu tun. Die Asymmetrie der Verluste sprach hier eine deutliche Sprache; denn sie war eine Folge der neuen Gefechtspraxis.¹¹⁹

Die körperliche und insbesondere die seelische Belastung dieser Art des Krieg-Machens war unerhört. Will man den Briefen der Soldaten Glauben schenken, so wollten sie, wenn überhaupt, in den Krieg geführt bzw. befohlen, aber jedenfalls nicht für das Überleben ihrer Selbst und ihrer Kameraden verantwortlich gemacht werden.¹²⁰ Genau das war aber die, wenn auch nicht intendierte, moralisch-militärische Essenz der Gruppenbildung. In der Praxis hat dieses Prinzip denn auch erstaunlich gut funktioniert. Wenn die Soldaten erst einmal an der Front waren, dann kämpften sie verbissen bis in die totale Erschöpfung.¹²¹ (Nebenbei: Man könnte sagen, dass sie gekämpft haben, weil es an der Front kaum einen Ausweg gab. Aber dafür haben sie nach übereinstimmenden deutschen und alliierten Berichten zu hartnäckig gekämpft. Deutsche Soldaten waren für ihre Verbissenheit im Kampf ebenso bekannt wie für ihre Servilität in der Gefangenschaft – und, so möchte man, Benjamin Ziemann folgend, hinzufügen, für ihre verblüffende Bereitschaft, den Krieg Krieg sein zu lassen, als er vorbei war).

Kriegsmüdigkeit drückte sich in der zunehmenden Schwierigkeit aus, Soldaten – oder genauer genommen ganze Einheiten – an die Front zu bringen.¹²² Aber bedenken wir hier Ursache und Folgen! Die Kriegsmüdigkeit stieg 1918 nicht zuletzt deshalb derart stark an, weil das „System“, das Gefechts-Regime, auch ohne Aussicht auf militärischen Erfolg funktionierte.

119 Deshalb sind die Überlegungen von Strachan (Anm. 90), S. 383-398, zu dieser Problematik nicht überzeugend.

120 Benjamin Ziemann, „Macht der Maschine“ – Mythen des industriellen Krieges, in: Spilker/Ulrich (Anm. 51), S. 176-189.

121 Als beispielhafter Beleg: „Divisionen 14.7. 1917 – 4.11.1918 (Zustandsmeldungen, Verlustlisten“, „Verluste 17.6.1917 B 30.10.1918“, „OQu Mob 5.5.1918–19.10.1918 (Rückzug“, Lagekarten und Schriftverkehr 29.8.1918B31.10.1918,“ in: Bund 153, Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht, BHStA-MA.

122 Jahr (Anm. 63), S. 149-66.

Die Soldaten kämpften, wenn man die Verluste der Alliierten betrachtet, effektiver und, in der Tat, „vernichtender“ als je zuvor. Sie wurden in Massen getötet wie nur 1914. Dies war nur möglich, so die Überlegung dieses Beitrages, weil der Zwang der Gruppe, verantwortlich für das jeweils konkrete Ganze (die Kameraden im Trupp, im Zug, in der Kompanie, im Bataillon) zu kämpfen, überwältigend war. Eigeninteresse als Interesse am Überleben stand gegen die Obligation gegenüber den Kameraden und dem Verband, die zum Kampf zwangen.¹²³ Kriegsmüdigkeit und Obligation zu kämpfen waren die beiden Seiten einer Medaille.

Das Prinzip der Schlagfertigkeit oder Schlagkraft komplettierte das System der Taktik. Damit ist formal die Fähigkeit zur Erreichung eines Ziels durch die Koordination von Feuer und Bewegung gemeint. Indirekt ist damit auch die Frage der Kampfbereitschaft angesprochen. Denn die erfolgreiche Erreichung eines Zieles hing von dem Willen der Soldaten ab, den Gegner zu überwältigen, bzw. zu vernichten. Die Koordination von Feuer und Bewegung war ein altes Problem, das sich angesichts der Zerstörungskraft moderner Maschinenwaffen bereits vor dem Weltkrieg mit großer Dringlichkeit gestellt hatte. Die hauptsächliche Frage, die sich im Weltkrieg stellte, war, wie die Schlagkraft im Stellungskrieg (und damit die Fähigkeit zu einer Entscheidung suchenden Kriegführung) bei zunehmender materieller Überlegenheit der Alliierten zurückgewonnen werden sollte. Die Antwort lag zum einen in der Weiterentwicklung des Kampfes mit verbundenen Waffen, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Zum anderen wurde sie in der Beförderung der Kampfbereitschaft gesucht. Die Lösung für das letztere Problem wurde, typisch für die deutsche Art des Krieg-Machens, in der Weiterentwicklung der Taktik gesucht und gefunden.

Da nach der Schlacht an der Marne und insbesondere nach den Kämpfen des Jahres 1916 offensive Operationen an der Westfront auf deutscher Seite die Ausnahme blieben, wurde das offensive Vorgehen aus der Defensive heraus die Norm. Die grundlegende und mehrfach modifizierte Verordnung über die Verteidigung im Stellungskrieg legte dazu fest, dass jeder feindliche Angriff durch einen (sofortigen) Gegenschlag, bzw. in einem größeren Gefecht durch einen Gegenstoß bzw. mit einem Gegenangriff pariert werden musste, und zwar in der Weise, dass nicht nur das verlorene Terrain zurückgewonnen, sondern die generischen Kräfte unter größtmöglichen Verlusten

123 Dies ist das Thema, das Thomas Kühne in seiner Habilitationsschrift (Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Manuskript Bielefeld 2003) aufgreift, um es für die Zwischenkriegszeit und insbesondere den Zweiten Weltkrieg zu analysieren.

zurückgeschlagen wurden.¹²⁴ Als dieses Prinzip im September 1918 aufgegeben wurde, war der Krieg tatsächlich auch militärisch verloren.¹²⁵

Es ist eine Sache, darüber nachzudenken, was es bedeutete, dass das deutsche Feldheer auf französischem Boden weitgehend defensiv kämpfte, während die französische Armee in der Verteidigung der Nation offensiv vorging.¹²⁶ Eine andere Sache ist es, zu ergründen, wie die deutsche Seite in der Defensive agierte. Um das Prinzip der Stoßkraft zu begreifen, müssen wir das taktische Vorgehen im Rahmen der operativen Defensive genauer betrachten. Indem die „Grundsätze für die Führung der Abwehrschlacht im Stellungskrieg“ das bereits geschilderte Prinzip der Bewegung zur Doktrin erhoben, legten sie gleichzeitig fest, dass der Sinn und Zweck jeder Bewegung nicht schlechthin das Ausweichen vor dem Feuer war, sondern vielmehr das Ausweichen mit dem Ziel eines Gegenstoßes, bzw. eines Gegenschlages verfolgt werden musste. Die Auflösung fester Linien, die schachbrettartige Verteilung der Truppen und die entsprechende Anlage von Gräben und Minenfeldern sollten es ermöglichen, feindliche Vorstöße flexibel durch flankierende Gegenstöße mit dem Ziel abzuwehren den jeweiligen Gegner zu zerschlagen – so dass gerade der (scheinbare) Erfolg des feindlichen Angriffs in eine um so tödlichere Falle führen musste. An die Stelle der Entfaltung der Linie und des frontalen Abblockens des Feindes in der Kampflinie trat also die stakkatoartige Interaktion – je nach Größenordnung von Trupps, Einheiten oder Verbänden – in einem System von Verlangsamung und Beschleunigung, Ausweichen und Schlagen. An die Stelle einer zentralen Befehlsgebung trat die dezentrale Mobilisierung von Kräften, die alle dem gleichen Ziel dienten: den Feind aus der Defensive heraus zu vernichten. Der Begriff des Vernichtens gewinnt in dieser Situation eine neue oder jedenfalls eine besondere Bedeutung. Denn er impliziert nun nicht mehr schlechthin jede Überwältigung des Feindes zur Erreichung eines gegebenen Zieles, sondern die Zerstörung des Feindes wird selbst zum Ziel.

Die Umarbeitung der taktischen Vorschrift des Kampfes aus der Defensive in eine Vorschrift für den Kampf in der Offensive – „Der Angriff im Stellungskrieg“ vom 1. Januar 1918 – war in dieser Hinsicht nicht weniger schlüssig. Der Vorschrift zufolge sollten Infiltration, bzw. artilleristisch unterstützte Einbrüche in relativ schwach verteidigte Zonen und Säume eine Umfassung im Kleinen erreichen, die dann unter Nachziehen von Infanterie

124 Hierzu eindrücklich Samuels (Anm. 110), S. 167-69.

125 Michael Geyer, *People's War: The German Debate about a Levée en Masse in October 1918*, in: Daniel Moran / Arthur Waldron (Hg.), *The People in Arms: Military Myth and National Mobilization since the French Revolution*, New York / Cambridge 2002, S. 124-158.

126 Stéphan Audoin-Rouzeau / Annette Becker, 14–18, *retrouver la Guerre*, Paris 2000.

und schweren Waffen flexibel ausgeweitet werden sollte.¹²⁷ Das Prinzip war auch hier, dass der Gegner (in diesem Falle durch Infiltration) zum Handeln bewegt werden sollte, das dann durch geschicktes, überraschendes und überlegenes angriffsweises Agieren vernichtend gekontert wurde. Dazu bedurfte es Entscheidungsfähigkeit und selbst im kleinsten Umfeld Übersicht. Vor allem aber erforderte es ein gehöriges Maß an Aggressivität. In jedem Falle war das vernichtende (Zurück-)Schlagen die Essenz sowohl der defensiven wie auch der offensiven Kriegführung.

Nun könnten wir auch an diesem Punkte einerseits die militär-technische und formale Seite dieses Vorgehens vertiefen und andererseits die inhärenten Friktionen dieser Taktik – und hierin zugleich das Lernen der Alliierten – herausarbeiten.¹²⁸ Auch könnten wir uns Gedanken machen, wie es kommt, dass sich die Soldaten so sehr als Opfer begriffen, wo sie doch von der Taktik zu Tätern gemacht wurden. Doch scheint eine prinzipielle Erwägung, welche sich mit dem moralischen Äquivalent der Kampfkraft, nämlich der Aggressivität, auseinandersetzt von größerer Wichtigkeit.

Diese Erwägung geht davon aus, daß sowohl die defensive als auch die offensive Gefechts-Taktik tatsächlich auch praktiziert wurde. Meines Erachtens war dies, trotz ganz offenkundigen Grenzen in der Realität des Gefechts, der Fall. Obwohl die neue Praxis immer unvollständig blieb, war sie sowohl für die defensiven Erfolge des Jahres 1917 als auch für die Anfangserfolge der Offensive des Jahres 1918 verantwortlich. Aber im gleichen Maße war sie auch ein wesentlicher Grund für das militärische Scheitern. Das ist deshalb der Fall, weil gerade die besten Truppen in diesem Taktik-Regime verheizt wurden. Dieser Zusammenhang ist nicht ohne weiteres auf der Basis der Weltkriegsliteratur einsichtig. Viel Aufmerksamkeit wird der deutschen Großoffensive 1918 geschenkt – und wie die deutschen Truppen sich rückhaltlos in alliierten Magazinen vollgestopft und vollgesoffen hätten. Dabei wird völlig übersehen, wie wenige Truppen da überhaupt angekommen sind.¹²⁹ Aber das Beispiel des „schwarzen Tages“ des deutschen Feldheeres am 8. August 1918 (und dann im Übrigen wieder am 29. September), als die alliierten Truppen tiefe Einbrüche und, in der Tat, Durchbrüche erzielten,

127 Dr. W. Solger, Die Vorschrift „Der Angriff im Stellungskrieg“ vom 1. Januar 1918, BA-MA W-10/50587, und ders., Die Entwicklung des deutschen Angriffsverfahrens bis zum Beginn der „Großen Schlacht von Frankreich“ [März/April 1940], BA/MA, W-10/50588.

128 Ein interessanter Überblick über Friktionen findet sich in: Chef des Generalstabes des Feldheeres Ia/II Nr. 6608 geh op. v. 16.2.1918, gez. Ludendorff, BA-MA W-10/50836, wobei Ludendorffs Kritik der taktischen Verfahren und seine eigene Praxis deutlich in Widerspruch standen, wenn er etwa anmahnte: „Starke Besetzung der vorderen Linien ist ein Verbrechen“ und „Nicht die Masse der Truppe bringt die Entscheidung, sondern die Feuerkraft“.

129 Storz (Anm. 35).

macht den Sachverhalt (und die Nachbesserungen der Weltkriegs-Geschichtsschreibung) sehr viel deutlicher. Denn die Einheiten insbesondere der 2. Armee waren nicht von vornherein zu schwach oder durch eine rätselhafte Grippe (die schon längst abgeflaut war) niedergestreckt, sondern haben das getan, was sie gelernt hatten: Sie schlugen überaus aggressiv zurück und haben sich dabei aufgerieben. Die 2. Armee zerbrach am 8. August nicht wegen der einen oder anderen Fehlentscheidung (die es auch gab) oder wegen der allgemeinen Kriegsmüdigkeit und Erschöpfung der Truppen, sondern weil diese Armee weit über ihre Kräfte hinaus kämpfte. Statt zu disengagieren, Kräfte zu sammeln und sich zurückzuziehen, tat die Armee genau das, was sie angesichts der Kräfteverteilung nicht hätte tun sollen. Sie schlug ohne Rücksicht auf Verluste zurück – eine fatale, aber durchaus planvolle Misskalkulation.¹³⁰ Nur so konnten die außerordentlich hohen Verluste auf beiden Seiten zustande kommen. Ludendorff jammerte über den Zusammenbruch der Truppen-Moral, wo genau das Gegenteil der Fall war.

Woher kam diese Kampfbereitschaft? Wie war dieser Angriffsgeist möglich, wo doch die Kriegsmüdigkeit überwältigend war? Ideologie spielte kaum eine Rolle, ebenso wenig die Frucht vor Strafen. Auch war die (angeblich) frisch-fröhliche Angriffslust des Kults der Offensive des Jahres 1914 dahin. Meines Erachtens ist die Antwort in dem Prinzip der aggressiven Defensive anzusiedeln. Denn die Vorschriften über Angriff und Verteidigung während des Krieges – sowie die Nachkriegsvorschrift „Führung und Gefecht der verbundenen Waffen“ (1921/22), die gemeinhin und etwas verfälschend Seeckt zugeschrieben wird¹³¹ – machte die operative Defensive ebenso wie die erfolgreiche, den Gegner herauslockende Offensive von der Entgrenzung des Krieg-Machens auf taktischer Ebene – und damit, in meiner eigenen Sprache, von einer wortwörtlichen Zügellosigkeit des Tötens – abhängig, und zwar in dem ganz unmittelbaren und unmissverständlichen Sinne, dass die defensive Kriegführung nur deshalb erfolgreich geführt werden konnte, weil sie sich zur taktischen Aggression des rücksichtslosen Zurückschlagens entwickelte.

Nun hat das offensive Schlagen aus der operativen Defensive eine lange und illustre Geschichte.¹³² Es wurde da also nichts Neues erfunden. Aber der

130 Dies lässt sich anhand der detaillierten Verluststatistiken der 2. Armee rekonstruieren. Siehe dazu „Einsatz und Verlust eigener Divisionen, 1.4.1917-31.12.1917 und 21.3.1918 – 4.11.1918“ sowie „Einsatz und Verlust der Divisionen, August-Oktober 1918“, in: Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht, Bund 150, BHStA-MA.

131 Es führte zu weit, diesen Punkt hier auszuführen. Aber es ist doch typisch für die Weltkriegskarriere Seeckts, die mit Gorlice/Tarnow ihren Höhepunkt erreichte, dass er in seiner eigenen Lesart der F.u.G. auf 1914/15 rekurriert, während sein Stab, der die Vorschrift geschrieben hat, 1917/18 im Sinn hatte.

132 Niemand anders als Clausewitz ist der Vater dieses Gedankens. Ob es zutrifft, dass

Versuch, aus der Sackgasse des Stellungskrieges herauszukommen, hatte doch seine ganz eigenen Weiterungen. Wir hatten gesehen, wie der Massencharakter des infanteristischen Krieg-Machens durch ein differenziertes Netzwerk ersetzt wurde, in dem die so genannten Truppwaffen (MG, Flammenwerfer, Minenwerfer) die neuralgischen Punkte besetzten, und wie deren Kampfverfahren durch flexibles Ausweichen vor dem Hauptstoß des Gegners geprägt war.¹³³ Wegen ihrer geballten Feuerkraft waren diese – ebenso wie die Stoßtrupps – auch besonders gefährdet. Jeder Angriff hing davon ab, ob diese Trupps ausgeschaltet werden konnten. Im Gegenzug bestand deren hauptsächliche Überlebenschance darin, den Gegner elastisch aufzufangen und so vernichtend wie nur möglich zurückzuschlagen. Das anfängliche flexible Ausweichen (bzw. das Herauslocken des Gegners in der Offensive) steigerte die eigene Zwangslage: Um zu überleben, musste die eigene Seite früher oder später angreifen – oder fliehen.¹³⁴ Dieses Element des Zurückschlagens, um eine selbst herausgeforderte, überwältigende Gefahr zu vernichten, wird exemplarisch deutlich in der Erarbeitung von Prinzipien zur Tank-Abwehr.¹³⁵ Die schlussendliche Form der deutschen Tankabwehr 1918 – oder der Abwehr des Tank-Terrors, wie dies wiederholt formuliert wurde – bestand darin, dass Infanterietrupps, bzw. die leichten Elemente der Feldartillerie aus der Deckung herausgingen (oder gehen sollten), um sich im direkten Schuss mit den Tanks gewissermaßen zu duellieren. Der springende Punkt war, dass Aggression in dieser Situation nicht nur die einzige Möglichkeit des Überlebens war, sondern auch die beste Art, den eigenen „Terror“ angesichts der Massierung der Tanks zu überwinden.

Der taktische Grundgedanke des Prinzips der Stoßkraft bestand darin, mit allen verfügbaren Mitteln zurückzuschlagen. Dieses Prinzip wurde in der operativen Defensive des deutschen Stellungskrieges neu durchdacht, aber wurde selbst zum Leitprinzip der Offensive, obwohl es dazu nur sehr bedingt geeignet war. Was hier entstand, war ein System des vernichtenden Tötens, um zu überleben. Das hatte mit patriotischem Elan und heroischer Begeisterung nur mehr wenig zu tun. Es gab Leute an der Front, denen das Töten widerstrebte, genauso wie es welche gab, denen es Spaß machte. Manche wurden bis zur Unkenntlichkeit brutalisiert, andere so traumatisiert, dass sie sich

Schlieffen auch in diese Ahnerei gehört, ist eine der gegenwärtig unter amerikanischen Militär-Intellektuellen umgehenden Debatten. Siehe Terence Zuber, *Inventing the Schlieffen Plan. German War Planning 1871–1914*, Oxford 2002.

133 Das klarste Bild ergibt sich aus „Sturmbataillone“, BA-MA, W-10/50793.

134 Ziemlich jeder Soldat weiß, dass Flucht die tödlichste Alternative ist. Die Möglichkeit zum Überlaufen war kaum gegeben; denn die Alliierten trauten den außerordentlich gefährlichen deutschen Trupps nicht. Dazu Ferguson (Anm. 11), S. 367-394.

135 Dazu eindrücklich „Kampfwagenabwehr“, BA-MA W-10/50769. Ausführliche Unterlagen zur Entwicklung in „Tankabwehr 29.3.1917 – 29.9.1918“, in Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht, Bund 126, BHStA-MA.

selbst nicht mehr kannten. Jedoch das System der beweglichen Verteidigung (und des Angriffs) funktionierte, weil sie alle kämpften, wenn sie erst einmal in die Situation des Kampfes gestellt waren, – und wenn sie kämpften, gingen sie aus der Verteidigung in den Angriff über. Und um erfolgreich angriffsweise zurückzuschlagen, kam es darauf an, den Gegner nicht schlecht-hin zurückzuschlagen, sondern zu vernichten.

Das Beispiel der Tank-Abwehr expliziert den moralischen Zusammenhang der deutschen Art, Krieg zu machen, wohl am deutlichsten. Krieg-Machen hing in dieser Vorstellungswelt von der Fähigkeit des Einzelnen und des Kollektivs ab, Furcht und Panik angesichts der Kriegsschrecken zu überwinden. Die Voraussetzung dafür war Drill, wobei die Form und der Zweck des Drills umstritten waren. Aber um Soldaten wirklich zum Kämpfen zu bringen, bedurfte es mehr. Das deutsche Kampfverfahren setzte Furcht und Panik zunächst in Bewegung (das Ausweichen) und diese Bewegung dann in gezielte Aggression um. Nun ist die Umsetzung von Furcht in Aggression von der Warte der Theorie (und zeitgenössischer Spekulationen) aus gesehen nichts Besonderes. Aber in der Praxis musste eben doch einiges geschehen, um diesen Umschlag zu bewirken, zumal wenn das lokale Handeln den Befehlen vorausging, was in der Tat zur Regel wurde. Die Ironie dieses Systems bestand darin, dass jeder einzelne Soldat den Eindruck gewinnen konnte, dass er und sein Trupp, wenn sie nur geschickt und aggressiv genug waren, überleben würden, indem sie aus der ausweichenden Bewegung heraus zurückschlügen. Statistisch sprach alles dagegen. Aber diejenigen, die dennoch überlebten, konnten tatsächlich glauben, sie hätten aus eigener Kraft getan, was in Wirklichkeit der Zufall über Leben und Tod entschied. Sie trugen ein unverkennbares Gefühl der Überlegenheit einerseits und ein existenzielles Gefühl der Bedrohung andererseits in sich und haben späterhin in dieser Verbindung die deutsche Art des Krieg-Machens thematisiert.

Töten in Belorussland 1936 – 1944

HANS-HEINRICH NOLTE

Wird das Töten schon in den Quellen tabuisiert, oder lassen diese dem Historiker Möglichkeiten intersubjektiv nachprüfbarer Aussagen?¹ Um die Antwort vorwegzunehmen: Töten lässt sich – im gewählten Fall – genau und im Einzelnen aus verlässlichen Quellen beschreiben. Dies gilt allerdings selten für die offiziellen Akten, in denen meist irreführende Begriffe wie „Sonderbehandlung“, „Endlösung“ oder „Aktion“ im nationalsozialistischen bzw. „Höchstes Strafmaß“ im sowjetischen Fall verwandt werden. Ergiebiger sind oft die Erinnerungen Beteiligter, Ausgrabungen, Gerichtsakten oder auch Feststellungen von Fakten, die unmittelbar nach den Ereignissen durchgeführt wurden. Dies sind Quellen der Geschichte des Alltags im Krieg bzw. einer „Militärgeschichte von unten“.² Für den Zweiten Weltkrieg spielen für die Generation des Autors auch eigene Erinnerungen eine Rolle.³

Im Folgenden werden Vorgänge des Tötens in Belorussland⁴ unter sowjetischer und nationalsozialistischer Herrschaft so genau wie möglich beschrieben. Der Vergleich ist wichtig, weil die sowjetischen und die nationalsozialistischen Massenverbrechen⁵ so eng miteinander verbunden sind, dass

1 Peter Reinhart Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, das kollektive gegenseitige Töten abzuschaffen? in: Berliner Debatte INITIAL (1996) 2, S. 93-101, hier S. 100.

2 Wolfram Wette (Hg.), Der Krieg des Kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1995.

3 Hans-Heinrich Nolte, Kleine Geschichte Rußlands, Stuttgart 1998. Vgl. ebd. S. 265f. zu meiner Betroffenheit als Person.

4 Folgend wird nach Gosstandart transskribiert.

5 Einführend Hans-Heinrich Nolte / Pavel Poljan, Massenverbrechen in der Sowjetunion und im nationalsozialistischen Deutschland. Zum Vergleich der Diktaturen, in: Zeitschrift für Weltgeschichte (ZWG) 2 (2001) 1, S. 125-148. Die wichtigsten vergleichenden Arbeiten der letzten Jahre in diesem Bereich sind Pavel Poljan, Zhertvy dvukh diktatur, Moskva 1996 (teilweise deutsch unter dem Titel: Deportiert nach Hause, München 2000); Klaus Dieter Müller / Konstantin Nikischkin / Günther Wagenlehner (Hg.), Die

Versuche, sie einzeln zu untersuchen, leicht zu fehlerhaften Ergebnissen führen.⁶ Die einzelnen Fragen wurden zur Tagung vorgegeben.

Wie getötet wurde, soll anhand von zwei konkreten Fällen untersucht werden:

- an den Ausgrabungen des Friedhofes von Kuropaty bei Minsk,⁷ auf dem Opfer der sowjetischen Säuberungen (also Opfer vor allem der Jahre 1937 und 1938) begraben sind, im Kontext der Quellenpublikationen zur Geschichte der Säuberungen und des GULAG der letzten Zeit.⁸ Da die durch die Archäologen ermöglichten Aussagen zu Kuropaty vielleicht einen zu engen Ausschnitt wählen, werden sie durch die Auswertung von Publikationen zur sowjetischen Herrschaft in dem 1939 okkupierten Teil von Polen sowie zu dem Massaker von Katyn bei Smolensk knapp östlich der Grenze von Belorussland ergänzt;⁹
- an der Geschichte der Vernichtung der jüdischen Gemeinde des Shtetl Slonim bei Baranowitschi, die auf der Grundlage deutscher Verwaltungs-, Polizei- und Wehrmachtsakten, Akten der sowjetischen Partisanenverbände, sowjetischer und deutscher Prozesse und nicht zuletzt auf der Grundlage von Erinnerungen rekonstruiert ist.¹⁰

Tragödie der Gefangenschaft in Deutschland und der Sowjetunion, Köln usw. 1998; Dietrich Dahlmann / Gerhard Hirschfeld (Hg.), Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation, Essen 1999; Bernd Bonwetsch / Jurij Galaktionow (Hg.), Deutschland und Rußland im 20. Jahrhundert. Zwei totalitäre Diktaturen, zwei Wege zur Demokratie, Kemerowo 2001 (russische Texte, deutsche Zusammenfassungen); Wolfram Wette / Gerd Ueberschär (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001.

6 Vgl. Hans-Heinrich Nolte: Weltsystem und Area-Studies: Das Beispiel Rußland, in ZWG 1 (2000) 1, S. 75-98, hier S. 86-96.

7 Zjanon Paz'njak / Jaugen Smygaleu u.a. (Hg.), Kurapaty, Minsk 1994; dt. hg. als Anlage 1 zu Rundbrief Nr. 21 des Vereins für Geschichte des Weltsystems e.V., Barsinghausen, übers. von Harald Pinl, zitiert nach der deutschen Fassung als Kurapaty.

8 Vgl. Victor Funk u.a.: GULAG, erscheint in ZWG 3 (2002) 2.

9 Vgl. zur sowjetischen Okkupation in Ostpolen Jan Groß, Und wehe, Du hoffst, dt. Freiburg 1988; Wojciech Rozskowski, Historia Polski 1914–1990, Warszawa 1992, S. 93-99; A. B. Reginskij (Hg.), Represii protiv poljakov i pol'skikh grazhdan, Moskva 1997, sowie Pavel Poljan, Ne po svoej vole ... Moskva 2001, S. 95-101. Die hier begangenen Verbrechen waren überwiegend Vertreibungsverbrechen, die nur dann zum Tode führten, wenn die Lagerbedingungen sehr schlecht waren (und im Fall deportierter Juden diesen ironischerweise das Leben retteten, weil sie aus den später von Deutschen okkupierten Gebieten gebracht wurden).

10 Einführend Hans-Heinrich Nolte, Destruction and Resistance: The Jewish Shtetl of Slonim, 1941–44, in: Robert W. Thurston / Bernd Bonwetsch (Hg.), The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union, Urbana/Ill. 2000, S. 29-53. Deutsche Fassung: Hans-Heinrich Nolte, Slonim, in Gerd R. Ueberschär (Hg.), Orte des Grauens. Verbrechen im Zweiten Weltkrieg, Darmstadt 2003, S. 237-247.

Welche Quellen werden herangezogen?

Beide Regime, Diktaturen aus dem Kontext bürokratischer Systeme, haben schriftliche Quellen im großen Umfang hinterlassen, die im Fall der UdSSR seit den neunziger Jahren und im Fall des Nationalsozialismus seit den Nürnberger Prozessen z.T. publiziert vorliegen, aber auch in den Archiven einsehbar sind.¹¹ Zu den Verwaltungsquellen in den Archiven müssen für diese Fragestellung im großen Umfang Erinnerungen beider Seiten, sowohl der Opfer wie der Mörder, herangezogen werden. Weiter kommen für die sowjetischen Opfer archäologische Quellen wie Friedhöfe hinzu, während m.W. Friedhöfe der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in Belorussland aus religiösen Gründen bisher nicht geöffnet wurden. Außerdem können Fotografien und Filme der Ereignisse eingesehen und ausgewertet werden.¹²

Welche Methoden und Arbeitsweisen können fruchtbar sein?

Zu den herkömmlichen Methoden der Archivrecherche und der wiederholten Interpretation von Quellentexten, sei es in edierter, sei es aber auch in nicht edierter Form, kommen Methoden der „oral history“ hinzu, also von Interviews oder Briefkontakten in den verschiedenen Formen¹³ sowie Methoden der Archäologie. Dass auch Fotos als historische Quellen der genauen und kritischen Analyse bedürfen, versteht sich von selbst.

Welche Darstellungsformen und welche Sprache sind dem Gegenstand angemessen?

Der Text in möglichst klarer und einfacher Sprache scheint die angemessenste Darstellungsform. Je mehr man sich in rhetorische Sprache hineinbewegt, desto mehr gerät man in Gefahr, die Leiden anderer zum Hintergrund eigenen literarischen Glanzes zu machen. Je weiter man sich in emotionale Sprache hineinbegibt, desto größer wird die Gefahr, psychisch in die Tötungs-Verbrechen hineingezogen zu werden. Das gilt auch für Bilder.

11 Selbstverständlich müssen für eine Geschichte aus einem Bereich sowohl der deutschen wie der sowjetischen Geschichte Archivmaterialien in beiden Sprachen herangezogen werden, wie das für diesen Zusammenhang Bernhard Chiari, *Alltag hinter der Front, Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrußland 1941–1944*, Düsseldorf 1998 getan hat. Polnischsprachige Spezialliteratur zur Geschichte der sowjetischen Okkupationspolitik in Ostpolen wurde bedauerlicherweise hier nicht herangezogen.

12 Zur Forschungslage Nolte/Poljan (Anm. 5), bes. S. 126f.; zu russischen Editionen Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär, *Hitlers Krieg im Osten 1941–1945*, Darmstadt 2000.

13 Vgl., wenn auch zu einem anderen Zusammenhang, Hans-Heinrich Nolte (Hg.), *Häftlinge aus der UdSSR in Bergen-Belsen, Dokumentation der Erinnerungen*, Frankfurt 2001.

Diesem Text liegt ein religiöses Verständnis des Tötens zugrunde, in dem angenommen wird, dass in jedem Menschen eine Bereitschaft zum Töten vorhanden ist und er sich gegen diese Bereitschaft zur Wehr setzen muss, wozu er die Unterstützung der Gesellschaft braucht, in der er lebt (z.B. braucht er die Androhung von Strafe für die Verletzung des Verbots). Umgekehrt impliziert dieses Verständnis, dass man die Mordlust auch fördern kann, was in Texten der Zeit selbst als für die Durchführung des Massenmordes notwendige „Enthemmung“ bezeichnet wird.¹⁴

Bereitschaft und Fähigkeit der Individuen zum Töten

Das Tötungshandeln war in dem sowjetischen Fall durch die Urteile der so genannten „Troikas“, Dreiergruppen aus Partei, Sowjet und NKWD-Beamten oder in anderen Fällen auch nur aus NKWD-Beamten, legitimiert. Diese Legitimation hatte eine tiefe Wurzel in der hohen Gewaltbereitschaft der russländischen Gesellschaft schon vor der Revolution sowie in den spezifischen Kampfmitteln der zaristischen Geheimpolizei gegen den individuellen Terror der Sozialrevolutionären Partei. Konkret aber waren die Tötungen legitimiert durch die sowjetische Form des Marxismus, welche es nahelegte, gegen Klassenfeinde mit diktatorischen Instrumenten vorzugehen.¹⁵

Das Tötungshandeln im deutschen Fall stand dagegen in einer Gegenbewegung gegen die in Deutschland seit dem Bauernkrieg starke Tradition der Verrechtlichung, welche für alle Streitfälle geordnete Verfahren vorsah und das Töten an Regeln band. Der Nationalsozialismus hat gegen diese Verrechtlichung, die im Normenstaat durchaus fortlebte, den Maßnahmenstaat gesetzt und damit einen Bereich geschaffen, in dem Töten bewusst archaisiert und zu persönlichem Abenteuer freigegeben wurde, so lange es sich gegen bestimmte Außengruppen wie Homosexuelle, Kranke, Kommunisten und insbesondere Juden richtete. Für den Ostfeldzug war der Doppelstaat institutionalisiert worden, indem am 13. Mai 1941 im Kriegsgerichtsbarkeitsbefehl Straftaten „feindlicher Zivilpersonen“ der Zuständigkeit der Kriegsgerichte entzogen wurden, um jede Hemmung bei Gegenaktionen auszuschalten, und die Zuständigkeit der Kriegsgerichte auch für solche Kapitalverbrechen aufgehoben worden war, die von Deutschen gegen Landeseinwohner begangen wurden. Es wurde also bewusst ein rechtsfreier Raum ge-

14 Peter Longerich (Hg.), *Die Ermordung der europäischen Juden*, München 1989, Nr. 47, Zitat S. 144f.

15 Stefan Plaggenborg, *Stalinismus als Herrschaftssystem. Ein Problemaufriß*, in: Dahlmann/Hirschfeld (Anm. 5) S. 175-186. Hans-Heinrich Nolte, *Stalinismus als Total Social War*, in: Roger Chickering/Stig Förster (Hg.): *The Shadows of Total War*, Cambridge 2003, S. 295-312.

schaffen, in dem nur Kommandeure Strafen verhängen konnten: „Für Handlungen, die Angehörige der Wehrmacht und des Gefolges gegen feindliche Zivilpersonen begehen, besteht kein Verfolgungszwang, auch dann nicht, wenn die Tat zugleich ein militärisches Verbrechen oder Vergehen ist.“¹⁶

Im nationalsozialistischen Fall wurden also die in der deutschen Geschichte erworbenen Rechtstraditionen fallweise unwirksam gemacht, um den Massenmord zu ermöglichen.

Wie wurden Individuen zum Töten mobilisiert?

Im sowjetischen Fall durch Befehl der Organe des NKWD, also des „Innenministeriums“. Wie jene Sondertruppen, welche die Erschießungen durchgeführt haben, zusammengestellt wurden, ist noch nicht untersucht. Auch dort, wo im sowjetischen Fall bei den Transporten von Verurteilten z.B. bei Fluchtversuchen geschossen wurde, wurde dies von Angehörigen von Sondertruppen oder auch von Miliz getan.¹⁷

Im deutschen Fall gab es erstens ebenfalls Truppen- und Polizei-Einheiten, denen das Töten befohlen wurde. Zu diesen Einheiten wurde eingezogen. Wer sich Tötungsbefehlen verweigerte, wurde in der Regel nicht bestraft, trotzdem hat sich nur ein kleiner Prozentsatz tatsächlich verweigert.¹⁸

16 Meine Interpretation in Hans-Heinrich Nolte, *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion 1941*, Hannover 1991. Zu deutschen Kriegsverbrechen vgl. Wolfram Wette/Gerd Ueberschär (Hg.), *Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 2001, S. 113-326. Die sowjetischen Kriegsverbrechen stehen hier nicht im Vordergrund, vgl. aber ebd. S. 397-432. Das Zitat Bundesarchiv-Militärarchiv RW 4/v. 577, S. 45.

17 Auch in den Lagern war das Recht, Schusswaffen zu tragen, auf eine Gruppe begrenzt und an Regeln gebunden: Schusswaffen durften zum Selbstschutz, zum Schutz einer Person, bei Fluchtversuch und im Fall von Lagerunruhen benutzt werden, Instruktion bei A. I. Kokurin / N. V. Petrov (Hg.), *GULAG 1917–1960*, Moskva 2000, S. 65-75, hier S. 71. Für jeden Schusswaffengebrauch war ein Protokoll anzufertigen. Gewiss wird die Differenz zwischen Norm und Realität oft groß gewesen sein, aber die Norm bestand. Fraglos gab es viel zu viele Tote durch Erschöpfung und Überarbeitung, aber die Lagerkommandanten wurden selbst mitten im Krieg kritisiert, wenn sie zu viele Todesfälle „zugelassen“ hatten, vgl. ebd. S. 306. Zumindest ein Lager mit allzu hohen Todesraten wurde aufgelöst, nämlich das Lager 517, vgl. Stephen G. Wheatcroft, *Ausmaß und Wesen der sowjetischen Massenrepressionen*, in Dahlmann/Hirschfeld (Anm. 5), S. 67-110.

18 Hierzu klassisch Christopher Browning, *Ganz normale Männer*, dt. Reinbek 1993. Die Briten fingen folgenden Funkspruch der deutschen Polizei vom 7. Aug. 1941 ab: „Bei der gestrigen Säuberungsaktion in Slonim durch Pol.regt.Mitte wurden 1153 jüdische Plünderer erschossen“, National Archives, German Police Decodes 316, 14.8.41 S. 3. Die Beteiligung der Wehrmacht ist für den Raum Slonim durch Gebietskommissar Gerhard Erren belegt, der in seinem Bericht vom 25. Jan. 1942 (Zentralstelle Ludwigsburg, Verschiedenes, Band 25, Blatt 127ff., hier 6) notierte: „Das flache Land wurde eine

Zweitens haben im deutschen Fall Angehörige von Einheiten gemordet, welche mit dem erkennbaren Ziel aufgestellt worden waren, Mordaktionen durchzuführen. Das galt insbesondere für die „Einsatzgruppen“ des SS, aber auch für andere SS-Einheiten wie die Brigade Dirlewanger, die vor allem im Partisanenkrieg ganze Dörfer vernichtet hat.¹⁹

Drittens haben im deutschen Fall viele einheimische Polizei- und auch SS-Einheiten sich an den Massakern beteiligt, die aus nationalistischen Antikommunisten bestanden (lettische, litauische, ukrainische und andere Verbände). Diese haben mit Sicherheit aus eigenem Antisemitismus und Antikommunismus gehandelt, als zusätzliches Argument kam für sie jedoch hinzu, dass man über die Teilnahme an Judenmassakern bei der deutschen Seite politischen Einfluss zu gewinnen hoffte.²⁰

Viertens haben bei den Massakern auch Deutsche und Einheimische mitgemacht, weil sie an der Beute beteiligt werden wollten, welche bei den Massakern anfiel, oder weil sie die Karrierevorteile suchten, welche sich aus der Beteiligung ergaben. Ein konkretes Beispiel hierfür bietet in dem hier vorgestellten Fall von Slonim der Fahrer des Gebietskommissars, der bei dem ersten Massaker, zu dem er als Fahrer eines LKW eingesetzt war, nicht mitgeschossen hat und dafür bei der Besprechung der „Aktion“ im Gebietskommissariat etwas belächelt wurde. Bei dem nächsten Massaker hat er dann mitgeschossen.²¹

Besonders der zweite und vierte Fall machen deutlich, dass das nationalsozialistische Verfahren auf Enthemmung und Destruktivität setzte. Dazu war die Freisetzung des Individuums notwendig, wenn auch in einer spezifisch zugerechneten Situation – gegen die „Landeseinwohner“ im Osten. Dieser Vorgang ist quellenmäßig in Akten fassbar, z.B. in den Armeebefeh-

Zeitlang großzügig von der Wehrmacht gesäubert, leider nur in Orten unter 1000 Einwohnern ...“. Vgl. weiter die Aussage des deutschen Soldaten Hans Korf in F. D. Sverdlov (Hg.), *Dokumenty obvinjajut*, Moskva 1996, S. 28.

- 19 Helmut Krausnick, *Hitlers Einsatzgruppen*, Neuauflage Frankfurt 1993. Im Einsatzbericht der Einsatzgruppe B (Exemplar des Instituts für Zeitgeschichte, München. (Signatur 2955/As) Meldung Nr. 32, S. 4f., heißt es unter dem 24. Juli 1941: „Das nach Slonim abgeordnete Teilkommando hat in Zusammenwirken mit der Ordnungspolizei eine Großaktion gegen Juden und andere kommunistisch belastete Elemente zur Durchführung gebracht, wobei ca. 2000 Personen wegen kommunistischer Umtriebe und Plünderns festgenommen wurden. Von ihnen sind am gleichen Tag 1075 Personen liquidiert worden.“
- 20 Chiari (Anm. 11), S. 160-194. Zur Beteiligung von „Polizei und Deutschen“, also belorussischer „Ordnungspolizei“ neben deutschen Einheiten beim Massaker im Ghetto von Slonim am 14. August 1941 auch Ljuba Israeljewna Abramowitsch, *Die faschistische Gehenna am Beispiel des Ghettos der Stadt Slonim*, dt. Hannover 1995, S. 8.
- 21 Vernehmungprotokoll von Alfred Metzner vom 18.9.1947, in: *Yad Vashem Archiv M 21.1/187*, hier S. 3.

len der Generäle bzw. Feldmarschälle von Reichenau, Hoth und von Manstein von Oktober/November 1941, in denen von Manstein z.B. von der Truppe forderte: „Für die Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum, dem geistigen Träger des bolschewistischen Terrors, muß der Soldat Verständnis aufbringen.“²² Wenn Offiziere sich weigerten, z.B. kriegsgefangene Juden zur „Sonderbehandlung“ aus den Lagern herauszugeben, forderte das entsprechende Einsatzkommando auch deswegen das Eingreifen höherer Stellen, weil „die Bekanntgabe einer derartigen Einstellung auch vor einem bestimmten und mit dieser Materie befaßten Personenkreis Hemmungen auszulösen geeignet ist und somit die praktische Lösung dieser Fragen recht ungünstig beeinflussen muß ...“.²³

Diesen Vorgang der Enthemmung hat Ales Adamowitsch mit besonderer Klarheit und ebenfalls im Vergleich herausgearbeitet: „Gestern noch waren sie ganz gewöhnliche Menschen, wie es schien. Der Mensch steigt eine unsichtbare, aber in seinem Innern vorhandene Treppe herunter in jene Tiefen, die er niemals in sich selbst vermutete.“ Nicht alle handelten so, aber „der Mensch kennt sich dermaßen wenig, dass er von der eigenen Entscheidung überrumpelt werden kann.“²⁴

Das nationalsozialistische Verfahren unterschied sich insbesondere wegen dieser Betonung des Individuums im Tötungsakt von dem sowjetischen. In beiden Fällen ist aber noch auf ein anderes Tötungsverfahren zu verweisen: das bewusste Verhungern; das Sterbenlassen, ohne dass eine bestimmte Person einen präzisen Tötungsbefehl gab. Hier ist auf eine Tabuisierung durch die deutsche Sprache hinzuweisen. So wie in Verbrennen oder Vernichten bietet die Vorsilbe „Ver“ eine Möglichkeit der deutschen Sprache, einen perfektiven Aspekt auszudrücken, also eine abgeschlossene Handlung: Das Inquisitionsgericht verbrennt den Ketzer. Beim Wort Verhungern hat die Sprache diese aktive Benutzung des perfektiven Aspekts tabuisiert, und wir können eigentlich nur sagen: jemanden verhungern lassen. Diese Einnengung der Wortbedeutung ist jedoch durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts sachlich aufgehoben worden. Ich plädiere entsprechend für eine Enttabuisierung des aktiven Gebrauchs des Wortes Verhungern und sage also im Folgenden: das Gebietskommissariat Slonim verhungerte den nicht arbeitenden Teil der Juden der Stadt, oder: Die Wehrmacht verhungerte die sowjetischen Kriegsgefangenen des Jahres 1941.

22 Gerd R. Ueberschär / Wolfram Wette (Hg.), „Unternehmen Barbarossa“, Paderborn 1984, Dokumente Nr. 20, 21 und 22, Zitat S. 344.

23 Longerich (Anm. 14), S.144.

24 Ales Adamowitsch, Kennen wir uns selbst? in: Hans-Heinrich Nolte (Hg.), Der Mensch gegen den Menschen, Hannover 1992, S: 11-24, Zitat S. 11f. Vgl. ebd. Anm. S. 24 zu anderen Publikationen von Adamowitsch.

Insbesondere nach der Kollektivierungskampagne in der UdSSR kam es zu einem Massensterben von sowjetischen Bauern, vor allem ukrainischen, aber auch russischen, deutschen etc., im so genannten Getreidegürtel. Diese Bauern sind verhungert, weil die Ernten nach Abzug der Zwangsabgaben zu ihrer eigenen Ernährung nicht ausreichten. Die sowjetische Regierung trägt eine Schuld an dieser Katastrophe, nicht nur, weil sie die Kollektivierungskampagne erzwang, sondern auch, weil sie verhinderte, dass die Weltöffentlichkeit von der Hungersnot informiert wurde, und weil sie Vorräte, die für die Armee und die großen Städte im Norden angelegt worden waren, nicht einsetzte. Ein dezidiertes Befehl zum aktiven Verhungern ist bisher nicht bekannt geworden.²⁵

Wie schon angedeutet, war dies beim Hungertod von sowjetischen Bürgern durch Deutsche in einigen Fällen anders.²⁶ Schon bei der Besprechung der Staatssekretäre in Berlin am 2. Mai 1941 wurde davon ausgegangen, dass „zweifelloso zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird.“²⁷ Christian Streit hat darauf verwiesen, dass Kriegsgefangene in deutscher Hand im Winter 1941 nicht aus Mangel an Transportkapazitäten verhungert sind, sondern aus dem bewussten Willen, sie zu verhungern.²⁸ Dies wird unmissverständlich, wenn man den Tod der Kriegsgefangenen in Lagern in Deutschland ansieht, da es im Winter 1941/42 in Deutschland keine allgemeine Hungersnot und auch keine Transportprobleme gab.²⁹ In dem hier vorgestellten Fall hat das Gebietskommissariat jene Juden in Slonim verhungert, welche nicht für deutsche Stellen arbeiteten, indem zu wenig Lebensmittel zum Überleben in das Ghetto gelassen wurden.³⁰

25 Klassisch Robert Conquest, *The Harvest of Sorrow*, Edmonton 1986; genauer zu den Zahlen Stephen G. Wheatcroft, *More Light on the Scale of Repression and Excess Mortality in the Soviet Union in the 1930s*, in: J. Arch Getty/Robert T. Manning (Hg.), *Stalinist Terror*, Cambridge 1993, p. 275-290; vgl. Anm. 15.

26 Einführend in diesen Kontext Christian Gerlach, *Krieg, Ernährung, Völkermord. Deutsche Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg*, Hamburg 1998.

27 Internationales Militärtribunal, Band 31, Nr. 2718 – PS.

28 Christian Streit, *Keine Kameraden*, Neuaufl. Bonn 1991; vgl. jetzt die Beiträge in Müller/Nikischkin/Wagenlehner (Anm. 5).

29 Rolf Keller, „*Russenlager*“. Sowjetische Kriegsgefangene in Bergen-Belsen, Fallingbomstel-Oerbke und Wietzendorf, in: Nolte (Anm. 24), S. 111-136 (mit Fotos).

30 Vgl. zu diesem Kontext Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde*, Hamburg 1999, S. 655-682. Zu Slonim vgl. Abramowitsch Gehenna S. 10. Der Gebietskommissar notierte in seinem Bericht vom 25. Jan. 1942 (s.o. Anm. 17): „Die vom SD am 13.11. durchgeführte Aktion befreite mich von unnützen Fressern“. Man wird den Hunger im Ghetto also auf bewusste Begrenzung der Nahrungsmittel zurückführen müssen; vgl. Gerlach (diese Anm.), S. 668-675 sowie Gerlach (Anm. 26).

Wie wurde getötet?

Für die sowjetischen Morde in Belorussland sind folgende Tötungsweisen bekannt:

- 1) durch Erschießen. Dabei ist eine Differenz auffällig: Die Toten auf dem Friedhof Kuropaty bei Minsk liegen alle in einer Reihe nebeneinander in den Gruben, zwischen die Reihen wurde etwas Sand gestreut. Alle sind durch angesetzten Genickschuß getötet worden, und zwar mit Pistole. Alle waren mit Sicherheit tot, als sie in die Grube fielen; sie haben sich nicht mehr bewegt. Auch in Katyn wurden die Opfer einzeln in den Hinterkopf geschossen.

Bei den sowjetischen Morden in Lemberg kurz vor dem Einmarsch der Deutschen wurde jedoch offenbar in der Zitadelle ungezielt in die Menge der Gefangenen geschossen, und einige Kinder wurden in einem Kinderheim an die Wand genagelt.³¹

- 2) durch Verhungernlassen, s.o.

Für die deutschen Morde in Belorussland sind folgende Methoden bekannt:

- 3) Bei den „Aktionen“ von SD, lettischen Sondereinheiten, deutscher Polizei, und deutschen Abenteurern wie dem erwähnten Fahrer gegen Juden aus Slonim wurde aus einiger Entfernung geschossen und zwar mit unterschiedlichen Waffen. Viele Opfer fielen noch lebend in die Gruben, manche konnten sich in der Nacht unter den Leichen wieder hervorarbeiten und fliehen – andere erstickten unter dem Blut, das sich ansammelte, oder später unter der Erde, welche über sie geschüttet wurde. Die Opfer lagen kreuz und quer, wie sie fielen. Die Männer schossen jüdischen Frauen, die nackt oder im Unterzeug vor ihnen standen, häufig in den Unterleib, so dass diese Frauen ebenfalls tödlich verletzt, aber noch lebend in die Gruben stürzten.³²
- 4) durch (aktives) Verhungern, s.o.
- 5) durch Handgranaten, die während der Razzien gegen die Bunker geworfen wurden, welche die Juden sich nach der ersten „Aktion“ unter ihren Häusern gebaut hatten und aus denen sie nicht hervorkommen wollten. Auf dann doch herauskommende Juden wurde z.T. mit Leuchtspurnuni-

31 Kurapaty (Anm. 7), S. 51; Cheslaw Madajchik: Katyn?, in: Ju. N. Afanas'ev (Hg.), *Druhaja vojna*, Moskva 1996, S. 225-236; Ernst Klee/Willi Dressen/Volker Riess (Hg.), „Once again I've got to play general to the Jews“, in: Omer Bartov (Hg.), *The Holocaust*, London 2000, S. 185-203.

32 Bericht der Untergrundzeitung vom 17. Febr. 1944 über den Pogrom vom November 1941: R. A. Chernoglazova (Hg.), *Tragedija Evreev Belorussii v gody nemetskoj okkupatsii*, Minsk 1995, S. 110f.; Metzner (Anm. 21).

tion geschossen, um große und besonders schmerzhaft Wunden hervorzurufen.³³

- 6) durch das Zerschlagen der Köpfe an Wänden oder das Zerschlagen der Köpfe mit Knüppeln bzw. Spaten. Es wird häufig berichtet, dass Babies von Männern an den Wänden zertrümmert wurden.³⁴
- 7) durch Verbrennen und Ersticken. Nachdem die Insassen des Ghettos nach den ersten „Aktionen“ sich Bunker unter den Häusern gebaut hatten, wurde das Ghetto, wenn die Bewohner nicht herauskamen, angesteckt.³⁵ Die Flucht aus dem brennenden Ghetto wurde mit Maschinengewehren verhindert. Dieselbe Tötungsart wurde in den Einsätzen gegen Partisanen angewandt. Regelmäßig wurden Dörfer, die man für partisanenverdächtig hielt, niedergebrannt. In mehr als 500 Fällen wurde die Bevölkerung der Dörfer in große Gebäude gesteckt, die man dann ansteckte. Wer aus dem Feuer zu entfliehen suchte, wurde erschossen. Das bekannteste Beispiel für diese Tötungsart ist Chatyn, wo heute das Denkmal für jenes Viertel der Bevölkerung Belorusslands steht, das im Zweiten Weltkrieg getötet wurde.³⁶
- 8) durch (aktives) Erfrieren. Bekanntlich wurden in einigen KZ Versuche gemacht, bis zu welchem Ausmaß man Menschen der Kälte aussetzen kann. In Belorussland wurden beim Rückzug im März 1944 Lager angelegt, in welche die Bevölkerung der Frontbereiche getrieben wurde, sofern sie nicht mehr arbeitsfähig war. Die Lager bestanden aus Karrees im Gelände, welche mit Stacheldraht umgeben waren, und hatten keinerlei Einrichtungen. Die Eingeschlossenen durften kein Feuer machen. Die fast ausschließlich alten oder jungen Menschen sind in großen Zahlen erfroren.³⁷
- 9) durch Epidemien. In diese Lager wurden Typhusranke zusammen mit Gesunden getrieben. Die Gesunden hatten also kaum eine Möglichkeit, der Ansteckung zu entgehen.³⁸

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Nachum Alpert, *The Destruction of Slonim Jewry*, Englisch (aus dem Jiddischen) New York 198, S. 171-191.

36 Vgl. Ales' Adamovich/Janka Bryl' /Vladimir Kolesnik, *Ja iz ognennoj derevne*, Minsk 1977; weiter, mit der Liste der vernichteten Siedlungen, U. M. Mikhnjuk (Hg.), *Njamecka-fashyscki genacid na Belarusi (1941-1944)*, Minsk 1995.

37 G. D. Knatko (Hg.), *Geiseln der Wehrmacht*, Minsk 1999 (deutsch-russische Dokumentation); vgl. auch: Hans-Heinrich Nolte, *Osaritschi*, in *Ueberschär* (Anm. 10), S. 187-194.

38 Ebd.

Welche Beziehungen bestanden zu den Opfern?

In dem sowjetischen Fall kann man davon ausgehen, dass Beziehungen zwischen den Wach- oder Erschießungsmannschaften und den Opfern eher zufällig waren, sieht man einmal von der kleinen Gruppe von Mannschaften ab, die selbst Mitglieder des NKWD gewesen waren, bevor sie verurteilt wurden. Bei der Vertreibung der Wolgadeutschen wurden Einheiten des NKWD eingesetzt, in denen schon keine Deutschen mehr dienten.

Im Fall der nationalsozialistischen Tötungen waren

- ernährungsbestimmte,
- arbeitskräfteorientierte,
- vermögensbestimmte, und
- sexuelle

Beziehungen häufig.

Die Aktionen in den Partisanengebieten³⁹ hatten sehr häufig auch den Zweck, die vom Reich aus der Ferne oder in den Rückwärtigen Heeresgebieten von den jeweiligen Heeresgruppen auferlegten Quoten an Nahrungsmitteln zu erzwingen. Diese Aktionen wurden stets von den Landwirtschaftsobleuten begleitet, welche nach der Vernichtung der Dörfer den Abtrieb des Viehs und den Abtransport des erbeuteten Getreides zu organisieren hatten. So ging es bei dem „Unternehmen Hamburg“ im Dezember 1942 auch darum, die gerade von den Partisanen gebunkerte Ernte für die deutsche Seite zu requirieren, also selbst aufzuessen. Entsprechend heißt es in dem Bericht der Landwirtschaftsabteilung des Generalkommissars in Minsk zum „Unternehmen Hamburg“ nüchtern: „Es war mir die Aufgabe gestellt worden, im Verlauf dieser Vernichtungskämpfe die Sicherung und Erfassung der landwirtschaftlichen Produkte durchzuführen, sowie durch ortskundige landwirtschaftliche Sonderführer Vorschläge zu geben, welche Dörfer oder Personen überholt, bzw. vernichtet werden sollten.“ Der Sonderführer berichtete entsprechend stolz, dass „Gewaltiges geleistet“ wurde, nämlich fast 4.000 Rinder, über 3.000 Schafe, 1.678 to Getreide u.a.m. erbeutet werden konnten.⁴⁰ Juristisch kann man das Vorgehen vielleicht kollektiven Raubmord nennen: Die Besitzer wurden getötet, der Besitz angeeignet.

Nach der Wende 1942/43 kam hinzu, dass man versuchte, möglichst viele Zivilisten als Zwangsarbeiter für die deutsche Wirtschaft zu rekrutieren.

39 Einführend zum Partisanenkrieg Bernd Bonwetsch: Der „Grosse Vaterländische Krieg“ = G. Schramm (Hg.), Handbuch der Geschichte Rußlands Bd. 3, Lieferung 13, Stuttgart 1984; hier S. 943-947; im Erscheinen Hans-Heinrich Nolte, Partisan War in Byelorussia, in: Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), A World at Total War, Cambridge.

40 Bundesarchiv RW 30, Nr. 29, S. 2, Zitate S. 36f.; vgl. Nacional'nyj Arkhiv Respubliki Belarusi, fond 4683, opis' 3, delo 947.

Hierfür wurden die arbeitsfähigen Frauen und Jungen (Männer gab es kaum in dieser Okkupationsgesellschaft, da sie zur Roten Armee eingezogen oder beim sowjetischen Rückzug evakuiert worden waren) zusammengetrieben und ins Reich gefahren. Übrig blieben die Alten, die Kinder und Frauen mit Säuglingen. Diese wurden aus den vernichteten Gebieten ebenfalls vertrieben; sie sollten theoretisch irgendwo angesiedelt werden – da es unter ihnen aber keine arbeitsfähigen Menschen mehr gab, sind auch sie zu einem großen Teil verhungert.⁴¹

Ein zentraler Zusammenhang der Beziehungen zwischen Tätern und Opfern war der Raub. Durch alle Hierarchien hindurch war die Besatzungsherrschaft durch Vorgänge von Raub durchzogen, wobei für die deutsche Seite Edelmetalle eine besondere Rolle spielten.⁴² Auf der obersten Ebene verlangte die Ordnung der besetzten Gebiete die Abgabe aller Wertgegenstände an die Reichskasse, und es sind auch – insbesondere bei den Vernichtungen von Ghettos – umfangreiche Sendungen von Edelmetall oder anderen Werten nach Berlin abgegangen. Auf der nächsten Ebene haben die aus dem Reich kommenden Verwaltungschefs und ihre Untergebenen sich vielfältig selbst bereichert. So wurde in Slonim vom ersten Judenrat verlangt, eine Sonderkontribution von zwei Millionen Goldrubel aufzubringen; als diese erbracht war, wurde der Judenrat mit den Familien ermordet.⁴³ Der schon erwähnte Fahrer des Gebietskommissars überwarf sich mit diesem, weil er dessen persönliche Bereicherung anzeigen wollte, ließ sich aber durchaus das Zahngold spendieren, das er bei einer Operation brauchte.⁴⁴ Bei der Einrichtung des Ghettos wurden die Möbel, Bilder etc. aus den Häusern, aus denen die Juden vertrieben wurden, requiriert. Der Gebietskommissar berichtete stolz, dass er eine Zeit hindurch alle Verwaltungs-, Partei und Wehrmachtsinstitutionen mit Möbeln versorgen konnte.

Weiter mussten die Juden bei den Erschießungen in den so genannten „Aktionen“ die Kleider ablegen; diese wurden vor allem an belorussische Kollaborateure verteilt – den Bürgermeister und seine Leute vom „Weißbruthenischen Selbsthilfswerk“ sowie die „Ordnungspolizei“, also die belorussische Polizei auf deutscher Seite.⁴⁵

41 Klassisch Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter*, 2. Auflage Bonn 1986; Poljan Zhertvy/Hans-Heinrich Nolte, *Häftlinge aus der UdSSR in Bergen-Belsen*, in: Nolte (Anm. 13), S. 26-37; Gerlach (Anm. 30), S. 996-1006.

42 Grundlegend hierzu V. I. Adamushko/G. D. Knatko (Hg.), *„Nacistskoe zoloto“ iz Belarusi*, Minsk 1998. Der überwiegende Teil der publizierten Dokumente liegt in deutscher Sprache vor und ist außerdem ins Englische übersetzt.

43 Metzner (Anm. 21), S. 7; die Zahl bei Alpert (Anm. 35), S. 56.

44 Metzner (Anm. 21), S. 7.

45 Chernoglazova (Anm. 32), S. 111. Ein Kommandobefehl für die „Umsiedlung“ der Juden von Sluzk für den 8./9. Februar 1943, ausgestellt am 5. Februar 1943, findet sich in

An den Erschießungsgruben ging der Raub aber noch weiter. Es ist schwer, jene Fotos zu verstehen, die zeigen, wie nackte Juden bei den Erschießungsorten sich bücken mußten.⁴⁶ Alfred Metzner erinnerte sich, dass die Körperöffnungen nach Wertgegenständen untersucht wurden.⁴⁷ Selbstverständlich haben die bis zum Äußersten in Angst versetzten Juden versucht, kleine Wertgegenstände zu retten, um sich irgendwie ein Polster gegen die drohenden Gefahren zu schaffen. Gewiss wusste man oft, dass man eigentlich schon verloren war, aber wirklich mochte das kaum jemand glauben, der seinen Tod kommen sah. Gerade Mitläufer versuchten dann, zu „ihrem“ Teil der Beute zu kommen, indem sie die Juden vor dem Erschießen durchsuchten. Nach den Morden haben sowohl Einheimische wie Deutsche bei Leichen und in den Kleidungshaufen gefleddert.⁴⁸ Übrigens sind später oft die Hügel dieser Massengräber geöffnet worden, weil Bewohner der Umgebung in ihnen nach Gold und Silber gesucht haben.

Raub kennzeichnete aber auch, wie anfangs skizziert, einen wichtigen Teil der Vorgänge der Partisanenbekämpfung.

Schließlich gab es viele sexuelle Beziehungen zwischen Tätern und Opfern. Über Vergewaltigungen durch Wehrmatsangehörige der durchziehenden Truppen bzw. an der Front ist wenig aktenmäßig bekannt, da diese – dem Kriegsgerichtsbarkeitsbefehl entsprechend – nicht vor Gericht gebracht wurden (anders z.B. als in Frankreich⁴⁹). Aus Befragungen⁵⁰ ergibt sich, dass deutsche Soldaten oder deutsche Verwaltungsleute, die in den besetzten Gebieten lebten, mit einheimischen Frauen Verhältnisse hatten – meist sicher (mehr oder minder) freiwillige – und dass es einige Vergewaltigungen gab. Manche Jüdinnen hofften, durch eine solche Beziehung länger überleben und ihre Familien besser versorgen zu können; auch insoweit wird man nicht

Bundesarchiv R 70 (Sowjetunion) Nr. 14, 23a. Der Befehl nennt die Namen der SS-Leute (Sicherheitspolizei und SD) und 110 Mann der lettischen Freiwilligenkompanie als „Teilnehmer der Aktion“. Aus der weiteren Beschreibung – „Auf dem Umsiedlungsgelände befinden sich zwei Gruben. An jeder Grube arbeitet ... Für die Gestellung der Munition zuständig“ – ist der Sinn der Aktion als Mord eindeutig. „Die Auswertung des anfallenden Judeigentums liegt in den Händen von SS-Hauptstuf. Madecker, ...“. Die Gebietskommissare hielten diese Tätigkeit aber gern in eigener Hand, vgl. Metzner (Anm. 21) zur Auflösung des Ghettos Slonim.

46 Ytzhak Arad (Hg.), *The Pictorial History of the Holocaust*, Jerusalem 1990, S. 200 (linker Rand) 201 und 202 (Hintergründe).

47 Metzner (Anm. 21), S. 3.

48 Fotos. Ernst Klee/Willi Dressen, „Gott mit uns!“, Frankfurt 1989, S. 110.

49 Birgit Beck, *Massengewalt als Kriegsverbrechen. Zur Entwicklung des Völkerrechts*, in: Wette / Ueberschär (Anm. 5), S. 406-418. Vgl. Birgit Beck, *Sexuelle Gewalt und Krieg. Geschlecht, Rasse und der nationalsozialistische Vernichtungsfeldzug gegen die Sowjetunion*, in: Veronika Aegerter / Nicole Graf u.a. (Hg.), *Geschlecht hat Methode*, Zürich 1999, S. 223f.

50 Noch nicht publiziert.

von direkt erzwungenen Beziehungen sprechen wollen. Allerdings gehörte es zum Comment vieler Deutscher, solche Jüdinnen zu irgendeinem Zeitpunkt der Beziehung selbst zu erschießen; tat ein Deutscher das auf Dauer nicht, wurde die Jüdin bei einer Versetzung ihres deutschen Partners oder während einer Dienstreise getötet.⁵¹

Aber auch vor „Aktionen“ haben sowohl die einheimische Ordnungspolizei wie auch Deutsche die Situation genutzt, um Jüdinnen zu vergewaltigen; sie prahlten untereinander mit den Zahlen der Vergewaltigungen.⁵² Schließlich haben noch an den Gruben Schützen sich aus den nackt oder in Unterwäsche aufgestellten Juden junge Mädchen herausgesucht, haben ihnen das Leben versprochen und sind mit ihnen hinter den nächsten Busch gegangen. Die Mädchen wurden dann vom Vergewaltiger umgebracht.⁵³

Eine unmittelbare Gefährdung der Täter gab es im sowjetischen Fall überhaupt nicht.

Im nationalsozialistischen Fall gab es auch keine unmittelbare Gefährdung, außer wenn die Einwohner des Ghettos bewaffnete Widerstandseinheiten aufgebaut hatten, welche das Ghetto gegen die Mörder verteidigten, wie das in Slonim der Fall war.⁵⁴ Allerdings nahm die Gefährdung der Besatzer mit den Jahren zu, da die Partisanenbewegung an Stärke gewann und auch führende NS-Leute tötete.

Zusammenfassung

Im sowjetischen Fall blieb nicht nur die politische, sondern auch die soziale Kontrolle bei den Tötungen erhalten, da Urteile vollstreckt wurden, wie immer ungerecht diese auch waren. Insbesondere beim schnellen Rückzug 1941 und im Partisanenkrieg sind die sozialen Kontrollen jedoch auch auf der sowjetischen Seite zusammengebrochen.

Im nationalsozialistischen Fall blieb die politische Kontrolle erhalten, die soziale dagegen wurde bewusst außer Kraft gesetzt. Das Töten wurde zu einem Abenteuer gemacht, bei dem viele der durch unsere Moral verbotenen Gelüste – vom Töten zum Rauben, vom Sadismus zur Vergewaltigung – in bestimmten, von der Führung festgelegten Situationen und gegen Angehö-

51 Metzner (Anm. 21), S.5.

52 Ebd.

53 Chernoglazova Tragedija S. 111. Es fällt schwer, sich einen solchen Grad der Enthemmung vorzustellen, vgl. aber den entsprechenden Bericht von einem anderen Massaker in Longerich (Anm. 14), S. 124-127.

54 Alpert (Anm. 35), S. 161f.

rige bestimmter politischer und ethnoreligiöser Gruppen und insbesondere gegenüber Juden befriedigt werden konnten, ohne Strafe fürchten zu müssen.

Es fanden sich viele, welche dieser Versuchung nachgaben.

Normalität und Pathologie – Sozialpsychologische Anmerkungen zur Psychogenese von Massenmördern

ROLF POHL

„Ich hatte eigentlich dauernd die Stimmung. Sie werden es Drang nennen, zum Umbringen. Je mehr um so lieber. Ja, wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte, dann hätte ich ganze Massen umgebracht, Katastrophen herbeigeführt.“

Peter Kürten¹

„In mir hatte sich ein derartiger Haß aufgestaut, daß ich gar nicht genug zerstören konnte. (...) Mit der Zeit wurde es immer schlimmer. Dieses verdammte Töten machte mir wirklich Spaß (...). Nach jeder Leiche fühlte ich mich besser. (...) Ich wurde sehr hart, kalt und gnadenlos. Ich hatte all mein Erbarmen verloren.“

Vietnam-Veteran²

Robert Hansen galt als braver Familienvater und angesehener Mitbürger mit einer nicht unüblichen Leidenschaft für die Jagd. Hinter seiner Normalität und Anpasstheit versteckte sich gleichzeitig der grausamste Serienmörder in der Geschichte Alaskas. Zwischen 1973 und 1983 entführte der Bäckermeister aus Anchorage siebzehn Prostituierte, Striptease-Tänzerinnen und Bardamen in seine abgelegene Hütte in den Bergen, um sie tagelang zu ver-

-
- 1 Peter Kürten, der als „Vampir von Düsseldorf“ in die deutsche Kriminalgeschichte eingegangene sadistische Massenmörder, zit. nach Peter Fink, Immer wieder töten. Serienmörder und das Erstellen von Täterprofilen, Hilden/Rhld. 2000, S. 72.
 - 2 Zit. in Jonathan Shay, Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust, Hamburg 1998, S. 121.

gewaltigen und auf andere Weise zu foltern. „Sobald er ihrer überdrüssig wurde, ließ er die Frauen im Glauben ihrer wiedererlangten Freiheit laufen. Doch anstatt sie entkommen zu lassen, bewaffnete er sich mit einem Jagdgewehr und veranstaltete eine tödliche Menschenjagd auf seine fliehenden, nackten Opfer.“³ Als Motiv seiner Taten, die er als sein „Sommerprojekt“ bezeichnete, gab er abgrundtiefen Hass auf Prostituierte und die Überzeugung an, sie für ihr „sündiges Dasein“ bestrafen zu müssen.

Hansen gehört zu jener Abscheu und Faszination auslösenden Gruppe männlicher Sexualmörder, die als „Serienkiller“ fragwürdige Popularität erlangt haben.⁴ Unterschiedliche Mischungen aus Angst, Lust, Wut und Hass bestimmen den explosiven Kern der Motivstrukturen dieser Verbrechen, mit denen die Täter unbewusst ihr beschädigtes männliches Selbst zu reparieren versuchen. Der ersehnte Triumph totaler Beherrschung soll durch die Verfolgung, Ausbeutung und Vernichtung des (zumeist weiblichen) Angst- und Hassobjekts erreicht werden. Die Eskalation der destruktiven Dynamik und der Wiederholungszwang, dem sie unterliegt, bestätigen das Scheitern dieses unbewussten Sanierungswunsches. Sadistische Gewalttäter wie Hansen führen einen erbarmungslosen Privatkrieg gegen projektiv ausgewählte, für die eigenen Demütigungen verantwortlich gemachte Feinde, einen Krieg, der lange vor der ersten Tat im Kopf vorbereitet worden ist.⁵

Was charakterisiert die verschiedenen Typen von Serienmördern in zivilen Zeiten und was verbindet sie mit den „legalen“, offiziell eingesetzten Massenmördern in totalitären Regimen oder unter Kriegsbedingungen? Gibt es trotz gravierender Unterschiede zwischen den Tatstrukturen und ihren äußeren Rahmenbedingungen aus psychologischer Sicht Gemeinsamkeiten zwischen zivilen, militärischen und politisch motivierten Massentötungen?

3 Peter Murakami / Julia Murakami, *Lexikon der Serienmörder*. 450 Fallstudien einer pathologischen Tötungsart, München 2000, S. 345f.

4 „Die Namen eines Haarmann, eines Kürten oder eines Jürgen Bartsch sind bekannte Begriffe, jedermann geläufig und gegenwärtig, während z.B. ein Leutnant Calley, der die Bewohner eines Dorfes in Vietnam liquidierte, oder ein Rudolf Höss, Kommandant von Auschwitz, weitgehend in Vergessenheit geraten oder blaß geblieben sind.“ Eberhard Schorsch, *Der Sadismus und die gesellschaftliche Wirklichkeit*, in: ders., *Perversion, Liebe, Gewalt*. Aufsätze zur Psychopathologie und Sozialpsychologie der Sexualität 1967–1991, Stuttgart 1993, S. 55.

5 Auf diesen paranoiden Destruktionsmechanismus werde ich am Schluss zurückkommen. An dieser Stelle mag der Hinweis genügen, dass dieser psychische Mechanismus dem entspricht, was Adorno, über das Individuum hinausgehend, unter „pathischer Projektion“ versteht. „Stets hat der blind Mordlustige im Opfer den Verfolger gesehen, von dem er verzweifelt sich zur Notwehr treiben ließ, und die mächtigsten Reiche haben den schwächsten Nachbarn als unerträgliche Bedrohung empfunden, ehe sie über ihn herfielen. (...) Der als Feind erwählte wird schon als Feind wahrgenommen.“ Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente, Frankfurt/M. 1969, S. 196; vgl. ebd., S. 201.

Eine pauschale Gleichsetzung der Deliktarten ist allein begrifflich, erst recht aber unter juristischer und kriminologischer Perspektive unmöglich.⁶ Dennoch lassen sich gemeinsame täterpsychologische Merkmale feststellen, denen besonders in sozialpsychologischer Hinsicht eine zentrale Bedeutung zukommt. Die Erforschung „ziviler“ Massenmörder unter psychoanalytischen, sexualwissenschaftlichen und psychiatrischen Gesichtspunkten ist somit auch für jene Täter lehrreich, die hier im Mittelpunkt stehen, nämlich die an massenhaften Tötungsakten unter kriegs- oder kriegsähnlichen Bedingungen direkt oder indirekt beteiligten Individuen. Besonders auf dem Hintergrund der Diskussionen zu Fragen der NS-Täterschaft liegt eine allgemeinere Verwendung der Bezeichnung „Massenmörder“ nahe, ohne dabei zu unterstellen, alle in Kriegshandlungen involvierten Soldaten seien pauschal darunter zu fassen. Die Analyse allgemeiner Tötungshandlungen im Krieg ist von einer Auseinandersetzung mit der Subjektseite von NS-Verbrechen grundsätzlich nicht zu trennen. In diesem Kontext sollte die Tatsache ernst genommen werden, die Christopher Browning im Vorwort seiner Untersuchung des Reserve-Polizeibataillons 101 kurz und bündig konstatiert: „Der Holocaust hat sich letzten Endes deshalb ereignet, weil auf einfachster Ebene gesehen einzelne Menschen über einen längeren Zeitraum hinweg andere Menschen zu Abertausenden umgebracht haben. Die ausführenden Täter wurden zu ‚berufsmäßigen Mördern‘.“⁷ Allerdings muss hinterfragt werden, ob Werdegang, Persönlichkeit und Tätigkeitsprofil von Massenmördern mit dem Etikett „Normalität“ hinreichend erfasst werden können, wie Brownings Analysen nahelegen. Wie „normal“ waren die Täter und wie „normal“ waren die Verhältnisse, die ihre Taten hervorgebracht haben? – Zur weiteren Klärung ist es sinnvoll, das eigentümliche Spannungsverhältnis zwischen Normalität und Pathologie unter klinischen und sozialpsychologischen Gesichtspunkten genauer zu bestimmen. Erst auf dieser Basis ist ein psychologischer Vergleich massenhafter Tötungshandlungen unter unterschiedlichen Bedingungen möglich, wobei als Ausgangspunkt noch einmal auf die exemplarisch eingeführten privaten Tötungsexzesse unter „zivilen“ Bedingungen eingegangen werden soll.

6 Die Uneinheitlichkeit des Täterbildes spiegelt sich auch in Definitionsversuchen wieder. Bis etwa Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden mehrfache Mörder im kriminologischen Sprachgebrauch pauschal unter dem Etikett „Massenmörder“ erfasst. Inzwischen haben sich daneben die Bezeichnungen „Spree-“ oder „Streu-Killer“, zu dem auch der rätselhafte „Amokläufer“ gehört, sowie „Serienmörder“, der mehrfach an unterschiedlichen Orten und in zeitlichen Abständen tötet, durchgesetzt. „Massenmörder“ im engeren Sinne bezieht sich auf Täter, die vier oder mehr Opfer am selben Ort und im Laufe desselben Tatgeschehens töten. Vgl. Stéphane Bourgoïn, *Serienmörder. Pathologie und Soziologie einer Tötungsart*, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 13-16; Fink (Anm. 1), S. 23-49.

7 Christopher Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 13.

Sozial angepasste Psychopathen

Aus Sicht der forensischen Psychiatrie sind Serien- und Massenmörder in der Regel psychisch schwer gestört. Eine kleinere Gruppe von ihnen wird eindeutig als psychotisch klassifiziert, wobei in erster Linie paranoide Formen der Schizophrenie ausgebildet werden. In überwiegender Mehrzahl gelten die Täter dagegen als „abnorme“, bzw. nach älteren Klassifikationen als „psychopathische Persönlichkeiten“.⁸ Ihr Sozialverhalten ist von einem obsessiv ausbeuterischen und manipulativen Verhältnis zu ihrer Umgebung bestimmt. Die Gefühlskälte von psychopathischen Verbrechern ist Ausdruck eines nahezu vollständigen Mangels an Einfühlungsvermögen in andere Menschen und fremde, von ihnen nicht kontrollierbare Situationen. Im Rahmen ihrer Wahrnehmungsorganisation und ihrer praktischen Beziehungsmuster gelangen andere Menschen selten über den Status bloßer Objekte hinaus. Paranoid gefärbte Einstellungen zur Wirklichkeit sind auch bei diesen Tätern stark verbreitet, allerdings ohne dass es zur Ausbildung der für psychotische Erkrankungen typischen Wahnbildungen kommt.

Neben ausgeprägten sadistischen Neigungen fallen als weitere Anomalien vor allem schwer wiegende „moralische Defekte“ auf, die deutlich an die von Prichard in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgestellte, inzwischen als eigenständiges Krankheitsbild aus der psychiatrischen Diagnostik verschwundene, *moral insanity* erinnern. Das Überschreiten aller moralischen Grenzen und Konventionen zeigt sich in der Unfähigkeit, Mitleid oder Reue zu empfinden. „Wenn ein Psychopath tötet, empfindet er weder Gewissensbisse noch Schuldgefühle, da er kein Gewissen hat.“⁹ Das schließt keineswegs aus, dass er gewissenhaft seine Arbeit verrichtet, als treu sorgender Familienvater auftritt und zuweilen eine ungewöhnliche Sensitivität, etwa gegenüber seinen Haustieren, entwickeln kann.¹⁰ In dieser Hinsicht gibt es kaum Unterschiede zwischen psychopathischen Serienkillern und den kalten und sachlichen Bürokraten des Terrors wie Adolf Eichmann oder Rudolf Höß. Es muss aber der in der Täterforschung weit verbreiteten Einschätzung von Martin Broszat widersprochen werden, Ordnungsliebe, Pflichtbewusstsein, Tierliebe und moralisch getönte Innerlichkeit stünden im Gegensatz zu „Bösartigkeit“ und Sadismus.¹¹ In diesem Zusammenhang ist auch Vorsicht gegenüber Höß' Selbstetikettierung als „völlig normal“ geboten, wenn als Beleg der Hinweis erfolgt, er habe selbst neben seiner „Ausrottungsaufgabe“

8 Fink (Anm. 1), S. 75-85.

9 Bourgoïn (Anm. 6), S. 32. Vgl. Fink (Anm. 1), S. 78.

10 Vgl. Fink (Anm. 1), S. 79.

11 Vgl. Martin Broszat, Einleitung zu: ders. (Hg.), Rudolf Höß: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen, 8. Aufl., München 1981, S. 15.

ein „normales Familienleben“ geführt.¹² Bei dem Gefängnispsychologen Gilbert haben die gemeinsamen Gespräche mit Höß dagegen den Eindruck eines Mannes erweckt, „(...) der geistig normal ist, aber mit einer schizoiden Apathie, Gefühllosigkeit und einem Mangel an Einfühlungsvermögen, wie er kaum weniger extrem bei einem richtigen Schizophrenen auftritt.“¹³ Das bedeutet nicht, Höß und ähnlich strukturierte Täter zu Psychotikern zu stempeln, sondern dass gerade zur Aufrechterhaltung von Normalität paradoxerweise Spaltungs- und andere aus den Wahnkrankheiten bekannte psychische Mechanismen verwendet werden.¹⁴ Der vielfach erhobene Vorwurf, solche Positionen würden die NS-Täter unzulässig pathologisieren und damit den Nationalsozialismus insgesamt verharmlosen, ist unhaltbar.

Aufgrund der angedeuteten Merkmale und ihrer tiefenstrukturellen Verankerung wird der kriminelle Psychopath vielfach als Inkarnation des „absoluten Bösen“ gesehen. Bezeichnungen wie „Bestie“, „Monster“, „Ungeheuer“ usw. tragen dieser Dämonisierung Rechnung. Trotz der Anomalien lassen sich beim psychopathischen Verbrecher erstaunliche Berührungspunkte mit der so genannten „Normalität“ erkennen. Der Psychopath ist häufig intelligent, beruflich integriert und kann durchaus überzeugend den Anschein sozialer Anpasstheit erwecken. Er gilt als Meister der kontrollierten Imitation von Einfühlung und Mitmenschlichkeit. „Wenn er festgenommen wird, kann er mit seinem oberflächlichen Charme und seiner Wortgewandtheit Aufrichtigkeit und Gewissensbisse vortäuschen, um seine Ankläger irrezuführen.“¹⁵

Die Nähe zur Normalität zeige sich auch grundsätzlich, so Eugen Bleuler schon 1916 in seinem klassischen Lehrbuch der Psychiatrie, in der naturgemäß unscharfen Grenze, da die Psychopathie, die „(...) nur quantitative und sozial nachteilig sich auswirkende Varianten der gesunden Charaktere darstellt.“¹⁶ Ganz ähnlich beschrieb Kurt Schneider 1950 den Psychopathen als „charakterologischen Extremtypen eines nicht näher bestimmbareren Durchschnitts.“¹⁷ Hierzu gehört für Schneider alternativ, dass der Psychopath entweder selbst an seiner Abnormität leidet, oder dass unter seiner Abnormität die Gesellschaft leidet. – In sozialpsychologischer Hinsicht lässt sich bereits an dieser Stelle eine Schlussfolgerung ziehen: Für die gesellschaftliche Wirklichkeit totalitärer Regime und die strukturell ähnliche Realität des Krieges

12 Vgl. Gustave M. Gilbert, *Nürnberger Tagebuch*, Frankfurt/M., 1962, S. 251.

13 Ebd. S. 253.

14 Vgl. zum Phänomen der „Dopplung“ bei NS-Ärzten: Robert J. Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1978, S. 491 ff.

15 Fink (Anm. 1), S. 79.

16 Eugen Bleuler, *Lehrbuch der Psychiatrie*, 8. Auflage (umgearbeitet von Manfred Bleuler), Berlin/Göttingen/Heidelberg 1949, S. 392.

17 Zit. nach Fink (Anm. 1), S. 76.

ist diese Alternative Kurt Schneiders mehr oder weniger hinfällig. Unter ihrer Abnormalität leiden in erster Linie die Opfer, nicht aber die Gesellschaft oder die Psychopathen selber. Eine psychopathische Grundstruktur im hier angedeuteten Sinn verträgt sich gut mit Diktatur und Krieg als Gesellschaftszustand.

Paranoid ausgerichtete und offen sadistische Psychopathien kommen bei Tätern unter äußeren Extrembedingungen in großer Zahl vor bzw. werden erst systematisch unter ihnen hervorgebracht. Für Schorsch handelt es sich bei diesem Phänomen um die Herstellung eines passageren Sadismus, der unmittelbar in soziales Handeln eingehen kann. „Daß die Handelnden dann in der Regel nicht Perverse im klinischen Sinne sind, sondern, wie es scheint, ganz durchschnittliche Mitbürger, macht dieses Phänomen so bedrohlich.“¹⁸ Die kollektive Entfesselung von Destruktivität und Grausamkeit ist massenpsychologisch auch an die Ausnutzung dieser politisch und militärisch induzierten Formen von Psychopathie gebunden. Welche Anteile mitgebrachte Dispositionen haben und welche vorwiegend künstlich durch äußeren Druck erzeugt werden, ist unterschiedlich und muss im einzelnen untersucht werden. Die extreme Spannbreite der passageren Zurichtung der Subjekte zum Töten und zur Grausamkeit reicht von den genannten Verwaltungsfachleuten der Massenvernichtung bis hin zu den verrohten Sadisten, die etwa unter dem Stichwort „Berserker“ von Jonathan Shay am Beispiel traumatisierter Vietnam-Soldaten untersucht worden sind. Zum „Berserkertum“ gehört die subjektive Empfindung einer vorübergehenden, aber nachhaltig wirkenden Mutation zur „Bestie“. „Ich wurde zu einem verfluchten Tier. Ich fing damit an, Köpfe auf Pfähle zu speißen. Damit wollte ich diesen Scheißern eine Lehre erteilen.“¹⁹

Die überwiegende Mehrzahl der Exekutoren massenhaften Terrors, insbesondere ihre vermeintlichen Hintermänner, zählen allerdings nicht zur Gruppe dieser offenen Sadisten. Angesichts des objektiv herrschenden Irrsinns ist das allerdings auch nicht zwingend notwendig und wäre für den „reibungslosen Ablauf“ der Tötungsmaschinerien häufig sogar störend. Notwendig ist im Gegenteil vor allem eines: unter Aufrechterhaltung vorgegeblicher Normalität auch hier gut zu funktionieren. Aber das wiederum fällt vielen psychopathischen Persönlichkeiten durchaus leicht, um so mehr, berücksichtigt man

18 Schorsch (Anm. 4), S. 54.

19 Ein Vietnam-Veteran, zit. in Shay (Anm. 2), S. 127. Was unterscheidet eigentlich dieses Beispiel aus Vietnam von den Phantasien des perversen und grausamen Serienmörders Edmund Kemper, der auf die Frage, was er beim Anblick einer gutaussehenden Frau denken würde, antwortete: „Der eine Teil von mir sagt: Ich würde gern mit ihr reden und mich mit ihr verabreden. Der andere Teil von mir fragt: Wie würde sich wohl ihr Kopf, aufgespießt auf einem Holzpflock, machen?“ Zit. nach Fink (Anm. 1), S. 79. – Wer ist hier eigentlich „normal“ und wer ist „krank“?

eine vielfach übersehene Tatsache: „Sadismus ist nicht allein das Problem einzelner Devianter, einiger weniger Perverser und Kranker, weder eine Randerscheinung noch eine Rarität. Vielmehr gibt es eine Vielzahl von Hinweisen darauf, daß in einer breiten Schicht der Bevölkerung eine ständige Bereitschaft vorhanden ist, mit sadistischen Affekten zu reagieren oder sich von sadistischen Themen affizieren zu lassen.“²⁰ Sadistische und davon nicht zu trennende paranoide Reaktionsbereitschaften gehören in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen und unter wechselnden Vorzeichen sowohl zur „Normalität“ als auch zur „Pathologie“. Ohne ihre Mobilisierung ist die Dynamik von Massenmorden nicht zu erklären. Normalität und Pathologie vertragen sich grundsätzlich widerspruchsfrei und unauffällig insbesondere, wenn das gesellschaftliche Klima durch die komplette Umwertung aller bislang normativ geltenden Werte und Maßstäbe ins Gegenteil gekennzeichnet ist. Alle hier beschriebenen Erscheinungsformen von Tötungshandlungen verbindet unter dem Aspekt des Zusammenbruchs moralischer Gewissheiten ein entscheidender gemeinsamer Nenner: der Wunsch, die Bereitschaft und die Fähigkeit zu töten.

Zur Artspezifik menschlicher Grausamkeit

Allerdings macht die staatliche Aufhebung des Tötungstabus nicht automatisch aus halbwegs normalen Bürgern skrupellose Mörder. Mord- und Tötungsbereitschaft entstehen im Rahmen eines komplizierten Wechselspiels endogener und exogener Faktoren. Im Zentrum täterpsychologischer Untersuchungen steht die wesentliche Frage, wie man eigentlich zum Massenmörder wird, das heißt die Frage nach den „Strukturen und Mechanismen, die einen ‚ganz normalen Menschen‘ dazu bringen, bestimmte, angeblich zivilisatorisch, also sozial und psychisch verbürgte Hemmungen punktuell oder dauerhaft außer Kraft zu setzen?“²¹

Aber es existiert kein schlüssiger und insbesondere kein monokausaler Erklärungsansatz, der diese Frage umfassend beantworten könnte, kein universelles Schema einer Psychogenese und Psychodynamik von Tötungsde-

20 Schorsch (Anm. 4), S. 54. Für Schorsch lässt sich Sadismus als „Sexualisierte Destruktivität“ bestimmen, als „Ausdrucksform einer auf den anderen gerichteten destruktiven Dynamik, die sich triebhaft äußert und lustvoll entlädt.“ Ebd., S. 53. Dem entspricht Mitscherlichs Definition von Grausamkeit als „Lustgewinn aus den Leiden der Gefolterten.“ Alexander Mitscherlich, Thesen über Grausamkeit, in: ders., Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität. Vier Versuche, Frankfurt/M. 1969, S. 99.

21 Christian Schneider, Reinheit und Ähnlichkeit. Anmerkungen zum psychischen Funktionieren ganz normaler deutscher Massenmörder, in: Mittelweg 36, Heft 7 (1998), Heft 1, S. 21-30, hier S. 21.

likten. Es gibt, so die treffende Bemerkung von Claude Lanzmann in einem Interview über seinen Film Shoah, keine „harmonische Entstehungsgeschichte des Todes“ und, so lässt sich hinzufügen, keine des Tötens. Selbstverständlich müssen Einzelfälle genau unterschieden und die jeweiligen historischen, politischen und militärischen Konstellationen der objektiven Tatstrukturen und subjektiven Tätermerkmale differenziert betrachtet werden. Grundsätzlich aber, und da ist Lanzmann zuzustimmen, gibt es eine Grenze des Verstehens gegenüber dem Akt des Tötens an sich, eine Grenze, die nicht nur für die NS-Verbrechen und ihre historische Bewertung besteht. „Aber das erste Mal, das ist das Udenkbare! Das ist der Übergang zur Handlung: Wie ist es, wenn man tötet? (...) Für mich ist Mord, sei es nun Einzel- oder Massenmord, eine unbegreifliche Tat. (...) Die Nazis haben von Anfang an mit der Idee des Massenmordes gespielt; sie wollten töten. Aber zwischen dem Tötenwollen und der Tat ist ein Abgrund.“²²

Trotz dieser Grenze des Verstehens lassen sich unter sozialpsychologischer Perspektive zumindest ansatzweise einige übereinstimmende Muster, miteinander zusammenhängende Ursachenketten, vor allem aber ähnliche Mechanismen erkennen, die zur Entfaltung einer destruktiven Dynamik zählen. Dazu gehören die häufig fatalen Einflüsse äußerer, letztlich gesellschaftlich und politisch bestimmter Faktoren auf die humanspezifischen Aggressionspotenziale, ihre Ausprägung, ihre Kanalisierung und ihre Entfesselung. Hier muss an die schlichte, aber oft übersehene Tatsache erinnert werden, dass der Mensch grundsätzlich töten kann und er unter bestimmten inneren und entgegenkommenden äußeren Bedingungen dazu fähig, willens und in der Lage ist – zuweilen sogar mit Lust, zumindest aber mit narzisstischem Gewinn und zur Erfüllung der Selbsterhaltungs-Funktion.²³ Bereitwilliges Töten allein aus Pflichtgefühl und Unterordnung ist kaum vorstellbar. Für Alexander Mitscherlich stammt selbst der blinde und „machtvolle“ Gehorsam, mit dem die Mordaufträge der Nazis erfüllt wurden, aus „der unbewußte(n) Verführbarkeit zur Tötungslust.“²⁴

Mitscherlich betont immer wieder dieses artspezifische Tötungspotenzial des Menschen und hebt deshalb die Notwendigkeit seiner zivilisatorischen Eingrenzung hervor: „Die präsozial gebliebene, weil durch Abwehrmecha-

22 François Gantheret, Das Aussetzen der Erinnerung. Ein Gespräch mit Claude Lanzmann, in: *Psyche* 42 (1988), S. 242-257, hier S. 252.

23 Ich teile nicht die verbreitete Auffassung, wonach persönliche Affektlagen (Angst, Lust, Hass usw.) und irrationale ideologische Einflüsse keine oder nur eine geringe Rolle in der Motivationskette bei der kollektiven und individuellen Aufhebung der Tötungshemmung spielen. Hierauf wird noch einzugehen sein.

24 Alexander Mitscherlich, Von der Absicht dieser Chronik, in: ders./Fred Mielke (Hg.), *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*, Frankfurt/M. 1962, S. 9.

nismen bloß niedergehaltene, nicht im sozialisierten Charakteranteil integrierte Aggression wird immer zu eruptiven Äußerungen bereit bleiben. (...) Mit Mühe gelingt es, durch die gesellschaftlichen Wertordnungen jene Tötungshemmung herzustellen, die vielen höheren, in Gruppen lebenden Tieren angeboren ist, dem Menschen aber fehlt.²⁵ Ganz im Sinne der Kulturtheorie Freuds besteht für Mitscherlich die Hauptaufgabe der Kultur darin, „die rücksichtslose Asozialität unserer Triebanlagen“ zu zügeln und unter den Bedingungen der Mitmenschlichkeit in soziales Verhalten zu transformieren. „Aber die sittlichen Normen sind ein Gebäude, das weiterhin auf vulkanischem Boden ruht“, und so zeigten für Mitscherlich die von ihm und Mielke im Nürnberger Ärzteprozess dokumentierten Untaten „ungezügelter und zugleich bürokratisch-sachlich organisierter Lieblosigkeit, Bosheit und Mordgier“, dass Menschen zwar nicht als „Monstren“ zur Welt kommen, aber sie ihre „erworbenen Fähigkeiten der Menschlichkeit narkotisch“ lähmen und in eine „weltzerstörerische Triebblut“ zurücksinken können.²⁶

Mitscherlichs anthropologische Konzeption der vorgesellschaftlichen Archaik menschlicher Triebregungen ist problematisch. Sein Konstrukt des „aggressiven Triebüberschusses“ geht noch über Freuds Aggressionsmodell hinaus. Allerdings ist aus psychoanalytischer Sicht unter „Trieb“ keine ungeformte biologische Entität, sondern immer schon „Triebschicksal“ zu verstehen ist. Und Triebschicksal ist letztlich gesellschaftlich überformtes Lebensschicksal. Dennoch ergibt sich aus Mitscherlichs (und Freuds) These über die im Individuum errichteten, fragilen Tötungshemmungen eine Schlussfolgerung, der zuzustimmen ist: Selbst eine einigermaßen gelungene, humanitär gesinnte Sozialisation stellt noch keine Garantie für die Immunisierung gegen ein mögliches Absinken in Bestialität dar. „Offensichtlich reicht,“ so die treffende Pointierung Peter Brückners, „was als Sozialisation in der frühen Kindheit beschrieben worden ist, nur dann lebensgeschichtlich als einmal erworbene Hemmung aus, wenn die je situativen und aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen solche erworbenen Hemmungen verstärken oder wenigstens gleichsinnig stützen.“²⁷ – Totalitäre Regime, Militär und Krieg erfüllen umgekehrt auf extreme Weise die äußeren Rahmenbedingungen für legitimes Morden unter Aufhebung des Tötungstabus. Nicht nur die Hauptursache für die Erzeugung von Tötungsbereitschaft, sondern auch eine der wichtigsten Quellen für die Entwicklung menschlicher Grausamkeit liegt an den objektiven gesellschaftlichen Faktoren, denn: „Ist Gewaltanwendung

25 Alexander Mitscherlich, Die Vorurteilskrankheit. Einleitung zum Thema, in: *Psyche* 16 (1962), S. 241-245, hier S. 242f.

26 Mitscherlich, *Medizin ohne Menschlichkeit* (Anm. 24), S. 7.

27 Peter Brückner, *Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus. Sozialpsychologie der antiautoritären Bewegung I*, Frankfurt/M. 1972, S. 35.

von der Gesellschaft legitimiert, wird das Morden leicht, und die Greuelthaten eskalieren.“²⁸

Für Freud gehören die Einflüsse des Krieges zu jenen Mächten, welche eine Regression des Menschen auf die Stufe primitiver und antisozialer Triebregungen bewirken.²⁹ Entsetzt über die massenhaft entfesselte Grausamkeit, gab er bereits kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs seine doppelte Enttäuschung in *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* zum Ausdruck: die Enttäuschung über die „geringe Sittlichkeit der Staaten“ und über die „Brutalität im Benehmen der Einzelnen“. Der Krieg entfessele Kräfte, die im zivilen Leben unter dem Firnis sittlicher Tugendhaftigkeit nur unzureichend verborgen werden. Mit der staatlich verordneten Aufhebung des Tötungsverbots höre auch „die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Roheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte.“³⁰ Angesichts der Ubiquität menschlicher Grausamkeit nicht unterhalb oder gegen die Zivilisation, sondern auf ihrer höchstentwickelten Stufe zieht Freud den pessimistischen Schluss, in Wirklichkeit gebe es gar keine Ausrottung des Bösen und gerade „die Betonung des Gebots: Du sollst nicht töten, macht uns sicher, dass wir von einer unendlich langen Generationsreihe von Männern abstammen, denen die Mordlust, wie vielleicht noch uns selbst, im Blute lag.“³¹

Freuds evolutionstheoretische Ableitung des „primitiv-Seelischen“ ist problematisch und bricht mit seinen übrigen triebtheoretischen Grundannahmen, in denen weniger die triebhafte Verfassung des „Urmenschen“ in uns, sondern die Rolle der objektgerichteten Affekte (Angst, Liebe, Hass) zwischen Individuen und Großgruppen im Mittelpunkt steht. Aber lässt sich die notwendige Kritik an Freuds (und Mitscherlichs) Anthropologisierungen in Fragen der historischen und politischen Unausrottbarkeit des Bösen soziologisierend einfach umkehren? Reicht es aus zu sagen, jeder Mensch kann durch die bloße Erteilung von Morderlaubnis bzw. Mordaufträgen problemlos, also allein durch den Druck äußerer Verhältnisse dazu gebracht werden zu töten – und das bereitwillig, wiederholt und sogar massenhaft? Da das

28 Chaim F. Shatan, Militarisierte Trauer und Rachezeremoniell, in: Peter Passett / Emilio Modena (Hg.), *Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht*, Basel / Frankfurt/M. 1983, S. 220-249, hier S. 228.

29 Vgl. Sigmund Freud, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, Frankfurt/M. 1994, S. 147. „Aber die primitiven Zustände können immer wieder hergestellt werden; das primitive Seelische ist im vollsten Sinne unvergänglich.“ Ebd., S. 146.

30 Ebd., S. 140; vgl. Christian Schneider, Zur Artspezifität des Mordes. Zivilisation und menschliche Destruktivität in der Theorie Sigmund Freuds, in: *Mittelweg* 36, (1994) 6, S. 26-37.

31 Ebd., S. 157. „Der Mord gehört demnach zur Gattungsausstattung des Menschen.“ Ebd., S. 33.

möglich scheint, stellt sich umso dringlicher die Frage nach der Dignität solcher äußeren Bedingungen und deren Zusammenspiel mit den psychischen Mechanismen, die am Zustandekommen von Mord und Massenmord beteiligt sind. Für Reemtsma heißt das: „Es gibt zu wenig, was dafür spricht, der Mensch sei eigentlich gewaltabstinent und müsse durch soziale Tricks zur Gewalttätigkeit geführt werden, zu wenig aber auch dafür, er sei zur Gewalttätigkeit geneigt und diese Neigung müsse durch allerlei Maßnahmen reduziert und stets im Zaum gehalten werden.“³² – Die Bereitschaft und die Fähigkeit zur „innerartlichen“ Gewalt und Zerstörung gehören zum humanspezifischen Potential. Sozialpsychologisch relevant sind hier aber besonders die weitgehend unbewussten Mechanismen, die in der Verzahnung subjektiver und objektiver Gegebenheiten wirksam sind, weniger dagegen ein biologisch angelegtes aggressives Triebpotenzial, nach dem zu suchen unweigerlich in die Sackgassen der vergleichenden Verhaltensforschung von Konrad Lorenz führt. – Damit lässt sich an dieser Stelle der unterbrochene Faden über das Verhältnis von Normalität und Pathologie bei den Tätern und die Frage nach der Irrationalität ihrer Taten wieder aufnehmen. Bedeutet das Außerkraftsetzen der Tötungshemmung eine vorübergehende oder eine dauerhafte Pathologisierung der Subjekte, nachdem sie zu ausführenden Organen einer politisch oder militärisch erzwungenen Mordmaschinerie gemacht wurden? Oder konnte die Normalität des Einzelnen aufrechterhalten werden, da das Morden alltäglich und zur Norm erhoben wurde?

Normalpathologie und pathologische Normalität

Die Betonung der (vorgeblichen) „Normalität“ von NS-Tätern, Kriegsverbrechern und anderen Massenmördern hat gegenüber pauschal pathologisierenden Täterzuschreibungen einen großen Erkenntniszuwachs in der historischen und psychologischen Täterforschung erbracht, hat sich allgemein durchgesetzt und vereint selbst heterogene Ansätze, wie die der Historiker Goldhagen und Browning. Das Normalitäts-Paradigma greift aber zu kurz, wenn der Begriff nicht weiter ausgeführt und hinterfragt wird.³³ Eine diffe-

32 Jan Philipp Reemtsma, Tötungslegitimationen. Die mörderische Allianz von Zivilisation und Barbarei, in: Gertrud Koch (Hg.), Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung, Köln 1999, S. 85-103, hier S. 85. Vgl. Schneider (Anm. 21), S. 21-30.

33 Eine systematische Auseinandersetzung mit der sozialwissenschaftlichen Bedeutung des Begriffs *Normalität* findet sich unter diskursanalytischer Perspektive bei Jürgen Link, Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen / Wiesbaden 1999; vgl. Thomas Rolf, Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts, München 1999; Ute Weinmann, Normalität im wissenschaftlichen Diskurs verschiedener Fachdisziplinen, in: Ulrike Schildemann (Hg.), Normalität, Behinderung und Geschlecht. Ansätze und Perspektiven der Forschung, Opladen 2001, S. 17-41; vgl. auch

renzierte Auseinandersetzung schließt notwendigerweise auch das Einlassen auf klinisch-psychiatrische Diagnostiken hinsichtlich ihrer sozialpsychologischen Bedeutungen ein, ohne damit die Täter automatisch zu pathologisieren. Die Etikettierung als „normal“ ist besonders dann problematisch, wenn sie alternativ und gegensätzlich zu „Abnormalität“, „Pathologie“ „sadistischer Abweichung“ usw. gedacht und wird.³⁴

Für die Bestimmung des Verhältnisses von Normalität und Pathologie sind zwei Erkenntnisse Freuds wichtig und in der täterpsychologischen Diskussion stärker als bisher zu berücksichtigen: Erstens weist Freud am Beispiel der Träume und Fehlleistungen auf die grundsätzliche Übereinstimmung zwischen normalen und pathologischen Mechanismen in der Arbeitsweise der psychischen Persönlichkeit hin. Diese Kongruenz entkräftet den pauschalen Vorwurf gegenüber der Psychoanalyse, sie pathologisiere Phänomene außerhalb ihres klinisch-therapeutischen Rahmens in unzulässiger Weise. „Man kann der Psychoanalyse nicht vorwerfen, daß sie am pathologischen Material gewonnene Einsichten auf das normale überträgt. Sie führt die Beweise hier und dort unabhängig voneinander und zeigt so, daß normale, wie sogenannte pathologische Vorgänge denselben Regeln folgen.“³⁵ Zu diesen Mechanismen seelischer Tätigkeit gehören auch die Isolierung, die Abspaltung und die Projektion. Sie dienen der Abwehr unlustvoller oder psychisch nicht zu integrierender innerer oder äußerer „Reize“ und gelten in der Frühzeit der lebensgeschichtlichen Entwicklung als durchaus normaler Modus im Umgang mit der Wirklichkeit. Sie sollten im Laufe der Persönlichkeitsentwicklung einigermaßen erfolgreich, in sozialverträgliche Wahrnehmungs- und Interaktionsmuster überführt werden. Aber das gelingt offenbar nur annäherungsweise.

An dieser Stelle fügt sich die zweite Erkenntnis Freuds über die Verbindung des Pathologischen zum Normalen ein: „Das Ich (...) muß ein normales Ich sein. Aber ein solches Normal-Ich ist, wie die Normalität überhaupt, eine Idealfiktion. Das abnorme, für unsere Absichten unbrauchbare Ich ist leider keine. Jeder Normale ist eben nur durchschnittlich normal, sein Ich nähert sich dem des Psychotikers in dem oder jenem Stück, in größerem oder ge-

Arno Gruen, *Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität*, München 1987.

- 34 Vgl. Helmut Bach / Michael Heine, Pseudonormalität und „Normalpathologie“, in: Helmut Bach (Hg.): *Der Krankheitsbegriff in der Psychoanalyse. Bestimmungsversuche auf einem Psychoanalytiker-Kongreß der DGPP*, Göttingen 1980, S. 11-35. Eine klassische Arbeit über das Verhältnis von Normalität und Pathologie in der Medizin und den Verhaltenswissenschaften ist von Georges Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische*, München 1974. Eine ethnopsychanalytische Untersuchung der kulturellen Dimension psychischer Erkrankung findet sich bei Georges Devereux, *Normal und anormal. Aufsätze zu einer allgemeinen Ethnopsychiatrie*, Frankfurt/M. 1974.
- 35 Sigmund Freud, *Das Interesse an der Psychoanalyse*, G.W. VIII, S. 392.

ringerem Ausmaß (...).³⁶ Die Grenze zwischen Normalität und Pathologie ist also fließend. Auch aus dieser, zunächst neurosenätiologischen These folgt, dass pathologische Einsprengsel bis hin zu Elementen psychotischer Reaktionsbereitschaften zum Kernbestand auch der halbwegs normalen Persönlichkeiten, ihrer Wahrnehmungsorganisation und ihres Affekthaushalts gehören.

In Zeiten ausweglos erscheinender Konflikte und zugespitzter innerer und äußerer Krisen kann auf diese Spaltungs- und Projektionsmechanismen zurückgegriffen werden, und die Menschen bedienen sich regressiv einer primitiven Weltansicht, die anscheinend nur unzureichend überwunden worden ist. Diese Mechanismen können ideologisch aufgegriffen, massenpsychologisch verstärkt und in politisch erwünschte Handlungsbahnen überführt werden. Der drohende „Rückfall in die Barbarei“ bedeutet keinen wirklichen Rückfall in eine angeblich vorzivilisierte Zeit, sondern die Kultivierung eines zum Normalen gehörenden humanspezifischen Potenzials. Die Normalpathologie des einzelnen verträgt sich durchaus mit der Beteiligung an Massenmorden.³⁷

Auf dem zweiten *Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte* im Oktober 2001 wurde die Frage nach der „Normalität“ der NS-Verbrechen thematisiert und in einem Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter der fragwürdigen Alternative, ob es sich bei den nationalsozialistischen Tätern um „ganz normale Männer“ oder um „fanatische nationalsozialistische Weltanschauungskrieger“ gehandelt habe, diskutiert.³⁸ Durch den Beitrag von Klaus-Michael Mallmann lassen sich einige der gängigen Annahmen über die persönlichen Motive und den ideologischen Hintergrund von NS-Tätern am Beispiel der Sicherheitspolizei und ihrer Rolle bei der Judenvernichtung korrigieren. Mallmann schätzt den Anteil von „Exzesstätern“ auf etwa fünfzig Prozent. „Exzesstaten“ lassen sich in Herbert Jägers klassischer Tätertypologie von „Befehlstaten“ und „Initiativtaten“ dadurch unterscheiden, dass sie ohne Befehl, aus eigenem Antrieb erfolgen. Von „normalen“ Indi-

36 Sigmund Freud, *Die endliche und die unendliche Analyse*, G.W. XVI, S. 80. Klinisch-therapeutisch ist es selbstverständlich notwendig, am Krankheitsbegriff festzuhalten. „Auch wenn der Unterschied von ‚Normalität‘ und ‚Pathologie‘ ein gradueller ist, gibt es (...) einen Umschlagpunkt, an dem die graduellen Unterschiede zu qualitativen Differenzen werden. Wird dies nicht beachtet, dann gibt man das Konzept des Pathologischen preis und verwechselt es mit einer Allerweltsproblematik.“ Eberhard Schorsch, *Versuch über Sexualität und Aggression*, in: ders., (Anm. 4), S. 153.

37 Vgl. Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989*, Bonn 1996; Jason Weber, *Normalität und Massenmord. Zur Sozialpsychologie von NS-Täterschaft am Beispiel von Otto Ohlendorf*, Hannover 1999 (Diplomarbeit).

38 Vgl. Thomas Köhler, *Das können wir auch allein. Wie wird der Massenmord normal? Eine Tagung in Dachau*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 22. Okt. 2001, S. 48.

vidualverbrechen unterscheiden sie sich jedoch dadurch, dass sie kriminologisch an bestimmte Umweltverhältnisse – totalitäre Herrschaft, kollektiven Terror, politisch-ideologische Massenindoktrination, Veränderungen der sozialetischen Wertvorstellungen, Beschränkungen der Strafrechtspflege – gebunden sind. Man könnte sie deshalb als individuelle Taten in kollektiven Ausnahmezuständen kennzeichnen.³⁹

Viele Taten der Sicherheitspolizei entwickelten sich laut Mallmann entsprechend dieser Typologie aus lustbetonter Eigeninitiative. „Die Täter waren weder Automaten noch Marionetten oder Befehlsempfänger, sondern sie drückten dem Holocaust ‚ihren eigenen Stempel‘ auf,⁴⁰ Die Einsatzgebiete im Osten hätten als eine Art „Eldorado bisher unerfüllter Sehnsüchte“ gegolten, in denen die Ideologie des „Herrenmenschentums“ von SS und Teilen der Wehrmacht ausgelebt werden konnte. „Grausame Szenarien entwickelten sich: Polizisten betrinken sich, dringen nachts in das unbeleuchtete Ghetto ein und schießen wahllos um sich. Es wurde geprügelt, geplündert, vergewaltigt und gemordet.“⁴¹ – Handelt es sich bei „Exzesstätern“ dieses Typs tatsächlich um „ganz normale Männer“ (Browning), um „ganz gewöhnliche Deutsche“ (Goldhagen), um „Durchschnittstäter“⁴² oder um „kleinbürgerlich-normale Menschen“ (Broszat), denen es gelungen ist, ihre Normalität trotz, oder vielleicht gerade wegen der Akte grausamer Menschenzerstörung aufrechtzuerhalten?

Der Eindruck von „Banalität“ (H. Arendt), Sachlichkeit und Durchschnittlichkeit vieler Täter in ganz unterschiedlich exponierten Stellungen und Graden der Tatbeteiligung bedeutet nicht die Abwesenheit von Irrationalität und Abnormität. Auch bei den gewissenhaften Bürokraten des Terrors, die sich angeblich selbst nie die Hände schmutzig gemacht haben, sieht Irmtrud Wojak keinen Widerspruch zwischen „Erfüllungstätern“ und „Überzeugungstätern“. In ihrem Buch *Eichmanns Memoiren* belegt sie eindrucksvoll, dass der Deportationsspezialist im Reichssicherheitshauptamt nicht nur ein gehorsamer Verwaltungsfachmann, sondern auch ein fanatischer Nationalsozialist und ein rabiater Antisemit gewesen ist. Eichmann bekannte sich auch nach dem Krieg noch leidenschaftlich zu seinem Judenhass und äußerte sein Bedauern darüber, dass es unter seiner Regie nicht gelungen sei, sämtliche Juden Europas zu vernichten. Die sogenannten „Sassen-Interviews“ aus

39 Herbert Jäger, Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Studien zur nationalsozialistischen Gewaltkriminalität, Olten 1967, S. 22, Klaus Michael Mallmann, „Mensch, ich feiere heute meinen tausendsten Genickschuß“. Die Sicherheitspolizei und die Shoah in Westgalizien, in: Gerhard Paul (Hg.), Die Täter der Shoah: Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen 2002, S. 109-136..

40 Köhler (Anm. 38).

41 Ebd.

42 Vgl. Christian Gerlach (Hg.), „Durchschnittstäter“. Handeln und Motivation, Berlin 2000.

Argentinien und seine autobiographischen Notizen aus dem israelischen Gefängnis zeigen, „daß Eichmanns bedingungsloser Befehlsglaube und sein Funktionsethos ohne persönliche und ideologische Motive nicht denkbar sind.“⁴³ Diese Tatsache wird in der Täterforschung weitgehend ausgeblendet, wie überhaupt die Subjektivität der Verbrecher den objektiven gesellschaftlichen und politischen Strukturen weitgehend untergeordnet wird. Fatalerweise wird damit die nachträgliche Rechtfertigung vieler Täter, so auch die Eichmanns, sie seien nichts weiter als ein bloßes Rädchen im Massenvernichtungsapparat gewesen, auch noch wissenschaftlich sanktioniert.

Massenhaftes und grausames Töten ist grundsätzlich ohne irrationale, ideologische und affektive Antriebe unmöglich. Ohne den kollektiv entfesselten Hass auf die Juden und auf die nach ihrem Vorbild zu „Unter-“ oder „Nicht-Menschen“ deklarierten Mitbürgerinnen und Mitbürger ist die gesamte Mordmaschinerie und damit die Einbindung des Einzelnen in diese Maschinerie völlig unerklärbar. Der in geregelte und deshalb normal erscheinende Verwaltungstätigkeit umgesetzte Vernichtungsantisemitismus lieferte gleichsam die Absolution zur Normüberschreitung.⁴⁴ Dies erleichterte die allgemeine Aufhebung der Tötungshemmung und gleichzeitig den Rückgriff auf archaische, irrationale Persönlichkeitsanteile, deren Neuzusammenset-

43 Irmtrud Wojak, Eichmanns Memoiren. Ein kritischer Essay, Frankfurt/M. 2001, S. 80. Die These, dass ideologische Verblendung, Menschenverachtung und Hassbereitschaft bei den nationalsozialistischen Führern, den Funktionseliten und schließlich auch bei den Exekutoren vor Ort nicht nur verbreitet, sondern konstitutive Voraussetzung ihrer Verbrechen gewesen waren, ist nicht neu, wird aber in der Täterforschung systematisch vernachlässigt. Schreibtischtäter wie Eichmann lassen sich zwar nicht als monströse Massenmörder dämonisieren. Aber umgekehrt handelt es sich beim gängigen Bild eines nüchternen Verwaltungsfachmanns, dessen Motive nicht über Kadavergehorsam und Karrierismus hinausgegangen und der ansonsten den übergeordneten Zielen seiner Tätigkeit gegenüber vollkommen leidenschaftslos aufgetreten sei, um eine bequeme Legende. Zur Bestätigung des fanatischen Antisemitismus Eichmanns und seiner Mitarbeiter vgl. Yaacov Lozowick, Hitlers Bürokraten, Eichmann, seine willigen Vollstrecker und die Banalität des Bösen, Zürich 2000.

44 Die Annahme, der Holocaust ließe sich ohne systematische Berücksichtigung des Antisemitismus rational erklären, ist absurd. Daran unter konsequent täterpsychologischer Perspektive zu erinnern, macht das Verdienst von Goldhagen aus: Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996. Die von ihm selbst legitimierte Schlichtheit und Monokausalität seines Ansatzes, vor allem aber seine anthropologisierende „Entlarvung“ aller Deutschen als eliminatorische Antisemiten, deren Vernichtungsbereitschaft vom Hitler-Regime gleichsam auf Knopfdruck angeschaltet wurde, ist dagegen unhaltbar. Seine psychologisch naive Ableitung der „Extermination“ der Juden aus kulturell-kognitiven Bildern reduziert komplexe psychosoziale Prozesse auf Vorgänge von „kulturinterner Rationalität“ und bestätigt damit fatalerweise gerade die täterpsychologisch verbreitete Überbetonung von Rationalität und Sachzwanglogik eilfertiger Bürokraten; vgl. Karola Brede / Alexander C. Karp, Eliminatorischer Antisemitismus: Wie ist die These zu halten? In: Psyche 51 (1997), S. 606-628.

zung, Verstärkung und schließlich den handlungsbestimmenden Ausbruch unter destruktivem Vorzeichen. Das schließt die Mobilisierung nicht nur von sadistischen, sondern auch von wahnhaften Strukturen und Mechanismen ein, ohne dass die Individuen dabei einen kompletten psychotischen Realitätsverlust erleiden müssen. Unter Einbeziehung dieser Verbindungen zwischen Wahn und Normalität lassen sich abschließend noch einmal die „psychopathischen“ und die „passageren“ Massenmörder unter zivilen und unter totalitären bzw. unter Kriegsbedingungen miteinander vergleichen.

Kollektiver Wahn und paranoide Kampfhaltung des Einzelnen

Die Psychopathie des einzelnen „zivilen“ Massenmörders ist eng damit verbunden, dass er sein pathologisches Hasspotenzial privateigentümlich und sozial isoliert in eine Form gießt, die im Militär und unter Kriegsbedingungen legal und systematisch erzeugt und verstärkt wird. Eines der wichtigsten gemeinsamen Merkmale ist die Entwicklung einer paranoid getönten Wahrnehmungsverzerrung und einer damit einhergehenden abwehrbereiten Kampfhaltung gegenüber tatsächlichen oder vermeintlichen Bedrohungen. Eine der wichtigsten Triebfedern der soldatischen Kampfbereitschaft ist die Umwandlung von Angst, Wut und Hass in Destruktivität unter paranoidem Vorzeichen. Auch dieser pathologische Mechanismus sowie das dahinter stehende affektive Potential, zeigen eine deutliche Verbindung zu „normalen“ seelischen Vorgängen. Die Bereitschaft, wie mit einem „bedingten Reflex“ paranoid und destruktiv zu reagieren, gehört zur Grundausstattung von Normalmännlichkeit unter den gegebenen kulturellen Bedingungen und tritt vor allem während der Adoleszenz zur Abwehr innerer und äußerer „Gefahren“ verstärkt in den Vordergrund. Der befürchteten eigenen Zerstörung soll durch einen Angriff, gleichsam in einem Akt „putativer Notwehr“, zuvorgekommen werden.⁴⁵ Der Ausgang der Adoleszenz ist offen. Auf diesem Hintergrund ist es kein Zufall, dass der Militärdienst stattfindet, bevor das Jugendalter mit seinen typischen Krisen überwunden worden ist. In den Augen von Militärausbildern gelten Jugendliche nur bis ca. zwanzig Jahren noch als formbar.

Das Antrainieren einer paranoid-destruktiven Grundhaltung gehört nicht nur zu den Ausbildungszielen für die einzelnen Soldaten, sondern bestimmt

45 Die projektive Abwehr männlicher Jugendlicher richtet sich vor allem auf die unbewusst mit „bedrohlicher“ Weiblichkeit assoziierten Ängste vor Schwäche und Fremdheit. Das ist einer der Gründe für die Waffen- und Gewaltfaszination, sowie für die Anfälligkeit von Jungen für Ideologien der Ungleichheit, worin sie sich allerdings nicht sonderlich von Mädchen unterscheiden; vgl. Rolf Pohl, Geil auf Gewalt. Über Liebe, Haß und Größenwahn bei männlichen Jugendlichen, in: Pro Familia Magazin (1993) 4, S. 10-13.

das Klima des Militärs und die Wirklichkeit des Krieges insgesamt. Dieser Nähe zur Paranoia wegen begreift Robert Waelder den Krieg als eine „Massenpsychose“. Auffälligstes pathologisches Kennzeichen des Krieges, das einen Vergleich mit den klinischen Psychosen möglich macht, ist für Waelder das weitgehend vollständige Versagen der Realitätsfunktion und der Realitätsprüfung: Einmal etabliert, ist der „echte“ Wahn nahezu unkorrigierbar. Das gilt in besonderem Maße für die Paranoia und ihr spezifisches Aggressionspotential gegenüber den konstruierten Verfolgern. „Bei jenen Massenpsychosen, die wir hier im Auge haben, im Krieg, bilden sich etwa Vorstellungen über den Feind, die manchmal ebenfalls wahnhaft sind und so wie Wahnideen eine Weile unkorrigierbar bleiben.“⁴⁶ Die Unterwerfung unter diesen kollektiven Wahn ist eine unerlässliche Bedingung für die Kampffähigkeit der Soldaten und die ungehemmte Entladung zerstörerischer Aggressionen im Kriegseinsatz. Dabei gilt weder der psychotische Kosmos des Gesamtsystems noch der einzelne Soldat als „krank“ oder „anormal“, im Gegenteil. Die Partizipation an einem Massenwahn führt zu einem künstlich induzierten, aber in der Regel nur vorübergehenden wahnähnlichen Zustand, nicht aber zu einer ausgebildeten Psychose im psychiatrischen Verständnis. „Jeder einzelne von ihnen ist psychisch normal, soweit man von psychischer Normalität einer großen Zahl von Menschen überhaupt sprechen kann. Sie sind auch als einzelne zugänglich und kontaktfähig und benehmen sich außerhalb des Systems, das in der Massenpsychose herrscht, nicht anders als sonst normale Menschen.“⁴⁷

Wie gelingt es dem Militär, diese Partizipation an einem kollektiven Wahnsystem zu organisieren und halbwegs „normale“ Männer in kampfberbereite Teile einer tötenden Makromaschine zu verwandeln? Für Kurt Eissler handelt es sich um einen tiefgreifenden Umwandlungsprozess, der bereits während der Rekrutenausbildung beginnt. Er setzt nicht nur am Körper an, der unter die vollständige Kontrolle des Militärs gebracht werden soll, sondern vor allem an der „Seele“ des Rekruten, d.h. an den mitgebrachten Formen persönlicher und sozialer Identität. „Das Opfer kommt sich dann so vor, als wohne es seiner eigenen Exekution bei, ohne jedoch den Zustand des Todes zu erreichen.“⁴⁸ Die Metamorphose durch Disziplinierung und Drill setzt

46 Robert Waelder, Ätiologie und Verlauf der Massenpsychosen. Einige soziologische Bemerkungen zur geschichtlichen Situation der Gegenwart, in: ders., Ansichten der Psychoanalyse. Eine Bestandsaufnahme, Stuttgart 1980, S. 251.

47 Ebd., S. 141f. Zu Militär und Krieg gehören auch Ausnahmen von dieser Regel. „Freilich finden wir in der Masse in geringerer Zahl auch jene an der Grenze der Psychose Stehenden, die nicht vollends geisteskrank sind und die in der Massenpsychose ihre letzte Zuflucht vor dem völligen Versinken in die individuelle Psychose suchen.“ Ebd., S. 142.

48 Kurt R. Eissler, Die Seele des Rekruten. Zur Psychopathologie der US-Armee, in: Kursbuch 67 (1982), S. 12.

sich gegen die Individualität des Einzelnen, seine bisher geltenden moralischen Maßstäbe und selbst gegen seine elementaren Selbsterhaltungsinteressen durch. In einer Atmosphäre massiver, angstauslösender Feindseligkeit, die von Unfreiheit und fortgesetzten Zwängen geprägt ist, wird die Ich-Identität zerstört und in eine loyale, tötungsbereite Gruppen-Identität überführt.⁴⁹ Es findet eine radikale Verwandlung des bislang geltenden „Zivil-Ichs“ in ein „Militär-“ und schließlich ein „Kriegs-Ich“ statt, bei dem psychoseähnliche Abwehr- und Reaktionsbereitschaften vorherrschen.

Nun lässt sich deutlicher als bisher erkennen, mit welchen psychologischen Mitteln die nach wie vor rätselhafte Aufhebung der Tötungshemmung unter militärischen Bedingungen erreicht wird. Hauptangriffspunkt der militärischen Disziplinierung ist das individuelle Über-Ich, jener äußerst mühsam errichtete innerpsychische Zensor und Regulator, der nicht nur Träger des Gewissens, sondern gleichzeitig eine mehr oder weniger tyrannische Instanz ist, die einen Großteil der angelegten Aggressionspotenziale strukturell bindet. „Jede Schwächung der Über-Ich-Funktion führt daher zu einer Entbindung aggressiver Tendenzen gegen die Außenwelt, die zuvor innerpsychisch zwischen Ich und Über-Ich gebunden waren.“⁵⁰ Damit nun die freigesetzten und durch Schikane verstärkten Aggressionen nicht gegen die Peiniger aus den eigenen Reihen, die Ausbilder und Vorgesetzten, sondern auf den gemeinsamen äußeren Feind gerichtet werden, erfolgt unter dem Druck der militärischen Disziplin die Externalisierung des Über-Ichs und seine Übertragung auf den militärischen Führer, der nun als eine Art „Über-Ich in Uniform“ mit neuen Normen, Wirklichkeitsbezügen und tyrannischer denn je fungiert. An die Stelle des individuellen Gewissens ist der Führerbefehl getreten. Nach der Ent-Individuation macht dieser Mechanismus aus den einzelnen Soldaten eine homogene, gehorsamsbereite Gemeinschaft.⁵¹

49 „Der Rekrut gibt seine persönliche Identität zugunsten der kollektiven Identität seiner militärischen Einheit auf. Er nimmt die *paranoide Kampfhaltung* als seine Art des In-der-Welt-Seins an, als sein neues ‚Realitätsprinzip‘.“ Chaim F. Shatan, „Zivile“ und „militärische“ Realitätswahrnehmung. Über die Folgen einer Absurdität, in: *Psyche* 35 (1981), S. 557-572, hier S. 564f.

50 Ernst Simmel, *Kriegsneurosen*, in: ders., *Psychoanalyse und ihre Anwendungen*. Ausgewählte Schriften, Frankfurt/M. 1993, S. 209.

51 Diesen zentralen Mechanismus innerhalb organisierter Gruppen mit Führern hat Freud am Beispiel von Kirche und Heer systematisch untersucht und in die berühmte massenpsychologische Formel gefasst: „Eine solche primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben.“ Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, G.W. XIII, S. 128. Zum Zusammenhang von erzwungener „Regression zu völlig passivem Gehorsam“ und der Ersetzung des Über-Ichs durch Identifikation mit dem idealisierten „Superkiller“ beim Militär vgl. Alexander Mitscherlich, *Aggression – Annäherung an das Thema vom Alltag her*, in: ders., *Idee* (Anm. 20), S. 32.

Die Ersetzung des individuellen Über-Ichs durch ein kollektiv geltendes Führerprinzip ist für die Enthemmung von Aggression, Grausamkeit und Tötungsbereitschaft grundlegend, reicht allerdings als psychologische Erklärung nicht aus. Es treten zwei weitere Mechanismen der militärischen Disziplinierung hinzu, mit der die These vom psychotischen Charakter der soldatischen Lebenswelt erneut bekräftigt wird. Der eine greift zentral in die Wahrnehmungsorganisation, der andere in den Affekthaushalt ein. *Erstens*: Zum „Militär-Ich“ gehört die Bindung an eine übergeordnete Idee und damit die Rationalisierung der „pathischen Projektion“ (Adorno). Das Töten auf Befehl wird erleichtert, wenn die Menschen ihre Taten als moralisch gerechtfertigt sehen und in ihrem projizierten Wahn glauben, aus kollektiver und individueller Notwehr zu handeln.⁵² *Zweitens*: Die Affektlage unter der neuen militärischen Realität besteht aus einer radikalen Triebentmischung von Sexualität und Aggression und einer Aufspaltung der vorherrschenden Liebes- und Hassregungen. Die freigesetzte Aggression wird zusammen mit Hassbereitschaft kanalisiert und auf den äußeren, als Verfolger wahrgenommenen Feind gerichtet. Die Abkömmlinge der libidinösen Strebungen werden dagegen (zielgehemmt) zur positiven Bindung an Führer, Kameraden und an die gemeinsame Ideologie verwendet.⁵³ – Beide Mechanismen, die „pathische Projektion“ und die Spaltung der erotischen und destruktiven Regungen, zählen zu den typischen Merkmalen paranoider Wahnkrankheiten.

Der Krieg, in den ein derart konturiertes „Militär-Ich“ geworfen wird, schafft eine künstliche Realität, die stärker noch als das Militär, von Wahrnehmungsverzerrungen, projektivem Hass, Vernichtungsbereitschaft und der Allgegenwart des Todes bestimmt ist. Das militarisierte Ich tritt gleichsam, so die Überlegung Chaim Shatans auf dem Hintergrund seiner psychiatrischen Arbeit mit traumatisierten Vietnam-Veteranen, durch eine „Realitätsmembran“ in die Wirklichkeit des Krieges ein und wird im Kampf nun endgültig dem paranoiden Realitätsprinzip unterworfen. Für die spezifische

52 „Die psychoanalytische Theorie der pathischen Projektion hat als deren Substanz die Übertragung gesellschaftlich tabuierter Regungen des Subjekts auf das Objekt erkannt. Unter dem Druck des Über-Ichs projiziert das Ich die vom Es ausgehenden, durch ihre Stärke ihm selbst gefährlichen Aggressionsgelüste als böse Intentionen in die Außenwelt und erreicht es dadurch, sie als Reaktion auf solches Äußere loszuwerden, sei es in der Phantasie durch Identifikation mit dem angeblichen Bösewicht, sei es in der Wirklichkeit durch angebliche Notwehr“ Adorno/Horkheimer (Anm. 5), S. 201; vgl. Waelder (Anm. 46), S. 247.

53 Die Aufgabe der Militärdisziplin besteht darin, auf diesem Wege der Spaltung und Projektion „zwei scheinbar gegensätzliche psychische Leistungen zu vollbringen, nämlich sowohl die typischen sozialen als auch die typischen antisozialen Tugenden eines guten Soldaten zu entwickeln: einerseits Kameradschaft, Ausdauer und Selbstaufopferung für das Gemeinwohl, andererseits die Bereitschaft, im Kampf gegen den Feind bewußt aggressive Triebenergien zu entbinden.“ Simmel (Anm. 50), S. 207; vgl. Waelder (Anm. 46), S. 253ff.

Wirklichkeit des Dschungelkriegs ergibt sich daraus: „Das Realitätsprinzip des Hinterhalts war der Tod gewesen. Nur paranoide Wahrnehmung (,erst schießen, dann schauen‘) erlaubte es den Soldaten, das Geschehen so blitzschnell zu ‚erfassen‘, dass ihnen die nötige Überlebenschance garantiert schien. Ist diese paranoide Haltung – mit ihrer autonomen Über-Erregbarkeit – einmal eingepägt, kann sie nur schwer wieder rückgängig gemacht werden.“⁵⁴ Die dramatischsten Phänomene der posttraumatischen Nachkriegsphase bei unzähligen Vietnam-Veteranen bilden für Shatan die Flashbacks, das zwanghafte Wiedererleben von Kampfsituationen und die Unfähigkeit, den antrainierten und im Kampf verstärkten militärischen Bezug zur Wirklichkeit im Zivilleben wieder aufzugeben. Eine unbeschädigte Rückkehr durch die Realitätsmembran und damit eine Rückumwandlung des „Kriegs-Ich“ in ein „ziviles Ich“ ist nahezu unmöglich. Für viele Soldaten bleibt der paranoide Realitätsbezug als Überlebensreflex und damit der Kampf als Lebensatsache weiter bestehen.

Die Charakterisierung des Krieges als Massenpsychose bedeutet unter der Perspektive von Normalität und Pathologie, dass bestimmte Massenphänomene besonders dann wahnhafte Züge annehmen können, wenn diese als allgemein akzeptierte Zeichen von Normalität gelten und es gleichzeitig dem einzelnen Massenmitglied möglich ist, eigene, bisher unterdrückte Potenziale straflos auszuleben und ohne selber an offenem Wahn zu erkranken. Unter diesem scheinbar paradoxen sozialpsychologischen Postulat von der normalisierenden Funktion des Wahns, soll abschließend der Krieg noch einmal mit dem Antisemitismus und seiner Bedeutung für die nationalsozialistische Vernichtungspolitik verglichen werden. Für beide gilt die These Ernst Simmels: „Dieses klinische Syndrom uneingeschränkter, aggressiver Destruktivität im Bann eines Wahns bei vollständiger Verleugnung der Realität ist uns als Psychose wohlbekannt, und zwar als paranoide Form der Schizophrenie.“⁵⁵ Der Antisemitismus ist eine Massenpsychose, die es dem einzelnen Antisemiten erlaubt, seine Pseudonormalität nach außen in unauffälliger Weise aufrechtzuerhalten. Die ausschließliche Betonung des Normalitätscharakters der Handlungsabläufe und der „Rationalität“ der bürokratisch geregelten industriellen Massenvernichtung ist nach Browning nur möglich, wenn ausgeblendet wird, „wie weit der Alltag unter der Nazi-Herrschaft

54 Shatan (Anm. 28), S. 230.

55 Ernst Simmel, Antisemitismus und Massen-Psychopathologie, in: ders. (Hg.), Antisemitismus, Frankfurt 1993, S. 64; vgl. Rolf Pohl, Normalität und Massenpathologie – Ernst Simmel, in: Micheal Buckmiller /Dietrich Heimann /Joachim Perels (Hg.), Judentum und politische Existenz. Siebzehn Portraits deutsch-jüdischer Intellektueller, Hannover 2000, S. 321-268.

zwangsläufig von der verbrecherischen Politik des NS-Regimes durchdrungen war.⁵⁶ –

Auf den ersten Blick gesehen, stellte die Vernichtungspolitik der Nazis keine Abfolge anomaler oder außergewöhnlicher Ereignisse, ohne große Beeinflussung des Alltags dar, aber das ist nur eine Seite der Fassade. „Wie die Geschichte des Reserve-Polizeibataillons 101 zeigt, wurden Massenmord und Alltagsroutine schließlich eins. Die Normalität wurde immer abnormaler.“⁵⁷ Das wurde möglich, weil die Projektion von Hass und Zerstörungsbereitschaft im Zeichen eines kollektiven Wahns die gesamte Gesellschaft und den Alltag zunehmend bestimmten.

Vor diesem Hintergrund sei ein letztes Mal an die täterpsychologische Hauptthese erinnert: ohne Hass, Zerstörungslust und die Hoffnung auf narzisstischen Gewinn können keine Tötungen zustande kommen. Das gilt sowohl für Kollektive, als auch für den einzelnen. Deshalb ist die verbreitete Rede von der vollständigen Emotionslosigkeit nur dem rationalen Kalkül unterwerfener Fachleute des Tötens verkürzt. Das Morden geschah im Zeichen einer undefinierten Normalität, in die der Wahnsinn eingelagert war und deshalb häufig den Eindruck von leidenschaftsloser, „eiskalter Sachlichkeit“ des Tötens annehmen konnte.⁵⁸ „Durch diese Verwaltungsförmigkeit entstand ein scheinbar moralfreier Raum, in dem das Böse zum Normalen und Gebotenen, also banal wurde, weil ihm der Charakter der Abweichung genommen war.“⁵⁹

Die Analyse der paradox anmutenden Verbindungen von Normalität und Pathologie hat ihren Fokus in den bedrohlichen und zerstörerischen Zusammenhängen von objektiver und subjektiver Irrationalität unter dem Vorzeichen scheinbarer Rationalität und den sich daraus ergebenden Sachzwängen und Effizienzproblemen. Diese Untersuchungsperspektive ist überaus komplex, aber für eine historische und sozialpsychologische Täterforschung unerlässlich. Denn wer nur die Pseudo-Normalität und Rationalität der „Logik

56 Browning (Anm. 7), S. 16.

57 Ebd. „Der Wahn war Teil der Normalität geworden, und man könnte durchaus die Behauptung aufstellen, daß der Wahnsinn der ‚Gesunden‘ sich an den Geisteskranken und den Juden austobte.“ Isidor J. Kaminer, Normalität und Nationalsozialismus, in: *Psyche* 51 (1997), S. 385-409, hier S. 389.

58 Paranoides Denken in „fundamentalen Grundätzen“ kann bei den Sachwaltern totalitärer Systeme durchaus Hand in Hand gehen „mit einem eiskalten Realismus in anderen Angelegenheiten, besonders in Fragen der Macht und der Strategie.“ Robert Waelder, Grundzüge des Totalitarismus. Zwei Formen der Autokratie. Das Wesen des Totalitarismus, in: ders., *Ansichten* (Anm. 46), S. 312.

59 Gustav Seibt, *Schreibtischtäter*, in: *100 Wörter des Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 1999, S. 243.

der Vernichtung“ hervorhebt, hat „über seinem Gerede vergessen, dass der Unterschied zwischen einem angeblichen Sachzwang in einem Menschen-schlachthaus und einem Sachzwang anderswo möglicherweise einer ums Ganze der Zivilisation ist.“⁶⁰

60 Jan Philipp Reemtsma, Nationalsozialismus und Moderne, in: ders., Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei, Berlin 2000, S. 201.

Über das Töten in Genoziden. Eine Bilanz historisch-soziologischer Deutungen

ELÇİN KÜRŞAT-AHLERS

„Social science most often glosses over blood and victims in an antiseptic abstraction, masking the true nature of the state.“¹

„Sociology is devoid of the status of a fundamental applied science ... because it rarely comes to grips with issues of life and death.“²

Die staatliche Gewalt und das staatliche Tötungspotenzial richten sich in der Gegenwart viel häufiger gegen eigene Minderheiten als gegen andere Staaten.³ Von 70 bewaffneten Konflikten im Zeitraum von 1994–1998 waren in 54 Fällen innergesellschaftliche Gruppen die Opfer der Staatsgewalt: Der Staat hat als der legitime Monopolist der physischen Gewaltanwendung immer ein doppeltes Gesicht. Er ist selbst Täter, und er verbietet das Töten innerhalb seiner Staatsgrenzen.

Helen Fein zufolge kosteten die staatlich geplanten und administrierten Genozide und Politizide, also der Massenmorde an politisch und ideologisch oppositionellen Gruppen, seit 1945 mehr als das Zweifache der Leben, die in Kriegen und Naturkatastrophen erloschen.⁴ Seit 1968 stieg das Vorkommen

1 John F. Mc Camant, *Governance without blood: Social Sciences Antiseptic View of Rule: or The Neglect of Political Repression*, in: Michael Stohl/George A. Lopez (Hg.), *The State as Terrorist. The Dynamics of Governmental Violence and Repression*, Westport 1984, S. 11-42.

2 Irving Louis Horowitz, *Taking Lives. Genocide and State Power*, New Brunswick, NJ 1982, S. 3.

3 International Institute for Strategic Studies, *Military Balance (The 1998 Chart of Armed Conflict)*; ergänzend: Reuter und Archiv der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ).

4 Helen Fein, *Lives at Risk. A Study of Violations of Life-integrity in 50 States based on the Amnesty International 1988 Report*, New York 1990, S. 81.

von Genoziden in den von Fein untersuchten Regionen um über das Dreifache im Vergleich zu dem Zeitraum von 1945 bis 1968.⁵ Harff und Gurr⁶ schätzen die Zahl der nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen von Genoziden und Politiziden durch ihre eigenen Staaten getöteten Menschen auf über 150 Millionen und somit auf das 4,1-fache der im Verlauf von zwischenstaatlichen Kriegen Getöteten.⁷

Ein Genozid ist gekennzeichnet durch:

- Die durch den Staat ermöglichte Kontinuität oder laufende Wiederholung von Gewalttaten, die auf die physische Vernichtung einer Gruppe abzielen. Genozide sind staatliche Vernichtungsstrategien. Keine unorganisierte Gruppe ist zu kontinuierlichen, lang anhaltenden Massentötungen in der Lage. Neben der direkten Tötung können etwa Luft- oder Wasservergiftungen, das Verhungernlassen oder die absichtsvolle Verbreitung von Epidemien, erzwungene Geburtenkontrollen bzw. das Wegnehmen der Kinder staatliche Instrumentarien eines Genozids sein.
- Die Auswahl der Opfer aufgrund ihrer bloßen Zugehörigkeit zu einer Gruppe; häufig sind der physischen Tötung die Markierung und Selektion aufgrund gesetzlicher Definitionen, die Aberkennung des Bürgerstatus und der Bürgerrechte, die Segregation, Kennzeichnung, Konzentration und Ghettobildung vorgeschaltet.
- Die den Genozid begründende Ideologie; sie knüpft oft an religiöse Diskriminierungstraditionen, Stereotype und überkommene Sprachen der Abwertung und Stigmatisierung an.

Je stärker und tiefer Gewalt- und Tötungshemmungen in Gesellschaften mit längeren friedlichen Traditionen verankert sind, desto aufwändiger muss die Koordinierungs-, Planungs- und Initiierungstätigkeit der staatlichen Organe sein. Nationalstaaten sind entstanden in Kriegen und um Kriege zu führen. Die Tötung der Menschen anderer Staaten in Kriegen behalten sie sich bis heute vor. Aber die Aufhebung des im staatlichen Binnenraum herrschenden Gewalt- und Tötungsverbots muss der Bevölkerung erst nahegebracht werden – durch eine Ideologie, die die Tötung einer bestimmten Gruppe legitimiert, durch das Versprechen von materiellem Gewinn und Aufstieg, durch psychologische Techniken der Distanzierung vom unmittelbaren Tötungsakt, durch die Neutralisierung des individuellen Gewissens.

5 Ebd., S. 95.

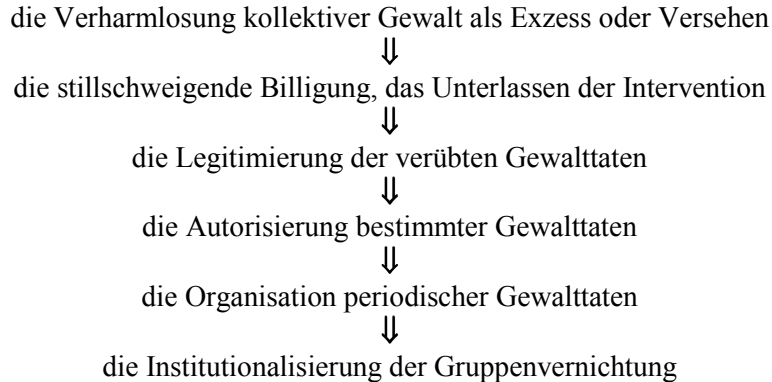
6 Barbara Harff, *Toward Empirical Theory of Genocides and Politicides. Identification and Measurement of Cases since 1945*, in: *International Studies Quarterly* 37 (1988), S. 359-371 und Ted R. Gurr, *War-Revolution and the Growth of the Coercive State*, in: *Comparative Political Studies* 21 (1988), S. 95-116, hier S. 102.

7 Fein (Anm. 4), S. xii.

In Staatsgesellschaften ist die Sozio- und Psychogenese des Genozids mit dem Staat untrennbar verbunden, denn er allein erhebt den *legitimen* Anspruch auf Gewalt und Tötung.⁸ Die Durchführung der modernen Genozide bedarf einer effizienten Staatsbürokratie, welche die Angehörigen der Opfergruppe markiert und absondert und den Massenmord durch ihre Verfügungsgewalt über moderne Waffen- und Tötungsapparate eine längere Zeit hinweg zu organisieren in der Lage ist.⁹

Die spontane Entladung kollektiver Aggressionen der Mehrheitsbevölkerung – eines vermeintlich unkontrollierbaren Mobs – gegenüber der Opfergruppe entlarvt sich als ein Mythos, der den genozidalen Staat nicht nur entlastet, sondern ein Konstituens seiner genozidären Ideologie bildet. In Wirklichkeit stehen Genozide am Ende staatlich unterstützter oder initiiertes Prozesse. *Der Genozid ist immer ein Verbrechen von Staaten*: Es kann von der Duldung der kollektiven Gewalt bis zur staatlichen Institutionalisierung der Vernichtung reichen.

Der Grad der staatlichen Involvierung in den unmittelbare Gewalt und Tötung kann eine große Bandbreite aufweisen. Helen Fein unterscheidet mehrere Stufen, die von oben nach unten eine zunehmend aktive Rolle des Staates anzeigen:¹⁰



Angesichts des Gewaltmonopols, über das der Staat verfügt, ist der Staat nicht dadurch entlastet von der Verantwortung für Genozidverbrechen, dass er sie bloß passiv duldet, wie das etwa in der Ära der Kolonisation gesche-

8 Peter R. Gleichmann, Gewalttätige Menschen. Die dünne Schale der Zivilisierung und ihre vielen ambivalenten Auswege, in: *Mittelweg* 36, Jg. 2 (1993), S. 72-79.

9 Horowitz (Anm. 2), S. 10.

10 Helen Fein, Accounting for Genocide after 1945: Theories and Some Findings, in: *International Journal on Group Rights* 1 (1993), S. 21-32, hier S. 23.

hen ist, als Staatsorgane und -vertreter über die Massentötungen von Eingeborenen durch die Siedler hinweggesehen haben.

Selten kommen Genozide ohne Vorböten. In der Regel gehören Massaker im kleineren Stil zu einer Einübungsphase, durch die die Reaktion der Bevölkerung getestet und diese auch an die Gewalt gegen eine bestimmte Minderheit gewöhnt werden soll. Dabei spielen Provinz- und lokale Politiker sowie die Bürokratie eine Schlüsselrolle. 1953 wurden in Kano 100 Ibos massakriert, bevor 10.000 von ihnen 1966 getötet wurden. Vor der Massentötung der Armenier 1915 fanden zwischen 1894 und 1896 in Erzurum, Bitlis, Harput, Sivas und Diyarbakir mehrere regionale Massaker statt.¹¹ An diesem Verbrechen waren lokale Politiker und Bürokratie durch Hetzkampagnen, Duldung und direkte Anweisungen maßgeblich beteiligt. In ähnlicher Weise bildete auch die „Reichskristallnacht“ in Deutschland einen Probelauf für den Judenmord seit 1939.

Unser Zeitalter ist durch die technische Kapazität des Staates, ganze Bevölkerungen auszulöschen, charakterisiert. Die Besonderheit des 20. Jahrhunderts liegt im „death as a manufactured purification of society willed by people“.¹² Je moderner der bürokratische Apparat und daher das waffentechnische und organisatorische Potenzial, desto effizienter ist die staatliche Tötungsmaschinerie. Die öffentlich durchgeführten Massenerwürgungen in Idi Amins Uganda (1971 bis 1979), bei dem jeder professionelle Töter pro individuelle Vollstreckung zehn Minuten brauchte, bilden einen deutlichen Gegensatz zur Effizienz der fabrikmäßigen Tötungstechnik, derer sich das NS-Regime mit den Gaskammern bediente.¹³ Die Roten Khmer töteten häufig durch Spatenschläge, um Gewehrkugeln zu sparen. Diese Tötungstechnik symbolisiert auch die rückwärtsgewandte Utopie der Bauerngesellschaft, die die Roten Khmer verwirklichen wollten.

In der Fähigkeit der modernen Bürokratie und Technologie, die Opfer von ihren Mördern zu entfernen und den Tötungsakt zu routinisieren, liegt nach Zygmunt Baumann eine besondere Gefahr der modernen Staatsapparate.¹⁴ Ein hoher Grad an Arbeitsteilung und Spezialisierung in den effizienten Bürokratien des entwickelten Staates ermöglicht die Rationalität der Massentötungstechnik einerseits und die Abschaltung des Gewissens derjenigen, die entscheiden und planen, andererseits. Selbst die unmittelbar tötenden

11 Die Massaker fingen am 3. und 4. Oktober 1895 in Akhisar und Trabzon an. In diesem Monat fanden an 15 Orten, im November an 20 Orten und im Dezember an fünf Orten Massaker statt. Schätzungen über die Zahl der Getöteten variieren zwischen 50.000 und 300.000 (Roderic H. Davison, *Nationalism as an Ottoman Problem and the Ottoman Response*, in: William W. Haddad, *Nationalism in a Non-National State*, Columbus 1977).

12 Horowitz (Anm. 2), S. 6.

13 Ebd., S. 74f.

14 Zygmunt Baumann, *Modernity and Holocaust*, Cambridge 1989.

Menschen können ihre Arbeit in technisch-bürokratischer Sprache deuten und umschreiben. Euphemismen und bürokratische Diskurse scheinen das Gewissen dieser professionellen Mörder vom Tötungsakt abzuschirmen. Diese symbolische Distanzierung der Bürokratie – eine Psychotechnologie – geht mit der Effizienz der Tötungstechnologie einher.

Entrechtlichung und Entmenschlichung: der Auftakt zum Genozid

Die prägenozidale Phase der Entrechtlichung, Entwürdigung und Entmenschlichung findet zwar unabhängig vom bürokratisch-technischen Entwicklungsniveau öffentlichkeitswirksam statt, um die Bevölkerung schrittweise auf die Gewalt vorzubereiten, sie daran zu gewöhnen und sie moralisch abzustumpfen – und so ihren möglichen Widerstand gegen den Genozid zu untergraben. Die Tötungshandlung selbst wird in der Regel umso mehr zentralisiert, hinter die Kulissen verlegt und unter dem Ausschluss der Öffentlichkeit vollzogen, je entwickelter der bürokratische Apparat ist, der nicht auf eine aktive Beteiligung der Bevölkerung an der Gewalttat angewiesen ist. Damit ist ein wesentlicher Unterschied genozidärer Ideologien angesprochen: Ziehen sie die Massen zur unmittelbaren Mittäterschaft, dem Tötungsakt, heran (wie in Ruanda und Burundi), oder sichern sie lediglich ihren Gehorsam und ihre Schweigsamkeit (wie im NS-Deutschland)? Ob das Abschlachten öffentlich stattfindet oder auf Widerstand der Menschen stößt, hängt vom Gewaltpegel der Gesellschaft ab: Die „Reichskristallnacht“, die öffentliche Aufführung der Gewalt, stieß auf Missbilligung und wurde nicht wiederholt.

Entscheidend für die Herabsetzung der dem Menschen eingebauten Tötungshemmungen ist die Aberkennung des Menschseins der zu Tötenden.¹⁵ Die Entmenschlichung und, damit zusammenhängend, die Entrechtung steuert in der Regel der Staat. Er besitzt das Definitionsmonopol darüber, wer

15 Unter den Oberbegriff „Delegitimierung“ fasst Daniel Bar-Tar: 1) die Entmenschlichung (durch Kategorien der übermenschlichen Kreaturen wie z.B. Dämonen, Teufel, etc. oder Tiere und nichtmenschliche Gattungen); 2) die Ausstoßung, die Kategorisierung der Gruppen als Brecher sozialer Normen wie z.B. Mörder, Diebe, Psychopathen; 3) die Zuweisung von Persönlichkeitsmerkmalen, die unannehmbar erscheinen, wie z.B. Aggressoren, Parasiten, asozial; 4) die politische Etikettierung; Faschisten, Nazis, Kolonialisten, Kommunisten, etc.; 5) Vergleich mit solchen Gruppen, die „das Böse“ verkörpern, wie z.B. den „Hunnen“. M.E. übersieht Bar-Tar aber den zentralen Unterschied zwischen der „Entmenschlichung“ und den anderen Formen der Delegitimierung für die Herabsetzung des Tötungstabus. Daniel Bar-Tar, *Delegitimization: The Extreme Case of Stereotyping and Prejudice*, in: ders. u.a. (Hg.) *Stereotyping and Prejudice. Changing Conceptions*, New York 1989, S. 169-183.

Staatsbürger und Rechtssubjekt ist. An der Entmenschlichung und Entrechtung der Juden unter dem NS-Regime beteiligten sich die drei Gewalten des Staates sukzessive, wie Horowitz gezeigt hat: „the precondition for mass extermination was engineered dehumanization: the conversion of citizens into aliens, first by executive decree, then by legislative enactment, and finally by judicial consent.“¹⁶

Helen Fein stellt fest, dass allen Genoziden ein bestimmtes Ausschlussverfahren gemeinsam sei: „Previous exclusion of the victims from the perpetrators ‚universe of obligations‘!“¹⁷ Die entmenschlichte, aus dem Geltungsbereich moralischer Grundsätze herausgenommene Gruppe kann ein Produkt der ideologischen Phantasie, ein realer Konkurrent oder auch der frühere Unterdrücker der jetzigen hegemonialen Ethnie sein, die den Staatsapparat kontrolliert. Die Entmenschlichung der Opfergruppe kann extreme Formen der „Dämonisierung“ annehmen. Verschwörungsmythen über die Juden gab es seit dem Mittelalter. Sie gipfelten schließlich im NS-Ideologem von der jüdischen Weltverschwörung gipfelten.¹⁸

Die entmenschlichte Gruppe wird aus dem Geltungsbereich allgemeiner moralischer Grundsätze herausgelöst, so dass Tötungshemmungen leichter überwunden werden können. Ihre Angehörigen werden meist als Tiere oder Träger von Krankheiten dargestellt.¹⁹ Tierbezeichnungen konstituieren traditionellerweise eine reichhaltige Quelle für Entmenschlichungsmetaphern: Europäische Siedler nannten die Algerier „ratons“ (Ratten), Afrikaander in Südafrika die Schwarzen „bosbejaan“ (Pavian). Eine andere, weit verbreitete Quelle von Entmenschlichungssymbolen, die Ekel auslösen und Impulse zur Vernichtung und Ausmerzungen (wie in der Chirurgie) geben, sind Krankheitserscheinungen. Die Nazis sprachen in Bezug auf die Juden von Syphilis, Krebsgeschwüren und gefährlichen Bazillen. Der Wortschatz von Hitlers „Mein Kampf“ für die Bezeichnung der Juden stammt fast ausschließlich aus der Parasitologie und Zoologie: Bakterien, Schwarze Pest, Spinnen, Ratten, Vampire und Parasiten. Auf der geheimen Sitzung des Zentralkomitees der „Partei für Einheit und Fortschritt“ (1915), auf der die Deportation der Armenier beschlossen wurde, verglich einer der Redner die Armenier mit „a cancer, a malignance which looks like a small pimple from the outside, which, if not removed by a skilful surgeon’s scalpel, will kill the patient.“²⁰ Später wurde auch die Metapher des „böartigen Krauts“ benutzt, das mit den Wurzeln ausgerissen werden müsse. Sowohl der Wortgebrauch der politischen Elite als auch seine Verbreitung in der hegemonialen Gruppe können

16 Horowitz (Anm. 2), S. 27.

17 Helen Fein, *Genocide – a Sociological Perspective*, London 1993, S. 36.

18 Norman Cohn, *Warrant for Genocide*, New York 1967, S. 263f.

19 Vgl. Leo Kuper, *Genocide*, Middlesex 1981, S. 85f.

20 Shavarh Toriguian, *The Armenian Question and International Law*, Beirut 1973, S. 39.

die aufkommende genozidale Stimmung anzeigen. Die ächtende Bezeichnung der Kurden in der Türkei als „die mit dem Schwanz“ spricht Bände.

Mit der Entmenschlichung eng verbunden ist die Kollektivierung. Den Angehörigen der Opfergruppe wird der Status des „Individuums“ abgesprochen. Sie werden zu einer anonymen, kollektiven Masse aggregiert und wegen ihrer Zugehörigkeit zu dieser Masse für schuldig befunden. Die Konstruktion religiöser, ethnischer und rassischer Zugehörigkeiten sind dabei besonders verbreitet.

David Svaldi hat folgende Stufen der „Rhetoric of Extermination“ am Beispiel des Genozids an Indianern in der US-amerikanischen Geschichte unterschieden:

- ein Konspirationsmythos, der der Opfergruppe unterstellt, auf die Zerstörung des Guten hinzuwirken,
- die Symbolisierung der Zielgruppe als Feind,
- die Festlegung auf ein formatives (reales oder erfundenes) Ereignis, das der Entlarvung des „wahren“ Gesichts des Feindes dient,
- die Verständigung über materielle Gruppeninteressen (Macht, Geld, Land,), die durch die Vernichtung des Feindes befriedigt werden,
- die Interpretation von Vergeltungsreaktionen der Zielgruppe auf Provokationen der dominanten Gruppe als Beweis für die von ersterer ausgehende Gefahr,
- der Ruf nach Vernichtung.²¹

Auf dem Gipfel der Entmenschlichung stehen Degradierungsrituale, welche die höchsten Werte der Opfer verletzen. Dazu gehört die – oft wiederholt praktizierte – Vergewaltigung von Frauen vor ihren Familien, das Töten von Kindern in den Armen der Mütter, nicht zuletzt auch, die auf den Todeslisten stehenden Menschen zu zwingen, andere Mitmenschen ihrer Gruppe auf brutalste Weise zu töten. So lässt sich der Zeugenaussage eines überlebenden Bosniers entnehmen, dass ein Bosnier von den Serben dazu gezwungen wurde, einem anderen die Sexualorgane herauszureißen und ihn so zu töten.²² Folter und andere brutale Quälereien, vor allem auch sexuelle Verstümmelungen sind häufige Mittel der sadistischen Gratifikation, die der schließlichen Tötung vorhergehen, und zwar besonders dann, wenn zentralisierte, hochtechnisierte Tötungsmaschinen fehlen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass das Führungsregime einer genozidalen Gesellschaft immun gegen die Faszination des Folterns und der ungebändigten Befriedigung der sadisti-

21 David Svaldi, *Sand Creek and the Rhetoric of Extermination*, Lanham 1948, S. 344f.

22 Natasa Bister, *Studien zum Völkermord am Beispiel des Serbischen Völkermordes an Muslimen im ehemaligen Jugoslawien*, unveröffentlichte Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Universität Hannover 1999.

schen Triebe sei. Minister und hochrangige Beamte haben sich in Ruanda an den unmittelbaren, genozidalen Tötungsakten beteiligt. Den wilden Hass, der auf beiden Seiten im libanesischen Konflikt wütete, hat Desjardin beschrieben:

„Priests tortured, as did devout Muslims. Young girls of the best Christian society, petty bourgeois costumed at Pierre Cardin or Courrèges, admirers of Brassens and Bob Dylan, castrated prisoners; university faculty, advocates of coexistence between the communities, embodying the wisdom of Islam and of Christianity, gouged out eyes and disembowelled women.“²³

Wenn die Opfer und Gewalttäter unterschiedlichen Glaubens sind, werden die religiösen Führer besonders gequält durch die Entweihung der heiligen Orte und der Sakramente.²⁴ Der Drang der Peiniger, die höchsten Werte einer Gruppe zu beschmutzen und zu vernichten, bevor ihr das nackte Leben geraubt wird, zeugt vom kollektiven Koordinatensystem des Genozids und der Sadismen, die er freisetzt.

Weder die ideologische Vorbereitung eines Genozids, welche die auszurottende Gruppe entmenschlicht,²⁵ die moralische Tötungsschwelle Schritt für Schritt senkt und den Akt der Tötung zu einer heiligen Mission für das Überleben der eigenen Nation, Ethnie, Glaubensgemeinschaft oder der Welt erklärt, noch die Durchführung der Massentötungen sind ohne die aktive Beteiligung der technischen Intelligenz und der kulturellen Elite möglich. Man mag mit Robert Jay Lifton zwischen den „Tötungsprofessionellen“, die sowohl die Technologie als auch die Ideologie des Genozids konstituieren, und den „professionellen Tötern“, die den Tötungsakt durchführen, unterscheiden.²⁶ Aber dass die Grenzen beider Kategorien in der Atmosphäre genozidärer Gewalt fließend sind, zeigt die aktive Rolle von Ärzten im unmittelbaren Tötungsakt – nicht nur im Holocaust.²⁷ Etwa 1,5 Millionen Nordkoreaner sind in den vergangenen fünfzig Jahren in Konzentrationslagern gestorben. Auch aus Nordkorea wurde von medizinischen Versuchen zur Erprobung von Foltermethoden und chemischen Waffen berichtet.²⁸ Und wenn die intellektuelle Elite den Genozid nicht aktiv unterstützt, zeigt sie oft indifferent:

23 Zit. nach Kuper (Anm. 19), S. 104.

24 Ebd.

25 Daniel Bar-Tar, Causes and Consequences of Delegitimization: Models of Conflict and Ethnocentrism, in: Journal of Social Issues 46 (1990), S. 65-81.

26 Robert J. Lifton, The Nazi Doctors. Medical Killing and the Psychology of Genocide, London 1986.

27 Vahakn N. Dadrian, The Role of the Turkish Physicians in World War I, in: Holocaust and Genocide Studies 1 (1986), S. 169-192.

28 Stephane Courtois u.a., Das Schwarzbuch des Kommunismus, München 1998.

„Genocide becomes a problem only when the intellectuals are affected; until then, the latter have an incredible capacity for *myopic moral book-keeping* ...“²⁹

Veränderungen in der Herrschaftsstruktur und Genozide

Genozide bedürfen der Vorbereitung, Planung und schrittweisen Durchführung. Das lässt sich am Holocaust³⁰ ebenso zeigen wie am Genozid gegen die Armenier. Bei diesem lassen sich folgende Etappen staatlichen Handelns erkennen: die Identifikation und Registration, die geschlechtliche Segregation, die Entwaffnung, die Einziehung der Männer zu Arbeitsbataillonen, die Ausmerzungen der Elite, insbesondere der Intellektuellen, die in jedem Genozid die erste Zielgruppe der Vernichtung bilden, die Massentötung der Männer, die Deportation der Frauen, Kinder und übrig gebliebenen Männer.³¹

Harff und Gurr unterscheiden zwischen dem „xenophoben Genozid“, den die herrschende Bevölkerungsgruppe mit dem Ziel durchführe, die unterlegene Gruppe auszulöschen, und dem staatlich administrierten „hegemonialen Genozid“, bei dem so viel Angehörige einer Gruppe getötet werden, dass deren Widerstandskraft erlischt. Hierfür bietet Stalins Politik gegen die Mescheten, Krimtataren und andere Gruppen ein Beispiel.³² Wichtig jedoch ist die Feststellung, dass in allen drei „xenophobischen Genoziden“ nach dem Zweiten Weltkrieg, dem an der Einwandererminderheit der Ibos in Nordnigeria, dem an den Ache-Indianern in Paraguay und dem an den Muslimen in Burma, der Staat die Tötungen tolerierte und ermutigte.³³ Die vielfältigen Abstufungen staatlicher Involvierung in Genozide scheinen von der Duldung über die Ermutigung bis zur ausschließlichen Eigeninitiative und –organisation, die auch die Unterstützung der Mehrheitsbevölkerung sichern muss, zu reichen.³⁴

Wenn der Staat unfähig ist, sein physisches Gewalt- und Tötungsmonopol durchzusetzen, kann auch eine mächtige gesellschaftliche Gruppe den Völkermord ausüben.³⁵ Dabei ist jedoch zu fragen, inwieweit sie sich des

29 Horowitz (Anm. 2), S. 29. Hervorhebung durch den Verfasser.

30 Horowitz (Anm. 2), S. 25f.

31 Kuper (Anm. 19), S. 101-119.

32 Barbara Harff / Ted. R. Gurr, Victims of the State. Genocides, Politicides and Group Repression since 1945, in: International Review of Victimology 1 (1989), S. 23-36, hier S. 28.

33 Ebd., S. 34.

34 Michael Freeman, The Theory and Prevention of Genocide, in: Holocaust and Genocide Studies 6 (1991), S. 178-192, hier S. 188f.

35 Ebd., S. 188.

vorhandenen Staatsapparats bemächtigt und ihn zur Passivität zwingt oder Teile von ihm zur Organisation und Durchführung der Massentötungen einsetzt. Tasmanische Eingeborene wurden von den Siedlern vor den Augen der kolonialen Machthaber wie Jagdgut getötet.³⁶

Genozide entstehen oft im Zusammenhang von Veränderungen des staatlichen Herrschaftsgefüges, etwa wenn Staaten und Reiche expandieren und andere Kontinente oder noch nicht erschlossene unentwickelte Binnenterritorien kolonisieren, in Konsolidierungs- und Modernisierungsphasen staatlicher Machtbildung, im Zusammenhang zwischenstaatlicher Kriege, in postrevolutionären Situationen oder im Zuge des Machtverfalls eines Staates, insbesondere nach einer Kriegsniederlage, generell in Zeiten der Anomie und Desorganisation.

In der Moderne war und ist die wichtigste genozidale Ideologie die des geeinten Nationalstaates und seiner Feinde. Nach Freeman birgt die Konstruktion des Feindes und der Bedrohung, die von ihm ausgeht, eine eminente Genozidgefahr. Denn die Selbstverteidigung ist die wirkungsmächtigste Motivation und Rechtfertigung des Tötens. Der Genozid wird als unverzichtbare Voraussetzung der „sozialen Gesundheit“, also des Überlebens, und die Tötung als ein legitimer Akt der „sozialen Reinigung“ dargestellt. Wenn der Genozid zum Überlebenskampf der Nation stilisiert wird, können die Massenmörder als Nationalhelden präsentiert werden. Obwohl die genozidale Konstruktion der Bedrohung eine Fiktion sein kann – und häufig ist –, bedeutet dies nicht, dass die Mörder sich nicht wirklich bedroht fühlen würden.

„Insecurity is conducive to aggression, and deep collective insecurities may lead to genocide if an available ideology channels the resulting aggression towards a vulnerable group which can be defined as threatening. ... An intense project of nation-state building, insecure about its stability and its identity, is potentially genocidal. If state elites associate groups within society with foreign enemies on grounds of religion, ethnicity, political ideology, etc., the potential for genocide is increased. ... Genocidal ideologies may be utopian fantasies or realistic projects. Utopian visions seem to justify extreme measures. Conceptions of national ... destiny or state security are the sort of higher purposes which serve to justify the violation of ordinary moral standards. Genocidal ideologies are elaborated and diffused by ‚hegemonic‘ intellectuals.“³⁷

Nationsbildungsprozesse, die mit fanatischen ethnisch-kulturellen Homogenisierungsvorstellungen einhergehen, bieten einen geeigneten Boden für Völ-

36 Harff/Gurr (Anm. 32), S. 24.

37 Freeman (Anm. 32), S. 190.

kermord, wenn die für assimilierungsunwillig gehaltenen Ethnien als Barriere und Bedrohung der angestrebten mystischen nationalen Einheit angesehen werden. Zu den konstitutiven Merkmalen solcher „inneren Feinde“ gehört ihre tatsächliche oder vermeintliche Kollaboration mit äußeren Feinden. Die apokalyptische Weltsicht des Nationalsozialismus ging so weit, die äußeren Feinde Sowjetunion und Kommunismus zu Werkzeugen der jüdischen Weltkonspiration zu deklarieren. Und nach demselben Prinzip arbeitete die Provokationsthese, wonach die Armenier im Osmanischen Reich durch ihr provokatives revolutionäres Handeln oder durch ihre Kollaboration mit russischen Armeen im Ersten Weltkrieg ihr eigenes Schicksal verursacht hätten. Die Armenier verhinderten nicht nur eine ethnisch homogene türkische Nation, sondern sie standen einer phantasierten Expansion des Osmanischen Reiches nach Osten und ihrer Vereinigung mit den Turkvölkern Asiens geografisch im Wege.³⁸ In Russland und Kambodscha waren es gewissermaßen die „Expansion nach Innen“, die konsequente Durchsetzung der kommunistischen Gesellschaftsordnung und eine totale Kontrolle der Gesellschaft, die durch die Opfergruppen verhindert würden. In Kambodscha sollte die Nation von ausländischen Einflüssen gereinigt werden, welche die Intellektuellen, Städter und ethnische Minderheiten verkörperten.

Ethnische und religiöse Heterogenität

Es besteht ein Konsens in der Forschungsliteratur, dass die ethnisch-kulturell pluralistischen Gesellschaften ein höheres Genozidrisiko in Krisensituationen bergen als die so genannten homogenen. Diese Argumentation verkennt die Schlüsselrolle der genozidalen Staatsideologie, welche eine Opfergruppe von der Wir-Gruppe ausschließt, entmenschlicht und für bedrohlich erklärt. Häufig sind diese Opfergruppen traditionelle Stigmagruppen. Die genozidale Ideologie ist selbst das Ergebnis affektiver und kognitiver Prozesse, die über längere Zeit, manchmal über Jahrhunderte hinweg reichen, bevor sie in einer sozioökonomischen Krisensituation – Krieg, Herrschaftsverfall, politisch-ethnische Erosion, Revolution, wirtschaftlicher Niedergang – aktualisiert und gebündelt werden und die massenhafte Tötung begründen. Zu den dabei besonders stark gefährdeten Gruppen zählen nach den Untersuchungen von Harff und Gurr³⁹ besonders politische Bewegungen, die nach Autonomie streben und sich Diskriminierungen widersetzen (im Unterschied zu eher passiven gesellschaftlichen Gruppen).

38 Jacob M. Landau, *Pan-Turkism in Turkey. A Study of Irredentism*, London 1981, S. 52f

39 Harff/Gurr (Anm. 32), S. 23-41.

In der Tat waren die meisten Genozide und Massaker nach dem Zweiten Weltkrieg vergeltende Reaktionen auf eine reale oder fiktive Bedrohung oder Herausforderung der bestehenden Herrschaftsstruktur durch unterdrückte ethnisch-religiöse Minderheiten. Die Herrschaftselite kann sich der Repression sehr wohl bewusst sein, so dass sie die Illoyalität und Vergeltung der Unterdrückten in Zeiten der Schwäche des Staates befürchten muss: Die verleugneten Schuldgefühle produzieren Ängste, die dann auf die Minderheiten als Bedrohungsgefühle projiziert werden.⁴⁰ Wenn dann eine noch so kleine Teilgruppe der Minderheit politisch agitiert oder gewaltsam gegen den Staat vorgeht, wird dies als Beweis für den Verrat der gesamten Minderheit und als Legitimation für ihre totale Vernichtung angesehen.

Im „plural society“-Erklärungsansatz für Genozide wird die reale Existenz einer ethnisch oder religiös heterogenen Gesellschaft vorausgesetzt und *Konstruktion* der Gruppen als Bestandteil der genozidären Ideologie ausgeblendet. Konstruktionen „der Feinde“, also Definitionen und Etikettierungen der Gruppen, für die das gesellschaftlich tief verankerte Tötungsverbot nicht gilt, sind eine Sache der sozialen und politischen Führungsschicht. Das bedeutet nicht, dass Genozidopfer nicht Angehörige real existierender sozialer Gruppen (Ethnien und Rassen, Religionsgemeinschaften oder Klassen) sein können, die sich als solche begreifen und ihre eigene soziale Organisation haben.

Die Grenzen von Minderheiten sind aber nicht präzise definierbar. Die Frage, wer sich selbst diese distinktive kollektive Identität zuschreibt, wer dagegen sich psychisch und kulturell gänzlich an die hegemoniale Gesellschaft assimiliert hat, spielt in der Konstruktion der auszumerkenden Gruppe meistens eine sehr geringe Rolle. Für den Holocaust hatte sicherlich eine institutionalisierte, etablierte jüdische Gemeinschaft, auf die das NS-Regime zurückgreifen konnte, eine Bedeutung, aber die von der deutschen Bürokratie für die Endlösung designierten Juden umfassten viele Menschen, die sich nicht mehr als Juden betrachteten. Einige Armenier konnten sich in der Anfangsphase der Deportationen durch den Übertritt zum Islam retten. Die Roten Khmer dagegen ‚konstruierten‘ und markierten ihre Feinde aus der eigenen Ethnie heraus neu.

In der Literatur besteht Übereinstimmung darin, dass der Begriff Genozid die Tötung bewaffneter Gruppen in Kampfhandlungen nicht einschließt. So definiert Helen Fein:

„Genocide is sustained purposeful action by a perpetrator to physically destroy a collectivity directly or indirectly, through interdiction of the

40 Albert Memmi, *Rassismus*, Frankfurt/Main 1989.

biological and social reproduction of group members, sustained regardless of the surrender or lack of threat offered by the victim.“⁴¹

Diese Definition umfasst die Tötung nicht gewalttätiger Gruppen und Klassen, schließt aber die Tötung der Angehörigen militärischer und paramilitärischer Organisationen, auch Guerillakämpfer aus. Eine solche Abgrenzung birgt erhebliche Probleme. Denn zu staatlichen Legitimationen von Genoziden gehört das Argument, die Getöteten gehörten zu „bewaffneten Rebellen“ oder hätten diese unterstützt. Ob die Opfer sich ergaben und trotzdem exekutiert wurden – eine durchgängige Praxis von Terrorstaaten – oder ob sie in einer bewaffneten Auseinandersetzung mit staatlichen Sicherheitsorganen getötet wurden, lässt sich später oft kaum klären.

Leo Kuper zufolge ist Genozidgefahr am größten bei polaren ethnischen Herrschaftsstrukturen – mit einer herrschenden und einer beherrschten Gruppe.⁴² Das kollektive Gewissen scheint sich in ethnisch gespaltenen Gesellschaften auf die eigene Ethnoklasse zu beschränken, so dass exklusive „Universen der moralischen Verpflichtung“ entstehen.⁴³ Helen Fein hat gezeigt, dass in den meisten Staaten, die von starker ethnischer Diskriminierung gezeichnet sind, Aufstände gegen die Staatsgewalt mit Massentötungen beantwortet wurden.⁴⁴ Die ethnische Spaltung ist besonders in Kolonialgesellschaften verbreitet und birgt hier nach der Dekolonisation ein hohes Genozidrisiko.⁴⁵ Häufig etablierte sich im Zuge der Kolonisation eine neue Herrschaftsschicht über der einheimischen. Dadurch und durch die Einführung demokratischer Wahlsysteme verlor die traditionale, als unabänderlich geltende Herrschaft einer Ethnie über die andere die Unangefochtenheit der Tradition und geriet ins Wanken. Der Genozid der herrschenden Tutsi-Minorität an der Hutu-Mehrheit 1972 in Burundi beruhte auf den aus einem solchen schnellen Machtanstieg der herrschenden Ethnie – nach der Aufokroyierung eines fremden politischen (Wahl-)Systems – entstandenen starken sozialen Spannungen. Westliche Reformen, insbesondere das Repräsentationssystem, destabilisierten das kastenähnliche Schichtengefüge und ließen auf ethnische Zugehörigkeiten beruhende politische Parteien entstehen, da die Gesellschaft sich noch auf der Ebene der vorstaatlichen und vernationalen Loyalitäts- und Integrationseinheiten und Selbstdefinition befand.⁴⁶ Von

41 Fein (Anm. 4), S. 24.

42 Kuper (Anm. 19), S. 58-83, bes. S. 58.

43 Fein (Anm. 10), S. 82 (Übersetzung d. Verf.).

44 Ebd., S. 89-91.

45 Kuper (Anm. 19), S. 61.

46 Ebd., S. 63, eine gute Übersicht gibt außerdem: René Lemarchand, *Rwanda and Burundi*, London 1970. Tutsi, die ihre bisherige Herrschaftsstellung bedroht sahen, versuchten ihre Macht durch Terror zu stabilisieren und stießen auf heftigen gewaltsamen Widerstand der Hutu. 1962 starben 1.000 bis 2.000 Tutsi in Ruanda, die Invasion der Tutsi in das Hutu-regierte, unabhängig gewordene Ruanda kostete 1963 ca. 10.000 Tutsi-Leben.

der hohen Genozidgefahr in neu gegründeten Staaten nach der Dekolonisation zeugen auch der Sudan, Nigeria und Bangladesch.⁴⁷

Am Völkermord an den Ibo in Nigeria lassen sich verschiedene Aspekte eines Genozids exemplarisch studieren – die Rolle der ethnischen Schichtung, der Ideologie und des Krieges. In Nigeria gab es drei Regionen mit unterschiedlicher ethnischer Herrschaft. Die nördliche Region dominierten die Hausa-Fulani (15 Millionen), die westliche die Yoruba (10 Millionen) und die östliche die Ibo (10 Millionen). Im Falle Nigerias existierte auch eine religiöse Kluft zwischen dem späteren genozidalen Norden, der zu 75 % dem Islam angehörte, und der späteren Opfergruppe aus dem Osten, die zu 90 % christlich war. Ferner lebten Hausa in Städten und Handelszentren mit Verwaltung und zentralisierter Machtstruktur, während die Ibo ihre vorstaatlich-egalitäre, tribale Struktur beibehalten hatten. Aber die Yoruba und Ibo verfügten durch westliche Schulung über mehr und höher Gebildete als die Hausa.

Auch hier, ähnlich wie in Ruanda und Burundi, etablierten sich die politischen Parteien nach der britischen Dekolonisation entlang ethnischer Gruppen. Rund eine Million Ibo emigrierten in den reichen Norden, wo sie Arbeit als Angestellte, Kleinhändler, Hoteliers, Geschäftsleute suchten, aber von den Muslimen zur Siedlung außerhalb der Stadtmauern gezwungen wurden. Das erste Glied der Genozidkette bildete der Konspirationsglaube im Norden. Der Tod des Hausa-Ministerpräsidenten während eines Staatsstreiches Anfang 1966 wurde auf das Konto der Ibo gebucht, welche die Alleinherrschaft über ganz Nigeria angestrebt hätten. Daraufhin massakrierten im Norden wohnende Staatsbedienstete und Studenten einige hundert Ibo, im Juli 1966 ermordeten nordnigerianische Soldaten ostnigerianische Offiziere, im September und Oktober wurden Ibo-Siedlungen niedergebrannt und rund 8.000 Ibo ermordet, sodass die Ibo den Norden verließen und in ihr Abstammungsgebiet im Osten zurückkehrten. Diese genozidalen Massaker verursachten den Bürgerkrieg von 1967 und die Sezession der östlichen Region unter dem Staatsnamen Biafra. Während des zweieinhalbjährigen Kriegs in Fortführung der Genozide wurden eine Million Ibo getötet. Der Ibo-Genozid zeigt, wie es zur Entmenschlichung von Opfergruppen als Vorstufe des Tötungsaktes kommt. Die Ibo waren das Objekt einer jahrelangen Hetzpropaganda im Stil von Julius Streichers „Der Stürmer“ gewesen. Während die

In Burundi eskalierten die ethnischen Spannungen zum Genozid bereits drei Jahre nach der Unabhängigkeit: 1965 reagierten Tutsi auf einen Staatsstreichversuch durch die Hutu, töteten ca. 5.000 Hutu und merzten die gesamte Hutu-Elite und Führungsschicht aus. Als 1972 Hutu-Rebellen viele Tutsi massakrierten, übten die Tutsi Vergeltung, bei der 100.000 Hutu ermordet wurden.

47 Ebd., S. 69.

Bauern den Ibo Ausbeutung vorwarfen, bezeichneten gebildetere Hausa sie als Kriminelle und Untermenschen.⁴⁸

Nicht die ethnisch-kulturelle Pluralität, sondern der Stand des Nationsbildungsprozesses ist entscheidend für das Genozidrisiko. Insbesondere verspätete Nationsbildungsprozesse sind in dieser Hinsicht mit Gefahren behaftet. Nicht alle ethnisch-kulturell pluralistischen Gesellschaften, sondern solche, die durch die Dekolonisation formal in den Status eines unabhängigen Staates gebracht wurden, aber weder ein starkes staatliches Gewaltmonopol als Voraussetzung der Pazifizierung noch einen Demokratisierungs- und Nationsbildungsprozess durchgemacht haben, werden zu Genozidstaaten. Dies gilt für Ruanda, Burundi, Nigeria, den Sudan, den Libanon, für Pakistan und andere Länder.

In vielen Genoziden spielen „middleman minorities“ als potenziell gefährdete Opfergruppen eine große Rolle. Das sind ethnoreligiös fremde Gruppen, die traditionell bestimmte ökonomische, in der Mehrheitsgesellschaft unbeliebte oder anrühige Nischen füllen, wie Juden in Europa, Armenier im Osmanischen Reich, Inder in Uganda, Chinesen in Indonesien. Traditionell bilden Handel und Geldgeschäfte die Domäne solcher Mittelschicht-Minderheiten. Ihre Fremdheit und vermeintliche Unassimilierbarkeit sowie der Hass, den sie sich durch ihre ökonomische Funktion zuziehen, schließen sie vom „Universum der moralischen Verpflichtungen“ aus und setzen sie der Genozidgefahr aus, wobei allerdings auch die Diskrepanz zwischen ihrer fehlenden politischen Partizipation und ihren ökonomischen Monopolen der Genozidgefahr von Bedeutung ist. Dass diese Monopole oft mehr mythischen als realen Charakter haben, spielt dabei keine Rolle. Denn obwohl in Wirklichkeit tatsächlich nur ein geringer Prozentsatz solcher Minderheiten durch Handel und Geldgeschäfte eine ökonomisch privilegierte Stellung einnimmt, haftet an der Gesamtminorität das Stereotyp des Parasiten und Ausbeuters. Ihre Auslöschung scheint der Mehrheitsbevölkerung neue ökonomische Chancen zu eröffnen.

In Zeiten rapider sozialer Umwälzungen, in Modernisierungsschüben oder in revolutionären Epochen, können traditionelle Stigmagruppen (wie die Armenier und die Juden um 1900) einen Aufstieg erleben – und gleichzeitig massiv gefährdet sein. Nicht die ungleiche Machtverteilung zwischen Minderheit und Mehrheit an sich birgt die Genozidgefahr, sondern die tatsächliche oder bloß unterstellte Verschiebung dieser Balance zugunsten der Minderheit, der tatsächliche oder mögliche Erfolg ihres Strebens nach sozialem Aufstieg.⁴⁹

48 Vgl. Kuper (Anm. 19), S. 85

49 Vgl. Robert Melson, *Revolutionary Genocide: On the Causes of the Armenian Genocide*

Revolution, Krieg und totalitäre Regime als Genozidfaktoren

Es ist kein Zufall, dass viele Genozide des 20. Jahrhunderts durch *revolutionäre Staatseliten* mit dem Anspruch auf radikale Veränderung der soziopolitischen Ordnung entsprechend ihrer ideologischen Weltsicht durchgeführt wurden. Insbesondere Staaten, die aus einer Revolution hervorgegangen sind und sich außerdem im Kriegszustand befinden, scheinen ein großes genozidäres Potenzial zu entwickeln.

Nach Aranson⁵⁰ bergen *Revolutionen* genozidale Gefahren aus mehreren Gründen: Revolutionäre Eliten neigen oft zu hochzentralisierten und autoritären Regierungen. Ihre Affinität zur Gewalt senkt die Hemmschwelle des Tötens. Revolutionen gehen mit gesellschaftlichen Utopien einher. Gruppen, die der Verwirklichung dieser Utopien im Weg zu stehen scheinen, werden im Namen der höheren Ideale und Missionen, die Gewissensnöte reduzieren, vernichtet. Revolutionen sind oft auch Folgen einer im Zuge zwischenstaatlicher Konflikte erfolgten Delegitimierung des vorausgegangenen Regimes. Durch dieses Amalgam einer äußeren Bedrohung und innerstaatlicher Umwälzungen entstehen Konflikte, die sich in Genoziden entladen können.

Harff spricht vom „national upheaval“ als dem wichtigsten Genozidfaktor.

„National upheaval is an abrupt change in the political community, caused for example, by the formation of a state through violent conflict, when national boundaries are reformed, or after a war is lost. Thus, lost wars and the resultant battered national pride sometimes lead to genocide against groups perceived as enemies.“⁵¹

Mit Melson lässt sich sogar sagen: *Die Beziehung zwischen Krieg und Genozid ist reziprok*. Genozide können zum Krieg führen und Kriege zum Genozid.⁵² Der Krieg schafft eine Atmosphäre der kollektiven Bedrohung, die den Gehorsam zum Staat und zum Kollektiv fördert, die Gewalt zur Routine werden lässt, die Grenzen zwischen „externen“ und „internen“ Feinden verwischt und das Bedürfnis nach Kohäsion intensiviert. Im Krieg sind auch die Sanktionsmöglichkeiten anderer Staaten gegen den genozidalen Staaten begrenzt oder aufgehoben. Kriege erleichtern schließlich auch die Kaschierung und Verheimlichung des Genozids.

of 1915 and the Holocaust, in: *Holocaust and Genocide Studies* 4 (1992), S. 161-174.

50 Ronald Aranson, *The Dialects of Disaster: A Preface to Hope*, London 1983.

51 Harff (Anm. 6), S. 41-61.

52 Melson (Anm. 49).

Afrikanische Staaten		Asiatische Staaten		Staaten des	
Krieg führend	nicht Krieg führend	Krieg führend	nicht Krieg führend	Krieg führend	nicht Krieg führend
Zahl der Staaten					
28	23	17	11	17	11
Summe der Genozide und Massaker					
39 %	4 %	59 %	0 %	27 %	0 %

Berechnet nach: Helen Fein, *Genocide – a Sociological Perspective*, London 1993, S. 94

Es gab keinen Staat in Asien und im Nahen Osten, der trotz friedlicher Beziehungen zu anderen Staaten einen Völkermord beging. Wenn dagegen der Staat das Tötungsverbot massenhaft aufhebt, besteht eine deutliche Tendenz zur Verwischung der Grenzen zwischen Krieg und Genozid. Denn die Fähigkeit zum Töten setzt eigene Gewalterfahrungen – als Täter, Opfer oder unmittelbarer Beobachter – voraus: Die Entzivilisierung im Krieg erzeugt das Klima des Genozids.⁵³

Es ist kein Zufall, dass die zwei schlimmsten Genozide vor 1945, die in Nazideutschland und in der Sowjetunion, von totalitären Staaten ausgeübt wurden und die in der Vernichtung endende Massendeportation der Armenier im Osmanischen Reich 1915 unauflöslich mit der totalitären Vision der „Partei für Einheit und Fortschritt“ in einem despotischen Staat zusammenhing. Die Untersuchungen Feins zu 159 Staaten für den Zeitraum von 1945 bis 1988 belegen ebenso den Zusammenhang zwischen totalitärem Regime und Genozid.⁵⁴ Fein zufolge liegt die Wahrscheinlichkeit eines Genozids in undemokratischen Staaten mit 8 % viermal höher als in beschränkt demokratischen Staaten (2 %). Diese Wahrscheinlichkeit liegt jedoch in kommunistischen Regimen mit 36 % 4,5-mal höher als in undemokratischen, nicht-kommunistischen Staaten. Harff stellt fest, dass revolutionäre Einheitsstaaten am häufigsten Geno- und Politizide ausüben und sie darin gefolgt werden von autoritären Militärstaaten.⁵⁵ In totalitären Staaten beansprucht der Staat eine transzendente Legitimität, sei es durch „die Natur“, „das Sakrale“ oder „die Geschichte“: Diese transzendente Quelle der Herrschaft – das „Gesetz der Natur“ des NS-Regimes oder das „Gesetz der Geschichte“ der Bolsche-

53 Vgl. Elçin Kürşat-Ahlers, *Die Brutalisierung von Gesellschaft und Kriegsführung im Osmanischen Reich während der Balkankriege (1903–1914)*, in: Andreas Gestrich (Hg.), *Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts*, Münster 1996, S. 51-74.

54 Zusammengefasst aus Fein (Anm. 10), S. 93.

55 Harff (Anm. 6), S. 93.

wiken – rechtfertigt die Tötung der Dissidenten.⁵⁶ Undemokratische Herrschaftseliten neigen häufiger dazu, Legitimationskonflikte und mangelnde soziale Kohäsion durch das politische Instrument des Genozids zu lösen, auch weil ausreichende Kontrollinstanzen und -institutionen zur Machtbeschränkung des Regimes und zum Schutz der Bürger vor dem Staat fehlen.

Während demokratische Staaten innerhalb ihrer befriedeten Territorien zu geringerer Gewalt gegenüber ihren „eigenen“ Bürgern neigen, ist die Gewalt- und Tötungsbereitschaft im Ausland erheblich höher, wie das Verhalten der USA in lateinamerikanischen Staaten zeigt. Horowitz betrachtet denn auch die systematische Vernichtung der Gesellschaften außerhalb des Mutterlandes, wie z.B. die Vernichtung der Zulu durch britische Truppen, die Entvölkerung des Kongo durch Belgien, den holländischen Sklavenhandel, als eines der fundamentalen Charakteristika des europäischen Imperialismus im 19. Jahrhundert.⁵⁷

Die Herrschaft der Roten Khmer, die zwischen den Jahren 1975 bis 1979 eineinhalb der damals acht Millionen Kambodschaner ermordeten, enthüllt den Zusammenhang zwischen Genozid und totalitärer Herrschaft paradigmatisch. Sie begründeten ein totalitäres Regime, dessen Revolution traditionelle Moral und die traditionellen Sozialstrukturen zerschlug. Es führte „eine in ihrer Radikalität einmalige revolutionäre Transformation durch.“

„Die als Hort bourgeoiser Lebensformen verteufelten Städte wurden entvölkert, Familien und Dorfgemeinschaften in kollektive Lebensformen eingliedert, die buddhistische Religion wurde verboten, ethnisch-religiöse Minderheiten wurden verfolgt, politisch verdächtige „Intellektuelle“ und „Feinde“ hingerichtet. Selbst die Alltagssprache „reinjigte“ man von allen Wörtern und Wendungen, die traditionelle Höflichkeitsformen und Statuskennzeichnungen ausdrückten. Die kommunistische Parteihierarchie kontrollierte uneingeschränkt die Lebenschancen der Menschen, deren Alltag sich darauf richtete, dem Hungertod und der wegen geringster Verfehlung drohenden Exekution zu entgehen.“⁵⁸

Die rückwärts gewandten Ideale der Gesellschaftsordnung des Pol Pot'schen Kommunismus – die Revolution zurück zur Steinzeit einer homogenen Bauerngesellschaft, die Abschaffung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die Urbanisierungsfeindlichkeit und der Vernichtungsdrang gegen das städtische Besitzbürgertum, Kaufleute und Intellektuelle – wurden unter völligem Verzicht auf Übergangsphasen durchgesetzt. Im Dienste der Verwirk-

56 Hanna Arendt, *The Origins of Totalitarianism*, New York 1966, S. 463.

57 Horowitz (Anm. 2), S. 18.

58 S. Heilmann, *Das losgeschnittene Herz. Kultur, Rassismus und Genozid im Kambodscha Pol Pots*, in: FAZ Nr. 250, 28. Okt. 1998, auch für das folgende Zitat.

lichung einer rückwärtsgewandten Gesellschaftsvision verwischte der revolutionäre Wahn alle moralischen Unterschiede zwischen der Abschaffung des Geldes und der Auslöschung von zwei Millionen Menschen: „Für das Land, das wir aufbauen wollen, genügen eine Million gute Revolutionäre. Die anderen brauchen wir nicht. Lieber erschießen wir zehn Freunde, als dass wir einen Feind am Leben lassen.“

Aber auch diese radikale kulturelle, soziale und politische Transformation kam nicht aus ohne die selektive Anknüpfung an bestimmte tradierte Denkmuster und Standards, die freilich durch die totalitäre Ideologie umgedeutet wurden. Dazu zählen Vorstellungen von Ehre, Mut, und Gehorsam sowie die Freund-/Feind-Dichotomie der Welt- und Gesellschaftsicht. Erst die Anknüpfung an solche tradierten Denkschemata in einem radikal veränderten sozialen und politischen Kontext vermochte die Tötungshemmungen zu beseitigen.⁵⁹

Über die Tötung von „Feinden“ wurden der Gehorsam und der Mut der Untergebenen der Roten-Khmer-Kader getestet: Man musste das eigene „Herz vom Feinde losschneiden“ können.⁶⁰ Wer dem Befehl, „Feinde“ zu töten, selbst wenn sie nächste Verwandten waren, folgte, hatte die Voraussetzungen zur Überwindung jeglicher Hemmschwelle erfüllt und war bereit zur Mittäterschaft in den Mordkommandos, die die Massentötungen der „Regimefeinde“ durchführten. Ein Augenzeuge berichtete: „Sie exekutierten Menschen so, wie wir Fische töten. Manchmal kamen sie lachend und fröhlich von ihren Exekutionen zurück.“⁶¹

Genozide haben auch eine ökonomische Dimension. Sie ruhen einem Belohnungssystem auf, um die passive Duldung oder die aktive Unterstützung der Bevölkerung oder maßgeblicher Teile von ihr zu erreichen – die Voraussetzung für jeden Genozid. Die Umverteilung des Vermögens der zu vernichtenden Gruppe an die staatstreuen Bevölkerungssegmente ist in dieser Hinsicht besonders wirksam.⁶² Je nach Effizienz der Bürokratie kann die Beraubung der Opfergruppe von nackter Ausplünderung bis zur per Gesetz dekretierten Enteignung reichen. Sowohl der Staat, die Staatselite als auch die Bevölkerung beteiligen sich auf diese oder jene Weise an den materiellen Gewinnen aus der Liquidierung einer – in der Regel besitzenden – Opfergruppe. Mündlichen Überlieferungen zufolge verdanken einige vermögende Familien und namhafte Unternehmen in der Türkei ihr Startkapital dem Ver-

59 Alexander Laban Hinton, „Why did you kill?“ The Cambodian Genocide and the Dark Side of Face and Honor, in: *Journal of Asian Studies* 57 (1998), S. 93-122.

60 Ben Kierman, *The Pol Pot Regime: Race, Power and Genocide in Cambodia under the Khmer Rouge*, New Haven, Conn., 1996.

61 Ebd., S. 196.

62 Taner Akçam, *Türk Ulusal Kimliği ve Ermeni Sorunu*, Istanbul 1992; Horowitz (Anm. 2), S. 35; Melson (Anm. 49).

mögen der deportierten Armenier. Im Übrigen wurde die islamisch-türkische Landbevölkerung Ostanatoliens zum Nutznießer der verlassenen Länder und Häuser der Armenier. Bekannt ist die Beraubung der Juden durch das NS-Regime, aber erst seit kurzem ist das Schicksal des jüdischen Vermögens ein Gegenstand lebhafter Diskussion geworden.⁶³

Die internationale Dimension

Genozide finden im Gefüge internationaler Machtfigurationen statt. Ihre Entstehung, ihre Durchführung und ihr Ausmaß hingen stets auch ab von den Erwartungen, die der genozidale Staat an die Reaktion anderer Staatsmächte haben musste und konnte: Würden sie aufgrund ökonomischer, politischer oder militärischer Interessen und Bündnisse die Massentötung dulden oder aktiv und notfalls mit Gewalt intervenieren? Zumal periphere Staaten haben sich durch die Passivität der Großmächte, die ihre Interessen für nicht gefährdet oder die hohen sozialen und wirtschaftlichen Kosten der Kriegführung gegen einen genozidalen Staat für nicht gerechtfertigt hielten, zum letzten Schritt hin zur Massenvernichtung ermutigt gefühlt.⁶⁴ Auch die Polarisierung aller Konflikte entlang der kommunistischen/antikommunistischen Blockbildung verhinderte lange Zeit den internationalen Schutz der Menschenrechte.

Viele der Genozide sind andererseits ohne die militärische Involvierung der Weltmächte nicht erklärbar. Die Rolle Frankreichs in Ruanda, mit dem es ein Militär-Abkommen seit 1975 hatte,⁶⁵ ist dafür ein Beispiel.⁶⁶ Auch die

63 Gerald D. Feldmann, Flüchtlinge mit leeren Taschen, in: FAZ Nr. 260, 09.11.1998.

64 Harff/Gurr (Anm. 32), S. 39, und Jack N. Porter, Introduction, in: ders. (Hg.), *Genocide and Human Rights: A Global Anthology*, Washington, DC, 1982, S. 2-33.

65 Mit acht ehemaligen Kolonien in Afrika schloss Frankreich ein Verteidigungsabkommen. In sechs Staaten (Dschibuti, Zentralafrikanische Republik, Tschad, Elfenbeinküste, Gabun, Senegal) standen Ende der 90er Jahre französische Garnisonen mit 8.000 Mann, die die Stabilität der Regime sichern sollen. Die Geheimklauseln sind nur den beteiligten Staatsechefs, Verteidigungsministern und Generalstabchefs bekannt, nicht den Parlamenten.

66 Als Anfang der 90er Jahre die aus Ruanda vertriebenen Tutsi vom Nachbarland Uganda aus das Hutu-Regime in Ruanda bedrohten, griffen französische Militärberater in die Kämpfe ein. Ungeachtet des Embargos der Vereinten Nationen lieferte Frankreich Waffen. Als 1994 der Präsident Habyarimana einem bis heute ungeklärten Flugzeugattentat zum Opfer fiel, war dies das Signal für den Genozid von Armee und Miliz unter den Tutsi und den gemäßigten Hutu, der lange Zeit vorbereitet und durch den Rundfunk angeheizt worden war. Es sind 800.000 Menschen ermordet worden. Frankreich unternahm nichts, außer der Operation Turkis – einem zeitlich und räumlich begrenzten Einsatz französischer Fallschirmjäger im Grenzgebiet zwischen Ruanda zu Zaire, der sowohl die Massenflucht der Hutu als auch den Rückzug von Armee und Miliz bewirkte.

Vereinigten Staaten wurden in Zaire in einen Völkermord, wenn auch in geringerem Umfang, hineingezogen. Und hinter der blutigen Auseinandersetzung zwischen den Tutsi und den Hutu, zwischen Kabila und Mobutu, spielte sich das Ringen zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten ab. Auch das Pol-Pot-Regime wurde noch am Ende der 80er Jahre von den USA und den Vereinten Nationen unterstützt. Die Flagge des Roten-Khmer-Regimes wurde bis 1991 vor den Vereinten Nationen aufgezogen, weil seine Guerilla der Feind von Vietnam und damit des Feindes der USA war. Schon bei dem Putsch gegen Sihanouk (1970), der den Beginn des Bürgerkriegs zwischen Kommunisten und der pro-amerikanischen Regierung in Phnom Penh markierte, hatte die CIA ihre Hände im Spiel.

Weil eine effektive Bestrafung der Völkergemeinschaft nicht gelingt, ist es möglich, dass ein und dieselben Staaten wiederholt Genozide durchführen. Helen Fein stellte 1988 fest, dass acht von elf genozidalen Staaten mehrfach Genozide verübt haben: der Irak gegen die Kurden (1987/88), Pakistan gegen die Bengalen (1971/72), Indonesien gegen die Chinesen, Kommunisten (1965/66) und gegen die Osttimoresen (1975), China gegen die Tibeter (1956 bis 1960), Äthiopien gegen Tigray und Eritrea (1983/84), Uganda gegen mehrere Gruppen (1971 bis 1979, 1979 bis 1986), Burundi gegen die Hutus (1972/73), der Sudan gegen die Südsudanesen (1955 bis 1972 und seit 1987). Wenn man den letzten Ruanda-Genozid noch berücksichtigt, der eine Vorgeschichte schon 1962/63 hatte, liegt der Anteil der Genozidwiederholer noch höher. Diese Feststellung muss den Ausgangspunkt für die Institutionalisierung eines Frühwarnsystems bilden, das besonders auf Staaten mit genozidaler Vergangenheit zu richten ist.⁶⁷

In den Flüchtlingslagern in Ost-Zaire fanden die Mordbanden Stützpunkte. Siehe: Thankmar von Münchhausen, *Afrikanische Spiele*, in: FAZ, Beilage Nr. 254, 1. Okt. 1997.

- 67 Die post-festum-Aburteilung von Völkermordverbrechen ist zwar auch eine abschreckende Maßnahme, aber sie kann die Vorbeugung und Verhütung durch ein „Frühwarnsystem“ nicht ersetzen. Da Völkermord nicht eruptiv ausbricht, sondern die Kulmination einer langen Phase von Menschenrechtsverletzungen darstellt, sind Verfahren wichtig, die frühzeitig beim Auftreten dieser Indikatoren in Gang gesetzt werden können. Ein solches Verfahren stellt die Resolution Nr. 1503 (1970) des Wirtschafts- und Sozialrates der UNO bereit, der sich des Rates der Menschenrechtskommission bedienen kann, Alfred Verdross / Bruno Simma, *Universelles Völkerrecht. Theorie und Praxis*, Berlin 1984, S. 832. Aber die außerordentliche Schwerfälligkeit und Umständlichkeit des 1503-Verfahrens erwies sich in der Praxis als untauglich für einen schnellen Kontrollmechanismus. Es besteht aus drei Phasen: 1. Systematische Erfassung und Zusammenstellung eingegangener Menschenrechtsbeschwerden durch den Generalsekretär der Vereinten Nationen nach Ländern (inzwischen über 100.000 jährlich), die mit den von den beschuldigten Staaten eingeholten Stellungnahmen an die Mitglieder der Unterkommission für die Verhinderung von Diskriminierung und für den Schutz von Minderheiten übersandt werden. 2. Prüfung der Beschwerden zur Feststellung regelhafter,

Ein Blick auf die Entstehung der internationalen Genozidkonvention von 1948 veranschaulicht, wie ein effektives internationales Sanktions- und Interventionssystem gegen Verbrecherstaaten durch solche Staaten selbst verhindert wurde. Denn darin besteht das Dilemma: in der Identität von Verbrechen und Verfolgern.

Auch wenn bereits im 19. Jahrhundert die humanitäre Intervention zugunsten verfolgter Minderheiten als selbstverständliche Konsequenz des allgemeinen Rechtsempfindens angesehen wurde, war es doch erst Raphael Lemkin⁶⁸, der 1933 der *International Conference for the Unification of Criminal Law* einen Gesetzesantrag vorlegte, der die Aufnahme der Vernichtung von ethnischen, religiösen und sozialen Gruppen als ein Verbrechen in

struktureller Menschenrechtsverletzungen: „Die Unterkommission ist ermächtigt, eine Arbeitsgruppe einzusetzen, die ... unter dem Gesichtspunkt ... prüft, ob die Beschwerden für irgendeinen Staat ein Gesamtbild schwerer und zuverlässig bezeugter ... Verletzungen von Menschenrechten und Grundfreiheiten erkennen lassen. Trifft die Arbeitsgruppe mit Mehrheit eine Feststellung, leitet sie das Ergebnis an die Unterkommission weiter, die ihrerseits prüft und entscheidet, ob der Tatbestand so schwerwiegend ist, dass seine Vorlage bei der Menschenrechtskommission erforderlich ist. Bejaht die Unterkommission dies, weil der Sachverhalt auf ein ‚Gesamtbild‘ schwerer Menschenrechtsverletzungen hindeutet, dann ist es Aufgabe der UN-Menschenrechtskommission, sich mit dem Petitionsmaterial zu befassen. Die Kommission kann eine Studie darüber in Auftrag geben, ob sich die Petitionsbeschwerden tatsächlich zu einem ‚Gesamtbild‘ von Menschenrechtsverletzungen zusammenfügen oder – sie kann zum Zwecke der Sachverhaltsuntersuchung ein ‚Ad-hoc-Komitee‘ aus ‚unabhängigen Persönlichkeiten, deren Sachkunde und Unparteilichkeit außer Frage stehen‘, ernennen. Diesen qualifizierten, richterähnlich zusammengesetzten Untersuchungsausschuss darf sie freilich nur mit ausdrücklicher Zustimmung des beschuldigten Staates einsetzen und besetzen, und der Ausschuss kann seinerseits nur im ständigen Einverständnis mit dem betroffenen Staat seine Arbeit verrichten. 3. Nachdem die Studie oder der Untersuchungsbericht des Ad-hoc-Komitees der Menschenrechtskommission vorgelegt worden ist, ist diese ermächtigt, darüber zu entscheiden, ob sie die getroffene Feststellung eines Gesamtbildes schwerer Menschenrechtsverletzungen an den Wirtschafts- und Sozialrat förmlich weiterleitet und ihm zugleich Abhilfeschläge unterbreitet. Von dem Augenblick an, in dem die Menschenrechtskommission solche Empfehlungen beschließt, endet die bis dahin strikt einzuhaltende Vertraulichkeit des Untersuchungsverfahrens, und die Öffentlichkeit kann in Kenntnis gesetzt werden.“ Otto Luchterhand, *Bekämpfung von Völkermord. Konzepte des Völkerrechts*, in: Mihran Dabag u.a. (Hg.), *Genozid und Moderne. Strukturen kollektiver Gewalt im 20. Jahrhundert*, Opladen 1998, S. 347-407, hier S. 387.

- 68 Während des NS-Verbrechens erfolgten einige Deklarationen, die die Fundamente internationaler Rechtssanktionen gegen Völkermord vorbereiteten: Die Deklaration von St. James's Palace in London durch die Vertreter von europäischen Staaten unter Nazi-Herrschaft (Januar 1942), die Deklaration der Alliierten, die ihren Willen ausdrückte, die Verantwortlichen für die „kaltblütige Vernichtung der Juden“ zu bestrafen (Dezember 1942), gefolgt von Deklarationen von Churchill, Molotow und Roosevelt sowie die Deklaration von Moskau (Oktober 1943) von England, Russland und den USA, die auch für das Fundament für das Viermächteabkommen (8. August 1945) zwischen England, Frankreich, Russland und den USA konstituierte.

das internationale Recht vorsah.⁶⁹ Lemkin prägte den Begriff „Genozid“, er verstand darunter die synchronisierte Zerstörung jedweden Lebens einer Gruppe von Menschen – politisch, moralisch, kulturell, wirtschaftlich, biologisch, physisch und moralisch. Diese ursprüngliche Definition Lemkins von Genozid war wesentlich umfangreicher als die, die später von den Vereinten Nationen verankert wurde.

Die erste Resolution der Generalversammlung der Vereinten Nationen (11. Dez. 1948) richtete sich nicht nur gegen die Durchführung des Genozids, sondern erklärte auch vorbereitende Handlungen für strafbar.⁷⁰ Der wichtigste Fortschritt dieser UN-Resolution lag in der Anerkennung des Genozidverbrechens unabhängig von Kriegsverbrechen – im Gegensatz zur Nürnberger Charta.

Die Frage, welche Gruppen unter den Schutz der Konvention zu nehmen seien, rief schärfste Kontroversen hervor, weil die betroffenen Staaten sich in ihrem Gewaltmonopol nicht beschränken lassen, sondern seinen Einsatz gegen politische Dissidenten- und Oppositionsgruppen, gegen kulturelle oder religiöse Minderheiten offen halten wollten: Die russischen Vertreter leisteten z.B. gegen den Einschluss der „politischen Gruppen“ starken Widerstand, unterstützt von iranischen, polnischen und jugoslawischen Vertretern.⁷¹ Drei Kategorien des Genozids – physischer, biologischer (Geburtenbeschränkung) und kultureller – erschienen in dem ursprünglichen Entwurf des Sekretariats. Der Einschluss des kulturellen Genozids⁷² löste eine weitere Kontroverse aus. Während die europäischen Staaten – koloniale Mächte, die Widerstandsbewegungen aus ihren Kolonien befürchteten – ihm widerstrebten, übte die Sowjetunion Druck zur Aufnahme des kulturellen Genozids in die Konvention aus. Die ersteren konnten sich durchsetzen.⁷³

Die Ausklammerung der politischen Gruppen vom Schutz der Genozidkonvention bedeutete, dass Politizide nicht als Verbrechen galten. Die Tragweite dieser Festlegung konnte die Weltgesellschaft am Terror der Roten Khmer verfolgen: Einer der größten Massenmorde des 20. Jahrhunderts konnte vollzogen werden, ohne unter die formale Definition des Genozids durch die UNO zu fallen.

Nach der Endformulierung der Konvention liegt ein Genozidverbrechen außerdem nur vor, wenn eine *Absicht* zur Vernichtung besteht. Der Genozid sei ein Akt „committed with *intent* to destroy, *in whole or in part*, a *national, ethnical, racial or religious group*, as such.“ Ob ein solches subjektives Ele-

69 Raphael Lemkin, *Axis Rule in Occupied Europe*, Washington, DC, 1944, S. 22.

70 Luchterhand (Anm. 67), S. 362.

71 Kuper (Anm. 19), S. 19-39, gibt eine ausführliche Dokumentation der Debatte.

72 Ebd., S. 30.

73 Ebd., S. 31.

ment vorliegt, blieb mitunter strittig, und diese Unklarheit war die Basis, auf der wiederholt Schuldhaftigkeit geleugnet werden konnte, etwa im Fall des Genozids an Guayaki-Indianern durch Paraguay oder an Indianern im Amazonas-Gebiet durch Brasilien.

Weiteren großen Widerstand gab es gegen die Entwurfsbestimmung, ein internationales Straftribunal einzurichten. Der endgültige Konsens war ein absurder Kompromiss, der die Bestrafung des Verbrechens und des genozidalen Staates diesem selbst überlässt:

„The final clause in the Genocide Convention (Art. VI) now provides for trial by a competent tribunal of the State in the territory of which the act was committed, or by such international penal tribunal as may have jurisdiction with respect to those Contracting Parties which shall have accepted is jurisdiction. ... The effect of the present provisions is that the rulers, the main universe for genocidal murderers, would be expected to prosecute themselves or to submit to the jurisdiction of an international penal court, which does not exist, though more than thirty years have passed since the framing of the Genocide Convention.“⁷⁴

Das im Mai 1993 vom Weltsicherheitsrat errichtete⁷⁵ „Internationale Gericht zur Verfolgung der Verantwortlichen für die seit 1991 im Hoheitsgebiet des ehemaligen Jugoslawien begangenen schweren Verbrechen gegen das humanitäre Völkerrecht“⁷⁶ sowie der am 8. Nov. 1994 anhand der Resolution des Weltsicherheitsrates errichtete Strafgerichtshof für Ruanda, die sich beide auf Kapitel VII der UNO-Charta stützen, stellten einen Durchbruch in der Entwicklung von Strafmaßnahmen gegen Staaten, die sich des Völkermords schuldig gemacht hatten, in Richtung des seit 1948 vorgesehenen ständigen Internationalen Strafgerichtshofes dar. Schließlich wurde im Juli 1998 unter Beteiligung von 162 Staaten, von denen 20 Gegner einer Weltstrafinstanz waren,⁷⁷ in Rom die Gründung eines Internationalen Strafgerichtshofes für Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen beschlossen. Wieder entzweiten sich die Staatsvertreter über die Kompetenz des Internationalen Gerichtshofes und die Frage, wie effektiv das Tötungspotenzial und Tötungsmonopol der Staaten sanktioniert und einer unabhängigen internationalen Kontrolle unterworfen werden sollte. In dem Streit über einen starken, unabhängigen Gerichtshof mit weit reichender Vollmacht oder einen schwachen, vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen – gar von einzelnen Staaten – abhängigen Gerichtshof erwies sich die Arbeit der auf in-

74 Ebd., S. 176.

75 Am 25. Mai 1993 wurde das Statut des Gerichtshofes verabschiedet. Im Art. 4 steht die Strafbarkeit des Völkermords im Sinne der Konvention von 1948.

76 Luchterhand (Anm. 67), S. 368.

77 E. Levy, Gegen einen Potemkinschen Gerichtshof, in: FAZ, Nr. 159, 13.07.1998.

ternationaler Ebene organisierten NGO's für Menschenrechte als unverzichtbarer Gegenpol zur Staatengemeinschaft, der das sich allmählich formierende „Weltgewissen“ vertrat. Sie durften in der Kommission allerdings nur ohne Rederecht präsent sein.⁷⁸

Der Kompromiss, der ohne den „Segen“ der Vereinigten Staaten, mit 120 Ja- und 7 Nein-Stimmen sowie 21 Enthaltungen zustande kam, sei nach dem amerikanischen Delegationsleiter Scheffer „schwach, weil ihn die Mehrheit der Welt ablehne“.⁷⁹ Gemeint waren damit die bevölkerungsreichsten Staaten, die Vereinigten Staaten, China und Indien. Auch im Falle der ursprünglichen Konvention für Völkermord (1948) mussten einige Jahrzehnte vergehen, ehe die USA sie ratifizierten. 26 Staaten haben das Gründungsstatut des Internationalen Strafgerichtshofes noch in Rom unterzeichnet. 60 erforderliche Ratifizierungen für das Inkrafttreten sind bislang zustande gekommen.

Was unter Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen einzuordnen ist, legt das Statut des Internationalen Strafgerichtshofs relativ detailliert fest:

Der Gerichtshof soll Jurisdiktion in Bezug auf Kriegsverbrechen erlangen, vor allem, wenn sie als Teil eines Planes, einer Politik oder als Teil einer groß angelegten Aktion vorkommen. Bei Verbrechen gegen die Menschlichkeit ist von „weitverbreiteten“ oder „systematischen“ Angriffen die Rede, bei Völkermord von absichtlicher Zerstörung einer „nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe“ – ganz oder zum Teil. Schließlich

78 Die Koalition der NGO's für einen Internationalen Gerichtshof wurde 1995 von 30 regierungsunabhängigen Organisationen unter dem jetzigen Koordinator William Pace gegründet. 250 NGO's versammelten sich in Rom in Vertretung der inzwischen weltweit 800 Organisationen. Die in der dreijährigen Vorbereitungsphase entstandene Arbeit fand Niederschlag in Veränderungen des Textentwurfs des Statuts. Diese Koalition forderte, dass die Konferenz notfalls den Willen aufbringen müsse, auch ohne Mitwirkung wichtiger Staaten ein „durchsetzungsstarkes Menschenrechtregime“ zu schaffen. Human Rights Watch vertrat in Rom drei Kernforderungen. An erster Stelle stand die Frage der Kompetenzen des Gerichtshofs. Dieser sollte Rechtsprechungsbefugnisse für alle „Vertragsverbrechen“ – Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen – über diejenigen Staaten und deren Bürger haben, die dem Vertrag über den Internationalen Strafgerichtshof beigetreten seien. Deshalb unterstützte Human Rights Watch den Standpunkt der deutschen Delegation, die der Ansicht war, dass bei Vertragsverbrechen der Gerichtshof über diese urteilen dürfe, ohne dass es der Zustimmung irgendeiner Regierung bedürfte. Zweites großes Anliegen der in New York ansässigen Menschenrechtsorganisation war, dass der Ankläger des Internationalen Strafgerichtshofs auch von sich aus Ermittlungen aufnehmen darf. Das dritte große Anliegen von Human Rights Watch war es, dem Gerichtshof die Möglichkeit zu geben, auch Fälle von Kriegsverbrechen abzuurteilen, die in Bürgerkriegen begangen wurden. Dies sei nötig, weil gegenwärtig viele Konflikte nicht internationaler, sondern interner Natur seien.

79 Friedrich Bauer, Amerika droht mit aktivem Widerstand, in: FAZ Nr. 168, 23. Juli 1998.

gilt das Prinzip der komplementären Rechtsprechung: Der Gerichtshof kann erst aktiv werden, wenn der Einzelstaat nicht handelt oder nicht handeln kann, wenn ein Justizsystem zusammengebrochen oder der Willkür eines Diktators ausgeliefert ist.

Schon weit vor Beginn der Konferenz, schließlich in Rom selbst, übten die USA massiven Druck gegen einen Gerichtshof aus, der womöglich eines Tages auch gegen Verbrechen amerikanischer Soldaten aktiv werden könnte. Vertreter der Vereinigten Staaten versuchten bis zur letzten Minute, das Statut in ihrem Sinne zu ändern. Ganz besonders störten sie die eingeschränkte Mitsprache des UN-Sicherheitsrats. Nach dem Statut kann sich das Gericht dann einer Sache annehmen, wenn das Land, in dem das Verbrechen begangen wurde (der verdächtige Staat), Vertragsstaat ist. Der Sicherheitsrat könnte die Ermittlungen dann noch für zwölf Monate blockieren, aber „nur“, wenn er im Land des Geschehens nach Artikel VII der UN-Charta engagiert ist und „nur“, wenn keines der anderen ständigen Mitglieder ein Veto einlegt.

In der amerikanischen Haltung wird das größte Hindernis einer Prävention von Genoziden qua Völkerrecht und internationaler Straforgane evident. Es besteht im Beharren auf der Staatssouveränität im internationalen Recht. Das internationale Recht basierte auf dem Konsens ihrer Subjekte (der Staaten), gegenseitig ihre Gewalt- und Tötungsmonopole nach innen anzuerkennen, aber auf Gewalt gegeneinander zu verzichten. Die friedensstiftende Funktion des Völkerrechts beruht auf der wechselseitigen Anerkennung der Souveränität und auf dem Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates. Die UNO darf nicht in Dinge eingreifen, die ihrem Wesen in die innere Zuständigkeit eines Staates fallen, zu der auch Menschenrechtsverletzungen nach der *geltenden* (d.h. praktizierten) internationalen Rechtsauffassung gehören.⁸⁰ Die zwei in der UN-Charta vorgesehenen Voraussetzungen, die eine militärische Intervention rechtfertigen, sind erstens die Bedrohung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit und zweitens die Zustimmung *aller* ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates. Die notwendige Einstimmigkeit erscheint in der Praxis als das größte

80 Rein juristisch betrachtet, wäre der Weltsicherheitsrat durch Art. 24 der UN-Charta (Aufgabe der Friedenssicherung bei massiven Menschenrechtsverletzungen oder Massakern) handlungsfähig. Die vier Genfer Konventionen von 1949 sowie die beiden Zusatzprotokolle von 1977 definieren Verbrechenstatbestände im Völkerrecht viel breiter als nur den Völkermordtatbestand: Art. 147 der Vierten Konvention stellt fest, dass „vorsätzliche Tötung, Folterung oder unmenschliche Behandlung ... vorsätzliches Verursachen großer Leiden oder schwere Beeinträchtigung der körperlichen Unversehrtheit oder der Gesundheit, rechtswidrige Verschleppung oder rechtswidrige Verschickung, rechtswidrige Gefangenhaltung ... Festnehmen von Geiseln sowie Zerstörung und Aneignung von Eigentum ... schwere Verletzungen des vorstehenden Artikels“ seien.

Hindernis zur Ausbildung eines Weltgewaltmonopols. So wie der Fall Serbien und der Einspruch Russlands gegen die Intervention zeigte, kann ein Staat massenweise morden und sich durch das Veto eines Verbündeten schützen lassen. Das Dilemma der Weltordnung kann so zusammengefasst werden:

„Wer den rettenden Weg der humanitären Intervention geht, unterminiert das Völkerrecht und behindert die Chance, dass sich die Welt kontraktuell auf die gemeinsame Unterordnung unter ein Gewaltmonopol einigt. Wer aber dem geltenden Völkerrecht den Vorzug gibt, macht sich mitverantwortlich für einen Massenmord.“⁸¹

Menschenrechtsverletzungen sind aber nach dem heutigen Rechtsbewusstsein der Völker keine inneren Angelegenheiten mehr; es hat sich ein „Weltgewissen“ herausgebildet, das keine nationalen Grenzen mehr kennt.“ Die Weltverfassung hinkt hinter dem Gewissen der *zivilisierten* Staatsgesellschaften hinterher. Solange die Welt kein Gewaltmonopol hat, kommt der Meinung und Reaktionskraft der Weltöffentlichkeit eine Schlüsselrolle zu. Wie weit tragen wir als Geistes- und Sozialwissenschaftler dazu bei?

81 Sybille Tönnies, Das internationale Recht der humanitären Intervention, in: FAZ, Nr. 236, 12. Okt. 1998, auch für das folgende Zitat.

Atomare Vergeltung – Über das Töten im Atomkrieg

DETLEF BALD

„Das ganze erregend und unheimlich“, notierte er am 6. August 1945 in sein Tagebuch auf die Nachricht vom „ersten Angriff“ mit einer Bombe, in der „die Kräfte des gesprengten Atoms (Uran) wirksam“ wurden.¹ Thomas Mann, der Beobachter im kalifornischen Exil, erschauerte bei dem Gedanken, die Deutschen wären „dicht daran“ gewesen, eine eigene nukleare Bombe zu bauen. Die Erfindung hatte zunächst noch keinen Namen, man nannte sie „Turmbombe“ oder „freigelegte Atomenergie“; eine „Hochdruckbombe“, aber ohne Uran, glaubte Werner Heisenberg, interniert im englischen Farm Hall, seinen Fachkollegen erklären zu können.² Was eine Atombombe wirklich war, konnte sich kaum jemand vorstellen. Der amerikanische Präsident Harry S. Truman, der am 2. August angesichts der Ruinen von Berlin auf der Konferenz in Potsdam den Einsatzbefehl erteilt hatte, um „die elementare Energie des Universums“ für den Krieg „nutzbar“ zu machen, erfand in seinen Erinnerungen dafür das Bild vom „Regen der Verheerung“. Ähnlich dunkel deutete Ernst Jünger diese kriegerische Gewalt: „Als sich die Katastrophe ereignete, hatte man noch keinen Namen für sie; das ist ein Zeichen für die Schwere des Verhängnisses.“³

1 Thomas Mann, *Tagebücher 1944–1.4.1946*, hrsg. v. Inge Jens, Frankfurt/M. 1986, S. 237f.

2 Dieter Hoffmann (Hg.), *Operation Epsilon. Die Farm-Hall-Protokolle oder Die Angst der Alliierten vor der deutschen Atombombe*, Berlin 1993, S. 147.

3 Ernst Jünger, *Tagebücher III. Strahlungen II*, Stuttgart 1979, S. 503.

Die Wahrnehmung der Täter

Die Bombercrew

Sie hatten sich am Sonntag in einem Gottesdienst, den sie gemeinsam feierten, auf die streng geheime Sonderaufgabe vorbereitet, für die sie seit dem 1. April auf der westpazifischen Insel Tinian (Marianen) stationiert waren. Auf dem wohl größten amerikanischen Luftwaffenstützpunkt in Übersee übten vierzehn Luftwaffenbesatzungen den Abwurf einer bislang unbekanntes Wunderwaffe. Sie trainierten den zielgenauen Anflug. „Wir waren es damals nicht gewöhnt, mit unseren Bombern in einer Höhe von neuntausend Metern zu fliegen. Für den Bombenabwurf brachte das ein neues Problem mit sich, wegen der Höhenwinde oder ‚ballistischen Winde‘, wie man sie nennt“, erklärte Oberst Paul Tibbets, der Kommandeur des Einsatzverbandes.⁴ Man war stolz, das Abwurfverfahren gelöst zu haben.

Bald nach dem Gottesdienst starteten die ersten drei Fernbomber vom Typ Boeing B-29 Superfortress der 509. „Composite Group“ in Richtung Japan, um das Wetter über Kokura, Nagasaki und Hiroshima, den drei potenziellen Zielen, zu erkunden, da ein freier Blick auf die Abwurfzone erwünscht war. Noch stand nicht fest, welches der drei „virgin targets“ ausgewählt würde; denn mehrere Städte Japans waren von konventioneller Bombardierung verschont worden, um die auftretenden Destruktions- und Strahlenkräfte der Atombombe präzise erfassen zu können. Generalstabsmäßig waren die Planungen erfolgt, nach denen die Vorbereitungen abliefen. Kurz vor dem Start um 2 Uhr 30 nachts flog noch, falls eine B-29 durch Schaden ausfiele, ein Reservebomber für alle Fälle nach Iwoshima voraus, einer Station auf halbem Wege nach Japan.

Tibbets war der Kommandeur einer Dreiergruppe von Maschinen. Er fühlte sich wohl an Bord seines, durch das Gewicht der mit 4,5 Tonnen schweren Uranbombe ein wenig überladenen Bombers. In großen Lettern trug er die Aufschrift „Enola Gay“, den Mädchennamen seiner Mutter. Alles war inspiziert, auch die Abwurfvorrichtung für die „Little Boy“ bezeichnete Bombe – eine Anspielung auf den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Die eine der beiden anderen Maschinen diente der wissenschaftlichen und technischen Dokumentation der Effektivität der Bombenexplosion; dafür hatte sie eine Ladung von Messapparaturen zum Abwurf bereit, während die andere mit einem Set an Foto- und Filmgeräten für Aufnahmen bestückt war.

4 Dies und die weiteren Zitate aus dem Interview mit Bomberpilot Paul Tibbets in: Unsere Bombe. Fotos und Texte von Robert Del Tredici, Frankfurt/M. 1988, S. 193f.

Im Logbuch notierte Tibbets um 2 Uhr 27 Minuten: „Wir warfen die Motoren an.“ Und, nicht ohne das Gefühl der Außergewöhnlichkeit seiner Mission, fügte er noch hinzu: „Dann rollten wir aus der Lichtflut der vielen Wochenschaukameras ins weiche Dunkel der Nacht.“⁵ Die Starterlaubnis erfolgte sogleich. Am wichtigsten war die Arbeit an der Bombe, diesem stumpfnasigen, unförmigen Monstrum. Der leitende Waffenspezialist hatte vier Stunden mit seiner Checkliste zu tun, bis der letzte Stromkreislauf geschlossen und der Zünder geschärft war. Über Bordfunk verkündete Tibbets – mit Stolz in der Stimme: „Wir haben die erste Atombombe der Welt an Bord.“ Die Zeit drängte. Endlich, um 7 Uhr 09, trafen die meteorologischen Messdaten von den voraus geflogenen Wetterbeobachtern ein. In Japan deutete sich ein typischer schwül-warmer Sommertag an, 80 Prozent Luftfeuchtigkeit, 26,7 Grad Celsius, noch leichte Morgennebel, aber ansonsten klare Sicht über Hiroshima. Claude Eatherly, der zuständige Nachrichtenoffizier, dechiffrierte das Telegramm und signalisierte grünes Licht an den Oberst in der Kanzel. „Empfehlung: erstes Objekt.“⁶ Damit waren die Würfel gefallen. „Yeah, ich bestätige das. Das ist – das ist Hiroshima“, klang es aus der Kanzel. Der Bordoffizier erwiderte: „Ja, ich bestätige, das ist der zugewiesene Zielpunkt.“

Routiniert ging die Crew an die Arbeit für den Anflug, nachdem sie bereits aus einer Entfernung von 110 Kilometern die Stadt ausmachen konnte. „Und während wir näher kamen, hatten wir bestimmte Prozeduren zu erledigen (...) und da ich mir die Stadt anhand von Luftaufnahmen eingepägt hatte, konnte ich ihnen nur zustimmen, denn wir hatten absolut freie Sicht, und es war so klar wie auf einem Foto.“ Das intensive Spezialtraining seit dem vergangenen September zahlte sich aus; sie waren perfekt auf einander eingespielt; alles funktionierte wie im Schlaf; die Handgriffe saßen. Zielpunktgenau, um 8 Uhr 15, kam die Bombe in einer Höhe von etwa 400-600 Metern über dem Zentrum von Hiroshima zur Explosion. Kommandeur Tibbets funkte nach Tinian: „Ziel nach Sicht mit guten Ergebnissen bombardiert.“ Der Waffenspezialist ergänzte: „Ergebnisse eindeutig. In jeder Hinsicht erfolgreich.“

Mit fachlichem Interesse beobachtete Tibbets den „hellen Sonnenschein dieses silbrigen Blitzes“ der gewaltigen Explosion der Atombombe. „Es war

5 Zitat nach Bernd Greiner, 200 Tage ..., in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), 200 Tage und 1 Jahrhundert. Gewalt und Destruktivität im Spiegel des Jahres 1945, Hamburg 1995, S. 44.

6 Vgl. Robert Jungk, Offlimits für das Gewissen. Der Briefwechsel zwischen dem Hiroshima-Piloten Claude Eatherly und Günther Anders, Reinbek 1961; Wieland Wagner, Das nukleare Inferno: Hiroshima und Nagasaki, in: Michael Salewski (Hg.), Das Zeitalter der Bombe. Die Geschichte der atomaren Bedrohung von Hiroshima bis heute, München 1995, S. 72.

so etwas wie ein bläulich-silbernes Blitzen.“ Und nicht ohne Gefühl fügte er an: „Na schön, das ist etwas, was man sonst normalerweise nicht sieht.“ Unterbrochen wurde er in seinen Wahrnehmungen durch die Worte des Heckschützen, der die Druckwelle auf den Bomber zurasen sah, „da kommt sie (...) wie eine Fata Morgana in der Wüste.“

Die Täter in den Labors

Die wissenschaftliche Arbeit hatte im „Manhattan District Project“, der Tarnbezeichnung für die Entwicklung der Atombombe, neue Standards erfahren.⁷ Forscher und Techniker erhielten einen höheren Stellenwert; sie wurden ein Teil im Maßstab eines Großprojekts, organisiert im System von „big science“, die der generalstabsmäßigen Planung des „Army Corps of Engineers“ unter Leitung eines ambitionierten Generals, Leslie Groves, zu verdanken war. In engster Kooperation mit dem eigens errichteten „National Defense Research Committee“ gelang es Vannevar Bush und James B. Conant, die politischen und militärischen Prioritäten für den so organisierten wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu sichern. Kreativität und Phantasie der Forscher mussten erhalten bleiben, aber erfolgreich mit Ingenieuren und Technikern in den Labors der Industrie verkoppelt werden.

Ein gewandelter Typ von Wissenschaft entstand – im Krieg geboren, isoliert von kollegialer Kommunikation, den Restriktionen geheimer Camps unterworfen, gebunden an spezifische Zwecke, jeglicher Öffentlichkeit entzogen, vernetzt mit diversen Instituten und Interessen, aber gehindert an der Verwertung der eigenen Resultate – und prägte künftige Forschergenerationen und industrielle Produktionsverfahren.⁸ Mehr als 120.000 Menschen wurden auf diese Weise als neue humane Ressource der technischen Moderne für den Bau der Atombombe mobilisiert. Daher konnte nach der Zerstörung von Hiroshima Präsident Truman auf dem Rückweg von Potsdam an Bord der „USS Augusta“ in der Presseerklärung vom 6. August 1945 feststellen, die USA hätten die „schicksalsschweren Risiken wie die Schlachten in der Luft, zu Lande und zu Wasser“ bestanden und nun auch die „Schlacht der Laboratorien“ gewonnen. Der Ort dieser Schlacht hieß Los Alamos in New Mexico, das künstliche Projekt dieser Geisteswelt; sie verbarg sich hinter der Anschrift P.O.Box 1663, Santa Fe.

7 Vgl. Bernd W. Kubbig, Hiroshima, Nagasaki und die Rolle der Naturwissenschaften. Der gegenwärtige Forschungsstand im Spiegel neuerer Literatur, in: *Wissenschaft und Frieden*, 12 (1995), Heft 2, S. 12ff.

8 Vgl. Detlef Bald, Hiroshima, 6. August 1945. Die atomare Bedrohung, München 1999, S. 16ff.

Die Struktur der Organisation aber hatte auch, um funktionieren zu können, die divergierenden Interessen der Forscher, zumal der Koryphäen, berücksichtigt. Sie traten als einzelne Leistungsträger, als prominente Personen ins Rampenlicht. Sie arbeiteten an der Bombe und für die Zerstörung, gewiss, aber ihr Ehrgeiz trieb sie ebenso wie die Erforschung der Natur, in der die Entfesselung der Kräfte der Materie greifbar wurde, sie faszinierte. Victor Weisskopf schrieb über die Wissenschaftler: „Unter den gegebenen Umständen vermochten wir es nicht, den moralischen Problemen unserer Arbeit ins Auge zu sehen, auch wenn wir sie erkannten.“⁹ Sie erlebten daher die Explosion der Atombombe als Erfolg ihrer Leistung. Die Endmontage für den Test „S-1“ war abgeschlossen. Das Exempel, die Zündung der ersten Bombe, gelang am 16. Juli 1945 in Alamogordo, in der Wüste von Neumexiko. Der Ort wurde „Trinity site“ genannt – Ort der religiösen Dreifaltigkeit oder doch eher Symbol für das dreifache Bündnis von Wissenschaft, Militär und Politik?

Wenige Sekunden vor dem berechneten Zeitpunkt, um 5 Uhr 29 Minuten und 45 Sekunden begann das Atomzeitalter. „Es hat funktioniert“, waren die ersten Worte, die Frank Oppenheimer in diesem Moment mit seinem Bruder Robert wechselte, der das Atomprojekt wissenschaftlich verantwortete: „Und dann dieser Eindruck der bedrohenden Wolke, die über uns hing. Sie war so leuchtend purpurrot von der ganzen radioaktiven Strahlung (...). Und das Donnern der Explosion. Es prallte gegen die Felsen, dann zog es fort – ich weiß nicht, wogegen es noch alles prallte (...). Es hallte einfach in der Jornada del Muerto hin und her. Es war ein sehr grauenerregender Moment.“¹⁰ Alle fröstelten in der Kälte der Wüste der Jornada del Morte, bevor „die Reise des Todes“ ins Atomzeitalter mit der Explosion begann. Das Warten hatte an den Nerven gezerrt, Oppenheimer stöhnte: „Mein Gott, diese Dinge gehen einem zu Herzen.“ Doch Edward Teller, nachdem er eine Flasche mit Sonnenöl zum Schutz gegen die Strahlung herumgereicht hatte, zeigte sich entschlossen, „dem Ungeheuer ins Gesicht zu sehen.“

Dann der Blitz, der Feuerball – heller als tausend Sonnen. Der Jubel war groß, man gratulierte einander. Die Wissenschaftler fühlten sich als Helden in der menscheitsgeschichtlichen Tradition des Prometheus, der das Licht der Erkenntnis an sich gerissen und es dann den Menschen gebracht hatte. Oppenheimer empfand sich als Glied in dieser schicksalhaften Kette, wie er später berichtete. Noch angesichts der sich auftürmenden Wolke des Atompilzes meinte er: „Wir wußten, diese Welt war nicht mehr die gleiche.“ Und

9 Victor Weisskopf, *Mein Leben. Ein Physiker, Zeitzeuge und Humanist erinnert sich an unser Jahrhundert*, Bern/München 1991, S. 158.

10 Zitat aus Richard Rhodes, *Die Atombombe oder die Geschichte des 8. Schöpfungstages*, Nördlingen 1988.

er sprach die Worte aus der hinduistischen Bhagavadgita, die die Umstehenden erschauern ließen, weil sie die Vision als Bild einer politischen Apokalypse verstanden; er zitierte: „Der mächtige Tod bin ich, der die Vernichtung der Menschen bewirkt, und habe mich hierher begeben, um die Menschen zu vertilgen.“¹¹

Die Realität holte die Beobachter schnell wieder ein. General Groves kam hinter seinem Wall hervor, ging auf Oppenheimer zu, begann mit den Worten, er sei stolz auf ihn – und fügte hinzu: „Der Krieg ist zu Ende. Ja, nachdem wir zwei Bomben auf die Japaner abgeworfen haben.“ Dann setzten sie das Telegramm nach Potsdam auf, um Präsident Truman, Außenminister James F. Byrnes und Kriegsminister Henry C. Simson zu informieren, damit sie am Vorabend der Konferenz ihre Trumpfkarte gegen Josef Stalin ins Spiel bringen konnten. Denn als sie Truman wenige Wochen zuvor über die Existenz des „Manhattan-Projekt“ aufklärten, empfand der alte Pokerspieler die Atombombe als „royal straight flush“ gegenüber der „Russian situation“. Nun erhielt er die Bestätigung über die „glückliche Geburt“ der Bombe. „Baby is satisfactory born.“ Weiter hieß es im Text: „Operation erfolgte heute morgen. Diagnose noch nicht vollständig. Ergebnisse scheinen jedoch zufriedenstellend und übertreffen bereits die Erwartungen.“ Es verwundert daher nicht, dass Stalin das Spiel durchschaute und später in Moskau die für manche irritierende Maxime ausgab: „Das Vernichten der japanischen Städte ist gegen uns gerichtet.“¹²

Bald danach machten sich die Forscher wieder an die Arbeit. Die Daten der Messungen mussten mit den Annahmen über die Bombe, die in Hiroshima explodieren sollte, verglichen werden. Denn in der Runde des „Interim Committee“ im Pentagon am 31. Mai, als die definitive Zustimmung zum Abwurf erteilt wurde, hatte man die Zerstörungspotenziale noch vage mit zwei bis 20 Kilotonnen schätzen müssen. Oppenheimer, als Sprecher der zivilen Beratergruppe – mit Ernest O. Lawrence, Enrico Fermi, Arthur H. Compton durchwegs Nobelpreisträger – trug die Auffassung vor, man müsse, bei vorsichtiger Berechnung, mit mindestens 20.000 Opfern unter der Bevölkerung rechnen, aber es könnten auch 100.000 sein; eine Stadt von 300.000 oder 400.000 Einwohnern würde in einem Inferno untergehen. Im Originalton des Zeitzeugen: „Wir versuchten, das Ausmaß an Zerstörungen zu bestimmen, die Anzahl der Opfer, falls die Bombe über einer Stadt detonierte, und die potentiellen Strahlungsschäden für Menschen, Tiere und Bo-

11 Dieser Satz wird häufig in einer Art säkularisierter Interpretation begriffen, so auch von den Atomforschern am 16. Juli 1945. Die andere Dimension dieses Textes deutet Sri Aurobindo in seiner Übersetzung an: „Ich bin der Zeit-Geist, der Vernichter der Welt (...)“.

12 Igor N. Golowin, „Beeilt Euch, Genossen!“ Stalins Atombombenprogramm, in: Wissenschaft und Frieden, 12 (1995) Heft 2, S. 52.

den. All dies erforderte sorgfältige Untersuchungen in unseren Labors und an unseren Schreibtischen (...). Es läßt sich nicht leugnen, daß ständige Diskussionen über die durch Feuer und Strahlenkrankheit verursachten Schäden und über die Millionen von Toten eine zunehmende Abstumpfung gegenüber diesen grauenhaften Konsequenzen bewirkten.“¹³ Hiroshima hatte bereits, bevor die Atombombe diesen Ort in die Landkarte der Geschichte brannte, vielfältig die Phantasie und die Kalkulationen der Wissenschaftler bestimmt.

Die Täter am grünen Tisch

Hatte die „Army“ den Erfolg der Bombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki an ihre Fahnen heften können, setzten Marine und Luftwaffe mit der „Joint Task Force 1“ eine horizontale Expansion der Verfügbarkeit der Atomwaffen durch. Bereits Ende August 1945 erreichten die Aktivitäten der Militärs ein neues Stadium. Sieben Atombomben waren einsatzbereit, insgesamt neun fertiggestellt, nun sollten sie im System des Einsatzdenkens modernisierter, effizienter, kalkulierbarer – eben ganz normal – verfügbar werden. Ein Jahr später, am 1. Juli 1946, war es erreicht. An diesem Datum hatte zum einen das technische Management von Conant geklappt, alle diese militärischen Optionen in einem Projekt zu bündeln: An diesem 1. Juli gelang „Test Able“ auf dem zur Berühmtheit gelangenden Bikini-Atoll. Hier wurden die neuen Daten des Atomzeitalters gewonnen: für die logistischen Anforderungen, die taktischen Formationen, die Kommunikation beim Einsatz, den Schutz der Leitungsstäbe und für die Dekontamination der Soldaten. Es ging also insgesamt um die Neustrukturierung des Militärs. Am 1. Juli lieferte zum anderen Paul Nitze das zu Bikini äquivalente Dokument der sicherheits- und militärpolitischen Planung, den „Strategic bombing survey“, in dem er aus der Auswertung des Weltkrieges das Konzept für den Krieg der Zukunft entwickelte. Er zog seine Lehre aus dem vergangenen Krieg: Atomwaffen für die Offensive und die Defensive.¹⁴

Ein Schnitt zur Bonner Republik der fünfziger Jahre. Ihre Realpolitiker empfanden es als „unerträglich“, nicht über Nuklearwaffen verfügen zu können. Für Konrad Adenauer kann der Satz vom 20. Sept. 1956 als typisch angesehen werden: „Wie wir da herauskommen, müssen wir sehen (...)“.¹⁵ Er wählte diese verschleiernden Worte, obwohl er sich gerade mit Präsident

13 Weisskopf (Anm. 9), S. 158.

14 Vgl. Bald (Anm. 8), S. 45ff.; Ulrich Albrecht u.a. (Hg.), *Der Griff nach dem atomaren Feuer*, Frankfurt/M. 1996; Hubertus Hoffmann, *Atomkrieg – Atomfrieden*, München 1980; Gar Alperowitz, *Hiroshima. Die Entscheidung über den Abwurf der Bombe*, Hamburg 1995.

15 Günter Buchstab (Bearb.), *Adenauer: „Wir haben wirklich etwas geschaffen.“ Die Protokolle des CDU-Bundesvorstandes 1953-1957*, Düsseldorf 1990, S. 1029.

Dwight D. Eisenhower abschließend darüber verständigte, dass und wie die Bundeswehr Atomwaffen erhalten könnte. Anfang Januar 1957 einigten sie sich auf die Modalitäten.¹⁶ Adenauer war von den USA seit Jahren bestens in Sachen Atompolitik informiert und hatte im September 1956 im Führungsstab der Bundeswehr, wo seit 1954 nuklear instruierte Offiziere saßen, eine Studie über die nukleare „Umrüstung“ erarbeiten lassen.¹⁷ Nun entwickelten sie in der Denkschrift „Atomkrieg und Organisation der Streitkräfte“¹⁸ für die Bundeswehr das duale Konzept des taktischen Einsatzes, bei dem ein „hochmodernes“ konventionelles Heer den Gebrauch der Atomwaffen integrierte. Was bedeutete „Integration“ der Atomwaffen in die Verteidigung? Der Blick in die Welt des militärischen Denkens kann nur eine Ebene von vielen widerspiegeln; hier wird beispielsweise der Text der „Roten Fibel“, der Dienstvorschrift des Heeres von 1961, gewählt, in welcher die Regeln des Gefechts der mit Atomwaffen kämpfenden Truppe aufgestellt sind.¹⁹ Dort wurde als oberste Parole ausgegeben, Atomwaffen seien „das wichtigste Kampfmittel in der Hand des militärischen Führers.“ Da jedoch „auch der Feind über Atomwaffen verfügt“, müsse man mit „schweren Verlusten und hohen Ausfällen“ unter den Soldaten rechnen. Den eigentlichen Angriff sollten die Verbände der mobilen Panzertruppe des Heeres tragen, und dies sei die Kunst der Führung, effizient unterstützt mit dieser „modernen Waffe“, den Atomgranaten in etwa mit der Sprengkraft der Bombe von Hiroshima. Dafür galt: „Die atomare Feuerkraft ist der wichtigste Teil der Kampfkraft, das sicherste Mittel, dem Angriff zum Erfolg zu verhelfen. Daher müssen die Atomwaffen im Mittelpunkt aller Überlegungen stehen.“

Die radioaktive Strahlung blieb nur am Rande bedeutsam. Vor ihr wurde gewarnt, da sie, nach dem „Gebrauch“ eigener Atomwaffen, eine „mögliche spätere Behinderung der eigenen Truppe“ bewirken könnte. Ansonsten bestehe die zentrale Aufgabe der Führung bis zur Ebene der Operationen darin, möglichst geschickt und systematisch eine Anzahl Atomwaffen auf einem Gelände zu konzentrieren, zu „Feuerfeldern“ zu verdichten und „dorthin zu legen (...), wo der Feind durch Kampf, Geländegestaltung oder Hindernisse aufgehalten werden kann.“ Das derart angefachte „atomare Feuer“ würde

16 Vgl. Detlef Bald, *Die Atombewaffnung der Bundeswehr. Militär, Öffentlichkeit und Politik in der Ära Adenauer*, Bremen 1994, S. 43ff.

17 Axel F. Gablik, *Strategische Planungen in der Bundesrepublik Deutschland 1955–1967: Politische Kontrolle oder militärische Notwendigkeit?* Baden-Baden 1996, S. 106ff.

18 Olaf Theiler, *Die Rezeption der NATO-Nuklearstrategie durch die Bundeswehr 1954 bis 1956*, in: *Militärhistorische Mitteilungen*, Bd. 54, 1995, S. 451-512; dito Christian Tuschhoff, *Die MC 70 und die Einführung nuklearer Trägersysteme in die Bundeswehr 1956-1959*, Ebenhausen 1990.

19 Diese rot für die Generalstäbler gebundene Fibel, im Truppenjargon „Bibel“ genannte Heeresdienstvorschrift HDv 100/2 ersetzte die Probeversion von 1959; sie hatte bis 1973 Gültigkeit.

den Feind erschüttern und eine „besonders starke moralische Wirkung“ bei ihm erzeugen. Die Bundeswehr hielt es für „zweckmäßig“, „frühzeitig Atomsprengekörper einzusetzen.“ Denn: „Eine Atomdetonation an der entscheidenden Stelle (...) kann schlagartig den Zusammenbruch bewirken.“ Realistischer Weise wurde auch die Möglichkeit eingeräumt, dass Einheiten der Bundeswehr ins Visier der Atomwaffen des Gegners geraten könnten. Für diesen Fall gab es den Appell an Moral und Tapferkeit: „Werden angreifende Truppen von einem Atomsprengekörper getroffen, so setzen die noch kampffähigen Teile den Angriff fort. Führer aller Grade und beherzte Soldaten müssen mit allen Mitteln eine Panik verhindern.“²⁰ Der ehemalige Generalinspekteur Ulrich de Maizière verglich die Prinzipien der Kriegführung nach der „Roten Fibel“ mit den Doktrinen des Weltkrieges und erkannte als Fortschritt, dass sie „die Beweglichkeit und das Denken in Räumen statt in Linien“ forderte; doch einen „unbekümmerten Einsatz atomarer Gefechtsfeldwaffen“ befürchtete er (im Jahr 1989) nicht (mehr), da man Atomwaffen (nur) dann nutze, „wenn andere Mittel zum Erreichen des taktischen Zieles nicht ausreichen.“²¹

Die Politik übernahm die militärischen Kategorien. Adenauer, von der amerikanischen Atomenergie-Kommission bestens informiert, hatte schon im Januar 1954 vor dem Bundesvorstand der CDU über die „ungeheure Gefährlichkeit der Atomwaffen“ ausgeführt, mit einer Bombe könne eine Stadt wie Chicago „bis zum Letzten vernichtet“ oder „jedes organische Leben“ getötet werden. Er betonte noch: „Dann haben Sie vielleicht einen kleinen Begriff von der Furchtbarkeit, die in der Entwicklung dieser modernen Waffen liegt.“²² Die Probe aufs Exempel konnte schon bald nach dem Mauerbau im August 1961 gemacht werden. Wenige Tage später – in demselben Jahr, in dem die „Rote Fibel“ fertig gestellt wurde – entsandte der Bundeskanzler General Johannes Steinhoff in die USA, um Washington wegen der Berlinkrise von der Notwendigkeit eines Atomschlages zu überzeugen. Die Amerikaner würden die Krise falsch einschätzen, wenn sie darin nur einen „relativ geringfügigen Anlaß“ für eine militärische Reaktion sähen. Statt dessen biete sie den Grund für einen nuklearen Gegenschlag.²³ Der Mauerbau sei kein lokaler Konflikt, daher müsse ein massierter Schlag mit über hundert Atombomben durchgeführt werden. Doch die Amerikaner wiesen dieses An-

20 Zitate bei Bald (Anm. 8), S. 102.

21 Ulrich de Maizière, In der Pflicht. Lebensbericht eines deutschen Soldaten im 20. Jahrhundert, Herford 2. Aufl. 1989, S. 229.

22 Buchstab (Anm. 15), S. 121, 506, 1228.

23 Johannes Steinhoff/Reiner Pommerin, Strategiewechsel. Bundesrepublik und Nuklearstrategie in der Ära Adenauer-Kennedy, Baden-Baden 1992, S. 86; vgl. Helga Haftendorn/Henning Riecke (Hg.), „... die volle Macht eines souveränen Staates ...“. Die alliierten Vorbehaltsrechte als Rahmenbedingung westdeutscher Außenpolitik 1949–1990, Baden-Baden 1996, S. 37ff.

sinnen wiederholt zurück. Schließlich setzten sie auf die Überzeugungskraft von Planübungen, die sie eigens für die Militärs (bei Paris) und die Diplomaten (bei Washington) veranstalteten, um ihnen die Auswirkungen von mit Atomgranaten gesicherten Panzervorstößen zu demonstrieren und sie davor abzuschrecken. Doch die Deutschen gaben nicht auf. Sie intervenierten auf höchster Ebene weiter. Noch im November protestierten sie gegenüber John F. Kennedy und Robert McNamara mit dem Argument, dass „das völlige Außerachtlassen nuklearer Abschreckung im Falle Berlins einem Bruch der geltenden NATO-Strategie gleichkomme.“²⁴ Damit nicht genug, im Dezember wurde schließlich dem Pentagon vom militärischen Stab in Bonn in Absprache mit Minister Strauß noch ein letzter Kompromiss – gewissermaßen die mildeste Form der nuklearen Eskalation – angeboten: nämlich der Abwurf nur einer einzigen Atombombe „against no target“ entweder über der Ostsee oder über einem Truppenübungsplatz in der DDR.²⁵

Die Bundesregierung hatte 1961 fünf Monate lang den Einsatz von Atombomben gefordert. Als Motiv wurde von den beteiligten Generalen und Diplomaten im Abstand von Jahrzehnten, also nicht in der Hitze des Kalten Krieges, angegeben, die deutsche Politik hätte Entschlossenheit nachgewiesen, damit „nicht der Verdacht“ aufkam, die Amerikaner könnten sie als „risikoscheu“ ansehen. Abschließend wurde festgestellt, die „vorherrschende Auffassung“ von Bundesregierung und Bundeswehrführung sei gewesen, dass nach dem Mauerbau „ein großer Atomschlag (...) zu einem frühen Zeitpunkt notwendig“ gewesen wäre.²⁶

Die Dienstvorschrift des Heeres litt darunter, dass die Deutschen nicht eigenständig über Atomwaffen verfügen konnten. Denn Bonn und Washington hatten die deutsche Teilhabe an Atomwaffen vereinbart. Die Bundeswehr hatte nur das Recht, Trägersysteme für Atomwaffen zu erwerben, wohingegen die USA sich die alleinige Verfügbarkeit über die Atombomben vorbehielten. Dieses System der Kontrolle suchten die Deutschen in einem Vorstoß – auch 1961 – am 4. November aufzuheben. Aus praktischen Gründen der Kriegführung, hieß es, sei eine Änderung geboten. „Nach deutscher Auffassung ist es notwendig, daß die Verfügungsgewalt über die Sprengköpfe im Kriegsfall dem taktischen Führer, ohne Rücksicht auf dessen Nationalität, übertragen wird.“²⁷ Die Militärelite begründete dies mit „Diskriminierung“ im Bündnis: Wenn deutsche Offiziere nicht die Kompetenz zum Einsatz von

24 Steinhoff/Pommerin (Anm. 23), S. 91.

25 Diesen Aspekt als eigene Idee reklamiert Franz Josef Strauß, *Erinnerungen*, Berlin 1989.

26 Zitate der Verhandlungsführer bei Christoph Hoppe, *Zwischen Teilhabe und Mitsprache. Die Nuklearfrage in der Allianzpolitik Deutschlands 1959–1969*, Baden-Baden 1963, S. 54.

27 Zitat bei Matthias Küntzel, *Bonn und die Bombe. Deutsche Atomwaffenpolitik von Adenauer bis Brandt*, Frankfurt/M. 1992, S. 246.

Atomwaffen hätten, stelle dies eine Ungleichbehandlung dar. General Heusinger formulierte das entsprechende Monitum: „Deutsche Beteiligung muß unter allen Umständen sichergestellt werden!“ Über Jahre ließ sich die Militärpolitik „von der Verfolgung dieses Zieles“, zuletzt noch am 4. Oktober 1965, „nicht abhalten.“²⁸ Dieses Streben nach Atomwaffen, ein „atomarer Ehrgeiz“, erschreckte Kennedy.²⁹

Die Bundeswehr war zur Zeit der Gültigkeit der „Roten Fibel“ mit Atomwaffen reichlich ausgestattet: 1965 mit 2.215 Atomwaffen für das Gefechtsfeld, gern vereinfacht als taktische Sprengsätze bezeichnet. Neben Raketen kürzerer Reichweite besaß das Heer 975 Atomgranaten mit einer Stärke der Bombe von Hiroshima für Haubitzen, jener nach Adenauer „weiterentwickelten Artillerie“ mit einer Reichweite von gut 30 Kilometern. Die Luftwaffe verfügte für Luftabwehrraketen und die anderen Trägersysteme (anfänglich Starfighter, zuletzt Tornado) über 1.240 Stück. Dieser Bestand veränderte sich in den Jahren 1981, 1988 und 1992 wie folgt: beim Heer 1.670, 1.470 und 990; bei der Luftwaffe 1.921, 1.592 und erneut 1.592. Nach dem Ende des Kalten Krieges verfügte die Luftwaffe im Jahr 1997 über 33 „substrategische“ Atomwaffen.³⁰

Einstellungen zur nuklearen Vernichtung

Von drei Seiten her wurde die Praxis der Atompolitik beleuchtet. Es wurden erstens die Täter von Hiroshima gezeigt, wie sie handelten; zweitens die Wissenschaftler, eine eigene Gruppe der beteiligten Täter am Schreibtisch und in den Laboratorien, wie sie reagierten; und drittens die militärischen Stäbe und die handelnden Politiker, wie sie, die potentiellen Täter, im gesicherten Wissen der Wirkung der Atombombe ihre Interessen verfolgten.

Die Täter

Die Erfahrungen der Bombercrew beim Einsatz in Hiroshima sind singulär; sie geben Eindrücke, wie sich die erstmals in den Vorgang der nuklearen Vernichtung involvierten Menschen verhalten haben. Sie handelten organisiert, routiniert, trainiert. Nahezu ein Jahr lang, seit September 1944, hatten sie unter erschwerten Bedingungen für die speziellen Aufgaben ihrer „Mis-

28 Zitate bei Hoppe (Anm. 26), S. 39, 287; vgl. Küntzel (Anm. 27), S. 100ff.; Bald (Anm. 16), S. 48ff.

29 Willy Brandt, *Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960–1975*, Hamburg 1976, S. 76.

30 Vgl. Bald (Anm. 8), S. 236ff.

sion“ geübt, die Handgriffe erneut und erneut in Konkurrenz zu anderen Bombermannschaften überprüft, gedrillt, und sie waren mental darauf eingestellt, das modernste Bombensystem, diese Geheimwaffe mit ungeheurer Zerstörungskraft, wie sie wussten, ins Ziel zu bringen. Die Gruppe blickte auf eine für die künftige Kriegführung exemplarische Ausbildung zurück, eine einzigartige und aufwendige, kostspielige und hochqualifizierte Vorbereitung. Oberst Tibbets leitete einen Einsatzverband von extrem geschulten Spezialisten. Sie arbeiteten im engen Organisationszusammenhang differenzierter Einzelqualifikationen, deren jeweilige Leistung erst den Erfolg insgesamt sicherte. Nicht ohne selbstbewussten Stolz verwiesen sie darauf, die technischen Neuerungen der für Fernflüge mit hoher Ladung umgebauten B-29 zu beherrschen. Nur wenige Jahre zuvor rechnete man Flugzeuge wie diese in die Traumwelt der Ingenieure. Der perfekte Umgang mit dem Gerät zählt zu ihrer ersten Leistung.

Der Fliegerverband der Atombombe von Hiroshima erfüllte aus der Sicht der Einsatzleitung alle Standards der militärischen Professionalität, denn er bewältigte die komplex verzahnten, „berufsfachlichen, also beispielsweise betriebsorganisatorische oder militärtechnische Aspekte“ der Aufgabe.³¹ Diese Entwicklung brachte einen Schub hin zum Typ der Professionalisierung der hoch technisierten Ära der Massenarmeen der Moderne. Dazu zählt eben auch, die spezifische Fähigkeit des „militärischen Milieus“, auf Befehl zu töten, weiter zu entwickeln und diesen eigentümlichen Impuls vollends zu internalisieren, gerade weil die „voraussehbaren Todesfolgen“ unvorstellbare Dimensionen annahmen. Das befähigte die Soldaten, persönlich aus großer Distanz ein „aktiver Träger von Kampfhandlungen“ zu sein.³² Im Fall Hiroshima war für die Crew evident, dass sie mit der Bombe eine Stadt auslöschte und die gesamte zivile Bevölkerung mit der Vernichtung bedrohte. Der amerikanischen Armee gelang es also am Ende des Weltkrieges, den militäreigenen Kontext derart zu verdichten, dass ethische, humanistische oder religiöse Elemente, welche die Eindeutigkeit der Befehls- oder der Traditionskultur der Offiziere durch „Zivilisierung“ hätte in Frage stellen können, erfolgreich ausgeblendet wurden.³³ Die enorme Dimension des Szenarios des Tötens hingegen bot für die Crews zusätzliche Anreize, die gestellte Aufga-

31 Vgl. Detlef Bald, Streitfall Bildung. Eine unendliche Geschichte, in: Paul Klein u.a. (Hg.), Soldat – Ein Berufsbild im Wandel, Bd. 2, Offiziere, Bonn, Dortmund 1993, S. 183.

32 M. Rainer Lepsius, Militärwesen und zivile Gesellschaft, in: Ute Frevert (Hg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 366ff.

33 Vgl. zur Debatte um Alternativen der militärischen Professionalisierung Detlef Bald, Wolf Graf von Baudissin. Die Zivilisierung des Militärs, in: Claudia Fröhlich / Michael Kohlstruck (Hg.), Engagierte Demokraten. Vergangenheitspolitik in kritischer Absicht, Münster 1999, S. 84ff.

be perfekt zu erledigen. Dies ist auch ein Resultat der besonderen „militärischen Subkultur“.³⁴

Allein, ein Mitglied der Bomberbesatzung zeigte beim Abwurf der Atombombe über Hiroshima einen Augenblick lang eine andere Reaktion: „Mein Gott, was haben wir getan?“ Ein menschliches Antlitz bezeugte angesichts der ungeheuren Detonationswolke, deren Konturen vom Himmel abstachen, ein banges Grausen über die „Unumkehrbarkeit“ des zugefügten „Leidens“ in Hiroshima, ein Ahnen von jenem „Unrecht an den unschuldig Mißhandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschenmöglicher Wiedergutmachung hinausgeht.“³⁵ Claude Eatherly also kamen die Worte – nach der Tat: „Mein Gott, was haben wir getan?“³⁶ Doch die Faktizität der Explosion der Bombe war unabänderlich, auch wenn er Ohnmacht und Leere empfand.

Die Wissenschaftler

Am Anfang, im Jahr 1939, gaben einzelne herausragende, vom Exil aus Europa bedrohte Naturwissenschaftler den politischen Impuls, die Welt vor Adolf Hitler und dem Bau einer deutschen Atombombe zu bewahren; später, nach kaum fünf Jahren, wandelte sich dieser Bezug: Die meisten reihten sich in die konfrontative Ausrichtung des Kalten Krieges ein – exemplarisch Edward Teller im Westen oder Andrej Sacharow im Osten – zur Entwicklung der Atombomben der nächsten Generation. Auch ist die starke religiöse Legitimation im Westen, die auffällig das „Böse“ mit dem Osten identifizierte und zu der vulgären Regel „lieber tot als rot“ führte, nicht zu übersehen. Die emotional aufgeladene Motivation verbreitete sich von Anfang an. Das kommt in Trumans Begriff von der „Schlacht der Laboratorien“ blendend zum Ausdruck. Allerdings protestierten manche Wissenschaftler in exponierter Weise. Sie widersprachen dem Exempel Hiroshima aus ethisch, humanistisch und politisch sensibilisierter Wachsamkeit und legten beeindruckende Dokumente persönlicher Courage gegen die moderne (amerikanische) Atompolitik vor.³⁷ Auf diesen Aspekt der politischen Ethik wird an dieser Stelle nur hingewiesen.

Die künstliche, verschlossene Welt der Stätten der Forschung in der Wüste schweißte die Wissenschaftler eher zusammen. Die Kräfte in militärisch

34 Lepsius (Anm. 32), S. 368.

35 Jürgen Habermas, Glaube, Wissen – Öffnung, in: Süddeutsche Zeitung, 15. Okt. 2001, S. 17.

36 Zitat bei Bald (Anm. 8), S. 12.

37 Vgl. Bald (Anm. 8), S. 16ff., S. 28ff.; Detlef Bald, Hiroshima 1945. Ein Exempel der Realpolitik, in: Wolfram Wette / Gerd R. Ueberschär (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 433ff.

restriktiv abgeschotteten Labors zu konzentrieren, nahmen sie hin oder sie akzeptierten, sich den absonderlichen Arbeitsprozessen unter Vorgabe politischer und militärischer Prioritäten zu unterwerfen: mit allen Konsequenzen. Die personengebundene Freiheit der Forschung sowie das hohe Gut europäischer akademischer Tradition, über Gang und Resultate der wissenschaftlichen Leistung verfügen zu können, gingen in eine kollektive Organisationsform über. Im neuen Stadium der Innovation, Tausende von Forschern planmäßig miteinander zu verkoppeln, gelang es, die Kreativität und ingenieure Phantasie zu erhalten oder gar zu beflügeln. Die zur Anonymität verurteilte Menge der Experten identifizierte sich mit ihren Teilprojekten im Rahmen des Ganzen. Das System des „big science“ gelang vollauf. Zweifel am Sinn des Tuns kamen kaum auf.

Ein Beispiel vom Juni 1945 illustriert die Haltung der Mehrheit der Forscher. Als die abschließenden Vorbereitungen für die Explosion in Alamo-gordo unter Hochdruck liefen, drängte Leo Szilard, der 1939 mit Einstein zusammen jenen berühmten Brief an Präsident Roosevelt zugunsten des Atomprojekts verfasst hatte und dem mit Enrico Fermi die erste kontrollierte Kettenreaktion gelungen war, den Leiter des „Manhattan-Projekts“, Oppenheimer, die vorgesehene Bombardierung einer japanischen Stadt mit einer Atombombe zu verhindern. Er legte vernünftige Alternativen vor. Oppenheimer beriet sich darauf hin mit Teller, ob sie beim Präsidenten intervenieren sollten. Die aufkeimenden Zweifel beschwichtigte Teller, die Atombombe solle fertiggestellt und einer demokratischen Regierung in die Hand gegeben werden. Sie beide entschieden sich gegen Szilard und ordneten ihr Ja zum Einsatz der Bombe definitiv dem Primat der Politik unter. Die Wissenschaftler zu befragen sei völlig sinnlos, denn sie hätten ja keinen blassen Schimmer von der politischen Bewertung der militärischen Lage in Japan – berühmte Worte: „They didn’t know beans about the military situation in Japan.“³⁸

Die Faszination, an der Front der Erkenntnisse wissenschaftlich und technisch mit enormen Ressourcen arbeiten zu können, überwog gegenüber der Einsicht, dass die Forschung zur militärisch genutzten Kernenergie im Zusammenhang einer zutiefst ethischen, gesellschaftlichen Verantwortung stand. Einer, wie Hans-Peter Dürr, erkannte diesen irreversiblen Einschnitt als „Sündenfall der Wissenschaft“. Doch davor verschloss sich die Mehrheit der Wissenschaftler; sie blendete ihre Kritik aus. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen hatte diese wissenschaftliche Methode zwar „gelernt“, war aber von diesem Ansatz „nie wirklich berührt worden“. Entsprechend zeigten die meisten Naturwissenschaftler eher eine technische Intelligenz – sie

38 Vgl. Edward Teller, Waren die Atombomben ein Fehler? In: Wissenschaft und Frieden, 12 (1995) Heft 2, S. 24, ebenso der Beitrag von Bernd W. Kubbig, ebd., S. 28ff.

hätten sich eigentlich „keine wissenschaftliche Einstellung angeeignet.“ Daher seien sie prädestiniert, sich kollektiv am Objekt der Modernität der Technik zu begeistern und die ethische Seite auszublenden. Dazu führt Erich Fromm aus: „Der narzistische Stolz des Menschen, Schöpfer einer Welt von Dingen zu sein, von denen er sich früher nicht hätte träumen lassen, (...) ja sogar der potentielle Zerstörer des ganzen Erdballs zu sein, hat ihm ein neues Objekt für seine narzistische Selbstaufblähung beschert.“³⁹ Das klassische Bild des Prometheus, das ja nicht zufällig in Alamogordo beschworen wurde, signalisiert etwas von dieser narzistischen Welt, Wissen sei Macht – bis hin zu der Gewalt, die in den Atomen gebundene Energie zu entfesseln und sogar die Menschheit als Gattung zerstören zu können.

Die militärische Plansicherheit

Die Berufssoldaten der Bundeswehr hatten ihren Umgang mit den Atomwaffen in hohem Grade rationalisiert. Der „Ernstfall“, also das Konzept für die Übung mit den Bomben, wurde durch Handhabbarkeit sowie Kalkulierbarkeit normalisiert. Tabellen über Detonationshöhen über dem Erdboden oder die Variabilität der Typen an Atombomben suggerierten eine sichere, eigene Funktionalität. Man war überzeugt, die Eskalationsdynamik kontrollieren zu können und daher typischer Weise die Folgen des Einsatzes der Atombomben vor allem beim Gegner zu sehen. Die Perfektion der Vorbereitung verleitete daher dazu, für die Realität des Krieges eine Eskalationsdominanz (Herman Kahn), also ein fiktives Szenario, anzunehmen.

Die politischen Aktivitäten für den Abwurf von Atombomben während der Berlinkrise bestätigen allerdings nur zu deutlich, dass es geschehen konnte, „das Ende zu denken, das als wahrscheinliche Möglichkeit das politisch-militärische Kalkül bestimmte.“ Die Politiker verlangten eigentümlich machtbesessen die nuklearen Potenziale. Dabei offenbarte sich aber auch erschreckend deutlich, „in welchem Umfang sich Realität und Virtualität vermischt hatten.“⁴⁰ Was abstrakt „organisierte Friedlosigkeit“ (Dieter Senghaas) genannt wurde, spiegelte das perfekt eingeübte Produkt der Sicherheitsstäbe und ihrer Informationswelt wider, die in absurder Weise ihre Subjektivität offenbarte, da sie eng an die Illusionswelt der Glaubwürdigkeit der Sicherheit gebunden war. Seit Jahren aber ist klar, im Jahr 1961 wurde kein fiktives Planspiel inszeniert, vielmehr kulminierte die Realpolitik Bonns in der Absicht, Atombomben wirklich einzusetzen. Das Menetekel von Hiroshima wurde umgedeutet zum Symbol eigener, einzigartiger Macht. Das

39 Erich Fromm, Krieg entsteht aus Eigenliebe, in: *Psychologie heute*, 6 (1979) 9, S. 12-21, Zitat S. 16.

40 Bernhard Moltmann, *Das Atomzeitalter: Zur Gegenwart einer unaufgeklärten Vergangenheit* (HSFK-Standpunkte, Nr. 4), Frankfurt 1999, S. 6.

nennt Robert Lifton das Syndrom des Nuklearismus. „Da herrscht eine anbetende Haltung gegenüber den Waffen bis zu dem Punkt, an dem die Kräfte unserer Vernichtung gewissermaßen als Erlöser angesehen werden.“⁴¹

Es bleibt ein Rätsel der Geschichte der Bonner Republik, nach welchen Spielregeln dieser Konsens in der Atompolitik zustande kam, ohne dass politische Kontrollinstanzen, die Vernunft oder die Machtbalance der Institutionen des Regierungssystems Gegenkräfte aufbauten. Auf der anderen Seite war das Militär von einer traditionalistischen Kultur geprägt, deren Wirksamkeit gerade in den sechziger Jahren noch sehr auffällig ist. In diesem Milieu hatte das Prinzip der Vernichtung, das alte Selbstverständnis der Kriegführung der Wehrmacht, auch in der operativen Strategie der NATO, also in der Doktrin der massiven nuklearen Vergeltung, breiteste Akzeptanz. Totaler Einsatz erschien beim Kult um den Mythos Wehrmacht allzu selbstverständlich.⁴² Dies mag die Forderung nach den Atombomben zusätzlich legitimiert haben.

Aber die Fakten verlangen, die politische Kultur der Bonner Republik der sechziger Jahre aufmerksam zu betrachten, um die Bedeutung des Primats des Militärischen angemessen zu bewerten. Wie konnte es geschehen, dass die militärische Subkultur über ihren funktionalen Kern hinaus derartig Einfluss auf die zivilen Bereiche von Politik und Gesellschaft gewinnen konnte? Denn die Kategorien der nationalstaatlichen Macht schlichen sich auf der Grundlage militärischer Mittel, gerade der nuklearen Potenziale, in die deutsche Außenpolitik. Welcher Status kommt dieser Militarisierung des politischen Lebens zu?

Die Verschleierung der Atompolitik

Die drei Ebenen der Atompolitik – Militär, Wissenschaft, Politik – hatten eines gemeinsam: Sie unterlagen einer extremen Form der politischen Geheimhaltung. Die Öffentlichkeit wurde nicht, nur teilweise oder falsch unterrichtet und auch dirigiert. Die Nachrichtenpolitik schwankte ambivalent zwischen berichten und verschweigen.

Am Beispiel Hiroshima wird das Schema deutlich. Im hellen Scheinwerferlicht der Wochenschauen starteten die Bomber. Sie berichteten vom Bild der perfekten Beherrschbarkeit der Kriegsmaschinerie, die nicht mit dem Grauen der Verwüstung identifiziert werden sollte und geradezu zum Symbol des Friedens retuschiert wurde. Der Atompilz in der Ferne suggerierte

41 Robert J. Lifton, „Wir alle sind verwundbar – und wir vergöttern die Bombe“, in: *Psychologie heute*, 10 (1983) 4, S. 40-47.

42 Vgl. Detlef Bald/Wolfram Wette/Johannes Klotz, *Mythos Wehrmacht. Vergangenheitsorientierung und Traditionsdebatte*, Berlin 2001.

Macht und Sicherheit; das Inferno, Hiroshima, blieb abstrakt. Die amerikanische Besatzung verhängte in Japan bis 1949 eine totale Pressezensur, die auch medizinische Berichte verhinderte. Nicht einmal das Schriftzeichen für Atombombe („genbaku“) durfte verwendet werden. Das konkrete Vernichten und die Leiden der Strahlenopfer wurden „in Schrift und Bild“ ausgeblendet. Ein geschlossener Sperrbezirk umgab die Stadt. Es dauerte Jahre, bis 1947 John Hersey die erste Reportage veröffentlichte.⁴³ Dem im Krieg enthumanisierten Feind wurde das menschliche Antlitz des Leidens verwehrt. Mitleid und Moral sollten weder an der Heimatfront noch nach dem Krieg entstehen. Dieses Schema verkehrte die Authentizität, damit Zerstörung und Tod kein Gesicht erhielten. Auf längere Sicht hin bestimmten Informations- und Denkblockaden das Erinnern. Hinzu trat das Verdrängen; in Japan schrieb ein Beobachter: „Hiroshima liegt auf dem Mars“.⁴⁴

Das Verfremden der Informationen ist ein signifikantes Merkmal des Atomzeitalters. Akzeptanz der Rüstung verlangte Verharmlosung ihrer Wirkung. Bei den Manövern auf Bikini wurde für die Reporter das Funktionieren der Atomwaffen in der eigens arrangierten Übung inszeniert, damit technische Perfektion sowie Handhabbarkeit sich mischten, bewundert wurden und man sich an sie gewöhnte. Der Umgang mit Atomwaffen wurde rationalisiert, um Sicherheit vorzutäuschen. Die offizielle Sprachregelung blendete Ängste und Emotionen aus: Atombomben wandelten sich zu „modernen Waffen“ für die „weiter entwickelte Artillerie“, überhaupt war Atomenergie „friedlich“.⁴⁵ Derartige Kampagnen verfehlten ihre Wirkung nicht: die Medien übernahmen die Funktion, die Atomwaffen zu verfälschen, zu verharmlosen, zu verbergen und die Öffentlichkeit zu manipulieren. Auch die Wahrheit war ein Opfer der Atompolitik – bereits im Frieden.

43 Robert Jungk, Die verdrängte Wahrnehmung, in: John Hersey, Hiroshima, 6. August 1945 8 Uhr 15, Frankfurt/M. 1989, S. 9ff.

44 Tan Minoguchi, Hiroshima liegt auf dem Mars, in: Süddeutsche Zeitung, 22. Okt. 1999.

45 Vgl. Bald (Anm. 16), S. 22ff.; Erhard Eppler, Kavalleriepfeder beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache, Frankfurt 1992, S. 120ff.

Das alltägliche Verbrechen – Sexuelle Gewalt im Vietnamkrieg

BERND GREINER

Mitte November 1966 brachen fünf amerikanische Soldaten zu einem Einsatz im Dschungel des südvietnamesischen Hochlandes auf. Sie sollten Stellungen des Feindes ausspähen und logistische Informationen für die eigenen Truppen sammeln. Der Anführer, ein 20jähriger Feldwebel, stellte seinen Männern während der Lagebesprechung „eine schöne Zeit“ in Aussicht: Er würde irgendein Mädchen zu ihrer Begleitung „auftreiben“. Seine Worte klangen überschwänglich. So etwas gebe es nicht jeden Tag – sich abseits aller Kontrolle zu bewegen, im Notfall die Luftwaffe zur Unterstützung anfordern zu dürfen und obendrein eine Frau dabei zu haben, derer man sich nach Lust und Laune „bedienen“ könnte. Selbstverständlich würden sie am Ende alle Spuren verwischen und die Frau „aus dem Weg räumen“. So kam es denn auch. Die junge Phan Thi Mao wurde aus einem nahe gelegenen Dorf verschleppt, während fünf langer Tage und Nächte immer wieder vergewaltigt und schließlich auf dem „Hügel 192“ hoch über dem Bong-Son-Tal mit einer Salve aus einem M-16 Sturmgewehr ermordet. Die Geschichte wäre wohl nie bekannt geworden, hätte nicht einer der Soldaten übergeordnete Dienststellen informiert. Wenige Monate später sprach ein Militärgericht das Urteil über vier geständige Täter: lebenslängliche Haft für den Mörder, 15, zehn und acht Jahre Haft für die drei anderen Peiniger. Berufsrichter kassierten freilich die Urteile und setzten alle Beteiligten nach wenigen Jahren auf freien Fuß. Einem der Täter wurde dabei zu Gute gehalten, dass er „trotz der Brutalität des Krieges ... künftig seinen Aggressionstrieb kontrollieren können, ungefähr so wie ein Berufsboxer.“¹

1 Daniel Lang, Die Meldung. 18. November 1966, Vietnam, Hamburg 1970, S. 23, 35; vgl. ebd., S. 39, 42, 64.

Im Jahr 1969 berichtete der Journalist Daniel Lang in der Zeitschrift „The New Yorker“ über diese Bluttat. Sein „Casualties of War“ überschriebener Text erregte über die Friedensbewegung hinaus Aufsehen und konfrontierte eine breite Öffentlichkeit mit der verbrecherischen Seite des Krieges. Heute ist das Schicksal des Mädchens Phan Thi Mao in Vergessenheit geraten – trotz ungezählter Bücher über den Krieg in Vietnam. Oder vielleicht gerade wegen dieser Publikationen. Denn die Geschichtswissenschaft leistet nach wie vor einen, zurückhaltend formuliert, bescheidenen Beitrag zur Diskussion über sexuelle Gewalt im Krieg. Manche Historiker ignorieren das Thema vollends. Andere behandeln es wie ein offenes Geheimnis und damit, wie Gaby Zipfel schreibt, als etwas, „worüber man spricht, ohne zu sagen, über wen und was man spricht“. Und die meisten schreiben mit dem Gestus des Selbstverständlichen – als ginge es um Dinge, die in jedem Krieg, zu jeder Zeit und an jedem Ort schon einmal vorgekommen sind und immer wieder geschehen werden. Daniel Langs Bericht hingegen macht mit einer anderen Perspektive vertraut. Wer Art und Umfang der in Vietnam verübten sexuellen Gewalt außer Acht lässt, verkennt wesentliche Charakteristika dieses Krieges. Übersieht, dass die von den USA in Südostasien gewählte Militärstrategie dazu angetan war, Gewalt insbesondere gegen Frauen zu befördern. Und weicht nicht zuletzt der Frage aus, warum die gegen Frauen gerichtete Brutalität ungewöhnlich exzessiv und – im Vergleich mit anderen Kriegsverbrechen – „überschießend“ war.²

Krieg in der Grauzone

Ungefähr drei Millionen amerikanischer Soldaten wurden seit den frühen 60er Jahren zum Dienst in Vietnam verpflichtet. Die Zahl der für Kampfeinsätze trainierten und zu diesem Zweck auch tatsächlich eingesetzten Männer lag jedoch deutlich niedriger. Um wieviel niedriger ist mangels verlässlicher Statistiken bis heute umstritten. Man kann allerdings davon ausgehen, dass nur jeder Zehnte aus den Reihen der regulären Armee einer Kampfeinheit zugewiesen wurde. Hinzu kamen die unter dem Namen „Special Forces“ bekannten Elitetruppen. Seitens der Armee handelte es sich um die „Green Berets“ sowie um Angehörige der „Long Range Reconnaissance Patrols“ (LRRP oder „Lurps“), seitens der Navy um die „SEALs“ (Sea-, Air-, Land-Commandos) und seitens der Marines um die Mannschaften der „Marine Combined Action Platoons“. In ihrem Fall ist nicht bürokratische Schlampelei für unzuverlässige Daten verantwortlich, sondern vorsätzliche Geheimhaltung. Vorsichtigen Schätzungen zufolge wurden auf dem Höhepunkt des

2 Gaby Zipfel, „Blood, Sperm and Tears“. Sexuelle Gewalt in Kriegen, in: Mittelweg 36, 10 (2001), 5, S. 3-20, hier S. 9.

Krieges – also zwischen 1967 und 1969 – jährlich zwischen 3.500 und 4.000 dieser Elitesoldaten nach Vietnam, Laos und Kambodscha geschickt. Unter Berücksichtigung aller Truppenteile und bezogen auf die zehn Kriegsjahre von März 1965 bis April 1975, wäre demnach von 330.000 bis 350.000 Front- oder Dschungelkämpfern auszugehen. Um diese Gruppe geht es im Wesentlichen, wenn von Kriegsverbrechen im Allgemeinen und von sexueller Gewalt gegen Frauen im Besonderen die Rede ist.³

Bei der am „Hill 192“ eingesetzten Einheit handelte es sich um eine so genannte „Pony Patrol“, um eine jener Kleingruppen mit fünf bis zehn Mann, die in unwegsamem Gelände oft tage- und wochenlang auf sich allein gestellt waren – als Spähtrupps oder um Zielpunkte für Luftangriffe bzw. Landeoperationen zu markieren, um Sabotageakte durchzuführen, Nachschublinien zu unterbrechen oder Kader des Vietcong zu entführen bzw. zu ermorden. Wenn im Rückblick der amerikanische Krieg in Vietnam als „small unit war“ bezeichnet wird, dann ihretwegen. Und mehr noch wegen der mit „search and destroy“ in ländlichen Gebieten beauftragten Kampfeinheiten, die in der Regel nicht größer als „Platoons“, „Task Forces“ oder „Companies“ waren. Zwar sollten die für den Stellungskrieg um strategisch wichtige Bastionen abgestellten Regimenter, Brigaden oder Divisionen nicht unterschätzt werden. Aber weder sie noch die Luftwaffe drückten dem Krieg ihren Stempel auf. Die Hauptlast wurde von Zügen und Abteilungen getragen, die von vornherein nur zwischen fünf und 25 Mann zählten oder sich im Laufe des Einsatzes in Gruppen dieser Größe aufteilten. So gesehen, ist der Vietnamkrieg auf amerikanischer Seite ein „Brückenkrieg“: Er verbindet die ins 18. Jahrhundert zurückreichende Tradition der von „Sonderheiten“ – gegen Aufständische im Inneren wie im Äußeren – geführten Kriege mit den ebenfalls auf flexible „Kleingruppen“ setzenden Planungen für das 21. Jahrhundert.

Dass die in Vietnam agierenden „small units“ von ihren Vorgesetzten an der langen Leine geführt wurden, gehört zu den prägnantesten Merkmalen dieses Krieges. In den „action reports“ der Truppen und in militärhistorischen Abhandlungen ist davon die Rede, die Erinnerungsberichte der Beteiligten sind voll davon. Manche Beobachter sehen darin einen von der Art des Krieges diktierten Sachzwang: Konfrontiert mit einem ebenso unsichtbaren wie unkalkulierbaren Feind, hätte man um der militärischen Effektivität willen den Truppen große Freiheiten in der Wahl ihrer Mittel zugestehen müs-

3 Vgl. J. F. Dunnigan / A. A. Nofi, *Dirty Little Secrets of the Vietnam War*, New York 1999, S. 91, 168, 181; S. C. Tucker, *The Encyclopedia of the Vietnam War. A Political, Social, and Military History*, Oxford 2000, S. 74, 241, 249, 371, 435; J.W. Gibson, *The Perfect War. Technowar in Vietnam*, New York 1986, S. 189ff.; R. H. Shultz, *The Secret War Against Hanoi. Kennedy's and Johnson's Use of Spies, Saboteurs, and Covert Warriors in North Vietnam*, New York 1999.

sen. Andere verweisen auf einen fahrlässigen Bruch mit dem traditionellen Führungsstil. Im Unterschied zu den Kriegen der Vergangenheit waren die für Koordination und Einsatzkontrolle zuständigen Offiziere nicht mehr am Boden präsent, sondern bevorzugten die „remote control“ – die Beobachtung aus fernab postierten und elektronisch verbundenen Kommandozentren bzw. aus in zweitausend Meter Höhe kreisenden „command and control“-Hubschraubern. Als dritter Grund wird schließlich die bürokratisch reglementierte Rotation von Truppenführern geltend gemacht. Kaum mit den Gegebenheiten des Landes und der Spezifik des Krieges vertraut geworden, wurden Kommandeure schon wieder abgelöst und durch Kollegen ersetzt, die Vietnam nur von den in ihren Militärakademien benutzten Landkarten kannten. Auf den nicht allein als lästig, sondern mitunter auch als lebensbedrohlich empfundenen Kompetenzverlust reagierten die Mannschaften mit einer Mischung aus Hohn, Verachtung und Resignation. Oder, indem sie die Dinge selbst in die Hand nahmen. Deshalb wird die „Politik der langen Leine“ auch zu Recht als „leadership breakdown“ bezeichnet.

Man könnte auch von zur Gewohnheit gewordener Regelverletzung und habitueller Disziplinlosigkeit sprechen. In seinem Bericht über den Mord an Phan Thi Mao geht Daniel Lang noch einen Schritt weiter und unterstellt, dass „small units“ für Kriegsverbrechen anfällig sind – womöglich anfälliger als andere militärische Verbände. Die am „Hill 192“ zu beobachtende soziale und psychologische Dynamik spricht für diese Annahme. Einer der Soldaten hatte bei der Vergewaltigung nicht mitgemacht und wurde deshalb von seinem Feldwebel wütend zur Rede gestellt. Er verhöhte ihn als „Schwulen“ und „Küken“ und drohte gar mit Meuchelmord, sollte er von seiner „unmännlichen Zurückhaltung“ nicht lassen. Ein durchaus realistisches Szenario angesichts des Umstandes, dass der Betreffende keine Möglichkeit zur Gegenwehr hatte. Im Dschungel konnte er nur mit der Gruppe überleben, Flucht war ausgeschlossen. Überdies wäre es nicht das erste Mal gewesen, dass ein Kameradenmord im Feld – im damaligen Jargon „fragging“ genannt – als Anschlag eines hinterhältigen Vietcong ausgegeben und vertuscht worden wäre. Der am „Hill 192“ Bedrängte blieb dennoch standhaft. Seine Mitkämpfer hingegen waren fortan wie Wachs in den Händen des Feldwebels. Ob in erster Linie Angst oder Opportunismus den Ausschlag gaben, oder ob sexuelle Begierden, wenn nicht schiere Mordlust geweckt worden waren, sei dahingestellt – in jedem Fall war ihr Verhalten typisch. Eine Vielzahl weiterer Beispiele, dokumentiert in den Akten von Untersuchungskommissionen bzw. Militärgerichten, legt diese Verallgemeinerung nahe. Es steht somit zu vermuten, dass gewaltbereite und brutal auftretende „bullies“ in Kleingruppen generell leichtes Spiel hatten. Immer wieder gelang es ihnen, anderen ihren Willen aufzuzwingen, sie zu Komplizen oder freiwilligen Mittätern zu machen. Dabei schlug nicht zuletzt die von allen geteilte Erwartung zu Buche, keine Konsequenzen gewärtigen zu müssen. Selbst dann nicht, wenn ein

Abweichler nachträglich Meldung erstattete. Dass – wie im Fall von Phan Thi Mao – seitens der „Criminal Investigation Division“ der Armee bestellte Ermittler die Täter vor Gericht brachten, war die Ausnahme. In der Regel verliefen derartige Nachforschungen im Sande, weil Aussage gegen Aussage stand. Oder weil es nicht genügend Zeugen gab, um die Behauptungen einer ihrem Schweigegelübde verpflichteten Mehrheit zu erschüttern. Auf die Solidarität von „small units“ war Verlass. Auf eine in Gewalt gründende Solidarität erst Recht.⁴

Dennoch konnten sich die am „Hill 192“ eingesetzten Männer nicht sicher fühlen. Aus Angst vor zufällig auftauchenden Hubschraubern wählten sie tagsüber getarnte Verstecke und setzten ihren Marsch erst im Schutz der Dunkelheit fort. Sie wussten, dass auch im Dschungel eine für alle Armeen gültige Grundregel nicht außer Kraft gesetzt war: Soldaten haben nur dann eine Lizenz zum Töten, wenn sie sich in Kampf- und Todeszonen bewegen. Sobald eine militärische Führung diesem Axiom keinen Nachdruck verleiht, riskiert sie den vollständigen Zusammenbruch der Truppe und mithin deren Transformation in einen marodierenden Haufen. Dementsprechend handhabten US-Militärrichter ihre gesetzlichen Mittel. Obwohl Vergewaltigung, Entführung oder Mord auch nach dem „Military Code of Justice“ hätten bestraft werden können, machten sie in solchen Fällen vom zivilen Strafgesetzbuch Gebrauch. Und verhängten – eben weil es nicht allein um Recht und Moral, sondern immer auch um die Integrität einer auf Befehl und Gehorsam aufgebauten Organisation ging – zum Teil drakonische Strafen. Vergewaltiger mussten mit 25 Jahren Gefängnis bei harter Arbeit rechnen. Es scheint, dass dieses Strafmaß auch als abschreckendes Signal an „small units“ gedacht war: je größer die Chance, im Dickicht des Dschungels zu entkommen, desto höher das Risiko im Falle einer Entdeckung.⁵

Sexuelle Gewalt während oder nach Kampfeinsätzen wurde hingegen völlig anders beurteilt. Ein Blick in die Militärakten der Jahre 1969 bis 1972 genügt. An Hinweisen und belastendem Material fehlte es nicht. Im Gegenteil. Nachdem das an Zivilisten verübte Massaker von My Lai im November 1969 aufgedeckt worden war, informierten dutzende von GIs ihre Vorgesetzten oder die Presse über weitere Kriegsverbrechen, darunter zahlreiche Vergewaltigungen oder Morde an Frauen. Die Anschuldigungen wurden – von Kommandeuren und Juristen gleichermaßen – wie Kavaliersdelikte behandelt. Nachdrückliche Ermittlungen kamen meistens erst gar nicht in Gang. Oder gerichtstaugliche Akten verschwanden in der Ablage. Oder Richter er-

4 Lang (Anm. 1) S. 6, 29, 36. Vgl. Bernd Greiner, „First to Go, Last to Know“. Amerikanische Dschungelkämpfer in Vietnam, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 29 (2003), S. 239-261.

5 Lang (Anm. 1), S. 36.

griffen auf durchsichtige Art und Weise für die Angeklagten Partei – konstatierten einen „nicht nachweisbaren Tötungsvorsatz“, stellten einen Zusammenhang zwischen Vergewaltigung und schwerer körperlicher Schädigung in Abrede, disqualifizierten die Aussagen von Opfern, machten mildernde Umstände jedweder Art geltend. Die in wenigen Fällen verhängten Urteile wurden binnen kurzem von Berufungsinstanzen aufgehoben und in Strafen umgewandelt, die allenfalls als symbolisch zu werten sind – als sollten die Täter daran erinnert werden, dass sexuelle Übergriffe während eines Einsatzes sie von ihren soldatischen Aufgaben ablenkten. Mit einer in der Personalakte hinterlegten „Ermahnung“ war es oft getan. Die Liste der Beispiele ist schier endlos. Sie liest sich wie ein Freibrief für sexuelle Gewalt. Und bestätigt eine in zahlreichen Kriegen virulente Haltung: „Sexuelle Machtausübung wird Soldaten zugestanden“, so Gaby Zipfel, „weil sie dazu beiträgt, die Kampfmentalität, die Bereitschaft, Todesangst ertragen und töten zu können, aufrechtzuerhalten.“ Weil sie, in anderen Worten, ins strategische Kalkül passt.⁶

Folglich bewegten sich die in Vietnam eingesetzten Soldaten in einer rechtlichen und moralischen Grauzone. Einerseits gab es rigide formulierte Einsatzvorschriften, „Rules of Engagement“, die zur Einhaltung der Haager Landkriegsordnung, der Genfer Konventionen und anderer Bestimmungen des internationalen Kriegsrechts mahnten, also den Schutz von Zivilisten zur vornehmsten Aufgabe des Militärs erklärten. Andererseits führten verantwortliche Offiziere das gesamte Regelwerk immer wieder ad absurdum. So gesehen, sollte „leadership breakdown“ nicht nur als nachlässige Truppenführung, sondern in erster Linie als Ruin moralischer Standards definiert werden. Lieutenant General Julian Ewell, der im Frühjahr 1969 einen unter dem Codewort „Speedy Express“ bekannten Einsatz der 9. Infanteriedivision im Mekong-Delta leitete, gab seinen Einheiten die Faustregel mit auf den Weg, für jede erschossene Schwangere zwei Tote auf der Verlustliste des Feindes zu vermerken. Ewell war zweifellos ein Extremist. Aber er konnte ungestört agieren, weil die Grenze zwischen erlaubter und unerlaubter Gewalt auch in anderen Kommandobereichen durchlöchert, wenn nicht aufgehoben worden war. Und weil die an dieser Grenzziehung interessierten Militärrichter ihre Definitionsmacht über das Gesetz verloren hatten. Allzu oft konnte das Verhalten von Offizieren seitens der Soldaten als Aufforderung verstanden werden, sich für die Frustrationen des Krieges nach eigenem Gusto zu rächen. Und so zu tun, als bewegten sie sich in einer von Recht und Gesetz freien Zone.⁷

6 Zipfel (Anm. 2), S. 17.

7 Vgl. Bernd Greiner, Spurensuche – Akten über amerikanische Kriegsverbrechen in Vietnam, in: Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhun-

Entmannte Krieger

Freiräume für Verbrechen im Allgemeinen und sexuelle Gewalt im Besonderen zu haben, ist das Eine – von diesen Gelegenheiten tatsächlich Gebrauch zu machen, etwas ganz anderes. Sobald es um Übergriffe gegen Frauen geht, haben stereotype Erklärungen Konjunktur. Demnach neigen Männer mit ohnehin gewalttätiger oder perverser Veranlagung am ehesten dazu, die sich ihnen bietenden Spielräume zu nutzen. Oder Individuen, die, von den Schrecken des Krieges traumatisiert, im Zustand verminderter Zurechnungsfähigkeit handeln – im Grunde also nicht wissen, was sie tun. Oder aber Soldaten, die als sozial Unterprivilegierte oder rassistisch Diskriminierte zur Armee stießen und bereits im zivilen Leben keine Chance gehabt hatten, die zur Affektkontrolle notwendigen Fähigkeiten auszubilden. Die aus Vietnam bekannten Täterprofile hingegen passen nicht in dieses Bild physiologischer oder sozialer Pathologien. Der für die Ermordung von Phan Thi Mao verantwortliche Feldwebel z.B. galt als erstklassiger Soldat und gehörte zu der Elitetruppe von 200 Mann, die bei der Amtseinführung von Präsident Johnson an der Ehrentribüne vorbeimarschierte – für eine solche Auszeichnung bedurfte es einer makellosen Personalakte. Persönlichkeitsstörungen, kriminelle Karrieren und soziologisch auffällige Befunde liegen kaum vor. In den weitaus meisten Fällen entsprechen die Täter dem bekannten Bild des „All American Boy“ – erzogen in behüteter Umgebung, aufgewachsen in wirtschaftlich gesicherten Mittelstandsfamilien, ausgestattet mit einer normalen und bisweilen überdurchschnittlichen Bildung. Es liegt daher nahe, die Ursachen von Gewaltbereitschaft und Mordlust an anderer Stelle zu suchen. Genauer gesagt: in der militärischen Ausbildung, den dort geweckten Erwartungshaltungen und der Konfrontation dieser Erwartungen mit der Realität des Krieges.⁸

In den Führungsstäben der Armee ging man offensichtlich davon aus, dass die seit den frühen 60er Jahren mobilisierten Rekruten für den extrem belastenden Krieg im Dschungel ungeeignet waren. Mit einem Durchschnittsalter von 20 bis 22 Jahren waren sie im Schnitt vier Jahre jünger als die im Zweiten Weltkrieg eingesetzten GIs. Ihren in Interviews und Selbstzeugnissen skizzierten Selbstbildern zufolge sahen sie sich selbst als „verunsichert“, „orientierungslos“ und „entscheidungsschwach“ – Adjektive, die auf Adoleszenzkrise schließen lassen. Noch Jahrzehnte später spiegelt sich in den Erzählungen das Erschrecken über eine Haltung, die von der Weigerung spricht, erwachsen zu werden. „Ich wollte, dass etwas mit mir passiert, und es war sehr schwer für mich, überhaupt irgendeine Wahl zu treffen.“

dert, Darmstadt 2001, S. 461-477.

8 Lang (Anm. 1), S. 71.

Selbst die Freiwilligen unter ihnen meldeten sich nicht aus Überzeugung für das Militär. Von Kriegsbegeisterung oder militarisierten Köpfen und Seelen kann erst recht keine Rede sein. Was sie in erster Linie wollten, war aus der Enge von Elternhaus, Schule, Kleinstadt und College auszubrechen oder Ghettos den Rücken zu kehren, die keine Zukunftsversprechen boten. „Ich hatte keine Ahnung, worauf ich mich freiwillig einlasse.“ Typische „citizen soldiers“ also und damit Männer, die aus Sicht der Streitkräfte an düstere Erfahrungen vergangener Kriege erinnerten. Schon damals waren diese „citizen soldiers“ hinter den Erwartungen zurück geblieben. Statistiken über den Ersten und Zweiten Weltkrieg sowie über Korea weisen sie z.B. als Schützen mit extrem hoher Fehlerquote aus – als unerfahrene oder ängstliche Soldaten, die in einem von vier Fällen ihr Gewehr nicht bedienen konnten und daneben schossen. Nicht, weil sie den Feind schonen wollten, sondern weil sie ihrer Panik nicht Herr wurden und wild um sich ballerten. Derlei Defizite wollte das Pentagon so weit wie möglich beseitigen.⁹

Dementsprechend wurde die Ausbildung konzipiert. Es handelte sich, in den Worten des Psychiaters Frank J. Barrett und der Soziologin Joanna Bourke, um ein „Hasstraining“ zur nachhaltigen Stimulierung von „savage instincts“ – anfänglich geleitet von französischen Indochinakämpfern und in späteren Jahren von zurückgekehrten amerikanischen Frontsoldaten. „Kill, kill, kill.“ Tötungshemmungen abzubauen, hieß in den Augen dieser Ausbilder, die Rekruten an den Gedanken zu gewöhnen, dass im Dschungel ein Krieg gegen unterschiedslos alle und ein Krieg ohne Regeln geführt wurde. Und zwar gegen einen Feind, der vorgeblich weder menschlichen noch den unter Kriegern üblichen professionellen Respekt verdient hatte. Im Rückblick fassungslos, berichten Soldaten davon, dass ihnen – entweder im „boot camp“ oder unmittelbar nach der Ankunft in Vietnam – nahegelegt, wenn nicht befohlen wurde, keine Gefangenen zu machen. Dass sie ermuntert wurden, Zivilisten zu schikanieren, zu bedrohen oder gar zu ermorden – jene als „gooks“, „dinks“, „dopes“ oder „slopes“ verhöhnnten „Minderwertigen“, die man wie „Kaninchen“ oder „Eichhörnchen“ zur Strecke bringen konnte. Dass die Schändung der Leichen toter Vietcong geduldet, mitunter gar verlangt wurde – vermeintlich als Abhärtung, um sich an das Gesicht des Todes zu gewöhnen. Um dieser „savage instincts“ willen schien jedes Mittel recht, auch die gezielte Erniedrigung und Demütigung der eigenen Leute. Als ob jene umso hemmungsloser töten könnten, die den Respekt vor sich selbst verlieren und durch Selbsthass ersetzen. „Ihr werdet am Ende ohnehin sterben. ... Ihr werdet in Vietnam sterben. ... Mann, wir werden dafür sorgen, dass ihr in Vietnam sterbt.“ Der nachhaltigste Eindruck bei den Rekruten

9 Mark Baker, *Nam. The Vietnam War in the Words of the Men and Women Who Fought There*, New York 2001, S. 33, 56; vgl. ebd., S. 23, 27-31, 34ff. (Übersetzung – wie auch aller folgender Zitate aus dem Englischen – d.Verf.).

war das Gefühl, missbraucht zu werden. Dieses ist der archimedische Punkt in ihren Erzählungen, darauf kommen sie immer wieder zurück. Wenige Wochen reichten offenbar aus, um aus orientierungslosen jungen Männern teils verängstigte, teils wütende Krieger zu machen. „Wenn du die ganze Prozedur erst einmal hinter dir hast, kommst du dir wie das übelste Geschöpf vor, das jemals das Licht der Welt gesehen hat.“¹⁰

Andererseits bediente diese Ausbildung auch eine auf Männlichkeit fixierte Imagination. „In der U.S. Army lernt Ihr kennen, was es bedeutet, sich wie ein Mann zu fühlen.“ Die Werbetexter des Pentagon trafen das Lebensgefühl der „Vietnamgeneration“. Einer Generation, die mit Erzählungen über den als „Good War“ glorifizierten Zweiten Weltkrieg aufgewachsen war und in den Kriegs- und Westernfilmen eines John Wayne oder Audie Murphy den Reiz des Heldentums kennen- und schätzen gelernt hatte. In ihren Lebensberichten stehen Skepsis und Verachtung für das Militär als Institution neben dem Wunsch, es den familiären oder medialen Vorbildern gleichzutun – und sich im Kampf zu beweisen. „Ein Mann sieht sich ganz alleine einer scheinbar unlösbaren Aufgabe gegenüber“, fasst Mark Baker diese Haltung zusammen, „er stellt den Apachenhäuptling im Zweikampf, um das von Gott gewollte Vorwärtskommen des Planwagentreks zu sichern, ... oder er pflanzt die Flagge über Iwo Jima auf, oder er wirft sich auf eine Handgranate, um seine Kumpel im Erdloch zu retten – und am Ende nimmt er mit einer Verbeugung den donnernden Applaus entgegen. Der Tod ist nur etwas, was Haustiere und Großeltern trifft.“ Was immer dergleichen Bilder über Krieg und Gesellschaft aussagen mögen, eines sind sie vor allem: eine Konstruktion von Virilität, die über jeden Zweifel erhaben scheint. In ihnen werden „passages to manhood“ zelebriert, wird Krieg nicht mehr mit Schmerz, Trauer und dem Risiko des eigenen Todes assoziiert, sondern mit Spaß, Freude und Abenteuer. Und in ihnen wird spürbar, wie es sein muss, wenn der Ausbilder nicht mehr „Good morning, ladies“, sondern „Get ready, Marines“ bellt. „Fiktionale Darstellungen des Krieges ... verfestigten in mir die Vorstellung“, berichtet ein Vietnamveteran, „dass der Krieg ein Ort ist, an dem man Dinge entdecken kann.“ Und wenn es einen doch erwischt, so stirbt er in dem Bewusstsein, für immer als Held erinnert zu werden. Befragt, wie sie sich Krieg vorgestellt hatten, bevor sie ihn in Vietnam tatsächlich erlebten,

10 Vgl. Frank J. Barrett, Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine, in: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 71-94; Joanna Bourke, An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare, London 1999, S. 153; Baker (Anm. 9) S. 40, 45; vgl. ebd., S. 36-39, 51ff., 55, 75ff., 78, 81, 83ff., 99, 119, 164, 174ff., 189, 199, 204ff., 212ff., 277. Vgl. Gibson (Anm. 3), S. 181ff.; D. L. Anderson (Hg.), Facing My Lai. Moving Beyond the Massacre, Lawrence 1998, S. 21, 81, 144ff., 149, 173, 216.

antwortet die Mehrheit der Vietnamveteranen noch heute: „The John Wayne thing.“¹¹

Die Konfrontation mit den Realitäten des Dschungelkrieges hätte größer nicht sein können. Zweifellos waren die in Vietnam gemachten Erfahrungen mit vielem vergleichbar, was Soldaten zu anderen Zeiten und an anderen Orten erlebt hatten. Ein Gefühl hingegen scheint über die Maßen ausgeprägt gewesen zu sein: Angst. Gerade darauf bezieht sich ein von den Dschungelkämpfern vielfach benutzter, aber seiner Unscheinbarkeit wegen meistens übersehener Satz: „There was more of it in Vietnam.“ Die Angst in diesem Krieg war größer, weil in einem Raum gekämpft werden musste, der als solcher bereits als extreme Bedrohung empfunden wurde: der Dschungel. Als undurchschaubar, undurchdringlich, unberechenbar und in jeder Hinsicht feindlich trat der Dschungel den Soldaten entgegen, als Ort, dessen Abmessungen, Geräusche und Gerüche sie nicht deuten konnten. „Weißt du überhaupt, wie sie sich auf einer Patrouille mitten in der Nacht bewegen? Man hält sich gegenseitig an den Händen fest und am Hemd des Kerls, der vor dir läuft – wie kleine Kinder, wie hintereinander hertrottende Elefantenbabies.“ Mochte der Vietcong noch so zäh und kampfstark sein – der scheinbar unbezwingbare Feind war die Natur. Ein Terrain ohne Rückzugsmöglichkeiten, ohne sichere Zonen, immun gegen die technologische Überlegenheit moderner Waffen. Hier schlüpfte der Vietcong in die Rolle des Indianers. Nur er konnte diese Landschaft lesen, sich in ihr bewegen, mit ihr eins werden und zu seinem Vorteil nutzen. Selbst wenn „Victor Charly“ für Tage oder Wochen unsichtbar blieb, seine Tretminen und Sprengfallen waren stets präsent. Dschungel wurde zum Pseudonym für „instant death“, für einen Tod, der den Arglosen und Unvorbereiteten keine Chance zur mannhaften Gegenwehr ließ.¹²

„Eine Anhöhe rauf, sich abknallen lassen und der Rest dann auf der anderen Seite wieder runter. Wir machten das dreimal hintereinander.“ Aus den Erzählungen spricht noch im Abstand von 30 Jahren die Angst, selbst von den eigenen Vorgesetzten willfährig geopfert zu werden. Sei es aus man-

11 Werbespruch der U.A. Army, zit. nach Gibson (Anm. 3), S. 216. Baker (Anm. 9), S. 23, 27; vgl. ebd., S. 52. Vgl. Garry Wills, *John Wayne's America: The Politics of Celebrity*, New York 1997, S. 12; Tom Engelhardt, *The End of Victory Culture. Cold War America and the Disillusioning of a Generation*, New York 1995, S. 74, 171, 247; Robert J. Lifton, *Home From the War. Vietnam Veterans: Neither Victims nor Executioners*, New York 1973; Myra MacPherson, *Long Time Passing. Vietnam and the Haunted Generation*, New York 1984; Bernd Greiner, „A Licence to Kill“. Annäherungen an die Kriegsverbrechen von My Lai, in: *Mittelweg* 36, 7 (1999) 6, S. 4-25. Ron Kovic, *Born on the Fourth of July*, New York 1976, hat die Traumbilder seiner frühen Jahre prägnant herausgearbeitet.

12 Baker (Anm. 9), S. 129; vgl. ebd., S. 98, 100, 102ff., 108; Gibson (Anm. 3), S. 151; vgl. ebd., S. 108ff. Vgl. Dunnigan/Nofi (Anm. 3), S. 60.

gelndem Interesse, Inkompetenz oder zynischer Missachtung. Kaum jemand verstand den Sinn und Zweck der „search and destroy“-Taktik, die bis zum Ende der 60er Jahre bei acht von zehn Einsätzen im Dschungel angewendet wurde: Stützpunkte des Feindes wurden eingenommen, unterirdische Bunker, Vorräte, bisweilen ganze Dörfer zerstört, anschließend zog man sich zurück, überließ das Feld wieder dem Vietcong, wählte dasselbe Ziel noch ein zweites, ein drittes, ein mehrfaches Mal aus, stieß – oft unter großen Verlusten – erneut vor und befahl am Ende wie gehabt den Rückzug. Dass Kampftruppen das größte Risiko tragen, getötet zu werden, gehört zur Realität jeden Krieges. In Vietnam aber waren sie extrem gefährdet. Obgleich die „grunts“ nur zehn Prozent der dort stationierten Soldaten ausmachten, kamen weit über 18.000 Tote aus ihren Reihen – ein Drittel aller amerikanischen Verluste. Und 15 bis 20 Prozent dieser Gefallenen wurden durch „friendly fire“ getötet, waren Opfer versehentlichen Distanzbeschusses aus den eigenen Reihen oder von Soldaten, die von Panik übermannt nächtens im Dschungel ziellos das Feuer eröffneten. „Wir wurden missbraucht. ... Sie quetschten uns bis zum Letzten aus.“ Der eigene Militärapparat war scheinbar so skrupellos und bedrohlich geworden wie der Feind.¹³

Der Dschungel ruinierte alle Attribute einer mühevoll konstruierten Männlichkeit. Soldat sein, heißt hart, diszipliniert, leistungsfähig, opferbereit und vor allem furchtlos sein – hatte man den Kämpfern im „boot camp“ eingebläut. Kaum in Vietnam gelandet, fanden sie sich in der Rolle der Gejagten, der Hilf- und Orientierungslosen, der Ohnmächtigen und von unsichtbaren Kräften Enteigneten. Das Selbstbild des mannhaften Soldaten wurde allmählich von der Fratze des „disposable soldiers“ überlagert: verwaltet wie militärisches Gerät, hin- und hergeschoben wie leblose, wohlfeile Ware, noch im Tod durch Respektlosigkeit degradiert. „Das Sich-Opfern war eine Lüge. Der Krieg war ein Betrug.“ Vor allem aber waren sie schutzlos jenem Gefühl ausgeliefert, das als das unmännlichste von allen galt und von Vorgesetzten wie von ihnen selbst als typisch weiblich verspottet worden war: der Angst. Wenn Angst tatsächlich ein Attribut von Versagern war, welches Bild mussten sie dann abgeben? Von Panik geschüttelte Gestalten, die glaubten, dass die Furcht sie im Innersten zerfraß, unaufhörlich, bis sie aufhörten zu existieren? Verloren in einer surrealen Welt – auf diesen Nenner lassen sich die einschlägigen Erinnerungen bringen. Viele empfanden offenbar wie Kleinkinder, denen der elterliche Schutz versagt bleibt. So sollte eine der bizarren Kriegsmetaphern aus dem Munde eines Vietnam-Veteranen gelesen

13 Baker (Anm. 9), S. 233; vgl. ebd., S. 291; Michael Bernhardt, zit. nach Michael Bilton / Kevin Sims, *Four Hours in My Lai*, New York 1992, S. 70. Vgl. Gibson (Anm. 3), S. 57, 89, 108ff., 121, 129, 169, 238ff., 240; Dunnigan/Nofi (Anm. 3), S. 3-7; L. M. Baskir / W. A. Strauss, *Chance and Circumstance: The Draft, the War and the Vietnam Generation*, New York 1978.

werden: „Die US-Armee ... war wie eine Mutter, die ihre Kinder verriet, damit deren Vater sie vergewaltigen konnte, um so ihre eigenen Interessen zu schützen.“¹⁴

Feindbild Frau

Vietnamesische Frauen wurden zu Projektionsflächen dieser widersprüchlichen Empfindungen. „Die Entbehrungen und ständige Nähe des Todes“, meinte ein Vietnamveteran rückblickend, „führten dazu, dass diese Art der Liebe gerade richtig für uns war. Denn in diesem Moment war es Liebe, ganz und gar hingebungsvolles, angenehmes Fleisch. Wir bettelten darum. ... Der Irrsinn, die ständigen Lügen und Grausamkeiten um uns herum weckten in uns den Wunsch nach dem zarten, sanften Fleisch einer Frau, einer Frau, die jenseits aller Gefahr sich auf eine Ruhepause vom Töten einließ, um das Leben wieder intim und lebenswert zu machen. ... Wir hatten diese Hingabe so dringend nötig, und sie gaben sie uns auf so natürliche Weise. Sie brauchten einen Mann, der sich um sie kümmerte und beschützte.“ Man kann nicht unterstellen, dass der Interviewte mit Abhandlungen über Männer- und Kriegerfantasien vertraut war. Oder dass er die Studien über Frauen kannte, die von der japanischen Armee während des Zweiten Weltkrieges als „comfort women“ missbraucht wurden. Dennoch klingen seine Sätze wie eine nachgereichte Bestätigung einschlägiger Theorien: In der Welt der Krieger spielen Frauen eine Doppelrolle. Sie sind Madonna und Hure in einem, sollen passives Objekt sexueller Begierde sein und zugleich als Subjekt aktiv in Erscheinung treten, um verwundete Seelen zu heilen und ein beschädigtes männliches Ego zu sanieren. Als hätten sie sich auf ein gemeinsames Narrativ geeinigt, kommen Veteranen in ihren Interviews mit Historikern und Psychoanalytikern regelmäßig auf diesen Punkt zu sprechen. Von Frauen in Vietnam wurde eine Beglaubigung erwartet, dass die Kämpfer noch immer Männer waren, dass die Angst noch nicht vollends von ihnen Besitz ergriffen hatte, dass sie jenseits der im Dschungel erfahrenen Ohnmacht nach wie vor machtvolle, potente Beschützer sein konnten. „Es ging darum, zu wissen, dass du noch ein menschliches Wesen bist. ... Sex beweist dir, dass du kein verdammtes Tier bist. Stell dir das mal vor – du kommst von einem Einsatz zurück, ... einige deiner Freunde sind tot. ... Sie haben die Scheiße aus uns herausgeprügelt. ... Du hast gestunken vor Angst

14 Baker (Anm. 9), S. 310; Jonathan Shay, Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust, Hamburg 1998, S. 35.

... – du musstest einfach bumsen. ... Ficken war die einzige Erleichterung.“¹⁵

In den Augen amerikanischer Soldaten erschienen Vietnam und das für Fronturlaube frequentierte Thailand wie ein einziges Bordell. „In Nam hast du dir einfach irgendeine Mieze gegriffen und sie gefickt. ... Wir haben alles gefickt, was Beine hatte.“ „Instant sex“ als Kehrseite des „instant death“. Verklärt klingt ihre Rede, wenn Veteranen über „hootch-maids“ sprechen, die sich Offiziere in den frühen 60er Jahren in die Unterkünfte bestellten. Und über Frauen, die nächtens an den Wachen vorbei in die Quartiere der Mannschaften schlichen oder als Angestellte der Armee ohnehin auf dem Gelände waren und aus Angst vor Entlassung nicht wagten, einschlägige Angebote zurückzuweisen. Am beliebtesten aber waren die Bars und Nachtclubs, die teils privat, teils unter Aufsicht amerikanischer Medizinalabteilungen in der Nähe von Militärstützpunkten betrieben wurden – Orte, an denen die Grenzen zwischen Prostitution und Sexsklaverei fließend waren. Manchmal drängt sich der Eindruck auf, es mit einer Armee von „Sexaholics“ zu tun zu haben.¹⁶

Hinter der lüsternen Schwärmerei für vietnamesische Frauen verbarg sich aber auch offene Verachtung. Genauer gesagt, die Frustration derjenigen, die Unzumutbares wollten, Unmögliches erwarteten und stets aufs Neue an dem Versuch scheitern mussten, bizarre Sexualphantasien zur Grundlage wieder gewonnener Männlichkeit zu machen. Aus „Mieze“ wurde „Nutte“, aus „Nutte“ schließlich „Abfall“ – „trash“. „So etwas konntest du nicht mit deiner eigenen Frau machen. Das ist etwas völlig anderes. ... Auf diese Weise kannst du deine Frau nicht erniedrigen, ... die Mutter deiner Kinder. Sie hält schließlich die Familie zusammen.“ Hier die unberührbare, aller sexuellen Leidenschaft entsagende „Belle“, dort die „Schlampe“ aus der Unterschicht, derer man sich nach Lust und Laune bedienen kann: Man kennt diese Imaginationen aus der Geistes- und Sittengeschichte der amerikanischen Südstaaten zur Genüge. Und vielleicht waren sie in Vietnam gerade deshalb populär, weil eine überproportional große Gruppe der Rekruten aus dem Süden stammte. Wie dem auch sei: Frauen, die einfach „zu haben“ waren, verdienten den geringsten Respekt. Ein Teufelskreis: Der erbarmungslose Krieg zwang immer mehr Frauen und Mädchen um ihres bloßen Überlebens willen in die Prostitution. Und je größer die Zahl der Verelendeten, desto gereizter reagierten die GIs. Dass Armut als Belästigung, wenn nicht als Beleidigung empfunden wurde, gehört noch heute zum Standardrepertoire ihrer Erzäh-

15 Jonathan Shay, *Odysseus. Combat Trauma and the Trials of Homecoming*, New York 2002, S. 71, 115f.; vgl. ebd., S. 118. Vgl. Yoshimi Yoshiaki, *Comfort Women. Sexual Slavery in the Japanese Military During World War II*, New York 1995.

16 Shay, *Odysseus* (Anm. 15), S. 115; vgl. ebd., S. 116.

lungen. Und dass es ihnen ein Bedürfnis war, den „dreckigen Abfall“ öffentlich zu demütigen, ist wiederholt in Akten vermerkt. Beispielsweise im Verhörprotokoll eines Militärgerichts: „Trugen Sie nicht eine halbnackte Frau über Ihrer Schulter und warfen Sie sie nicht mit der Bemerkung zu Boden, sie sei zu dreckig, um vergewaltigt zu werden? – „Oh ja, stimmt, aber das war nicht in My Lai.“¹⁷

Frauen als „Seelsorgerinnen“ und „Ungeziefer“: Dergleichen Konstrukte besiedeln die mentale Welt von Kriegern zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten. In Vietnam trat noch eine weitere Vorstellung hinzu – das Bild von der Frau als Todesengel. Kaum ein Gerücht, das bereitwilliger geglaubt und schneller verbreitet worden wäre, kaum ein Militär, der nicht bereits vor seiner Einschiffung Geschichten über die besondere Niedertracht von Vietnamesinnen gehört hätte. Es waren Variationen des immer Gleichen: Frauen legen die gleiche Undankbarkeit gegenüber GIs an den Tag wie männliche Zivilisten und verweigern Hinweise auf Stellungen des Vietcong oder versteckte Sprengfallen – Frauen versorgen den Feind nicht nur mit Nahrungsmitteln und Unterkunft, sondern kämpfen gar mit fanatischer Inbrunst in dessen Reihen – Als Prostituierte getarnte Kader fügen ihren Freiern mittels in der Vagina versteckten Rasierklingen schwerste Verletzungen zu und schläfern sie ein, auf dass eilig herbeigerufene Vietcong ihnen die Genitalien abschneiden können – Vietnamesische Huren leiden oft an einer gegen Antibiotika resistenten Geschlechtskrankheit – Frauen treten als Selbstmordattentäter auf, bereit, sich samt ihrer Babies inmitten einer Gruppe Soldaten in die Luft zu sprengen. Man kann hinter solchen Phantasmen alles Mögliche vermuten. Kastrationsängste; oder eine verquere und in der Adoleszenz häufig auftretende Angst vor weiblicher Sexualität; oder eine aus dem Lot geratene Mischung von Realität und Fiktion angesichts der tatsächlich existierenden Gruppen weiblicher Guerillas. Auch lässt – wie Susan Brownmiller meint – das wahnhaft verzerrte Bild vom „Todesengel“ darauf schließen, dass Frauen nicht gehasst wurden, weil sie zum Feind gehörten, sondern weil sie selbst als Feind galten. Vor allem aber bezeugen die Gerüchte eine ausgeprägte Paranoia.¹⁸

„Im Laufe der Zeit war man mehr und mehr bereit, einfach alles zu glauben“, gab ein Angehöriger der Americal Division zu Protokoll. „Die ganze Stimmung veränderte sich dadurch. ... Wir haben einfach niemandem mehr

17 Ebd., S. 117f.; Richard Hammer, *The Court-Martial of Lt. Calley*, New York 1971, S. 127. Vgl. Madelaine Gilkes, *Missing From History: The Other Prisoners of War*, in: *Trouble & Strife*, 41 (2000), S. 63.

18 Vgl. Bilton/Sims (Anm. 3), S. 54, 61, 76; Hammer (Anm. 17), S. 161f.; Shay, *Odysseus* (Anm. 15), S. 116; Gibson (Anm. 3), S. 29; Baker (Anm. 9), S. 70, 73, 75; Susan Brownmiller, *Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft*, Frankfurt/M. 1978.

vertraut.“ „Wir“ gegen „sie“, Offenheit gegen Geheimnis und Verrat, „Kämpfer des Tages“ gegen „armies of the night“: Je schärfer die Trennlinie zwischen „them“ und „us“ gezogen wurde, desto auswegloser empfanden die Soldaten ihre Lage. Wir haben es, um eine Anleihe bei der Psychoanalyse zu machen, mit einer „atrocitiy producing situation“ zu tun – mit einer durch neue „Mischverhältnisse“ im Gefühlshaushalt gekennzeichneten Situation: Unsicherheit gebiert Angst und am Ende Phobien jeder Art, Verfolgungswahn setzt Gewaltphantasien frei, ein Bedürfnis nach Rache untergräbt die Tötungshemmung und aktiviert sadistische Anteile der Psyche. „Ich war wütend. Wütend, weil wir keine Chance hatten, zurückzuschlagen. Wir wurden doch einfach nur in die Luft gesprengt. ... Danach gingen wir mit einer völlig veränderten Haltung in den Dschungel. Wir gingen hinein und suchten nach etwas, das wir umbringen konnten, suchten quitt zu werden für etwas, was uns selbst angetan worden war.“ Mitunter reichten Kleinigkeiten, im Slang der GIs „chickenshit“ genannt, um aus scheinbar normalen Soldaten Berserker auf dem Schlachtfeld und gegebenenfalls Schlächter von Zivilisten zu machen. Männer, für die nichts mehr zählte – das eigene Leben eingeschlossen. „Es fing mit ganz gewöhnlichen Gefangenen an, mit Gefangenen, von denen wir dachten, dass sie der Feind waren. Dann machten wir weiter mit Gefangenen, die keine Feinde waren, schließlich mit Zivilisten, weil wir keinen Unterschied mehr sahen zwischen dem Feind und Zivilisten. Schließlich war ein Punkt erreicht, wo wir imstande waren, einfach jeden zu töten.“¹⁹

Wollte man einen gemeinsamen Nenner für diese Erzählungen – für das Amalgam aus Selbst- und Fremdbildern, aus eigenen und kolportierten Erfahrungen – finden, so ließe sich sagen: Sie künden von einer „Selbstlizenzierung“ zur schrankenlosen sexuellen Gewalt, zum Vergewaltigen und Töten von Frauen. Was nicht heißen soll, dass die betreffenden Soldaten keine moralischen Skrupel gehabt hätten. Selbst die Mörder von Phan Thi Mao wurden von ihrem schlechten Gewissen begleitet; und von anderen Vergewaltigern ist bekannt, dass sie zur Beruhigung ihrer selbst die Opfer wie gewöhnliche Prostituierte behandelten und ihnen Geld anboten. Wohl aber ist damit gemeint, dass ein erheblicher Aufwand getrieben wurde, den verinnerlichten Kodex von Anstand und Moral außer Kraft zu setzen – unter Verweis auf Gerüchte, auf das Tun und Lassen Anderer, auf zweideutige Befehle und eine allzu oft indifferente Haltung der militärischen Führung, auf die vom Krieg diktierten Umstände, auf die überall und ständig lauende Bedrohung

19 Bilton/Sims (Anm. 3), S. 74, 78. Baker (Anm. 9), S. 90; vgl. ebd., S. 114f., 126, 152ff., 170, 195ff., 203, 226, 301. Vgl. Rolf Pohl, Massenvergewaltigung. Zum Verhältnis von Krieg und männlicher Sexualität, in: *Mittelweg* 36, (2002) 11, S. 53-76; Lang (Anm. 1), S. 13-23, 35. Der Begriff der „atrocitiy producing situation“ geht auf Robert J. Lifton zurück.

für das eigene Leben. Was am Ende blieb, war eine rhetorische Frage: Warum sollte, wer Gefahr lief, alles jederzeit zu verlieren, nicht auch jederzeit alles tun dürfen? „Ich glaube nicht, dass sich die Kerle allzu viele Gedanken gemacht haben“, antwortete ein GI vor Gericht auf die Frage nach Vergewaltigungen in der Provinz Quang Nai. „Es war mehr oder weniger wie ein Gang zur Toilette.“²⁰

Sexueller Terror

Dennoch ist es schwer, sich ein Bild über die Art und den Umfang der in Vietnam verübten sexuellen Gewalt zu machen. Daniel Lang zeigt uns, warum. Von den Ereignissen am „Hill 192“ in Kenntnis gesetzt, mahnte der verantwortliche Bataillonskommandeur zur Vorsicht. Mit dem Vorwurf einer verletzen Aufsichtspflicht konfrontiert zu werden, konnte das Ende seiner Karriere bedeuten, zumal im Falle eines von der Presse ausgelösten öffentlichen Skandals. Den aussagewilligen Zeugen setzte er deshalb massiv unter Druck, mahnte ihn zur Rücksicht auf die Familie der Täter und schürte die Angst vor deren Rache. Sollte man sich derartigen Ärger aufladen und obendrein riskieren, von milde gestimmten Richtern am Ende blamiert zu werden? Argumente und Drohungen, die auch in zahlreichen anderen Fällen zur Sprache kamen und um ein Haar selbst zur Vertuschung des Massakers von My Lai geführt hätten. Dementsprechend ist es um die aktenkundige Überlieferung bestellt. In den Beständen der Streitkräfte sind Vergehen und Verbrechen der unterschiedlichsten Art dokumentiert: Schlägereien, Rowdytum im Straßenverkehr, illegale Geld- und Schwarzmarktgeschäfte, Schmuggel, Schikanen gegenüber Untergebenen, Mord an Zivilisten. Den bürokratischen Vorschriften gemäß sortiert, können diese Unterlagen mühelos lokalisiert und eingesehen werden. Wer hingegen nach Gewalt gegen Frauen fragt, stößt schnell an Grenzen. Die Beweismittel sind in unüberschaubaren Bergen Papiers vergraben und harren ihrer zufälligen Entdeckung. Jene wenigen Fälle ausgenommen, die ein juristisches Verfahren nach sich zogen – sei es, weil Soldaten die Konfrontation mit ihren Vorgesetzten nicht gescheut und ausgesagt hatten, sei es, weil Angehörige der Opfer sich nicht abwimmeln ließen. Auffälligerweise werden diese Akten seit zwei Jahren intensiv geprüft und mit dem Hinweis auf verletzte Datenschutzbestimmungen aus dem Verkehr gezogen. Ein Schelm, wer einen Zusammenhang mit den jüngst in Den Haag angestregten Prozessen herstellt und vermutet, das Pen-

20 Bilton/Sims (Anm. 3), S. 81. Vgl. Lang (Anm. 1), S. 17.

tagon wollte die Legitimität seiner aktuellen Kriege nicht mit einer Debatte über Verbrechen der Vergangenheit belasten.²¹

Was in den Akten fehlt, findet sich in den Erinnerungen von Soldaten. Sie erzählen, dass der Besuch in Bordellen irgendwann langweilig wurde. „Du willst doch nicht immer eine Nutte haben. Du hast deine M-16. Warum also für eine Lady bezahlen? Du gehst ins nächste Dorf und holst dir, was du willst.“ Eben mit Hilfe jener Gewehre, die im Militärjargon auch als Synonym für Penis genannt und mithin als Omen sexueller Potenz und Lust gedeutet wurden. „This is my rifle, this is my gun“, hieß der Refrain eines bereits in der Grundausbildung beliebten Liedes, „this is for killing, this is for fun.“ Vielleicht wurde die sexuelle Erregung durch die körperliche Misshandlung gesteigert. Dafür haben die Veteranen keine Sprache. Umso deutlicher geben sie zu erkennen, dass der erzwungene Geschlechtsverkehr mehr als alles andere ihre Hoffnungen auf eine erneuerte Männlichkeit, auf eine wieder gewonnene Souveränität und Überwindung quälender Identitätskrisen erfüllte – wenn auch nur für einen Moment. „Du hattest die Macht, eine Frau zu vergewaltigen, und niemand konnte dir etwas anhaben“, berichtet ein GI. Für ihn war es ein „gottähnliches Gefühl“. Vergewaltigen bedeutete für einen anderen, zum ersten Mal wie ein richtiger Kerl gefickt zu haben – mit angezogenen Stiefeln. Weitere Beispiele ließen sich mühelos zitieren. Deren Ton zeugt von Phantasien einer hypervirilen Wiedergeburt. Und ihre schiere Zahl nährt den Verdacht, dass es sich um ein kollektiv begangenes, um ein alltägliches Verbrechen handelte.²²

Anlässlich mehrtägiger Patrouillen oder während der berüchtigten „search and destroy“-Aktionen hatten die Dschungelkämpfer hinreichend Gelegenheit, sich ihrer Potenz und Autonomie zu vergewissern. Vergewaltigungen waren gang und gäbe. Es wird sogar berichtet, dass Kompanieärzte die potentiellen Opfer vorher auf ansteckende Geschlechtskrankheiten untersuchten. „Die Jungs standen mit ihren Gewehren über ihr, während ich sie bumschte.“ Im Beisein von Zeugen oder als Gruppe zu vergewaltigen, galt offenbar als besonderer Triumph über die lähmende Ohnmacht, die sich regelmäßig einstellte, wenn in den Dörfern weder Vietcong noch Waffenverstecke auffindig gemacht werden konnten. Die gequälten Frauen auch noch zu töten, wurde ebenfalls als Bewährungsprobe verstanden – als müssten diese Opfer für alle sichtbar zu Gefallenen gemacht werden und die Stelle des unauffindbaren Vietcongs einnehmen. So ist zu erklären, dass mit dem Bajonett häufig ein großes „C“ in tote Frauenleiber geritzt wurde – das Kürzel für den auch „Charly“ genannten männlichen Feind. Und aus demselben Grund wurde das

21 Lang (Anm. 1), S. 47-51; Greiner (Anm. 7).

22 Baker (Anm. 3), S. 206, 191; vgl. ebd., S. 193, 206, 211, 237. Vgl. Bilton/Sims (Anm. 3), S. 80ff.; Shay, Odysseus (Anm. 15), S. 70; Lang (Anm. 1), S. 44ff.

Wort „double veteran“ wie ein Ehrentitel geführt. Er war jenen vorbehalten, die geschändet und zugleich gemordet hatten. Den wirklich „harten Scheißkerlen“ also, die bewiesen hatten, dass man im Dschungel nicht als Versager enden musste, die sich in den Augen ihrer Peers eindrucksvoll zu bewähren wussten. Indem sie die Hemmung vor dem Töten ablegten, bezwangen sie vermeintlich auch die Angst vor dem eigenen Tod.²³

Bisweilen war der Mord an Frauen der Auftakt zu Exzessen, die selbst in der mit Verbrechen übersäten Geschichte des Vietnamkrieges ihresgleichen suchen. Soldaten quälten ihre weiblichen Opfer mit Bajonetten bis zur Bewusstlosigkeit, schnitten ihnen die Brüste ab, skalpierten Köpfe, sprengten Leichen mittels in die Vagina gerammter Handgranaten, trampelten auf toten Körpern herum, bis sie zur Unkenntlichkeit entstellt waren, rissen Unterleiber entzwei, entnahmen Föten, trennten die Klitoris heraus und reichten sie wie Trophäen herum. Zwar sind auch Misshandlungen an Männern – Zivilisten wie Kriegsgefangenen – zur Genüge dokumentiert. Aber die anlässlich des Massakers in My Lai und anderer Gräueltaten von der „Criminal Investigation Division“ zusammengetragenen Beweise gehen weit darüber hinaus. Sobald Frauen die Opfer waren, kannte die Gewalt keine Grenzen. Die Täter traten wie Exorzisten auf, bis zur Besinnungslosigkeit von ihrer Blutlust beerauscht. Feixend feierten sie ihre Orgien der Gewalt.²⁴

„In Nam hast du mitbekommen, dass es in deiner Macht steht, Leben auszulöschen. ... Ich fühlte mich wie Gott. Ich konnte ein Leben auslöschen, ich konnte eine Frau vögeln. Ich kann jemanden zusammenschlagen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden.“ „Power Surge“ nennt der Analytiker Robert J. Lifton die plötzliche Erfahrung von Stärke, Übermacht und Allmacht, von Gefühlen, die sich zu dem Eindruck nie gekannter Freiheit verdichten. Wenn wir Schilderungen der Beteiligten Glauben schenken wollen, dann waren in solchen Momenten alle Selbstzweifel gebannt. Auf solche Momente zielen auch die scheinbar paradoxen Hinweise, gerne in Vietnam gewesen zu sein. Andererseits kann die Illusion der Unbezwingbarkeit auch in ein Erschrecken über sich selbst umschlagen. „Ich war dabei, sie zu ficken. ... Die Kleine, sie heulte. Deshalb hat ein Kerl einfach sein Gewehr genommen und abgedrückt. Einfach, um sie zum Verschwinden zu bringen.“ Und, so ließe sich ergänzen, um Schreie zum Verstummen zu bringen, die schwer auszuhalten waren. Schreie, die das eigene Gewissen rührten und womöglich Abscheu vor dem eigenen Tun weckten. Oder die Erbärmlichkeit der eigenen

23 Baker (Anm. 3), S. 211, 90. Vgl. Zipfel (Anm. 2), S. 16; Pohl (Anm. 19), S. 57, 62, 67ff. Die für das Indianermassaker in Sand Creek verantwortliche Einheit wollte ebenfalls das Stigma des Versagens loswerden: Sie waren zuvor als ineffizient und impotent verspottet worden.

24 Stellvertretend für andere Darstellungen vgl. Bilton/Sims (Anm. 3), My Lai, S. 81, 128ff., 131ff.; Baker (Anm. 3), S. 211.

Situation in Erinnerung brachten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die berserkerhafte Wut auch ein Versuch war, mit dem Leib der Gefolterten die Schande seiner selbst unkenntlich zu machen. Und dass es gerade die am meisten Verängstigten waren, die zur größten Brutalität neigten.²⁵



Abbildung: My Lai – Gruppe Gemeuchelter in einem Bewässerungsgraben

Der Furor des Tötens wurde aber stets von kalter Berechnung begleitet. Genauer gesagt: von einer symbolischen Inszenierung der Tat. Davon legt ein vielfach publiziertes, aber dennoch weithin unverstandenes Foto aus My Lai Zeugnis ab.²⁶ Es zeigt eine Gruppe Gemeuchelter in einem Bewässerungsgraben. Mittendrin eine junge Frau mit angewinkelten, weit gespreizten Beinen, die Hände schützend über die Vulva gelegt. Fast könnte man sie für eine Gebärende halten. Doch das Baby zu ihren Füßen ist deutlich zu groß, schätzungsweise acht bis zehn Monate alt. Körperhaltung und Ausdruck unterscheiden die beiden auffallend von den anderen, gekrümmt Liegenden –

25 Baker (Anm. 3), S. 191, 211; vgl. ebd., S. 114ff., 126, 170, 152ff., 193-197, 201ff., 206, 226, 237. Vgl. Pohl (Anm. 19), S. 72.

26 RG 319, Records of the Army Staff, Records of the Peers Inquiry, Records Created After the Completion of the Inquiry, 1969-1975, Box 56, Folder: War Crimes – Record of Trial, 1st Lt. William L. Calley, Jr., Vol. 4, Book 1 (2 of 4) Pros., Gx 12-A.

als wären ihre Leichen nachträglich und absichtsvoll arrangiert wurden. Als hätte man den Lebenden mit den Toten drohen und eine unmissverständliche Botschaft überbringen wollen: Kollaboration mit dem Feind wird rücksichtslos bestraft; der Vietcong ist nicht in der Lage, Frauen und Kinder zu schützen; wer am Widerstand gegen die amerikanischen Truppen festhält, gefährdet die Reproduktionsfähigkeit der vietnamesischen Gesellschaft und mithin ihre Zukunft. „Die Eier vernichten, aus denen die Jungen schlüpfen“, hatte man diese Taktik in der Frühen Neuzeit genannt. „Don’t mess with us, we are nasty“, könnte die sinngemäße Übersetzung ins Amerikanische der Vietnamjahre lauten. Oder auch „madman-strategy“ – nicht zuletzt, weil Präsident Nixon seinen Bombenterror gegen nordvietnamesische Städte so genannt hatte. Diesen Eindruck zu vermitteln, galt offenbar als kriegswichtig. In anderen Worten: Obwohl Massenvergewaltigungen und Massaker nicht geplant waren, gehörten sie letzten Endes doch zum militärischen Kalkül. Spätestens dann, als die militärische Führung dazu überging, still zu halten und die Truppen gewähren zu lassen. Der Journalist Daniel Lang zählt zu den Wenigen, die diesen Zusammenhang frühzeitig begriffen hatten.²⁷

27 Zum Zusammenhang von Vergewaltigung und Kriegsstrategie vgl. auch: Susan Griffin, Rape: The All-American Crime, in: Ramparts, 10. Sept. 1971; Kevin Gerard Neill, Duty, Honor, Rape: Sexual Assault Against Women During War, in: Journal of International Women’s Studies, 2 (2000) Nr. 1 (www.bridgew.edu/DEPTS/ARTSCIENCE/JIWS/nov00/index.htm); Zipfel (Anm. 2); Ruth Seifert, Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse, in: Alexandra Stiglmayer (Hg.), Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen, Freiburg i. Br. 1993, S. 85-108.

Schlachtfeld Frauenkörper

GABY ZIPFEL

„Women are Bodies in Pain“

Seit Beginn der Kriege im ehemaligen Jugoslawien 1991 habe sie, schreibt Vesna Kesic, zwei Bilder vor sich: das Bild von über Landkarten gebeugten Männerköpfen, Nato-Kommandeuren, führenden Politikern, die über den Verlauf nationaler Grenzen, über Vergangenheit und Zukunft einer Nation und über Menschenleben entscheiden; und das Bild von Frauen, die, auf der Flucht, Überbleibsel ihres Besitzes in Plastiktüten mit sich tragend, ihre eingeschüchterten und erschöpften Kinder zu beruhigen versuchen, weinende Frauen, wütende Frauen, Frauen, die vergewaltigt und geschwängert wurden, traumatisierte Frauen.

„Whatever happens, women are depicted as bodies. The few women in combat units, or even one participating at the decision making level, make no difference. Amid all the vicious circles on violence in these wars, this remains constant: Women are bodies in pain, regardless of which ethnic group ... and this is not only in the wars of the former Yugoslavia.“¹

Im Krieg manifestiert sich demnach die gängige Vorstellung, der Mann *habe* einen Körper, den er beherrschen, manipulieren oder als Instrument und Waffe einsetzen könne, wohingegen die Frau Körper *sei*, ihr Wesenskern im Innern des Körpers vermutet werde. Männer können verletzen, während Frauen als verletzbar gelten. Mit der Zuweisung von Verletzungsmacht an

1 Vesna Kesic, Muslim Women, Croatian Women, Serbian Women, Albanian Women ... In: Dusan I. Bjerlic / Obrad Savic (Eds.), *Balkan as Metaphor. Between Globalization and Fragmentation*, Cambridge/Massachusetts/London 2002, S. 311.

den Mann und Verletzungsoffenheit an die Frau wird der Status der Frau als Opfer und der des Mannes als Beschützer zur naturgegebenen Konstante.²

Der noch immer verbreiteten Vorstellung, Krieg sei im Wesentlichen eine Kampfhandlung zwischen männlichen Soldaten, bei der es auch um die Verteidigung der eigenen Frauen und Kinder gehe, widerspricht die stetig wachsende Zahl der zivilen Opfer. Im Ersten Weltkrieg noch bei fünf, lag ihr Anteil im Zweiten bereits bei 50 und erhöhte sich Mitte der 90er Jahre auf 80 Prozent.³ Nach Beobachtungen des Internationalen Roten Kreuzes sind heute bis zu 90 % der Opfer Frauen, Kinder und alte Menschen.⁴ „Weltweit sind rund 40 Millionen Menschen wegen bewaffneter Konflikte und Menschenrechtsverletzungen aus ihrer Heimat geflüchtet, 80 Prozent von ihnen Frauen und Kinder.“⁵

Zum „Internationalen Tag Nein zur Gewalt gegen Frauen“ am 25. Nov. 2002 wurden zwei UN-Studien vorgelegt, die die Rolle von Frauen in Kriegs- und Friedensprozessen beleuchten: „Women, Peace and Security“ und „Women, War and Peace“.⁶ Bemerkenswertes Ergebnis beider Studien ist der enge Zusammenhang zwischen der Gewaltanwendung gegen Frauen in Friedens- und in Kriegssituationen. In Friedenszeiten stattfindende und nach wie vor trotz rechtlicher Regelungen unzureichend geahndete sexuelle Gewalt gegen Frauen ist eine signifikante Prädisposition für Gewalteskalationen im Krieg, die wiederum dazu führt, dass Männer in der Nachkriegssituation ihren Frauen Gewalt antun:

- Im Nachkriegskambodscha waren 75 % aller Frauen der Gewalt ihrer Männer ausgeliefert, häufig mit Hilfe von einbehaltenen Kriegswaffen.
- „Ihr müßt verstehen“, so ein mazedonischer Mann zu den Autorinnen von „Women, War and Peace“,⁷ „ich bin so gestreßt durch den Krieg. Es ist unvermeidbar, daß ich meine Frau schlage.“

2 Vgl. Miriam Engelhardt, Vergewaltigung. Zur ordnungsstiftenden Funktion der Thematisierung von weiblicher Verletzungsoffenheit und männlicher Verletzungsmacht, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Hamburg 2000.

3 Vgl. Amnesty International, Frauen in Aktion – Frauen in Gefahr: Weltweite Kampagne gegen Menschenrechtsverletzungen an Frauen, Bonn 1995, S. 48.

4 Christian Schneider, Das Völkerrecht in die Hirne einbrennen. In: Burkhardt van Hees, (Hg.), Frauen in Krisen- und Kriegsgebieten, Bonn 1995, S. 29.

5 zahlen und fakten. Opfer von Gewalt, in: die tageszeitung, 25. Nov. 2002, S. 4.

6 www.womenwatch.un.org; www.unifem.org. Vgl. dazu den Bericht von Ute Scheub „Frauen an die Friedensfront“, in: die tageszeitung, 25. Nov. 2002, S. 4.

7 Elisabeth Rehn, ehemalige UN-Beauftragte für Menschenrechte in Ex-Jugoslawien und Ellen Johnsohn Sirleaf, Chefuntersucherin des Völkermords von Ruanda. Sie bereisten ein Jahr lang die Krisenherde Balkan, Israel und Palästina, Kongo, Guinea, Liberia, Ruanda, Sierra Leone, Somalia, Kolumbien, Kambodscha und Osttimor.

- Vier Kämpfer einer US-Spezialeinheit töteten kurz nach ihrer Rückkehr aus Afghanistan ihre Ehefrauen.
- Auch in Flüchtlingslagern sind Frauen Gewaltübergriffen ausgeliefert. „Die Männer in den Camps verlieren ihre Identität und ihre Würde. Sie sitzen den ganzen Tag herum und lassen nachts ihre Frustration an Frauen und Kindern aus“, zitieren die Autorinnen eine Sozialarbeiterin aus Sierra Leone.

Die Annahme, es handle sich bei sexuellen Gewaltübergriffen im Krieg um eine Reaktion in einem Ausnahmezustand, mag, was die Eskalation der verübten Gewalt angeht, zutreffen, eine Eskalation, die ihren Ausdruck auch darin findet, dass die sexuellen Gewaltübergriffe nicht in einem verborgenen Raum einer Privatsphäre, sondern im öffentlichen Raum der Kriegsführung stattfindet und in die Strategie der Kriegsführung eingeht: Eroberte Räume werden zum Plündern und Vergewaltigen regelhaft freigegeben. Es handelt sich jedoch um das Abrufen eines Gewaltpotentials, das bereits in Friedenszeiten latent vorhanden ist und nach wie vor häufig genug als Reaktion auf „provokatives“ Verhalten von Frauen gedeutet wird. Die Argumentationsmuster, denen zufolge Männer im Zivilleben sexuellen Provokationen von Frauen anheimfallen, sich im Krieg aufgrund der ihnen abgeforderten Tötungsbereitschaft in einer Gewaltspirale verfangen, und, solchermaßen beschädigt, sich im und nach dem Krieg an Frauen rächen, transportieren die Vorstellung, es handle sich um eine Art Zwangshandlung, der die Handelnden selbst zum Opfer fielen. Die Täter sind eher selten mit einem Korrektiv aus Sicht der eigentlichen Opfer konfrontiert. Eine Auseinandersetzung um Tatmotive und Ursachen findet kaum statt.

„In 27 Staaten stehen derzeit UN-Truppen, aber nur in Sierra Leone, Osttimor und Kongo verfügen sie über Gender-Beraterinnen. Nur 4 Prozent der UN-Polizeikräfte und 3 Prozent der UN-Militärs sind weiblich, in Afghanistan, Burundi, Kambodscha, auf den Golanhöhen, in Liberia und Tadschikistan liegt der Frauenanteil bei null. Die fast durchweg männlichen UN-Peacekeeper können jedoch ein ‚Teil des Problems statt ein Teil der Lösung werden‘: Blauhelme verhelfen nicht nur in Kambodscha der sexuellen Ausbeutung von häufig Minderjährigen zum Aufschwung und sorgen damit für einen signifikanten Anstieg der HIV-Infektionsrate.“⁸

8 Scheub (Anm. 6).

„... nicht autorisiert, über Krieg und Militär zu reden“

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 20. Februar 2001 war zu lesen:

„Brigadegeneral Tono Suratnam soll in Ost-Timor wenigstens eine Frau vergewaltigt haben. Suratnam, der jetzt in Jakarta Dienst macht, war von Juni 1998 bis August 1999 Kommandeur in Ost-Timor. Bevor die Timorer in einem Referendum am 30. August 1999 für die Unabhängigkeit von Indonesien stimmten, hatten Soldaten und Polizisten Jakartas ... dort Tausende von Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen ... Die Vergewaltigung, derer der General verdächtigt wird, war eine bei den indonesischen Streitkräften verbreitete Taktik, um aufrührerische Provinzen im größten Inselreich der Welt unter Kontrolle zu halten. In Ost-Timor gab es ‚Vergewaltigungshäuser‘, etwa das ehemalige ‚Tropical Motel‘ in Dili, wo noch nicht einmal achtzehn Jahre alte Frauen als ‚Sexsklavinnen‘ für Soldaten aller Ränge gehalten wurden ...“

Esmeralda Boe und Morta Abu Bare stammen aus Ost-Timor. Sie könnten die Großmütter dieser nicht mal achtzehnjährigen Mädchen sein. Beinahe zeitgleich berichteten sie im Dezember 2000 vor dem Internationalen Tokioter Tribunal zu den sexuellen Gewaltverbrechen der japanischen Militärs während des Zweiten Weltkriegs,⁹ was ihnen vor mittlerweile mehr als fünfzig Jahren angetan worden war. Die Japaner hatten schätzungsweise 200.000 Mädchen und Frauen aus verschiedenen Ländern des ostasiatischen Raums an die Kriegsschauplätze verschleppt, um für den „comfort“ ihrer Soldaten zu sorgen. Comfort, japanisch: jan, meint Trost, Wohlergehen, Erleichterung. In einem einschlägigen englischen Wörterbuch findet sich ein weiterer Terminus: „Soldier’s comfort“, übersetzt: Liebesgaben – ein Hinweis darauf, dass die Praxis, Soldaten mit gewaltsam erzwungenem Geschlechtsverkehr zu versorgen, keine japanische Erfindung ist.

Die japanische Regierung setzt auf Zeit, mit der zum Geschichte gewordenen Phänomen werden soll, wofür man bis heute nicht bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Der Spielraum für eine solche Hinhaltestrategie wird indes enger. Nicht nur das erwähnte Tokioter Tribunal, sondern auch die öffentlich wahrgenommene Berichterstattung der UNO über die gegenwärtigen Ereignisse in Ost-Timor und vor allem die Den Haager Urteilsfindung und der Urteilsspruch im „Foca-Prozess“¹⁰ im Februar 2001, nach der Vergewaltigungen als Kriegsverbrechen zu ahnden sind, deuten darauf hin, dass der an nahezu allen gegenwärtigen und vergangenen Kriegsschauplät-

9 Women’s International War Crimes Tribunal on Japan’s Military Sexual Slavery, Tokyo, Dec. 8-12, 2000.

10 Vor dem UN-Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag.

zen¹¹ auffindbaren sexuellen Gewalt gegen Frauen mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Zeuginnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und den Ländern, aus denen die Japaner die „comfort-women“ zwangsrekrutiert hatten, von engagierten Frauen unterstützt und ermutigt, beginnen zu reden. Sie wenden sich an eine männliche *und* weibliche Öffentlichkeit, der sie ihre Erfahrungen als *Kriegs*-erfahrung präsentieren. Das ist nicht selbstverständlich, denn „obwohl Frauen von Kriegen – zwar nicht in derselben – aber in gleicher Weise betroffen sind wie Männer, sind sie in unserer Kultur nicht autorisiert, über Krieg und Militär zu reden. Nach Kriegen wird – wie die Geschichtsschreibung zeigt – männliche, nicht aber weibliche Kriegserfahrung in das kulturelle Gedächtnis aufgenommen“.¹² Weibliche Erfahrungen werden in eine Grauzone des Privaten verbannt.

Die Berichte von Frauen verweisen darauf, dass die Anwendung sexueller Gewalt regelhafter Bestandteil von Kampfhandlungen war, sexuelle Demütigungen, Zwangsprostitution, Vergewaltigungen und Massenvergewaltigungen in die Planung der Kriegsführung eingingen, so unterschiedlich die Motive der einzelnen Soldaten, diese Form von Gewalt auszuüben, auch gewesen sein mögen. Während des Tokioter Tribunals fand auch ein „Public Hearing on Crimes against Women in recent Wars and Conflicts“¹³ statt, auf dem Frauen aus verschiedenen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas berichteten. Es gelang ihnen, das, was sie erlebt haben, sehr genau zu beschreiben, ungeachtet der Schwierigkeit, ein angemessenes Vokabular zur Schilderung der Vorgänge zu finden.¹⁴ Die Koreanerin Kim Young Suk, eine der ehemaligen „comfort women“, beschreibt, wie der japanische Offizier

11 Überblicke finden sich bei Dorothy Q. Thomas/Regan E. Ralph, Rape in War: Challenging the Tradition of Impunity, in: SAIS. A Journal of International Affairs, 14 (1994) 1, S. 81-99; Women's Caucus for Gender Justice (Hg.), Public Hearing on Crimes against Women in recent Wars and Conflicts. A Compilation of Testimonies, Tokio/New York 2000.

12 Ruth Seifert, Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte, in: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 48.

13 Public Hearing (Anm. 11).

14 So weist zum Beispiel Hyunah Yang vom südkoreanischen testimony-team des Tokioter Tribunals darauf hin, dass der Begriff Vergewaltigung den koreanischen Überlebenden zum Zeitpunkt ihrer Vergewaltigung selbst unbekannt war. Joan Ringelheim (Genocide and Gender. A split Memory, in: Ronit Lentin (Ed.), Gender and Catastrophe, London, 1997, S. 18-35) und Fionnuala Ni Aolain (Sex based violence and the Holocaust. A Regulation of Harms and rights in international Law, in: Yale Journal of Law and Feminism, 12 (2000), S. 43-84) kommen bei ihren Untersuchungen der Erinnerungsberichte von Holocaust-Überlebenden zu dem Ergebnis, dass eine weitaus differenziertere als bislang übliche Sprache gefunden werden muss, um sexuelle Gewalt gegen Frauen angemessen beschreiben zu können.

Nakamora sie behandelte: „„Du koreanisches Mädchen, du siehst hübsch aus, laß uns ein bißchen Spaß haben.‘ Aber ich war erst zwölf Jahre alt und hatte keine Vorstellung davon, was ‚Laß uns ein bißchen Spaß haben‘ meint. Nakamora holte seinen Penis raus, und er zog mich aus, und ich fürchtete mich so. Er nötigte mich, mich auf den Boden zu legen und verletzte mich mit seinem Bajonett, und ich blutete. Er zog mir die Hose aus und vergewaltigte mich, bis ich blutete.“¹⁵ Wir können aus diesem Bericht schließen, dass der Offizier Nakamora an beidem gleichermaßen „Spaß“ hatte, an der körperlichen und verbalen Grausamkeit wie an dem sexuellen Akt der Penetration. Soldaten benutzen häufig ihre Waffe, um Frauen während einer Vergewaltigung zu misshandeln. Joanna Bourke verweist auf die Rolle, die das Bajonett in der militärischen Ausbildung spielt: „More robust forms of military training had to be used to encourage men to hate. During the First World War, Second World War, and (even) the Vietnam War, the bayonet drill was, as we have seen, widely used to ‚awaken savage instincts.“¹⁶ Die Waffe wird zum Penis und der Penis zur Waffe: „This is my rifle, this is my gun, this is for fighting, this is for fun.“

Das System der „comfort stations“ wie der Militärbordelle anderswo war ein System der sexuellen Sklaverei, in dem die Frauen nicht nur sexuell ausgebeutet, sondern auch schwer misshandelt und nicht selten getötet wurden. Die Soldaten, die sich der Mädchen „bedienten“, standen Schlange vor der „comfort-station“,¹⁷ wussten mithin, dass sie sich an einer Art von Massenvergewaltigung beteiligten.

Eine algerische Zeugin berichtet aus dem Jahr 1995 von der fundamentalistischen Praxis der „mutaa marriage“, zu Deutsch der „Vergnügungsehe auf Zeit“: „Sie bedeckten mein Gesicht, und ich konnte nichts sehen. Sie forderten mich auch auf, sie nicht anzusehen. Sie schrien mich an: ‚Du solltest Dich schämen!‘ Sie vergewaltigten mich nacheinander und brüllten übles Zeug. Ich schrie, meine Kinder konnten mich hören, aber sie konnten nichts tun. Sie vergewaltigten mich. Mein Körper blutete von all den Schlägen. Aber das irritierte sie nicht. Sie fuhren fort, mich zu schlagen und zu verletzen, während sie mich vergewaltigten.“¹⁸ Hier gehen Vergewaltigung und Schläge mit Gesten demonstrativer Demütigung einher, wie sie auf ähnliche Weise von Zeuginnen aus unterschiedlichen Kriegsschauplätzen – das Bedecken des Gesichts oder Verbinden der Augen, die erzwungene Zeugen-

15 Tonbandmitschnitt der Aussage vor dem Tokioter Tribunal, Übersetzung aus dem Englischen G.Z. .

16 Joanna Bourke, *An intimate History of Killing. Face-to Face Killing in Twentieth-Century Warfare*, London, 1999, S. 153.

17 Abgebildet in: Yoshimi Yoshiaki, *Comfort Women. Sexual Slavery in the Japanese Military during World War II*, New York 1995, S. 130.

18 Public Hearing (Anm. 11).

schaft oder gar Beteiligung von Angehörigen, z.B. von Vätern, die gezwungen wurden, ihre Töchter zu vergewaltigen – immer wieder berichtet werden.

Eine Zeugin aus Burundi wurde 1999 zunächst Opfer von Rebellen und nachfolgend von Soldaten der staatlichen Armee, von denen sie Hilfe erwartet hatte: „Sie banden mich wie Jesus am Kreuz mit Armen und Beinen an vier Bäumen fest. Ich zitterte, ich weinte, betete zu Gott. Eine Person küßte jeden Teil meines Körpers und beachtete dabei weder mein Weinen noch den Versuch, meiner Wut laut Ausdruck zu verleihen. Er penetrierte mich schweigend mit einem Penis, so hart, daß ich dachte, er benütze ein Messer. Er ejakulierte auf meinen Körper, und ich mußte mich wieder übergeben. Die erste Person ließ von mir ab, und ich hoffte, in den nächsten Minuten tot zu sein. Dann machte der zweite das gleiche mit mir. Er hielt mir vor, daß meine ethnische Gruppe ihm und seiner Familie so viele schlimme Dinge angetan hätte und daß er bis zu seinem Tod jedem, den er anträfe, das gleiche antun werde. Schließlich ließen sie mich nach ein paar Tagen wissen, daß sie mich zu ‚meinen Brüdern‘, sie meinten die Soldaten der Regierung, bringen würden. Ich dachte bei ihnen Schutz zu finden, aber einer fragte, ob ich Sex haben wolle mit ihm, und wenn nicht, würden sie mich zu den Rebellen zurückbringen. Er fesselte mich, wie die anderen es getan hatten, und vergewaltigte mich ... die zweite Person erschien und die dritte ...“¹⁹ Die aufgezwungenen Gesten der Zärtlichkeit scheinen die Lust der Täter ebenso zu steigern wie die Rede von der Rache während der Misshandlung und die Gewissheit, das Opfer mit der Übergabe an die vermeintlichen Beschützer weiteren Misshandlungen auszusetzen.

Eine Zeugin aus Bangladesch schildert die Entdeckung, dass sie mit Lust gequält wurde, als Steigerung des Schreckens: „Auf einmal bemerkte ich, daß sie mich mit Lust ansahen. Ich habe diesen Ausdruck so oft gesehen. Ich begann mich zu wehren, sie schlugen mich. Offiziere der pakistanischen Armee, Bengalen und Nicht-Bengalen, die die Armee unterstützten, quälten mich während der gesamten Dauer des Kriegs. Zwei Massenvergewaltigungen habe ich erlebt.“ Sie betont: „Ich bin nicht nur ein Opfer von Vergewaltigung und Gewalt. Ich bin Zeugin der Gräueltaten, die die pakistanische Armee und ihre Kollaborateure während des Kriegs 1971 begingen“,²⁰ und benennt damit möglicherweise ein weiteres Motiv für ihre Misshandlung. In Bangladesch wurde, wie später auch aus Bosnien berichtet, gezielt vergewaltigt, um die Frauen zu schwängern – eine Kriegsstrategie, über die seit einigen Jahren auch in der internationalen Rechtsprechung diskutiert wird.²¹

19 Public Hearing (Anm. 11).

20 Ebd.

21 Vgl. u.a. Anne Tierney Goldstein, *Recognizing Forced Impregnation as a War Crime*

Wie an den Schauplätzen der Kriege im ehemaligen Jugoslawien deutlich wurde, werden ethnische Konflikte in exzessiver Weise über den Körper der Frau ausgetragen, er wird sexuell durch Versklavung ausgebeutet, gefoltert, gedemütigt und vernichtet. Aus *Ruanda* berichtet Alison des Forges: „Im Zuge des Völkermordes wurden Tausende von Frauen und Mädchen vergewaltigt, darunter eines, das gerade erst zwei Jahre alt war. Vergewaltigungen waren Teil des Vernichtungsfeldzuges gegen die Tutsi, wobei einige der Täter durch die Propaganda über Tutsi-Frauen im Vorfeld des Völkermordes zu ihrem Tun angestachelt worden waren. Die Frauen wurden als verschlagen und völlig den Interessen ihrer Väter und Brüder untergeordnet geschildert. Da man sie in der Regel für schön hielt, sagte man ihnen nach, sie verachteten die Männer der Hutu ... Viele der Angreifer beschimpften die Frauen während der Vergewaltigung wegen ihrer angeblichen Arroganz. Wenn die Vergewaltiger entschieden, Frauen am Leben zu lassen, dann nur, weil sie die Frauen als Preis ansahen, den sie für sich errungen hatten oder den sie an ihre Untergebenen weitergaben, weil diese sich bei der Ermordung von Tutsi hervorgetan hatten. Einige hielten sich diese Frauen wochen- oder monatelang als Sexsklavinnen ... Es kam ferner vor, dass die Angreifer Frauen während der Vergewaltigung oder vor ihrer Ermordung verstümmelten. Sie schnitten ihnen die Brüste ab, durchbohrten ihre Vagina mit Speeren, Pfeilen oder angespitzten Stöcken ... Auch Demütigungen der Frauen waren an der Tagesordnung. Eine Zeugin aus der Gemeinde Musambira wurde zusammen mit rund 200 weiteren Frauen nach einem Massaker mitgenommen. Sie alle wurden gezwungen, ihre Ehemänner zu begraben, und mussten dann ‚nackt wie eine Herde Vieh‘ etwa zehn Meilen nach Kabgayi laufen.“²²

„Wo Krieg stattfindet ...“

„Wo Krieg stattfindet, findet sich auch das gern verleugnete Stück Wirklichkeit ..., daß der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf.“ „Infolgedessen“, fährt Sigmund Freud fort, „ist ihm der Nächste ... auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, ... ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, ... ihn zu

under International Law, New York 1993. Zum Umgang mit den Kindern, die aus solchen Vergewaltigungen hervorgehen, vgl. Charli Carpenter, Surfacing Children: Limitations of Genocidal Rape Discourse, in: Human Rights Quarterly 22 (2000), S. 428-477.

22 Alison des Forges, Kein Zeuge darf überleben. Der Genozid in Ruanda, Hamburg 2002, S. 259.

demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, zu martern und zu töten.²³ Auch Männern,²⁴ und in diesem Fall in besonderer Weise tabuisiert, in der Regel jedoch Frauen geschieht eben dies in dieser Reihenfolge und Kombination, wenn sie zu Opfern sexueller Gewalt im Krieg werden. „Einzel-, Gruppen- und Massenvergewaltigungen gehören zum Krieg wie Töten, Folter und Massaker“²⁵ und finden in einem Atemzug statt.

Die Kriegsherren wussten, wie Kaiser Hirohito, Oberbefehlshaber der japanischen Armee im asiatisch-pazifischen Krieg,²⁶ und wissen um diese Konnotation männlicher Sexualität und Gewalt. Es bedarf nicht der Unterstellung, militärische Strategen würden am grünen Tisch konzipieren, wie sich diese „Versuchung“ militärisch einsetzen lasse. Gleichwohl lässt sich an vielen Kriegsschauplätzen beobachten, dass sie in das militärische Kalkül eingeht und strategisch eingesetzt wird. Was für Japan und Ex-Jugoslawien belegt ist, deutet sich für Nazideutschland, wenn auch noch nicht hinreichend erforscht, an.²⁷

Kevin Gerard Neill konstatiert: „Wie jedes Gewehr oder jede Granate dient Vergewaltigung einem bestimmten militärischen Zweck ... Die Frauen des bekämpften Volks oder der Nation zu vergewaltigen, wird Teil der Strategie, sie zu zerstören“,²⁸ wird ein Übergriff auf den Besitz und die Verfügungsgewalt des männlichen Gegners, der das soziale Gefüge nachhaltig irritiert, den Gegner dehumanisiert und ethnische Identitäten gegeneinander ausspielt.²⁹

23 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, Gesammelte Werke Bd 14., 4. Aufl., Frankfurt/Main 1968, S. 20f.

24 So nach jüngsten Berichten in Tschetschenien, vgl. Lipkan Basajewa, *Wer vergewaltigt wird, schweigt. Russische Soldaten missbrauchen in Tschetschenien auch Männer*, in: *die tageszeitung*, 6. Aug. 2001, S. 6.

25 Rolf Pohl, *Massenvergewaltigung. Zum Verhältnis von Krieg und männlicher Sexualität*, in: *Mittelweg* 36, 11 (2002), Heft 2, S. 53-75, hier S. 57.

26 Was die vor dem Tokioter Tribunal aufgetretenen Experten nachweisen konnten und was zum Schuldspruch des Tribunals führte.

27 Vgl. Birgit Beck, *Vergewaltigung von Frauen als Kriegsstrategie im Zweiten Weltkrieg?* In: Andreas Gestrich (Hg.), *Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts*, Münster 1996, S. 34-50; Insa Meinen, *Wehrmacht und Prostitution – Zur Reglementierung der Geschlechterbeziehungen durch die deutsche Militärverwaltung im besetzten Frankreich 1940–1944*, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts*, 14 (1999), S. 35-55; Franz Seidler, *Prostitution. Homosexualität. Selbstverstümmelung. Probleme der deutschen Sanitätsführung 1939–1945*, Neckargemünd 1977.

28 Kevin Gerard Neill, *Duty, Honor, Rape: Sexual Assault Against Women During War*; *Journal of International Women's Studies* 2 (2000), Nr. 1, S. 5; Übersetzung: G.Z.

29 Zu der Frage, wie sich diese Ziele jeweils zueinander verhalten, vgl. Rhonda Copelon, *Gendered War Crimes: Reconceptualizing Rape in Time of War*, in: Julie Peters/Andrea Wolper (Hg.), *Women's Rights, Human Rights. International Feminist Perspectives*,

Die gesellschaftliche Praxis, Vergewaltigung als offenes Geheimnis zu behandeln, als etwas, worüber man spricht, ohne zu sagen, über wen und was man spricht, wehrt nicht nur die Frage nach den Ursachen und Motiven von Vergewaltigungen ab, sie schafft auch eine Atmosphäre von Scham, die den bereits beschämten Frauen zusätzlich aufgebürdet wird, sie isoliert und daran hindert, sich öffentlich gegen das ihnen widerfahrene Unrecht zu wehren, den Status der Überlebenden statt den des Opfers einnehmen zu können. In einer bizarren Verdrehung werden aus ihnen Schuldige, verantwortlich für die verletzte Ehre der Familie oder der Gemeinschaft. Sie, die in den Kampfhandlungen körperlich „ausgegrenzt“ wurden, müssen nach den Kampfhandlungen befürchten, ein weiteres Mal – nun gesellschaftlich – ausgegrenzt zu werden.

In Tokio berichteten die Frauen, wie die Kriegsergebnisse ihr Leben zerstört haben. Maxima Dela Cruz von den Philippinen und Teng-Kao Pao Chu aus Taiwan: „Wir kehrten weinend nach Hause zurück. Wir konnten niemandem etwas erzählen oder man hätte uns getötet. Es war so beschämend, und so gruben wir ein tiefes Loch und vergruben es.“ „Ich habe mein Leben verloren. Ich wurde als dreckige Frau betrachtet. Ich hatte nichts, um mich über Wasser zu halten, und die Aussichten auf Jobs waren extrem gering. Ich habe furchtbar gelitten.“³⁰

„The last man to make love to her shot her in the head“

Auch Männer reden über ihre Kriegserfahrungen und beschreiben die Deformationen, die sie im Krieg an sich erfahren haben. Gelegentlich treffen Soldaten auf Kombattantinnen, eine Situation, die die eng mit dem Militärischen verknüpfte männliche Selbststilisierung zum tapferen, verletzungsmächtigen Helden empfindlich zu irritieren scheint. 50 Jahre später ist die Irritation dem ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht noch deutlich anzumerken, der als Besucher der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ in Wien berichtet:

„Was für uns entsetzlich war, das war eine Weiberkompanie, daß also schon Frauen, die da im Krieg waren. Das war für uns schlimm, ganz schlimm ..., ja schon, ich meine, daß das eine Frau hier, das ist so ganz gegen unsere Ordnung, gegen unseren soldatischen Begriff eigentlich gewesen. Wir haben das mal erlebt, ja, also da ist am Straßenrand irgendeine Russin gelegen, mit einer Uniform, die Hosen hat man ihr ausgezogen, Schenkel auseinander auf die Straße hingelegt. Das ist also ein

New York/London 1995, S. 63-79.

30 Tonbandmitschnitt (Anm. 15).

Ausdruck gewesen, der bestimmt unter den wilden Landsern und irgendwie, wir waren ja Männer unter uns, der also hier irgendwie in einen Haß, einen Zorn, ein Unverständnis überschlagen konnte, ohne weiteres, das muß man verstehen. ... Ja, die ist erschossen worden. ... Nun ja, ein Frauenbataillon war da eingesetzt, ein Weiberbataillon, das also war für uns zur damaligen Zeit also was ganz neues. Okay, wir haben Blitzmädel gehabt, wir haben Krankenschwestern gehabt noch und noch ... aber die haben ja keine Waffen gehabt, die haben nicht in den Kampf eingegriffen. Das war uns echt fremd. Um so mehr war also irgendwie unser Entsetzen, daß da uns gegenüber ein ganzes Bataillon Weiber da hier war, na gut. Wenn man dann acht Tage später oder drei Tage später über das Schlachtfeld gefahren ist, Leiber wie dicke Plunzen, von der Hitze, vom Faulvorgang bereits aufgebläht wie nur etwas, na, scheußlicher Anblick, entsetzlich. Und wenn man *das* erlebt hat, dann ist *das* eigentlich etwas, was einen gar nicht erschüttert.³¹

Auch hier wird in merkwürdiger Verkehrung das Opfer zur Täterin, die – und der Berichtende appelliert an das Verständnis des Zuhörers – die Tat provoziert hat, eine Tat, die die in der Ausstellung dokumentierten, von Soldaten begangenen Verbrechen relativieren soll.

In seinem Buch „Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust“³² beschreibt der amerikanische Psychiater Jonathan Shay die „populäre militärische Kultur, die die Entmenschlichung des Feindes zu einer Notwendigkeit erklärt“³³ und aus Soldaten potentielle „Berserker“ macht: „Es war mir völlig egal, ob ich lebte oder starb. Ich wollte Blut sehen. Ich wollte Rache, alles andere war mir egal. Ich konnte mir nicht vorstellen, je nach Hause zu kommen. Da gab's keine Hoffnung ... Nichts.“³⁴ Für Shay sind seine Patienten, durchaus nachvollziehbar, schwer traumatisierte Opfer dieser Art von Kriegsführung. Seltsam ausgeblendet bleibt, dass die Soldaten exzessiv gewalttätig gegen *Frauen* waren, und was dieser Umstand in ihrer Psyche bewirkte. In einer Passage, die er mit „Die besonderen Leiden von Frauen nach der Niederlage“ überschreibt, zitiert er eingangs Adrienne Rich: „Vergewaltigung stellt einen Bestandteil des Kriegs dar; aber genauer müsste man es wohl so ausdrücken, dass die Fähigkeit zur Entmenschlichung eines anderen, die die männliche Sexualität so sehr durchdringt, hier vom Gebiet der Sexualität auf das des Kriegs übertragen wird. Das beliebte Lied aus der militärischen Grundausbildung: „This is my rifle, this is my gun; This is

31 Aus: „Jenseits des Krieges“. Ein Film von Ruth Beckermann, Wien 1996. Hervorhebung durch die Autorin.

32 Jonathan Shay, Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust, Hamburg 1998.

33 Ebd., S. 274.

34 Ebd., S. 93.

for killing, this is for fun“ ist kein Produkt einer seltsamen Gehirnwäsche, die die wuchernde Phantasie irgendeines Kasernenhofschleifers hervorgebracht hat; es bedeutet vielmehr eine Anerkennung der Tatsache, dass das Anschlagen der Saite der Sexualität in der ... (männlichen) Psyche gleichzeitig mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Saite der Gewalttätigkeit anschlägt und umgekehrt.³⁵ Shay überliest die Brisanz des radikalen Statements, indem er als Folge beschreibt, was Rich als Voraussetzung deutet und – worauf er im ganzen Buch nicht eingeht –, was die überwiegend sehr jungen und oft sexuell unerfahrenen GI's zu exzessiven sexuellen Gewalttaten veranlassen könnten:

„Gleicherweise fügt der Soldat sich selber lebenslange Schäden zu, wenn er Vergewaltigung oder mit Notzucht verbundenen Mord zum Teil seiner Kriegsführung macht ... Die überwältigende Mehrzahl der Frontveteranen, die ich kennengelernt habe, ist sich in schmerzhafter Weise bewußt, daß es ihrem Sexualleben an Intimität, Zärtlichkeit, spielerischen Zügen und leichtem Umgehen miteinander fehlt.“

Shay geht nicht darauf ein, dass die Soldaten in Vietnam aktiv eine Form von Sexualität gelebt haben, die schwer mit Gefühlen von Intimität und Zärtlichkeit vereinbar ist und nicht ohne Auswirkung auf deren Sexualleben nach dem Krieg bleiben kann, sondern beschreibt letztere als Auslöser für einen flashback von ihnen selbst widerfahrenen Schrecken:

„Für viele von ihnen ist Sex soviel wie ein Auslöser sich aufdrängender Erinnerungen und Gefühle an und über Vietnam, wie das Geräusch von Explosionen und der Geruch eines Leichnams. Sex und Wut sind so miteinander verflochten, daß diese Menschen sich einen zärtlichen, zwanglosen Sex ohne Wut oft nicht vorstellen können.“³⁶

Wodurch Sex und Wut so eng miteinander verflochten sind, wird nicht ersichtlich. Und so geraten ihm die Opfer sexueller Gewalt zu potentiellen Bündnispartnerinnen derjenigen, die diese Gewalt ausgeübt haben: In der mit „Falsche Konkurrenz der Opfer“ überschriebenen Passage appelliert er an erstere:

„Man möchte annehmen, daß schwere psychische Schäden unter den verschiedenen Gruppen von Traumatisierten, die Völkermord, politische Folter, Grausamkeiten in der Familie, Inzest, Krieg, mißbräuchliche religiöse Kulte und Zwangsprostitution überlebt haben, zu gegenseitigem

35 Adrienne Rich, *Caryatid: Two Columns*, in: *On Lies, Secrets and Silence: Selected Prose 1966–1978*, New York 1979, S. 114, zit. nach Shay (Anm. 32), S. 188.

36 Shay, (Anm. 32), S. 190.

Mitleid und Respekt der Betroffenen führen müssen. Unglücklicherweise ist dies jedoch nicht der Fall.³⁷

Was in Shays Arbeit ausgeblendet bleibt, benennen die Interviews mit Vietnam-Veteranen in Mark Bakers „*Nam. The Vietnam War in the Words of the Men and Women who fought there*“³⁸ in einer Deutlichkeit, die darauf schließen lässt, wie entlastend es für die Soldaten gewesen sein muss, über ihre diesbezüglichen Erfahrungen sprechen zu können. Ein ähnliches Motiv mag die ehemaligen japanischen Soldaten dazu veranlasst haben, vor dem Tokioter Tribunal auszusagen. Wenngleich einer gemischtgeschlechtlichen Öffentlichkeit³⁹ vorgetragen, richten sich die Aussagen, so scheint mir, an männliche, nicht an weibliche Rezipienten. Yoshio Suzuki:

„Als Vorgesetzter einer Artillerieeinheit war ich 1944 selbst es, der den Soldaten nach einem Einsatz gestattete, zu tun, ‚was immer sie wollten‘. In einer Gruppe älterer Frauen stieß ich auf eine etwa Dreißigjährige. Ich schickte die anderen weg – sie versuchte, mir in die Toilette zu entkommen. Sie so zu sehen, steigerte meine sexuelle Erregung. Ich zog sie aus, sie war nackt, und ich vergewaltigte sie brutal, schlug sie mit meinem Gewehr. Sie konnte sich nicht wehren, sie zitterte, ihr Gesicht war weiß, und sie war sprachlos, sie gehorchte mir widerspruchslos.“⁴⁰

Er schildert eine erlebte und ausgelebte Konnotation von Gewaltanwendung mit sexuellem Lustgewinn, die, im zivilen Leben offiziell sanktioniert, im Krieg partiell erlaubt war. Sie scheint bei ihm auch heute noch Schamgefühle auszulösen, eine Scham nicht vor den Opfern, sondern vor sich selbst. Möglicherweise wurden die Opfer nach ihrer Vergewaltigung auch deshalb so häufig umgebracht, weil ihre Peiniger sich ihnen in dieser Weise preisgegeben hatten.

Ein Vietnam-Veteran beschreibt, wie „Hass und Frustration“ sich an einem vietnamesischen Mädchen in Anwesenheit ihres Vaters entladen:

„She was crying. I think she was a virgin. We pulled her pants down and put a gun to her head ... I was taking her body by force. Guys were standing over her with rifles, while I was screwing her ... Baby-san, she was crying. So a guy just put a rifle to her head and pulled the trigger just to put her out of the picture ... That’s what the hatred, the frustration was. After we raped her, we took her cherry from her, after we shot her in the

37 Ebd., S. 278.

38 Mark Baker, *Nam. The Vietnam War in the Words of the Men and Women who fought there*, New York 1981.

39 Die zitierten japanischen Soldaten haben vor dem Tokioter Tribunal ausgesagt, die Vietnam-Veteranen der Publizierung ihrer Berichte zugestimmt.

40 Tonbandmitschnitt (Anm. 15)

head, you understand what I'm saying, we literally started stomping her body."⁴¹

Während dieser Schilderung einer Eskalation von Gewalt das Erschrecken des Erzählers über sich selbst deutlich anzumerken ist, ist das lapidare „Nature is nature“ möglicherweise als Abwehrversuch gegen ein solches Erschrecken zu werten: „You take a group of men and put them in a place where there are no round-eyed women. They are in an all-male environment. Let's face it. Nature is nature. There are women available. Those women are of another culture, another color, another society. You don't want a prostitute. You've got an M-16. What do you need to pay for a lady for? You go down to the village and you take what you want.“⁴²

Der serbische Vergewaltiger, der nur noch weiß, dass er „der zwanzigste war, ihr Haar verklebt war, daß sie ekelerregend und voller Sperma war, und daß (er) sie am Ende getötet (hat). Mit fünf Kugeln in den Bauch“⁴³ lässt eine „Verbindung von männlicher Sexualität und antifemininem Haß“⁴⁴ erkennen, die sich im Racheakt an einem entpersönlichten Objekt entlädt.

Ein zweiter Zeuge vor dem Tokioter Tribunal, der ehemalige japanische Soldat Yasugi Kaneko präsentiert eine für die ermordete Frau schreckliche Logik, der er sich unterwarf:

Wir hatten noch die Parole im Kopf: ‚Habt mehr Babys, zukünftige Soldaten und Mütter‘, und als ich ins Schlachtfeld ging, ordneten die Befehlshaber an: ‚Tötet die Frauen, tötet die Kinder! Denn als Erwachsene werden sie unsere Widersacher sein!‘ Ich sollte Kinder töten und konnte selbst dabei jeden Augenblick umkommen, also vergewaltigte ich Frauen. Wenn du Frauen schon umbringen solltest, konntest du sie auch vergewaltigen, nicht wahr.⁴⁵

Der Vietnam-Veteran Sergeant Mac Custer „made love *and* war“: „They were supposed to go after what they called a Viet Cong whore. They went into the village and instead of capturing her, they raped her – every man raped her. As a matter of fact one man said to me later that it was the first time he had ever made love to a woman with his boots on ... But at any rate, they raped the girl, and then, the last man to make love to her shot her in the head.“⁴⁶

41 Baker, (Anm. 38), S. 211.

42 Ebd., S. 206.

43 Lepa Mladjenovic, Universal Soldier, in: Scheherazade, Newsletter No. 4, Januar 1993.

44 Pohl (Anm. 25), S. 7.

45 Tonbandmitschnitt (Anm. 15).

46 Sergeant Michael Mc Custer, in: ‚Vietnam Veterans Against the War‘, The Winter Soldier Investigation. An Inquiry into American War Crimes, Boston 1972, S. 29, vgl. Ka-

„He isn't combat-effective“

Militärisches Kalkül, das Gewaltpotential der Soldaten in beschriebener Weise zur Bekämpfung des Gegners frei- und einzusetzen, und die Motive der Soldaten, sexuell gewalttätig zu werden, gehen nicht umstandslos ineinander auf. Sie können, wie im folgenden, von Joanna Bourke⁴⁷ zitierten Fall, auf groteske Weise gegenläufig sein: Während des Massakers von My Lai am 16. März 1968, bei dem Frauen vergewaltigt und auf grausamste Weise abgeschlachtet werden, gerät Leutnant William L. Calley, wie er sich später in seinen autobiographischen Aufzeichnungen „Body Counts“ erinnert, außer sich, als er auf den Soldaten Dennis Conti stößt, der eine junge vietnamesische Mutter zum oralen Sex nötigt. Er befiehlt ihm, seine „verdammten Unterhosen“ anzuziehen und überlegt, was ihn an dieser Szene so aufgebracht hat: „Rape: In Vietnam it's a very common thing ... I guess lots of girls would rather be raped than killed anytime. So why was I being saintly about it? Because: if a GI is getting a blow job, he isn't doing his job. He isn't destroying communism ... Our mission in My Lai wasn't perverted, though. It was simply ‚Go and destroy it‘. ... No difference now: if a GI is getting gain, he isn't doing what we are paying him for. He isn't combat-effective.“⁴⁸

Dennis Conti, der meinte, sein Recht auf seine Kriegsbeute wahrnehmen und sich sexuell vergnügen zu dürfen, hatte sich geeirrt: Erwartet wurde von ihm, seine Fähigkeit zur sexuellen Gewaltausübung „combat-effective“ einzusetzen.

„Ähnlich wie Familien...“

Soldaten müssen, idealerweise bereits in der Ausbildung – im Fall Vietnams reichte häufig die Zeit dazu nicht aus⁴⁹ – oder aber auf dem Kriegsschauplatz selbst zum Töten trainiert und konditioniert werden. Sie haben möglicherweise Voraussetzungen dazu in ihrer männlichen Sozialisation erworben,⁵⁰ aber nicht jeder 18-jährige GI kam als Rambo oder als John Wayne zur Ar-

ren Stuhldreher, State Rape: Representations of Rape in VietNam, in: The Viet Nam Generation Big Book, 5 (1994), 1/4. (http://lists.village.Virginia.edu/sixties/HTML_docs/Texts/Scholarly/Stuhldreher_Rape.html; vgl. auch Bourke(Anm. 16), S. 191.

47 Bourke(Anm. 16), S. 172-175.

48 Ebd., S. 173.

49 Was dazu führte, dass die, wie bei Mark Baker geschildert, frisch eingetroffenen GI's völlig unvermittelt dazu gezwungen wurden, sinnlose Grausamkeiten zu begehen – wie etwa die Misshandlung eines bereits toten Vietcongs.

50 Vgl. Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/Main 1996.

my, um zwei der einflussreichsten, wenn auch sehr unterschiedlichen Bezugsgrößen zu nennen, auf die sich beispielsweise die von Mark Baker interviewten Vietnam-Veteranen beziehen. Der amerikanische Professor für System-Management, Frank J. Barrett, hat anhand von Interviews „die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit“ am Beispiel der US-Marine untersucht,⁵¹ eine Konstruktion, die dazu dienen soll, Soldaten zum Töten zu konditionieren. Dass sich die Vorstellung, gegenüber anderen hegemonial zu sein, über rassistische Ideologien herstellen lässt, wird beachtet und ist als Muster vertraut. Ein Hasstraining,⁵² in dem der Gegner zum minderwertigen, bedrohlichen, verachtenswerten Anderen degradiert wird, soll die Tötungshemmung beseitigen.⁵³ Weniger Beachtung fand bisher, wie die militärische Ausbildung darüber hinaus mit Genderkonstruktionen arbeitet. Wie Barrett beschreibt, heißt Soldat sein, ein Mann zu sein, und ein Mann zu sein, heißt nicht nur hart, diszipliniert und leistungsfähig, sondern vor allem nicht weiblich zu sein. Das Weibliche wird zur Kulmination des Anderen, Minderwertigen, Verachtenswerten. Der soldatische Jargon ebenso wie der Jargon militärischer Ausbilder ist durchdrungen von Sexismen. Es ist naheliegend, dass sich auf diese Weise ein realer Hass auf Frauen aufbauen kann, der jederzeit und erst Recht in Kampfsituationen abrufbar ist. Barrett macht aber auch darauf aufmerksam, dass letztlich „jedes Gendersystem an einem inneren Widerspruch zwischen Ideologie und Praxis krankt ... Wenn beispielsweise das hegemoniale Ideal von Männlichkeit mit einer ausgeprägten Heterosexualität, Unabhängigkeit und Härte assoziiert wird – wie wird männliche Identität dann in einer Organisation hergestellt, die für diese Eigenschaften keine Verwendung hat und es unmöglich macht, sie auszuleben.“⁵⁴ Und Barrett beschreibt, wie die interviewten Männer mit dem Konflikt umgehen, wie sie die Widersprüche zwischen den Anforderungen des militärischen Alltagslebens – Bereitschaft zur Unterordnung, Ertragen von Abhängigkeit und Gruppenzwang – und der als eingeschränkt erlebten Möglichkeit, den hegemonialen Männlichkeitsentwurf ausleben zu können, ertragen. Sie konkurrieren einzeln darum, die Durchhaltefähigsten, in Gruppen, z.B. Flieger (in der Hierarchie am höchsten angesiedelt) versus Marines versus Versorgungsoffiziere (auf der untersten Ebene der Hierarchie) darum, die Kampf-

51 Frank J. Barrett, Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine, in: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 71-93.

52 Vgl. Bourke (Anm. 16), S. 139ff., Kap. 5: Love and Hate.

53 Was es bedeutet, dass dieser andere, besser gesagt: dieses andere, Minderwertige, Bedrohliche, gegen das es sich abzusetzen gilt, in der Praxis überwiegend weiblich ist und auch der männliche Gegner dabei als weiblich klassifiziert wird, interpretiert Pohl (Anm. 25), S. 53-75.

54 Barrett (Anm. 51), S. 75.

und Leistungsfähigsten zu sein, und bestätigen und bestärken sich auf diese Weise einerseits in ihrer Männlichkeit im Männerbund Militär.

Jonathan Shay geht einen Schritt weiter und verweist darauf, dass das Gendersystem auf die Armee übertragen und in ihr Genderrollen neu verteilt werden: „Ähnlich wie Familien sind auch Armeen Institutionen, die eine Welt schaffen. Beide rufen erfolgreich den Respekt, die Treue, die Liebe, die Bestätigung, die Dankbarkeit und den Gehorsam ihrer neuen Mitglieder hervor.“⁵⁵ Er beschreibt die Regularien, mit denen in der Familie Armee Abgrenzungs-, Einschließungs- und Unterordnungsprozesse organisiert werden, „ob das neue Mitglied sie nun als wohlütig oder abträglich erfährt“.⁵⁶ Die Abwesenheit der Frau wird kompensiert durch die innige Beziehung zum Kameraden: „Der Schrecken und die Entbehrung im Kampfeinsatz verbinden die Menschen in einer fürsorglichen Leidenschaft, die das Wort *Bruder* nur teilweise abdeckt. Im Kampf werden Männer füreinander zu Müttern.“⁵⁷ Dass diese Neuverteilung von Genderrollen nicht gar so harmonisch und bruchlos vor sich gehen dürfte, wie Shay sie schildert, liegt nahe und äußert sich in den oben erwähnten Sexismen, die, im militärischen Drill eingesetzt, sich nicht gegen Frauen, sondern gegen reale oder als solche unterstellte negativ besetzte weibliche Anteile der Soldaten richten. Die Demütigungen und Gewaltübergriffe, denen Soldaten dabei ausgesetzt sind, sind der Nährboden, auf dem die Gewaltbereitschaft gegen Frauen gedeiht.

Die Abwesenheit der Frau als Sexualpartnerin, auf die Shay nicht eingeht, wird über ihre Abwertung kompensiert und Sexualität auf Potenz reduziert.

„Standard Operation Procedure“

In den Erzählungen von Soldaten taucht immer wieder die Frage auf, wie der Einsatz der Waffe selbst und das Kampferlebnis zum Mittel werden, sich der eigenen Potenz zu versichern. Bei Mark Baker ist zu lesen: „A gun is a power. To some people carrying a gun constantly was like having a permanent hard on. It was a pure sexual trip every time you got to pull the trigger.“⁵⁸ Joanna Bourke resumierte Äußerungen eines Marines: „The experience seemed to resemble spiritual enlightenment or sexual eroticism: indeed,

55 Shay (Anm. 32), S. 209.

56 Ebd.

57 Ebd., S. 90.

58 Baker, (Anm. 38), S. 206.

slaughter could be likened to an orgasmic, charismatic experience. However you looked at it, war was a ‚turn on‘.⁵⁹

Zu untersuchen wäre, ob solche orgiastischen Erlebnisse dazu dienen, die reale Abwesenheit des weiblichen Sexualpartners und damit die Möglichkeit, sich seiner Potenz als vitaler Lebensentäußerung zu versichern, zu kompensieren. Denkbar wäre auch, dass sie dazu beitragen, den Widerspruch auszugleichen, der sich aus der Anforderung, sich als hegemonial männlich und gleichzeitig als familiär weiblich bewähren zu müssen, ergibt. Der Rückversicherung der Potenz über den Kampf und den Besitz einer Waffe steht die tödliche Gefahr in der Kampfsituation entgegen. Was auf dem Kasernenhof noch relativ reibungslos funktionieren mag, wird im Kriegseinsatz zur fragilen Angelegenheit. Hier wird die Konfrontation mit der als unmännlich stigmatisierten Angst unausweichlich, die Abhängigkeit von einem verantwortungsbewussten und fähigen Vorgesetzten und einem guten buddy existenziell. „Die lebensgefährliche Abhängigkeit des modernen Soldaten von der Institution Militär bei allem, was er zum Überleben benötigt, ist so groß wie die eines Kleinkinds von den Eltern“,⁶⁰ schreibt Jonathan Shay; eine Abhängigkeit also, die mit Ohnmachtsgefühlen einhergeht, die ebenfalls dem hegemonialen männlichen Selbstbild widersprechen. Die Konfrontation mit in negativer, abgrenzender Absicht als weiblich oder kindlich stigmatisierten Gefühlen wird als Versagen erlebt und kann in Hass auf die gerade in dieser Situation so sehr vermissten Frauen, als Mütter und als Geliebte, umschlagen. Wenn dem so ist, macht folgende zunächst bizarr klingende Aussage eines Vietnam-Veteranen Sinn: „Die US-Armee (in Vietnam) war wie eine Mutter, die ihre Kinder verriet, damit deren Vater sie vergewaltigen konnte, um so ihre eigenen Interessen zu schützen.“⁶¹

Wenn Angst und Abhängigkeit in Wut umschlagen und aus Wut Hass wird, der sich wiederum in Aggressionen entlädt, ist dem Entwurf einer hegemonialen männlichen Identität zumindest partiell Rechnung getragen. Dieser Prozess der Transformation ist individuell schwer zu leisten. Er bedarf einer Gruppe oder einer Bezugsperson (des buddies), in der sich die Individuen spiegeln, rückversichern und gegenseitig bestärken können. Einer lebensbedrohlichen Situation ausgeliefert, extrem abhängig voneinander, begehen Soldaten Gruppenvergewaltigungen, versichern sich in der Gruppe ihrer Potenz und ihrer Fähigkeit, sich der weiblich konnotierten Angst zu bemächtigen. Der Double Veteran, der Veteran, der nicht nur Frauen vergewaltigt, sondern auch getötet hat, hat sich bewährt: Er hat die Angst in dieser Art von „SOP“ – Standard Operation Procedure – bezwungen. Aus seiner

59 Bourke, (Anm. 16), S. 15.

60 Shay, (Anm. 32), S. 35.

61 Ebd.

Sicht entsprang der Gewaltakt einer Notsituation, in der er sich befand, eine Sicht, die der Logik im Zivilleben folgt, nach der die Frauen es sind, die eine Vergewaltigung provozieren, wenn sie die Männlichkeit des Täters in Frage stellen.

Triumph der Potenz über den Tod

Vielleicht ist hierin begründet, warum sich die Aussagen der Männer nicht an Frauen zu richten scheinen: Frauen sind in dieser Art von Überlebensstrategie als Subjekte ausgeblendet, sind, wie eingangs zitiert, Körper.

Der japanische Historiker Yoshimi Yoshiaki beschreibt die Situation der Soldaten, die sich so auch auf anderen Kriegsschauplätzen, beispielsweise Vietnam, wiederfinden lässt und der auch dort auf ähnliche Weise Rechnung getragen werden sollte.

„Im japanischen Militär wurden die Soldaten sehr schlecht behandelt und ihre Rechte als Menschen total ignoriert. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr verzweifelten sie an der Situation, nicht zu wissen, wann dieser Krieg enden würde, der sie von Japan nach China geführt hatte und in dem sie keinen Sinn sahen. Sie wußten nicht, wofür sie kämpften. Ihre negativen Gefühle nahmen ständig zu, und die Befehlshaber befürchteten, daß sich diese Haltung auch unter den Offizieren ausbreiten könnte. Die militärische Administration wollte mit der Einrichtung von comfort-stations Abhilfe schaffen.“⁶²

Die Logik der Militärs kalkuliert ein, dass die an sich selbst erfahrene Gewalt und Frustration sich in exzessiver, nicht nur sexueller Gewalt gegen Zivilisten entladen könnte. Die Abhilfe, die die comfort-stations in Japan, die Militärbordelle in Vietnam und an den Kriegsschauplätzen der deutschen Wehrmacht schaffen sollten, bestand nicht darin, potentielle Gewaltentladungen zu unterbinden, sondern zu kanalisieren und zu kontrollieren. Den Soldaten wird sexuelle Machtausübung zugestanden, weil sie dazu beiträgt, die Kampfmoral, die Bereitschaft, Todesangst ertragen und töten zu können, aufrechtzuerhalten.

Die Abhilfe besteht, unabhängig davon, ob der einzelne Soldat sie als solche empfindet, nicht darin, der Frustration ein sexuelles Vergnügen entgegenzusetzen, sondern im Triumph der Potenz über den Tod. Dieser Triumph bestimmt die folgende Szene. Die Männer der vorher erwähnten Marine schänden die Leiche eines Vietcong: „They had propped the corpse against

62 Tonbandmitschnitt (Anm. 15).

some C-rations, placed sunglasses across his eyes and a cigarette in his mouth, and balanced a ‚large and perfectly formed‘ piece of shit on his head.“

Und der Marine fährt fort: „I kept my officer’s face on, but inside I was ... laughing. I laughed – I believe now – in part because of some subconscious appreciation of this obscene linkage of sex and excrement and death; and in part because of the exultant realization that he – whoever he had been – was dead and I – special, unique, me – was alive.“⁶³

Da die Bereitschaft zu töten und getötet zu werden, aus Männern potentielle Helden macht, kann das, was sie dazu befähigt, die Rückversicherung ihrer vitalen Potenz, nicht umstandslos negativ sanktioniert werden. Sanktioniert wird, was den militärischen Zielen konträr läuft, und gilt *dann* als Verbrechen gegen die Ehre. Das Reden über die sexuelle Gewalt, im Alltag und im theoretischen Diskurs, ist selbst ein kultureller und politischer Prozess, der auf die Sache zurückwirkt. Es wird eingewendet, dass man nicht über Details sexueller Gewalt reden könne, ohne zu riskieren, eine pornographische Rezeption zu provozieren. Der Einwand verweist auf die Notwendigkeit, eben diese Rezeption selbst zu thematisieren und zu skandalisieren und mit der öffentlichen Rede auch über die Details gegenläufige Mythenbildungen und Tabuisierungen wirkungslos werden zu lassen.

Ein Prozess vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal zum ehemaligen Jugoslawien in Den Haag war in mehrfacher Hinsicht ein Durchbruch. Er war der erste, der sich ausschließlich mit Vergewaltigungen und sexueller Gewalt im Krieg befasste. Verhandelt wurden schwerste Misshandlungen muslimischer Frauen in der bosnischen Stadt Foca. Am 22. Februar dieses Jahres verkündete die Vorsitzende Richterin Florence Mumba das Urteil: Die drei Hauptangeklagten erhielten 28, 20 und 12 Jahre Haft.

„Ich wünschte, ich hätte die Ratlosigkeit in den Gesichtern der Männer sehen können, eine Ratlosigkeit, die aus dem Widerspruch erwuchs zwischen dem, was sie glaubten, getan zu haben – und dem, was vom Gericht als Verbrechen gegen die Menschlichkeit eingestuft wurde“, kommentierte die Prozessbeobachterin. Sie verweist darauf, dass mit diesem Urteil eine stillschweigende gesellschaftliche Übereinkunft ins Wanken gerät, nach der sexuelle Gewalt in Kriegen nicht als Kriegsverbrechen, sondern als marginale Begleiterscheinung einer durch den Krieg verursachten moralischen Verro-

63 William Broyles, zit. nach Bourke (Anm. 16), S. 15.

hung zu betrachten sei. Der Mut der Zeuginnen, dieses Schweigen zu brechen und sich im Zeugenstand nochmals den erlebten Schrecken auszuliefern, machte die Kehrtwende möglich.

II. Reden und Schweigen vom Töten

„Mordesmorde“. Tötungsimaginationen in der Kriegsliteratur des 20. Jahrhunderts

DIRK NIEFANGER

Das Töten im Krieg kann nicht zu den bevorzugten Gegenständen der neueren deutschen Dichtung gezählt werden, auch wenn es bis heute da und dort als Handlungselement in den unterschiedlichsten Gattungen auftaucht. Martialische Kampfgesten hingegen gehören durchaus zum Repertoire der jüngsten deutschen Literatur. So veröffentlichte der Popautor Christian Kracht vor kurzem ein Foto, das ihn im pakistanischen Grenzort Peshawar nahe Afghanistans mit einer Kalaschnikow zeigt. Die Abbildung zierte den Schutzumschlag des Sammelbandes *Mesopotamia. Ernste Geschichten am Ende des Jahrtausends* (1999).¹ Peshawar hat Kracht 1996 im Auftrag der Tageszeitung *Die Welt* besucht.² Wenn man seiner Reportage glaubt, so hat der Autor diese und andere Waffen tatsächlich ausprobieren können. Auf einem Waffenmarkt testet er zuerst eine von den Mudjahedin erbeutete russische Panzerfaust.³ „Suche jetzt ein Ziel mit deinem Herzen. Dann wirst du sehen: Es ist ein sehr süßes Feuer“,⁴ raunt ihm ein Taliban-Kämpfer zu, der ihm bei der Verabschiedung mit appellativer Absicht einen Koran zusteckt.

-
- 1 Vgl. Joachim Bessing, Foto des Autors Christian Kracht, in: Christian Kracht, *Mesopotamia. Ernste Geschichten am Ende des Jahrtausends*, hrsg. v. Christian Kracht, Stuttgart 1999, Abbildung auf dem Schutzumschlag.
 - 2 Das Motiv scheint Kracht zu faszinieren; so heißt es schon in seinem Roman *Faserland*: „Er trägt so ein Tuch um den Kopf geschlungen [...]. Neben ihm steht ein Mudjahedin, der seine Kalaschnikow hochhält, und Alexander hat den Arm um ihn gelegt.“ Christian Kracht, *Faserland. Roman*, Köln 1997, S. 64.
 - 3 So wird es in einem im Jahre 2000 veröffentlichten Reisebuch erzählt: vgl. Christian Kracht, *Der Islam ist eine grüne Wiese, auf der man sich ausruhen kann. Peshawar*, 1996, in: *Der gelbe Bleistift*, Köln 2000, S. 65-75.
 - 4 Ebd., S. 72f.

„Du hast dich in die Kalaschnikow verliebt [...]. Wir alle hier lieben die Kalaschnikow, sie ist die Waffe der Männer hier oben, sie ist unsere Freundin, unsere Geliebte. Sie ist Schwert und Schild des Islam.“⁵

Solche Provokationen der bürgerlichen Öffentlichkeit sind durchaus üblich in der jüngsten Popliteratur; sie beziehen sich aber in der Regel nicht auf den Krieg. Unvorstellbar grausame Tötungsrituale finden sich etwa in *American Psycho* von Bret Easton Ellis, und auch in *Extension du domaine de la lutte* von Michel Houellebecq, um einen wichtigen französischen Beitrag zur Popkultur zu nennen, sind Tötungsimaginationen eingearbeitet.⁶ Der gezielte Mord ist ganz offenbar bis heute ein literarisches Thema geblieben, und er wird keineswegs ohne Faszination dargestellt. Während der Mord durchaus zu den bevorzugten Gegenständen der Dichtung gehört, wird das Töten im Krieg heute eher selten als literarisches Sujet bzw. Motiv verwendet.

Hier aber soll speziell eine kleine Literaturgeschichte der Tötungsimaginationen vorgestellt werden, die als Handlungsraum den modernen Krieg wählen. Gegenstand dieser kleinen Skizze ist also das *Töten im Krieg*, wie es in der Literatur des 20. Jahrhunderts präsentiert wird. Die Studie wird historisch vorgehen, obwohl für manche Fragestellungen und für umfassendere Forschungen eine systematisch orientierte Untersuchung möglicherweise weiterführen würde.

Die Zielrichtung sei wenigstens kurz angedeutet: Die Tötungsdarstellungen können generell – speziell aber jene der Literatur des 20. Jahrhunderts – einem einfachen Frageraster unterworfen werden, damit man in einem zweiten Schritt so etwas wie typologische Unterscheidungen oder Tendenzen der Darstellungsweise herauslesen kann. Zuerst muss der kulturhistorische Kontext geklärt und nach Veröffentlichungsort, implizitem Publikum und Verfasser gefragt werden. Dann wären die jeweiligen Darstellungsmodi zu analysieren. Das Material könnte nach Präsentationsformen des Tötens (über Tropen, rhetorische Figuren usw.) und Darstellungsstrukturen (Semgruppen, Isotopien usw.) sortiert und auf jeweils eingeführte Muster bezogen werden. Nach intertextuellen und intermedialen Verfahren, nach Traditionen und Strömungen, auf die das Werk beziehbar ist, sollte man ebenfalls fragen. Und schließlich wären auch noch narratologische Gesichtspunkte zu klären: etwa die Perspektive der Tötung oder der Status des Erzählers (teilnehmender Beobachter, Täter, Opfer usw.). Seine Motive und Wertungen könnten systematisch zugeordnet und auf den narratologischen Prozess bezogen werden. Das Raster wirkt etwas grob und müsste bei einer systematischen und

5 Ebd., S. 74.

6 Vgl. Bret Easton Ellis, *American Psycho*. Roman [1991], übers. v. Clara Drechsler / Harald Hellmann, 24. Aufl., Köln 2000; Michel Houellebecq, *Ausweitung der Kampfzone*. Roman [1994], 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2001.

größer angelegten Untersuchung sicher noch verfeinert werden. Es kann in dieser Skizze nur ansatzweise erprobt werden.

Im Folgenden wähle ich in literaturhistorischer Perspektive solche Beispiele aus, die von den Verfahrensweisen her möglichst unterschiedlich sind. Es wird also eher die Idee verfolgt, die Vielfalt von Tötungsdarstellungen im 20. Jahrhundert zu vermitteln, als eingängige, naturgemäß verknappende Thesen und spektakuläre Beispiele zu liefern. Der Darstellungsmodus passt sich etwas dem Kontext der ersten Präsentation an.⁷

Einer der bekanntesten Autoren um 1900 war der heute weitestgehend vergessene Detlev von Liliencron (1844–1904). Er kann mit einigem Recht sogar als ‚Staatsdichter‘ des wilhelminischen Reiches bezeichnet werden. Von seinem Ruhm zeugen die beiden Festschriften zum 60. Geburtstag⁸ sowie die Vertonungen⁹ und Bildnisse¹⁰ zu seinen Gedichten oder Anthologietiteln wie *Deutsche Lyrik seit Liliencron* (1905).¹¹ Der Kaiser erteilte ihm 1903 ein staatliches Gehalt ohne Anstellung. Seine vielen Vortrags- und Lesereisen, die ihn auch ins Ausland führten, und die beiden zu Lebzeiten beziehungsweise unmittelbar nach seinem Tode erschienenen Gesamtausgaben bestätigen ebenfalls den Eindruck, es hier mit einem regelrechten Dichturfürsten zu tun zu haben.

Zu den Büchern, die sein hohes, auch offizielles, Ansehen geprägt haben, gehört zweifellos die Sammlung seiner *Kriegsnovellen* aus dem Jahre 1895. An ihnen hat man die „Intensität und Erlebnisstärke“¹² der Kriegsdarstellung hervorgehoben. Sie gelten aber auch als wichtiges Beispiel moderner, avantgardistischer Prosa, weil sie Verfahren der Lexemautonomie erproben.¹³ Das heißt, in diesen Texten geht es nicht mehr ausschließlich um die mimetische Präsentation des Kriegsalltags, sondern um die Wiedergabe impressionistischer Wahrnehmungen¹⁴ und „um die Erprobung eines Verfahrens“¹⁵ der

7 Die Skizze wurde als literaturwissenschaftlicher Vortrag auf einer Tagung historisch arbeitender Friedensforscher gehalten.

8 Die beiden Bücher „Detlev von Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter“ und „Österreichische Dichter zum 60. Geburtstag Detlev von Liliencrons“ sind beide 1904 erschienen.

9 Vgl. etwa die Vertonungen von d’Albert, Blech, Brahms, Pfitzner, Reger, Oskar Strauß oder Richard Strauß.

10 Vgl. etwa die Bilder von Czabran und Lindloff.

11 Hrsg. v. Hans Bethge im Max Hesse Verlag, Leipzig.

12 Günter Häntzschel, Detlev von Liliencron, in: *Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren*, hrsg. v. Gunter E. Grimm/Frank Rainer Marx, Bd. 6, Stuttgart 1989, S. 252-258, hier: 255.

13 Vgl. Moritz Baßler/Christoph Brecht/Dirk Niefanger/Gotthart Wunberg, *Historismus und literarische Moderne*, Tübingen 1996, besonders S. 105-133.

14 Vgl. etwa Hartmut Marhold, *Impressionismus in der deutschen Dichtung*, Frankfurt/M. u.a. 1985.

Darstellung. Ein Beispiel aus der Novelle *Adjutantenritte* sei zitiert, bei dem deutlich das zusammenhanglose Nebeneinander von Gegenständen nach einem Granateneinschlag sichtbar wird; auf der Textebene stehen hier unverbunden Lexeme nebeneinander, ohne dass sie eine spezielle Bedeutung für den Gesamttext haben:

„Um das Bettlaken herum [auf dem die Leiche eines Hauptmanns liegt¹⁶] waren hingeworfen eine Kaffemühle, ein Bauer mit einem Kanarienvogel [...], ferner Bücher, Tassen, eine Frauenmütze, zerbrochene Vasen, Bilder, Kissen, eine Zigarrentasche mit einer Stickerei, ein Kamm, eine Zuckerdose und tausenderlei sonstige Hausgeräte [...].“¹⁷

Nicht immer ganz so radikal, doch auch mit Hilfe von Reihungen und isoliert vorgebrachten Lexemgruppen werden in den Kriegsnovellen die Kampfhandlungen beschrieben. Ziel dieses Verfahrens ist sicher nicht nur die Präsentation avantgardistischer Prosa, sondern auch die möglichst adäquate Darstellung des Unsagbaren: des Kriegsleids, des Todes, der Unübersichtlichkeit und eben auch des Kampfes. Nehmen wir uns eine Tötungsdarstellung aus der Novelle *Sommerschlacht* vor; sie spielt 1866 in Königgrätz:

„Und die Hölle tut sich bei uns auf. [...] / Da kommt der Hauptmann wieder. Er drückt mir die Hand. Und ein Funkelfeuer wirft sein Auge in mein Herz. Ich weiß, was er will: „Auf!“ schreit er, und vorwärts, glühend er voran, mit „Marsch, Marsch“ auf den Feind. Wir sind an der Mauer. Hinauf! Hinab! Mann gegen Mann. Ein langer österreichischer Jäger hebt mich am Kragen hoch und will mich wie einen Hasen abfangen. Aber „Ha!“ faucht es neben mir durch die Nase, und Cziczan „flutscht“ ihm das aufgepflanzte Seitengewehr durch die Rippen. Einen Augenblick schau ich mich um: der alte Sergeant steht neben mir. „Ha!“ schnaubt er durch die Nase. Seine Augen rollen. [...] / Und Stoß auf Stoß, und Schlag auf Schlag. [...] „Ha!“ und wir springen wie wilde Katzen auf den Raub. Das war hohe Zeit. / Auf dem Kirchhof siehts greulich aus.“¹⁸

Trotz der Kürzungen bemerkt man, dass der Text keine genaue Beschreibung einer Kampfhandlung darstellt, sondern offenbar den Tumult des Kampfes abbilden soll. Auffällig sind die Ausrufe der Kämpfenden, die segmentierten Wahrnehmungen und die Temposteigerung des Erzählvorgangs. Eine schwer verständliche Metapher – gleich zu Beginn – erfasst die psychologische Vorbereitung des Sturms; sie repräsentiert offenbar den geheimnis-

15 Baßler/Brecht/Niefanger/Wunberg (Anm. 13), S. 122.

16 Ergänzung des Verfassers.

17 Detlev v. Lilienchron, *Kriegsnovellen*, 213./214. Aufl., Stuttgart u.a. 1924, S. 19.

18 Ebd., S. 47f.

vollen Kampfesmut. Selbstverständlich wird nicht von Opfern oder Schmerzen geredet.

Dem Mysterium des Kampfes ist auch der Lyriker August Stramm (1874-1915) auf der Spur. Für die literarische Kriegsrezeption erscheint sein 1919 posthum im Verlag *Der Sturm* herausgekommener Band *Tropfblut. Gedichte aus dem Krieg* einschlägig. Stramm kann neben Herwarth Walden als der Kopf der avantgardistischen Wortkunst-Richtung¹⁹ innerhalb der frühexpressionistischen Literatur angesehen werden. Sie zielt auf die Betonung des sprachlichen Materials der Dichtung; deshalb werden Sätze, die gewöhnlich grammatische Zusammenhänge und die Semiose garantieren, radikal verkürzt. Das hat den Effekt, dass isolierte Worte, meist Substantive oder elliptische Phrasen, ins Zentrum der Verse rücken und wiederholt die einzelne Verszeile vollständig ausfüllen. Man könnte hier von einem Abstraktionsvorgang sprechen, der ähnlich radikal gemeint war, wie die zeitgleich entstandenen Bilder von Picasso oder Kandinsky.

August Stramm war ein mehrfach ausgezeichnete Soldat im Ersten Weltkrieg.²⁰ Seit 1914 sendet er Walden seine Kriegsgedichte; als er 1915 bei einem Angriff auf eine russische Stellung in der Nähe von Horodec fällt, berichten Franz Marc und Alfred Döblin dem *Sturm*-Herausgeber von seinem Ableben.

Mit dem Töten, auch dem massenhaften Töten im Krieg, beschäftigen sich viele seiner Texte. Das Gedicht *Schlachtfeld* versucht die Situation des gegenseitigen Tötens als anonymisierten Akt darzustellen:

Schollenmürbe schläfert ein das Eisen
Blute filzen Sickerflecke
Roste krumen
Fleische schleimen
Saugen brünstet um Zerfallen [...].²¹

Die Sprache erfasst Wahrnehmungsfragmente, ohne auch nur den Anspruch auf eine ganzheitliche Mimesis zu stellen. Der Krieg zerstört die Landschaft, die Wahrnehmungen und auch die Sprache: Die etwas kryptisch anmutenden Gedichtzeilen, mit denen dieser Text endet, verdeutlichen, dass die lyrische Sprache an ihre traditionellen Grenzen stößt:

19 Vgl. Herwarth Walden, Das Begriffliche in der Dichtung, in: Theorie des Expressionismus, hrsg. v. Otto F. Best, Stuttgart 1982, S. 149-156.

20 Walden komponierte nach Stramms erstem Gefecht eigens einen Heeresmarsch für seinen Freund (Opus 21, für Klavier).

21 August Stramm, Die Dichtungen. Sämtliche Gedichte, Dramen, Prosa, hrsg. v. Jeremy Adler, München, Zürich 1990, S. 83.

Mordesmorde
 Blinzen
 Kinderblicke.²²

Jedes isolierte Substantiv referiert offenbar auf einen Aspekt der Schlacht. Der Neologismus „Blinzen“ alludiert zugleich eine Wahrnehmungsart („Blinzeln“) und eine Erscheinungsform („Blinken“). Ununterscheidbar, so könnte man folgern, sind in der Schlacht Rezeption und Produktion, Reaktion und Aktion, Täter und Opfer. Genauso uneindeutig ist der zweite Neologismus „Mordesmorde“. Absichtlich unklar bleibt, wer hier wen mordet oder ob das massenhafte Morden – denn das ist möglicherweise in der Doppelung auch ausgedrückt – nicht einfach nur geschieht: Denn der Mord mordet hier offenbar, wie die Sprache spricht (um den späten Heidegger zu variieren²³). Das Töten wäre in diesem Sinn nicht intentional gedacht, nicht Ausdruck oder Betätigung von Individuen, sondern ‚gleichursprünglich‘ mit dem Krieg an sich. Das letzte Substantiv bildet das Ende des Gedichts; es wertet die Wahrnehmungen als naive und unverstellte Eindrücke, vermittelt aber auch die Unverständlichkeit des Wahrnehmenden, der keine Zusammenhänge und Motivationen konstruieren kann. Natürlich spielt die Vokabel „Kinderblicke“ auf den in der Kriegsliteratur topisch gewordenen Satz an, dass Soldaten in der Schlacht zu hilflosen Kindern werden.

Im Gedicht *Werttod* bringt das lyrische Subjekt das „Morden“ mit dem „Wahnsinn“ zusammen, der – an die Geste von Pontius Pilatus erinnernd – „die Hände“ reinigt.²⁴ Das Gedicht *Vernichtung*²⁵ dekliniert die verschiedenen Erscheinungen des Blutes auf den Werkzeugen des Todes. Im Gedicht *Schlacht*²⁶ wird der Wahnsinn des Tötens und Sterbens im Bild des Schreitens und Lächelns erfasst.

Ein bekanntes Kriegsgedicht soll, auch im Kontrast zu den *Kriegsromanen* von Liliencron – als Ganzes betrachtet werden:

Sturmangriff
 Aus allen Winkeln gellen Fürchte Wollen
 Kreisch
 Peitscht
 Das Leben
 Vor
 Sich

22 Ebd.

23 Vgl. Martin Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, 7. Aufl., Pfullingen 1982, S. 19 u.a.

24 Stramm (Anm. 21), S. 87.

25 Ebd., S. 85.

26 Ebd., S. 93f.

Her
Den keuchen Tod
Die Himmel fetzen.
Blinde schlächtert wildum das Entsetzen.²⁷

Einige rudimente Handlungen können entdeckt werden. Zuerst bemerkt das lyrische Ich die Mischung aus Furcht und Angriffswillen, die überall spürbar ist, dann, nach hysterischem Ruf, folgt der Sturmangriff, dessen einziges Ziel der Mord am flüchtenden Soldaten ist. In den beiden letzten Gedichtzeilen wird die Verantwortung für diese Handlung vom Subjekt weggeschoben: vom Himmel ist die Rede, von der Blindheit, mit denen die beschlagen sind, die in der Schlacht wahllos töten. Und dieser verantwortungslose Wahnsinn ist es, der das Entsetzen hervorruft.

Bei dieser Rekonstruktion von Handlungsfragmenten sollte nicht übersehen werden, dass es hier um die artistische Inszenierung einer Grenzsituation geht, die in der Sprache und nicht in der Realität das Entsetzen und die entsetzliche Tat konstruiert. So kann es kommen, dass die ‚Blinden‘ zugleich für den Schrecken verantwortlich sind und von ihm selbst produziert werden: denn das Entsetzen „schlächtert“ – grammatisch gesehen – ebenso die ‚Blinden‘.

Einige Jahre früher erschienen, aber später entstanden ist das erfolgreichste Kriegsbuch der Weimarer Republik.²⁸ *Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis* (1917) von Walter Flex (1887–1917). Explizite Tötungsszenen finden sich hier nicht. Vom Tod und vom Opfer der Soldaten hingegen spricht der Roman immer wieder. Die stilisierte Reinheit des Wandervogel-Idols Ernst Wurche, der am Ende im Sturmangriff den Heldentod findet, würde durch das banale Morden im Krieg vermutlich befleckt. Der Akt des Tötens ist die saubere „Arbeit“ des Soldaten, seine heilige Pflicht. Der Heldentod, auch der des Gegners, so heißt es hier, sei nicht schrecklich, nur das „Sterben ist häßlich“.²⁹ Über den „Sturmangriff“ als zentrales Erlebnis des Soldaten spricht an einer Stelle die stets einsame ‚Lichtgestalt‘³⁰:

„Einen echten und rechten Sturmangriff zu erleben [...] das muß schön sein. Man erlebt vielleicht nur einen. Es muß doch schön sein.“ Und schwieg wieder und blickte auf den breiten Stahl in seinen Händen nieder. Mit einmal legte er mir den Arm um die Schulter und rückte das

27 Ebd., S. 89.

28 Zum Folgenden vgl. Hans-Harald Müller, *Der Krieg und der Schriftsteller. Die Kriegseromane der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986.

29 Walter Flex, *Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis*, 52./53. Aufl., München 1920, S. 39.

30 Vgl. Ebd., S. 47.

helle Schwert vor meine Augen: „Das ist s c h ö n , mein Freund! Ja?“
Etwas wie Ungeduld und Hunger riß an den Worten, und ich fühlte, wie
sein heißes Herz den großen Kämpfen entgegenhoffte.“³¹

Auch wenn es in dieser Passage, wie nirgends sonst im *Wanderer*, explizit um das Töten geht, so scheint zweifellos die Erotik des Kampfes zwischen zwei Männern durch. Diese Erotik teilt Wurche, kaum camouffiert, seinem Freunde mit. Die Symbolik des Schwertes, gemeint ist das Seitengewehr, das im Nahkampf eingesetzt wird, erscheint im Kontext von Wald, Dunkelheit und homoerotischer Zweisamkeit unübersehbar. So wie die „rechte Hand“ Wurches an der „blanken Waffe“ entlanggleitet, so wie er „mit leicht geöffneten Lippen“ das helle Mondlicht genießt, „das über die breite Klinge in seinen Händen floß“,³² wird das Verdeckte zum offen Gesagten: Der bevorstehende Kampf wird hier zum Männlichkeitserlebnis ganz anderer Art stilisiert. Thanatos und Eros gehen bei Flex eine klassizistisch überformte, eine kitschig verklärende Liaison ein.³³ Töten als sexuelles Erlebnis, das wie der Koitus in den diskreten Darstellungen der Poesie gleichzeitig angedeutet und ausgespart wird – das passt zwar zur Kunstfigur des sich opfernden Wurche und auch zu seinem Dasein zwischen beiden Welten, aber wohl kaum zum realen Leid des Krieges.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg³⁴ entstanden *Die letzten Tage der Menschheit*, das monumentale, absichtlich monströse Drama des *Fackel*-Herausgebers Karl Kraus (1874–1936). Auf ca. 700 Seiten, in 220 Szenen entwirft das Schauspiel einen Querschnitt des großen Krieges. Mit Horatios Worten aus Shakespeares *Hamlet* umreißt Kraus sein düsteres Credo:

And let me speak to th' yet unknowing world
How these things came about; so shall you hear
Of carnal, bloody and unnatural acts,
Of accidental judgements, casual slaughters,
Of deaths put on by cunning and forced cause,
And in this upshot, purposes mistook
Fall'n on th' inventors' heads: all this can I
Truly deliver.³⁵

31 Ebd., S. 52.

32 Ebd., S. 51.

33 Ganz ähnlich übrigens auch bei Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, 5. Aufl., Berlin 1933, S. 30-36, besonders S. 34f. (mit den Motiven Licht, Stahl und Fleisch).

34 Vgl. Ulrich Baron/Hans-Harald Müller, *Weltkriege und Kriegsromane. Die literarische Bewältigung des Krieges nach 1918 und 1945 – eine Skizze* [mit weiterführender Bibliographie], in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (Lili)* 75 (1989), S. 14-38.

35 William Shakespeare, *Hamlet*. Englisch/Deutsch, hg. v. Holger M. Klein, Stuttgart 1984, Bd. I, S. 310 (V,2).

Die Handlung beginnt mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und endet 1918. Jedem Akt entspricht etwa ein Kriegsjahr. Die Schauplätze umfassen Wien, unterschiedliche Orte in Österreich-Ungarn, die umkämpften Gebiete und auch Deutschland. Gezeigt werden Straßen, Cafés, Nachtlokale, Ministerien, Kommandostäbe, Fabriken oder Krankenhäuser. Neben fiktionalen Figuren treten auch Personen der Zeitgeschichte auf, etwa Kaiser Wilhelm II, Ludendorff oder die Dichter Ganghofer, Hofmannsthal, Andrian und Dehmel.

Als das wichtigste satirische Mittel der kritischen Entlarvung gilt Kraus die authentische Wiedergabe von Quellen, die allerdings umgeschrieben, neu geordnet und in neue Kontexte gestellt werden:

„Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.“³⁶

Das Prinzip der für sich sprechenden Szenen wirkt bei den dargestellten Hinrichtungen besonders drastisch. Hier dominieren die gezeigten Handlungen die unzulänglich wirkenden Versuche der verbalen Rechtfertigung. Als Beispiel sei eine lakonisch-sachliche Regieanweisung zitiert, wobei zu bedenken ist, dass die Brutalität der Darstellung natürlich von der jeweiligen Inszenierung der Szene auf der Bühne abhängt:

„Kragujevac. In zwei parallelen Reihen sind 22 Gräber aufgeworfen. Davor knien 44 Heimkehrer älterer Jahrgänge mit Tapferkeitsmedaillen aller Grade. Bosniaken schießen auf zwei Schritt Entfernung. Ihre Hände zittern. Die erste Partie wälzt sich am Boden. Keiner ist tot. Man setzt ihnen die Gewehrläufe an den Kopf. [...] der Oberauditor erhebt das Glas und spricht [...]:

[...] Ich habe den Leuten den ehrenvollen Tod durch Erschießen ausnahmsweise bewilligt.“³⁷

Ungewöhnlich für die literarische Darstellung des Tötens ist der offene Zynismus der Täter, der durch den Hinweis auf die eigene Gnade deutlich wird. Ähnlich wirken Tatbegründungen, die sich auf die vollkommene und perfekte Pflichterfüllung des Soldaten beziehen: Nur der ist ein guter Soldat, der aus Pflicht tötet und dabei vergisst, welche grausame Tat er begangen hat.³⁸

36 Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit* [nach der Fassung von 1926], 7. Aufl., München 1980, S. 5.

37 Ebd., Bd. II, S. 261.

38 Vgl. etwa ebd., Bd. II, S. 261f.

Wenig später, 1920, kommt das bis heute legendärste und umstrittenste Buch über das Töten, das in deutscher Sprache verfasst wurde, heraus. In *Stahlgewittern* von Ernst Jünger (1895–1999) ist, zuerst im Privatdruck, dann 1922 in einem renommierten Militaria-Verlag³⁹ mit dem Untertitel „Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“ erschienen. Diesem im Laufe der Jahre immer wieder überarbeiteten „Kriegstagebuch“ stellt Jünger 1922 seine Abhandlung über den *Kampf als inneres Erlebnis* zur Seite. Über diese Texte ist viel und ausgiebig geschrieben worden,⁴⁰ sodass ich mich mit wenigen Anmerkungen und einem einzigen Textbeispiel begnügen kann. Soviel zuerst: Die *Stahlgewitter* sind nicht nur als Feier der kämpferischen Auseinandersetzung und als affirmative Darstellung männlicher Überheblichkeit gelesen worden, sondern durchaus auch als Antikriegsbuch.⁴¹ Suggestiert wird, wie in vielen Texten der Frontsoldaten nach dem ersten Weltkrieg,⁴² eine authentische Erfahrung. Der vorgebliche Augenzeugenbericht muss aber trotzdem als literarische Fiktion⁴³ gelesen werden, schon weil er in insgesamt sieben unterschiedlich stilisierten Fassungen⁴⁴ publiziert worden ist. Die Simulation eines faktualen Textes erweist sich aber als durchaus probates Verfahren der Kriegsfiktion. Der Authentizitätsanspruch ist sogar vergleichbar mit den *Letzten Tagen der Menschheit*, auch wenn Jüngers Prosa eine andere Intention zugrunde liegt. Hier schreibt einer, suggeriert das Werk, der etwas davon versteht, der selbst als kämpfender Soldat beteiligt war; das Vorwort der Erstausgabe macht dies deutlich.⁴⁵

39 Verlag E. S. Mittler & Sohn.

40 Vgl. zuletzt: Steffen Martus, Ernst Jünger, Stuttgart, Weimar 2000 (mit ausführlichen Angaben zur Forschung) und Volker Mergenthaler, Versuch ein Dekameron des Unterstandes zu schreiben. Zum Problem narrativer Kriegsbegegnung in den frühen Prosatexten Ernst Jüngers, Heidelberg 2001.

41 Vgl. Martus (Anm. 40), S. 18.

42 Weitere literarisierte Berichte von Frontsoldaten wären: Franz Schauwecker, Im Todesrachen (1919), Alfred von Tirpiz, Erinnerungen (1919), Rudolf G. Binding, Aus dem Kriege (1925).

43 Deshalb halte ich – als Literaturwissenschaftler – die Wahrnehmung der ‚Stahlgewitter‘ als ‚bloßes‘ Ego-Dokument für problematisch: vgl. Bernd Weisbrod, Ernst Jünger: In Stahlgewittern, in: Wilfried Barner (Hg.), Querlektüren, Weltliteratur zwischen den Disziplinen, Göttingen 1997, S. 168-186, hier 169. Bei den Stahlgewittern handelt es sich weniger um die Konstruktion von Subjektivität als um die eines literarischen Textes, der suggeriert, es würde ihm um ein ‚authentisches‘ Subjekt gehen. Vgl. hierzu Mergenthaler (Anm. 40).

44 Vgl. die insgesamt sieben Fassungen der Stahlgewitter: von 1920, 1922, 1924, 1934, 1935, 1961 und 1978. Vgl. Eva Dempe Wolf, Blut und Tinte. Eine Interpretation der verschiedenen Fassungen von Ernst Jüngers Kriegstagebüchern vor dem politischen Hintergrund der Jahre 1920 bis 1980, Würzburg 1992.

45 Vgl. Mergenthaler (Anm. 40), S. 38f.

Unter dieser Voraussetzung müssen auch die Tötungsszenen gelesen werden. Sie sollen die wahren Gefühle des Täters während der Tötungstat dokumentieren. Ein Beispiel:

„Pardon wurde nicht gegeben. [...] Ich sah hier, daß ein Verteidiger, der dem Angreifer bis auf fünf Schritt seine Geschosse durch den Leib jagt, auf Gnade nicht rechnen kann. Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor Augen wallte, will nicht gefangennehmen; er will töten. Er hat jedes Ziel aus den Augen verloren und steht im Banne gewaltiger Urtriebe. Erst wenn Blut geflossen ist, weichen die Nebel aus seinem Hirn; er sieht sich um, wie aus schwerem Traum erwachend.“⁴⁶

Das zentrale Motiv kennen wir bereits von August Stramm. Nicht der Einzelne tötet, sondern der Krieg:⁴⁷ „Mordesmorden“. Das Töten wird als bewusstloser Rausch⁴⁸ nicht erlebt, sondern erfahren. Deshalb trägt im engeren Sinne der ausführende Soldat auch keine Verantwortung für seine Tat: „Pardon wurde nicht gegeben“ – der einleitende Satz, eine Anspielung auf die berühmte Hunnenrede Kaiser Wilhelm II., markiert unmissverständlich, welcher Geist hier spricht. Töten gerät zur kollektiven Pflicht, der, ohne nach dem Sinn der Anweisung zu fragen, nachgegangen wird; gehorcht wird einzig der animalischen bzw. völkischen ‚Stimme des Blutes‘.⁴⁹ Auffällig bleibt in der zitierten Szene, dass der Ich-Erzähler nicht sein eigenes Erlebnis schildert, sondern anhand eines Untergebenen die Seelenverfassung des kämpfenden Frontsoldaten reflektiert. Der Erzähler situiert sich als teilnehmender, aber nicht unmittelbar betroffener Beobachter. Er wahrt – auch narratologisch gesehen – eine intellektuelle Distanz zum viehischen Töten, zumindest in dieser Szene. Gleichzeitig soll die Reflexion aber die vorher beschriebenen Taten während der Schlacht rechtfertigen. Dort hatte auch der Ich-Erzähler immer wieder töten *müssen*. Kalt notiert er: „Mein erstes Opfer war ein Engländer [...]. Er klappte wie ein Taschenmesser zusammen und blieb liegen.“⁵⁰

Anders als bei Jünger herrscht im *Fronttagebuch* (1925) von Rudolf G. Binding (1867–1938), *durchweg* eine solche lakonische, sachlich wirkende Beschreibungssprache des Tötens vor: „Ich ließ zwei Leute, die ich in zwei Häusern [...] vorfand, erschießen. Dies wirkte.“⁵¹ Binding, der populäre Ver-

46 Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Ein Kriegstagebuch, 21. Aufl., Berlin 1941 [Fassung von 1935], S. 265f.

47 Vgl. Jünger (Anm. 33), S. 36ff.

48 Vgl. ebd., S. 6f., 10, 28f. u.ö.

49 Vgl. ebd., S. 4ff., 28f., 58 (Landsknechte als Raubtiere), 59 („die Lust des Jägers und die Angst des Wildes“).

50 Jünger (Anm. 46), S. 262.

51 Rudolf G. Binding, Vier Jahre an der Front [als Reclam-Feldausgabe gekürzte Fassung von: Aus dem Kriege], hg. v. Konrad Nußbächer, Leipzig 1939, S. 7.

fasser des auflagenstärksten Insel-Bändchens,⁵² das je erschienen ist, begründet diese Sprechweise mit einem nahe liegenden Unsagbarkeitstopos. Das Grauen verlangt, „sparsam mit Worten“ zu sein: „Die Geschichte dieses Krieges wird nie geschrieben werden. Die sie schreiben könnten, werden schweigen. Die sie schreiben, haben sie nicht erlebt.“⁵³ Dieser Chiasmus rechtfertigt geradezu, dass in der Masse der modernen Kriegsliteratur so wenig über den Kern des Krieges zu lesen ist: über das massenhafte gegenseitige Töten und seine psychischen, ethischen oder theologischen Folgen.

Diese erfassen auch die häufig brutalen Tötungsdarstellungen in den nationalistischen Autobiographien und Kriegsromanen der Weimarer Jahre meist nicht. Zu nennen wären Franz Schauweckers Roman *Todesrachen* (1919),⁵⁴ die Kriegsberichte und -romane Werner Beumelburgs,⁵⁵ Hans Zöberlins *Der Glaube an Deutschland* (1934) oder Karlheinz Lemkes *Niemandsland* (1931).⁵⁶ Die geradezu phantastisch überformten Tötungsimaginationen der Texte dienen der Präsentation männlichen Heldentums und der rassistischen Abwertung der Feinde.

In den (so genannten) Antikriegsbüchern der Weimarer Republik findet sich häufig eher knappe, sachliche Beschreibung des Tötungsaktes; eine psychologische Ausmalung scheint in *Krieg* (1928), einem wichtigen Roman von Ludwig Renn (1889–1979), geradezu vermieden. Dies fällt auf, weil das Leiden am Stellungskrieg recht ausführlich beschrieben wird. Hier eine der sachlich gehaltenen Tötungsszenen:

„Ich schlug an. Die Ziele drüben saßen über Korn und Kimme wie kaum auf dem Exerzierplatz.
Ein Schuß vor mir ins Gras!
Ich drückte ab. Das mußte sitzen, wenn das Visier nicht falsch war. [...] Ich zielte wieder. Auf einmal wurde mein Gegenüber größer. Ich schoß ab. [...] Wir platzten die Schüsse heraus, wie es nur ging. Drüben verschwand einer nach dem anderen.“⁵⁷

In parataktisch gereihten Kurzsätzen vermittelt der Erzähler das Kampfgeschehen. Die Distanztötung mag möglicherweise für den unterkühlten Ton

52 Rudolf G. Binding, *Der Opfergang*. Eine Novelle, Frankfurt 1962 (Auflage bis dahin 1.000.000 Exemplare).

53 Binding (Anm. 51), S. 21.

54 Er erschien 1927 unter dem Titel „Frontbuch“.

55 Etwa: *Donaumont* (1925), *Ypern* (1925), *Flandern 1917* (1927), *Sperrfeuer um Deutschland* (1929), Gruppe Bosemüller (1930).

56 Jörg Vollmer, Berlin, befasst sich in seiner zur Zeit entstehenden literatursoziologischen Studie mit diesen Texten. Ihm verdanke ich diese Hinweise.

57 Ludwig Renn, *Krieg*, Berlin 1958, S. 58.

mitverantwortlich sein, doch ist die Szene durchaus typisch für den Roman. Vom vielen Schießen schmerzt dem Ich-Erzähler schließlich die Schulter: „Also zweihundertdreißig Patronen hatte ich heute verschossen!“ bemerkt er einfühlend gegen sich selbst, „Ja, da konnte die Schulter weh tun.“⁵⁸ Kein Mitleid für die Opfer. Die schmerzende Schulter und die verbrauchte Munition erscheinen dem Erzähler wichtiger als die vielen Toten, die er auf dem Gewissen hat.

Der erfolgreichste Antikriegsroman der Zeit, *Im Westen nichts Neues* (1928), von Erich Maria Remarque (1898–1970), enthält immerhin eindeutig pazifistische Statements; so lässt Paul Bäumer nach den ersten Kriegserfahrungen wissen: „Ich sehe, daß Völker gegeneinandergetrieben werden und sich schweigend, unwissend, töricht, gehorsam, unschuldig töten.“⁵⁹ Doch gibt es eben auch jene Stellen des Romans, die recht eindeutig von der Faszination des Kriegshandwerks handeln, die von der Kameradschaft erzählen und mit unverkennbarer Lust Tötungsmechanismen erläutern:

„Das Seitengewehr hat allerdings an Bedeutung verloren. Zum Stürmen ist es jetzt manchmal Mode, nur mit Handgranaten und Spaten vorzugehen. Der geschärfte Spaten ist eine leichtere und vielseitigere Waffe, man kann ihn nicht nur unter das Kinn stoßen, sondern vor allem damit schlagen, das hat größere Wucht; besonders wenn man schräg zwischen Schulter und Hals trifft, spaltet man leicht bis zur Brust durch. Das Seitengewehr bleibt beim Stich oft stecken, man muß dann erst dem anderen kräftig gegen den Bauch treten, um es loszukriegen [...].“⁶⁰

Für den Verlauf der Erzählung oder den Aufbau der Spannung ist diese detaillierte Beschreibung des Tötens im Nahkampf völlig irrelevant; auch der sachliche Ton trägt kaum dazu bei, die Grausamkeit des Handwerks zu illustrieren. Dazu taugt schon eher die später konkret und äußerst gefühllos erzählte Tat: „ein Spatenschlag spaltet ihm das Gesicht.“⁶¹ Die erläuternde Passage wirkt wie ein Ornament, sie betont den technischen Charakter des Tötens; aber sie verrät auch den Erlebnisgehalt, welcher der Grenzsituation offenbar innewohnt. Denn ein Nahkampf – wie bei Jünger, das Kämpfen Mann gegen Mann – ist die einzige aktive Tötungsszene, die im Roman ausführlich erzählt wird. Gemeint ist jene Szene, in der sich der Held in einem Trichter verstecken muss und dort einen ahnungslosen Franzosen erwartet.

58 Ebd., S. 60.

59 Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*, Neuausgabe 4. Aufl., Köln 1999, S. 177; vgl. hierzu Baron/Müller (Anm. 33), S. 20f.

60 Ebd., S. 77.

61 Ebd., S. 85.

„Ich werde sofort losstechen, wenn jemand hereinspringt, hämmert es in meiner Stirn, sofort die Kehle durchstoßen, damit er nicht schreien kann, es geht nicht anders [...].“⁶²

So kommt es; absurd klingt indes die Einleitung der Tötungsszene, da der Kampf doch ganz offensichtlich geplant war:

„Ich denke nichts, ich fasse keinen Entschluß – ich stoße rasend zu und fühle nur, wie der Körper zuckt und dann weich wird und zusammensackt. Meine Hand ist klebrig und naß, als ich zu mir komme.“⁶³

Das Motiv kennen wir: das Töten ist eine bewusstlose Tat; die Notwendigkeit des Krieges macht aus dem planenden Mörder ein Opfer.⁶⁴ Dazu erscheint es notwendig, die eingangs entworfene Tat zu einer bewusstlos ausgeführten umzudeuten. Eine solche narratologische Volte hilft dem Leser, sich mit dem Helden zu identifizieren, sie vollbringt das Kunststück, aus der beabsichtigten und als notwendig hingestellten Tötungstat eine intuitive Rettungstat, eine affektive Notwehrhandlung zu machen. Das spätere Mitleid mit dem niedergestochenen Franzosen wirkt angesichts der Vorgeschichte und der durchaus emotional ausgeführten Tat jedenfalls etwas unmotiviert.

Einfühlsamer und reflektierter wirkt hingegen ein Jugendbuch von Rudolf Frank (1886–1979). Der Roman „Der Junge, der seinen Geburtstag vergaß“ erschien 1931 unter dem heute politisch unkorrekt klingenden⁶⁵ Titel „Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua. Kriegsroman für die junge Generation“.⁶⁶ Der Autor, heute eher unbekannt, war eine zentrale Figur der Theaterszene; er hatte zum Teil enge Kontakte zu Romano Guardini, Theodor Heuss, Rudolf Steiner, Max Reinhardt, Karl Valentin, Lion Feuchtwanger und Bertolt Brecht.

Der Roman verfolgt – anders als die übrige Antikriegsprosa – eine narrative Strategie, die aus der pazifistischen Zwickmühle befreien soll, die Taten

62 Ebd., S. 147.

63 Ebd..

64 Zum Kontext der Argumentation vgl. Thomas Kühne, Die Viktimisierungsfälle. Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 183–196.

65 Vgl. die entsprechende Passage im Nachwort: Rudolf Frank, Der Junge, der seinen Geburtstag vergaß. Ein Roman gegen den Krieg, Weinheim, Basel 2001, S. 279. Titel der amerikanischen Ausgabe: No Hero for the Kaiser. Zum Roman vgl. Michael Rohwasser, Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua. Ein Kriegsroman für den Deutschunterricht, in: Der Deutschunterricht 2 (1997), S. 20–29.

66 Als Autoren wurden 1931 angegeben: Rudolf Frank und Georg Lichey. Lichey, im Ersten Weltkrieg Hauptmann, war offenbar vor allem als Berater für militärisch-technische Fragen und für die Kontakte zum Verlag Müller & Kiepenheuer zuständig.

der Helden gleichzeitig identifikatorisch und kritisch erzählen zu müssen: Die Geschichte wird aus der Sicht eines minderjährigen Jungen (und nicht eines potenziellen Täters) berichtet. Ihm erscheinen etwa die „Gewehre“ der Soldaten bedrohlich: Nur „weil kein Mensch sie bediente, taten sie niemandem weh. Sie schliefen.“⁶⁷ Der naiv erklärende Kinderblick vermag die Illusion eines gerechten Kriegs aufzubrechen, genauso wie er die Grausamkeit des Tötens hervorheben kann – und zwar selbst dann (oder gerade dann), wenn militärische Fachtermini erklärt werden: „Wenn ein Geschoss in sein Ziel mitten hineinschlägt“, wird aus der Perspektive Jans erläutert, „und es zerstört samt allen Menschen, die sich dort befinden, so nennt man das einen Volltreffer.“⁶⁸ Eindringlich werden solche Erklärungen, wenn sie unmittelbar an die Lebensgeschichte des Jungen angebunden werden: „Jan musste immer denken, dass bei diesem Unsichtbaren, das man Feind nannte, auch sein Vater war.“⁶⁹ Wenn das Tötungsobjekt einen Namen hat, wird die militärische Tat zum potentiellen Mord. „Im Frieden kämt ihr alle ins Zuchthaus“⁷⁰, ruft an einer Stelle des Romans ein kritischer Soldat seinen Landsleuten zu; aber auch er wird gezwungen, ein Gleiches zu tun. Was die Militärs „Taktik“ nennen, heißt „auf gut Deutsch“ – so der Erzähler deshalb eindeutig – „Massenmord, weiter nichts.“⁷¹

Ein Blick auf die Nachkriegsliteratur zeigt, dass die Verwendung von authentischem Material für die Kriegsdarstellung noch an Relevanz zunimmt: Schon 1945 kommt – gleich in unterschiedliche Sprachen übersetzt – Theodor Plieviers Roman *Stalingrad* heraus. Der Autor (1892–1955) hat den Kriegroman im Sinne der Realismusvorstellungen der sozialistischen Ästhetik verfasst. Doch nach aktiven Tötungshandlungen, die zweifellos zur Realität des Soldatenalltags gehören, sucht man lange. Dominant ist – wie so oft – das Leid: der Hunger, die Verwundungen, der Anblick der Toten, das Sterben – aber eben nicht das Töten. Nur quasi nebenbei und indirekt wird es begründet: Der „Kampf“ (und nicht explizit das Töten!) dient dem eigenen Überleben. Selbstkritisch lässt der Erzähler seinen Helden Vilshofen immerhin fragen: „Aber Kampf gegen was, gegen wen?“⁷² Dann erfahren wir schließlich auch von Wehrmachtsverbrechen: von Morden, „Liquidierungen“, „Strafexpeditionen“ und „Erschießungen“.⁷³ Doch der Täter ist nur eine Institution oder zumindest eine kollektive Macht. Vom Sicherheitsdienst oder der Geheimen Feldpolizei ist die Rede; konkrete Einzeltäter gibt es

67 Frank (Anm. 55), S. 21.

68 Ebd., S. 60.

69 Ebd.

70 Ebd., S. 118.

71 Ebd., S. 117.

72 Theodor Plievier, *Stalingrad*. Roman, Wien u.a. 1958, S. 138.

73 Ebd., S. 180f.

nicht. Das gilt auch für die Beschreibung von Kriegshandlungen: so werden russische Soldaten „von der Artillerie weggemäht.“⁷⁴

In analoger Weise stellt Alexander Kluge (*1932) in seinem Roman *Schlachtbeschreibung* (1964) das massenhafte Töten dar. Es vollzieht sich ebenfalls als kollektive Tat:

„In der Kalmückensteppe wiesen deutsche Truppen wiederholte feindliche Angriffe ab und fügten dem Gegner bei einem erfolgreichen Vorstoß blutige Verluste zu.“⁷⁵

Ein Unterschied besteht indes in der Herkunft des Textes. Kluges Roman montiert authentisches Material, Heeresberichte, Bauanleitungen, Richtlinien, Funksprüche, Aktenstücke, Fotos oder wie oben Rechenschaftsberichte von Offizieren. Aus diesem dokumentarischen Material entsteht sein Stalingrad-Roman; er ist, wie er sagt, eine „Fiktion“.⁷⁶ Aber seine lakonische Sprache bleibt die der Täter und ist als solche zusammen mit ihren fatalen Auslassungen dokumentiert. Das Töten erscheint, beschrieben in dieser Sprache, als Aktenvorgang. Der Text legt diesen verharmlosenden Sprechakt mit kritischer Intention frei.

Konkreter, greifbarer und doch auch unter Verwendung von ‚authentischer‘ Sprache der Kriegsberichterstatter verfährt Bertolt Brecht (1898–1956) in seiner „Kriegsfibel“, einer Text-Bild-Kollage aus dem Jahre 1955. Auch hier steht zwar das Leid im Zentrum der Darstellung, doch weisen einige Bilder auch auf skrupellose Täterschaft. Ein Beispiel ist der ironische Zeitungskommentar unter der Abbildung einer Erschießungsszene:⁷⁷ „The Germans were ‚kind‘ to this Frenchman. They blindfolded him before he was shot.“ Die Sätze stehen im Kontrast zu den anklagenden, ebenfalls ironisch gebrochenen Verszeilen.⁷⁸

Der Ton unterscheidet zwischen Opfern, die ein Recht auf Ironie haben, und Tätern, die mit bitterer Selbstironie ihre Schuld bezeugen. Das Bild, das diese Schuld wiedergibt, war 1955 offenbar noch unzweifelhaft. Auf das grausame Töten haben bei Brecht – anders als bei Celan⁷⁹ – übrigens nicht nur die Deutschen ein Privileg.

74 Ebd., S. 237.

75 Alexander Kluge, *Schlachtbeschreibung*. Roman, Frankfurt 1983, S. 356.

76 Ebd., S. [unpag.] 368.

77 Vgl. Abbildung 1.

78 Bertolt Brecht, *Kriegsfibel*, 4. Aufl., Berlin 1983, Bl. 12.

79 „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ – Paul Celan, *Todesfuge* (1952). Die *Todesfuge* von Celan, die so intensiv wie kaum ein anderer Text das militärisch genau organisierte Töten thematisiert, war nicht Thema der Skizze, weil der rassistische Massenmord eine eigene Studie benötigt. Das Töten wird hier – wie in praktisch allen Texten ehemaliger NS-Opfer – ausschließlich aus der Perspektive der Erleidenden thematisiert.



Text unter der Abbildung:

So haben wir ihn an die Wand gestellt
Mensch unseresgleichen, einer Mutter Sohn
Ihn umzubringen. Und damit die Welt
Es wisse, machten wir ein Bild davon.

Abb. 1: Bertolt Brecht, Kriegsfibel, 4. Aufl., Berlin 1983, Doppelseite 12

Auch hier findet sich in der *Kriegsfibel* ein markantes Beispiel. Auf dem Bild ist ein Amerikaner zu sehen, der zwei Japaner erschossen hat.⁸⁰ Er posiert wie ein Großwildjäger, die Marlboro zwischen den Zähnen. „It was just like in the movies“, heißt der Zeitungskommentar, der unter dem Bild zu sehen ist. Der Amerikaner im Krieg erlebt ein Hollywood-Event, auch wenn er tötet.

80 Vgl. Abbildung 2.



Text unter der Abbildung:

Als wir uns sahn – s'war alles schnell vorbei –
Ich lächle und die beiden lächeln wieder
So lächelten wir erst mal alle drei.
Dann zielte einer, und ich schoß ihn nieder

Abb. 2: Bertolt Brecht, Kriegsfibel, 4. Aufl., Berlin 1983, Doppelseite 40.

Nach Auschwitz und den Atombombenabwürfen hat das massenhafte Töten eine neue Dimension erreicht. Trotzdem verstehen sich die Täter nicht grundsätzlich anders. Das jedenfalls versucht Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) in ihrem Gedicht *Hiroshima* (1957) auszudrücken. Es stellt – wie praktisch alle Kriegsliteratur – die Sinnkrise in den Horizont möglichen Handelns, vermittelt aber, dass die Rechtfertigung der eigenen Gewalt im Krieg unabhängig von der Vernichtungskraft der Waffe ist, die man verwendet (oder benutzen *muss*). Sie argumentiert *ut pictura poesis*, beschreibt also ein Bild, das offenbar in der Presse zu sehen war. Die Verse beziehen sich also auf ‚dokumentarisches‘ Material; nur so bekommen sie ihr pazifistisches Gewicht:

Hiroshima

Der den Tod auf Hiroshima warf
Ging ins Kloster, läutet dort Glocken.
[...]
Nichts von alledem ist wahr.
Erst vor kurzem sah ich ihn
Im Garten seines Hauses vor der Stadt.
[...]
Sehr gut erkennbar war er selbst
Vierbeinig auf dem Grasplatz, das Gesicht
Verzerrt von Lachen, weil der Photograph
Hinter der Hecke stand, das Auge der Welt.⁸¹

*

Keine Tötungsdarstellung in der Kriegsliteratur des 20. Jahrhunderts, ja, vielleicht überhaupt keine künstlerische, historiografische oder alltagsweltliche Präsentation von Tötungsakten ist im engeren Sinne ‚realistisch‘. Dieser Satz gilt auch dann, wenn, wie es in der Kriegsliteratur üblich ist, ‚authentisches‘ Material wie Augenzeugenberichte, Presstexte und ‚Quellen‘ zitiert, montiert oder auf andere Weise verarbeitet werden. Die Überformung der Darstellung durch differente Absichten, durch einen unterschiedlich intendierten Rezipientenkreis und die Eigenheiten des jeweiligen Mediums bewirken, dass wir etwas lesen, hören oder sehen, das wohl so nie stattgefunden hat. Zumindest sollte im Bereich der Literatur deshalb eher von Tötungsimaginationen, also poetischen Vorstellungen von Tötungsakten ge-

81 Marie Luise Kaschnitz, *Hiroshima*, in: *Neue Gedichte*, Hamburg 1957, S. 25.

sprochen werden. Als ein konstitutiver Teil dieser Imaginationen erscheint das in der Regel nicht explizit Gemachte: die Grausamkeit der Tat, der inkalkulierte Schmerz, das Absichtsvolle der Handlung. Eine Beurteilung des Dargestellten und ihrer impliziten Wertungen sollte also mit aller Vorsicht geschehen. Dies gilt *mutatis mutandis* freilich auch für seine wissenschaftliche Präsentation.

**Auge in Auge mit dem Feind:
Das Töten von Angesicht zu Angesicht
in den Kriegen des 20. Jahrhunderts
(1914 – 1975)**

JOANNA BOURKE

Wenn ich dem Feind gegenüberstehe, sehe ich – zuerst und vor allem – seinen Körper. Der Leib ist im Krieg allgegenwärtig. Ob geschunden und geschlagen in einem Schützengraben oder majestätisch über den Wolken fliegend, das körperliche Selbst ist immer das zentrale Angriffsziel in der Schlacht: Aller Zorn der Menschheit richtet sich auf dieses empfindliche Gebilde. In diesem Beitrag möchte ich den Blick auf zwei Repräsentationen des Tötens im Krieg von Angesicht zu Angesicht richten. Zum einen auf die schriftlichen Zeugnisse britischer und amerikanischer Frontkämpfer. Ihre Briefe und Tagebücher bieten dem Historiker noch am ehesten eine Interpretationsgrundlage, will er die windungsreiche und blumige Kriegsrhetorik entwirren. Zum anderen haben wir Bilder. Nirgendwo tritt die Raserei moderner Kriege deutlicher in Erscheinung als in den alltäglichen Schnappschüssen, die Soldaten gemacht haben.

Einen Körper zu „schießen“ – niemals früher ist einem diese Wendung in einer derartigen Vieldeutigkeit wie im modernen Krieg begegnet, und niemals war es leichter, dies zu tun. Die moderne Technik hat uns das Maschinengewehr, die Bombe und die Artilleriegranate beschert – und zugleich die Kamera, die es möglich macht, die menschliche Destruktivität in Bildern einzufangen, einfach und billig. Bilder vom Totalen Krieg, den die Technik beherrscht und der angetrieben wird vom Verlangen, massenhaft zu töten, seien die Opfer Zivilisten oder Soldaten, können nun auf nüchternem Zelluloid festgehalten werden und so der Erinnerung an unseren ganz persönlichen Beitrag zum Geschäft des Krieges dienen.

In dem Maße, wie die großen Kriege des 20. Jahrhunderts begannen, endeten und von neuem begannen, haben sich die Menschen unabhängig gemacht von den offiziellen Bildern des Körpers in der Schlacht. Die Schnappschüsse ganz gewöhnlicher Männer, manchmal auch von Frauen, aus den Kampfzonen zeigen uns mehr, als uns vielleicht lieb ist, vom finsternen Kern unserer Gesellschaft. Was nun freilich erzählen uns diese Tagebücher und diese Fotos, die „Touristen in der Hölle“ aufgezeichnet und geknipst haben?

Die Schlacht verändert den Körper. Das ist das, was zuerst ins Auge springt. Das Äußere der Männer wandelt sich sichtbar: Muskeln verdrängen Fett, Narben graben sich ein, Gliedmaßen verschwinden. Aber auch die subjektive Körpererfahrung der Männer verändert sich. Die *rite de passage* von der Jugend zum Mannestum (und der Wandel von da zur verfrühten Alterung, wenn man einmal über das Schlachtfeld hinaus auf die Kriege im zivilen Leben blickt) lässt sich immer wieder beobachten. Norman Austin fasste es in einem Brief an seine Freundin vom 11. Sept. 1915 in folgende Worte:

„Ich will ganz ehrlich mit dir sein, meine liebe Eileen, ich bin nun älter & trauriger & und ganz bestimmt ernster, wie du an meinem lächerlich nüchternen Brief sehen kannst – unterhaltsam bin ich am wenigsten – die Späße von früher bedeuten mir nichts mehr – in Wirklichkeit gibt es deinen blonden kleinen Trautänzer nicht mehr & und ein starker, schweigsamer Mann hat seinen Platz eingenommen.“¹

Doch die heldenhaften Körper „starker, schweigsamer Männer“, die ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland erfüllten, überdauerten die direkte Konfrontation mit der Schlacht nicht lange. Enttäuschung machte sich rasch breit. Alles in allem gab es für den männlichen Körper im wirklichen Krieg wenig Entfaltungsraum. Alfred Brand beschrieb dies am 16. Mai 1916 in einem Brief an seine Frau:

„In den Schützengräben ist die eigene Aktivität zur völligen Passivität verdammt. Wenn man getroffen wird, gibt es kein Kräfteressen, keinen Beweis eigenen Könnens – nur schieres Pech. Das macht einen Teil der Anstrengung des Lebens im Schützengraben aus. Eine zufällige Granate, eine Gewehrgranate, ein Kartätsche, eine Kugel – die können dich treffen oder dich verfehlen ... Dies ist kein Krieg für *Männer*, sondern für Automaten – und trotzdem sind es *Männer*, die ihn gewinnen oder verlieren werden.“²

Immer wieder wurde der männliche Körper auf diese Weise beschrieben: als Maschine. Wie ich an anderer Stelle zeige, verkörperten die Tötungsmaschi-

1 Captain Norman Austin Taylor in einem Brief an seine Freundin, Eileen Irvine, vom 11. Sept. 1915, Archiv des Imperial War Museums (IWM).

2 Captain Alfred Bland, Brief an seine Frau vom 16. Mai 1916, IWM.

nen nicht nur die menschliche Erfindungskraft, sie stellten zugleich den physischen Mechanismus wie ein weit verbreitetes Sprachmuster bereit für die Entkörperlichung des Menschen. In den Worten des Vorsitzenden des *U.S. Applied Psychology Panel* von 1946 wurden Kriege weder von Menschen noch von Maschinen allein geführt, sondern von „Mensch-Maschine-Einheiten“.³

Jene Transformation beobachteten die Männer an sich selbst. Für Leutnant A. B. Scott beispielsweise begann der Schrecken an der Front damit, dass er sich seiner physischen Verwundbarkeit überhaupt bewusst wurde. Dieser Schrecken spricht aus seinem Tagebucheintrag vom 17. Juli 1918, in dem er zugab, „völlig zusammenzubrechen“. Er gestand ein:

„Meine Phantasien bringen mich um. Letzte Nacht habe ich allein den Stacheldraht inspiziert, als auf einmal, aus was für einem höllischen Grund auch immer, ein Bild von mir selbst vor mir stand, wie ich, von einer Kugel getroffen, stundenlang dalag bis zum Verbluten, was aufgrund meiner ungeheuren Lebenskraft Tage gedauert hätte. Einige Minuten lang konnte ich mich überhaupt nicht bewegen und war schweißnass und gelähmt vor Angst.“⁴

Es brauchte nur einen Monat an der Front, bis seine Stimmung umschlug. Er hatte gerade schwere Kämpfe durchgestanden, als er am 18. April 1918 schrieb:

„Langsam aber sicher breche ich zusammen, und jetzt bin ich schon so weit, dass es mir zu anstrengend ist, krank zu werden. Ich mache einfach weiter wie ein Automat, ich lege mechanisch den Stacheldraht und hebe Schützengräben aus, während ich warte und warte und warte, dass etwas passiert – Ablösung, Tod, Verwundung, irgendetwas, irgendwas auf dieser Welt oder in der Hölle, das all dem ein Ende macht, am liebsten der Tod – der Gedanke an das Nirwana beginnt mich zu hypnotisieren – süßes, ewiges Nichts.“⁵

Die Angst hatte seine Vorstellungskraft abgetötet und ihn in einen weiteren „Automaten“ des Krieges verwandelt.

Mit diesen psychischen Prozessen haben sich Historiker aus verschiedenen Perspektiven befasst. Ich möchte mich hier auf die grausamen Darstellungen des Körpers im Krieg konzentrieren, wie wir ihnen in den Schnappschüssen britischer und amerikanischer Soldaten an der Front begegnen. Es ist erstaunlich, wie häufig die Kamera sich auf die geschundenen Leiber des

3 Walter S. Hunter, *Psychology in the War*, in: *American Psychologist* 1 (1946), S. 479.

4 Lieutenant A. B. Scott, *The Diary*, in: *32nd Division, Artillery & Trench Mortar Memorials*, London 1923, S. 96, Tagebucheintrag vom 17. Juli 1918.

5 Ebd., S. 96, Tagebucheintrag vom 18. Juli 1918.

Feindes richtet. Im Zusammenhang mit dem Vietnamkrieg ist dies oft bemerkt worden, weil die Fototechnik in dieser Zeit die Verbreitung schrecklicher Bilder ermöglichte. Die unhandlichen Kameras zur Zeit des Ersten Weltkriegs besaßen nur wenige „normale Soldaten“; es war ein Kapitalverbrechen, eine solche Kamera an der Front mit sich zu führen. Deshalb sind die meisten Fotos dieser Zeit „offizieller“ Natur, wurden vom Kriegsministerium oder der Regierung in Auftrag gegeben. Ein großer Teil dieser Bilder hatte propagandistische Zwecke. Es verwundert deshalb keineswegs, dass zerrissene Körper darunter kaum auftauchen. Stattdessen haben wir – aus dem Ersten wie aus dem Zweiten Weltkrieg – sorgfältig arrangierte Fotos wie etwa das eines Soldaten, der einem verwundeten Gefangenen in einen Transporter hilft (Abb. 1). Das Foto ist gestellt – man achte auf die ritterliche Pose und das selbstbewusste Auftreten des britischen Offiziers (dem nicht einmal die Zigarre fehlt), und vergleiche sie mit der mürrischen Erscheinung des deutschen Gefangenen. Der britische Offizier trägt sogar einen Pullover, den man als Symbol des zivilen Charakters einer Armee interpretieren mag, in der grundehrliche Leute die Welt gegen den „deutschen Militarismus“ verteidigten.



Abbildung 1

Erst in den 1930er Jahren kam eine kompakte, wenngleich immer noch teure Kamera auf den Markt. Sie veränderte die Bilder vom Zweiten Weltkrieges. Das Fotoarchiv des Londoner Imperial War Museum besitzt um die 100.000 Fotografien aus dem Ersten Weltkrieg, aber weit mehr als zwei Millionen aus dem Zweiten Weltkrieg. Um 1960 erschienen die ersten erschwinglichen, für den Massenmarkt produzierten Kameras – gerade rechtzeitig zum Vietnamkrieg. Das erklärt teilweise, warum Fotografien aus dem Vietnamkrieg so ganz anders wirken als die aus früheren Kriegen. Gewöhnliche Soldaten konnten den Krieg nun auf eine Art und Weise einfangen, die die Regierungsorgane nie erahnt hätten. Anders gesagt, hat die technische Entwicklung den Vergleich zwischen dem Vietnamkrieg und anderen Konflikten, wie dem Zweiten Weltkrieg, verzerrt und zu Mythen geführt wie dem, der Vietnamkrieg sei in besonderem Maße von zerstückelten Leichen geprägt gewesen. Das aber hängt nur damit zusammen, dass die Kriegsfotografie im Vietnamkrieg erst richtig erwachsen wurde und eine Trennungslinie zog zwischen den heroischen Darstellungen des kriegerischen Körpers durch die offizielle Kriegsfotografie und Abbildungen zerstückelter Leichen in den Schnappschüssen.



Abbildung 2

Dennoch gab es Fotos vom Triumph über den Tod des Feindes schon in den beiden Weltkriegen. Das zweite Foto (Abb. 2) trägt den Titel „Deutsche

Überbleibsel“. Dass ein britischer Soldat über den Totenschädeln steht, lässt das Foto zumindest erahnen.



Abbildung 3

Das nächste Foto (Abb. 3) – aus dem Ersten Weltkrieg – zeigt einen deutschen Piloten, der aus seinem Flugzeug stürzt. Solche Bilder gibt es auch aus dem Zweiten Weltkrieg. So existieren unzählige Schnappschüsse von Männern, die vor einem abgeschossenen Flugzeug posieren und über verletzten

oder toten Feinden thronen (Abb. 4: „Überreste eines Baka-Piloten, Okinawa 1945“). Tote Feinde zu fotografieren sollte ausdrücken: „Wir waren da; wir haben den Feind besiegt; wir sind am Leben, und sie sind tot!“ Es war diesen Männern sehr wichtig, dass sie den Feind „gesucht, gefunden und ausgeradiert hatten.“ Ihre kämpferische Tugend war so unter Beweis gestellt.



Abbildung 4

Den Horror des Krieges zeigten diese Fotografien nicht. Viele ihrer Art, wenn nicht die meisten, waren Teil der Glorifizierung des Krieges und des Tötens. Es steht außer Frage, dass viele dieser Schnappschüsse von Menschen aufgenommen wurden, denen durchaus gefiel, was sie sahen – oder was sie getan hatten. Die Aufnahmen waren Erinnerungsstücke, die Taten

für die Nachwelt bewahrten, auf die die Täter stolz waren. So berichtete ein australischer Soldat namens John Henry Ewen – er war 1944 in Bougainville eingesetzt – folgendes:

„Ich kann mich erinnern, wie Onkel Jack mir von einem Skelett im letzten Krieg [dem Ersten Weltkrieg] erzählt hat, das einen Hundekuchen in der Hand hielt. Als ich vor ein paar Tagen auf dieses Japsen-Skelett nah am Weg stieß, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, etwas mit ihm anzustellen. Ich hatte gerade damit zu tun, Wegweiser aufzustellen, also setzte ich ihn unter den Wegweiser und fixierte seinen Arm so, dass er den Weg hinauf zeigte. Ein paar Büschel trockenes Gras als Haare, den Blechhelm auf den Schädel, und schon sah er ziemlich gut aus. Ich wünschte mir, ich hätte eine Kamera dabei gehabt.“⁶

Ein Vietnam-Soldat erinnerte sich, dass Männer seiner Einheit ihre Stiefel auf die Brust eines von Granatsplintern durchsiebten Körpers setzten, „während die Kameraden ihre *Instamatics* herausholten und Aufnahmen für die Freundinnen zuhause machten“.⁷ Der Einfluss der peer-group in Verbindung mit der verführerischen Macht der Selbstdarstellung kann kaum unterschätzt werden. So beschrieb zum Beispiel der siebzehnjährige John Cruze, wie er und seine Kumpels die Leichen von zwei Vietcong, die sie getötet hatten, ins Lager zurückschleiften:

„Als wir ins Basislager zurückkamen, prahlte jeder „Oh, wow! Wir haben zwei Typen!“ Sie packten sie an die Seite dieser Steinmauer, und jeder machte Fotos. Natürlich musste ich auch mit drauf.“⁸

Ein Mann, der die Ohren der von ihm getöteten Männer sammelte, meinte, er würde sie ausstellen, „so wie ein Angler für ein Foto seine Riesenforelle hoch hält.“ Beides, die Ohren und die Aufnahmen, nannte er „Trophäen“.⁹

In dieser Sprache der Fotografie hört man das Echo vielfältiger Formen der Entmenschlichung, die besonders der Darstellung feindlicher Leichen nicht fremd war. Indem man die Deutschen und die Japaner als unmenschlich klassifizierte, machte man sie zum Freiwild. Tatsächlich stammen die beliebtesten Metapher des Massenmordes aus dem Jagdsport. Die Feinde waren „Exemplare“, die man „einsacken“ musste. In den Krieg zu ziehen war dasselbe wie eine „Bluttaufe“. Im britischen Kontext adelte die Jagdme-

6 Sergeant John Henry Ewen, *Bougainville Campaign*, Buch 1, 1944, S. 68, Australian War Memorial Archiv.

7 Dennis Kitchin, *War in Aquarius. Memoir of an American Infantryman in Action Along the Cambodian Border During the Vietnam War*, Jefferson, NC 1994.

8 John Cruze im Interview mit Kim Willenson, s. Kim Willenson, *The Bad War. An Oral History of the Vietnam War*, New York 1987, S. 63.

9 Mark Baker, *Nam. The Vietnam War in the Words of the Men and Women Who Fought There*, London 1982, S. 49.

tapher den blutrünstigen Krieger, indem sie ihn mit den Weihen eines jahrhundertalten Treibens der Oberschichten ausstattete; in Amerika und Australien war es die Verbindung zum „Pioniergeist“ und zum „wilden Hinterland“, die ähnliche Funktionen hatte.¹⁰ Immer jedoch ging es um emotionale Distanzierung – in sozialer ebenso wie zeitlicher Hinsicht. Außerdem setzte man so den Krieg auf den Grund der „menschlichen Natur“: Es gab (so die Unterstellung) einen Instinkt des Menschen, zu töten. Töten war etwas „Natürliches“.

Freilich darf man das Argument der Entmenschlichung nicht überstrapazieren. Denn immer wieder beharrten Krieger auch auf dem Anspruch, den Feind zu *humanisieren*. Wie ich in meinem Buch *An Intimate History of Killing* gezeigt habe, waren Soldaten oft gerade von Tötungssituationen verstört, in denen sie den Feind nicht sehen konnten. Ein australischer Soldat, der im Zweiten Weltkrieg auf Neu-Guinea kämpfte, drückte diese Angst aus:

„Nebel kriecht den ganzen Tag durch die Bäume, und manchmal kannst du die Hand vor Augen nicht sehen, wenn du im Dschungel versteckt liegst. Die meisten von unseren Jungs haben noch keinen Japsen zu Gesicht bekommen! Du siehst nicht mal den Japsen, der dich erwischt! Es ist, als ob du den großen Unsichtbaren bekämpfst. Diese Japsen sind harte Kämpfer und ihre Tarnung ist perfekt. Sie können sich durchs Unterholz bewegen, ohne einen Laut von sich zu geben oder sich sonstwie zu verraten, es sei denn durch eine – wenn deine Augen gut sind – gelegentliche Bewegung im Unterholz.“¹¹

Diese Art von Krieg war besonders hart für Krieger, die sich mit dem Gegner Auge in Auge messen wollten.

Im Übrigen konnte die Entmenschlichung kontraproduktiv sein, wie der Philosoph William Hocking 1918 feststellte: „Es ist niemals klug, ihn [den Feind] als Unmenschen darzustellen. Denn Wut ... richtet sich gegen etwas anderes; sie personifiziert und schreibt sogar nicht-lebenden Dingen ein Bewusstsein zu. Wenn wir den Feind entmenschlichen, dann ziehen wir ihn aus der Reichweite instinktiver Empörung heraus.“¹²

Anders ausgedrückt: Die Darstellung des Feindes als fremde Spezies kann jegliches Gefühl dafür zerstören, dass er für seine Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden sollte, und es war doch eben diese Verantwortlichkeit, die die Verdammungswürdigkeit des Gegners begründete. Während

10 Hierzu finden sich viele Beispiele in meinem Buch: *An Intimate History of Killing: Face-to-Face Killing in Modern Warfare*, London 1998.

11 Ein australischer Soldat, zitiert in: George H. Johnston, *The Toughest Fight in the World*, New York 1944, S. 127.

12 William Ernest Hocking, *Morale and Its Enemies*, New Haven 1918, S. 56-58.

des Krieges gegen die Japaner im Zweiten Weltkrieg stellten Teile der britischen militärischen Führung die exzessive Entmenschlichung des Feindes in Frage. In einem Bericht von 1944 über die Moral der Truppe warnte Generalmajor Lethbridge davor, dass Gräueltaten den Kämpfenden lediglich verunsichern und kampfuntauglich machten oder davon abhielten, sich aus ihren Flugzeugen zu retten, wenn sie abgeschossen würden.¹³ Die Entmenschlichung des Feindes konnte Ängste verstärken, wenn er als „mysteriöse Erscheinung“ verformt wurde. Die Männer wollten sicher sein, dass ihre Gegner aus „Fleisch und Blut“ waren, auch wenn daraus Schuldgefühle erwachsen konnten.¹⁴ Einen offensichtlich geschlagenen, mit zerborstenem Schädel im Graben liegenden Feind zu fotografieren, konnte den Soldaten so etwas wie Siegesgewissheit vermitteln.



Abbildung 5

-
- 13 Morale (Far Eastern) Inter-Services Committee. Interim Report: Second Draft, 1944, S. 4, in: Public Record Office in London (PRO), WO32/11195. Siehe auch: Morale (Far Eastern) Inter-Services Committee. Minutes of the Eighth Meeting Held in Room 433, Hobart House on Wednesday, 16th August, 1944, S. 4 und 7, PRO WO32/11195.
- 14 Philip Caputo, *A Rumour of War*, London 1977, S. 124. Siehe auch S. 109.

Aber die Bilder handeln nicht nur von der Beziehung zwischen den Toten und den Lebenden. Sie waren auch Teil eines Dialogs der Lebenden untereinander. Die Fotos sandten Signale aus. Eines war an den Feind gerichtet. Abbildung 5 zeigt einen in Burma während des Zweiten Weltkriegs aufgenommenen Schädel eines Japaners, den amerikanische Soldaten an einen Ast gehängt hatten. Aus der Erinnerung eines anderen Soldaten lässt sich entnehmen, warum sie das getan hatten:

„Nach dem Feuergefecht sind wir rausgekommen, um die Frontlinie zu sichern, da hat mein Partner einen Toten gefunden. Ich ging hin, um ihm die Ohren abzuschneiden – einige der Jungs schnitten immer die Ohren ab – und ich wollte nur ein Souvenir haben. Ich hatte vorher schon jemanden geköpft und solche Sachen gemacht, *nicht so sehr, um ein Souvenir zu haben, sondern um Angst und Schrecken zu verbreiten*. Ich dachte, alle machen das. Das dachte ich wirklich. Ich schnitt ihnen die Köpfe ab und legte sie nachts vor meinen Unterstand.“¹⁵



Abbildung 6

Er war nicht der einzige, der einen Totenkopf vor seinem Zelt oder auf seinem Panzer aufrichtete. Ein ganz ähnlicher Ritus bestand darin, dass Männer Fotografien von sich selbst auf den Gegnern hinterließen, die sie getötet hat-

15 Donald Hedges, Interview von J. T. Hanson, A. Susan Owen und Michael Patrick Madden, *Parallels. The Soldiers' Knowledge and the Oral History of Contemporary Warfare*, New York 1992, S. 95.

ten. Richard J. Ford III von der 25. Infanteriedivision der U.S.-Armee in Vietnam erzählte von einem seiner Freunde, der Goldzähne von den Toten zu sammeln pflegte. Dieser Freund hatte auch „ungefähr 100 Fotos von sich machen lassen. Und er ließ immer eins im Feld zurück, wo er einen *gook* erwischte.“¹⁶ Das sollte dem Feind Angst einjagen. Die Soldaten sagten damit: ‚Leg dich nicht mit mir an!‘ Sie versicherten sich damit der eigenen Überlegenheit gegenüber dem geschlagenen Feind, und sie bekämpften die Angst vor dem Gegner, indem sie ihn als bereits vernichtet darstellten. In einem ähnlichen Sinne sind auch die Spielkarten zu verstehen, die amerikanische Soldaten im Dezember 1944 einem getöteten deutschen Gegner auf den Leichnam warfen (Abb. 6)



Abbildung 7

Das andere Signal richtete sich an die Kameraden und das zivile Publikum (siehe Abb. 7). Mit Fotografien, die sie auf dem Schlachtfeld posierend darstellten, bewiesen Männer, dass sie den echten Kampf erlebt und sich auf dem Schlachtfeld bewährt hatten. George Coppard etwa gestand im Ersten Weltkrieg ein, zunächst aus „schauriger Neugier“ alle möglichen Souvenirs gesammelt zu haben. Aber dann hatte er gemerkt, dass die Pickelhauben das

16 Specialist 4 Richard J. Ford, Interview von Wallace Terry, in: *Bloods. An Oral History of the Vietnam War* by Black Veterans, New York 1984, S. 46.

eigentlich beste Souvenir seien, „weil ihre bloße Vorführung im Heimaturlaub suggerierte, dass man ihren ursprünglichen Besitzer getötet hatte.“¹⁷ Manche Soldaten ließen sich mit anderen Symbolen ihrer Tapferkeit ablichten. Ein Beispiel dafür bietet Abbildung 8.



Abbildung 8

Die ursprüngliche Bildunterschrift lautete: „Bei Chateaudun am 14. Juni, kurz vor dem Abflug nach England, posiere ich vor dem Ruder der ME110, das ich nach unserer Schlacht am 11. Mai mitgenommen und der Staffel gezeigt habe: neun Kerben auf dem Stock und eine an meinem Hals.“ Dank dieser Aufnahme hatte der Soldat sein Souvenir, obwohl er es aufgrund der Größe nicht mitnehmen konnte. Anders gesagt, das Foto bot auf Jahre hinaus die Möglichkeit, Macht über die Lebenden auszuüben: Zuhause wurde der Stock mit den Kerben, die für getötete Menschen (oder abgeschossene Flugzeuge) standen, bewundert, und ebenso das fotografische Souvenir des Todes; beide zeugten von der Bedeutung ihres Besitzers im Krieg.

Wie alle Souvenirs aus dem Krieg statteten auch solche Fotografien den Soldaten also mit enormer Macht aus. Ein anderes Beispiel: Der Fallschirm-

17 George Coppard, *With a Machine Gun to Cambrai*, London 1980, S. 73, 90.

jäger Arthur E. „Gene“ Woodley Jr. fröhnte im Vietnamkrieg ebenfalls der Sammelleidenschaft. Und sie zahlte sich aus. Jedes Mal, wenn er zurück ins Basislager kam, stellte er fest, dass er „Drogen, Alkohol, Sex völlig umsonst bekam, weil man sich nicht mit ihm anlegen wollte. Er galt als Killertyp. „Das zeigte, dass ich ein Killer bin. Und es war, wenn man so will, ein Symbol für die Art Männlichkeit, die im Krieg gefragt ist.“¹⁸ „Stolz“ und „Freude“ zeigten sich da, entstellt durch Wut und Leiden.

Diese Rituale des Sammelns und des Erinnerns halfen den Männern dabei, ihr früheres Selbstbild, das an das Gebot „Du sollst nicht töten“ gebunden war, zu verändern. Nun stand das Töten im Zentrum der eigenen Identität und des Selbstwertgefühls. Karnevalistische Rituale des Tötens halfen, eine Identität als Krieger im Kampf auf Leben und Tod zu kreieren, und sie sicherten den Gruppenzusammenhalt: Kameradschaft unter Männern, die sich von ihrer Vorkriegspersönlichkeit und dem zivilen Leben zuhause durch die Ausübung solcher Gewalt weit entfernt hatten. Aber es war eine Gewalt, die erlaubt war. Das machte es möglich, den Identitätswechsel zu genießen. Mikhail Bakhtin spricht in diesem Zusammenhang von „autorisierter Transgression“.¹⁹

Offiziell hießen militärische Stellen solch grausame Fotografien und das „Rummachen“ mit den Körpern toter Feinde nicht gut, aber sie ignorierten entsprechende Usancen der Soldaten und akzeptierten sie als nötig für eine effektive Kampfkraft. Zwar drohte das Militär mit drakonischen Disziplinarmaßnahmen, wenn ein Mann mit dem Körperteil eines Feindes²⁰ aufgegriffen wurde. Aber im Zweifelsfall wurde er kaum auch nur sanft gerügt. Im Zweiten Weltkrieg schmückte ein Magazin sogar sein Titelblatt mit der Freundin eines Soldaten, die einen Totenschädel in den Händen hält, den er ihr aus dem Pazifik geschickt hatte. Abgesehen von der zivilen Komplizenschaft, die sich auf diese Weise kundtat,²¹ waren solche Souvenirs für den Krieger Beweis seiner Kampfleistung und seines Status als kriegerischer Mann. Mit der Groteske konnten die Männer dem Horror gegenüberreten (und ihn überleben). Das Kriegsfoto (und der Eintrag ins Kriegstagebuch) fixierte die Grausamkeit nicht nur, sie machte sie möglich.

Anders ausgedrückt: Die unzähligen Fotografien der Leichen und die blutigen Berichte vom Schlachten in Tagebüchern und in den Briefen nach Hause waren eine Möglichkeit, mit der Zufälligkeit und Allgegenwart des

18 Interview mit Arthur E. „Gene“ Woodley, Jr., in: Wallace Terry, *Bloods. An Oral History of the Vietnam War by Black Veterans*, New York 1985, S. 251.

19 Mikhail Bakhtin, *Rabelais and his World*, Bloomington (Indiana) 1985.

20 Siehe Paul Fussel, *Wartime. Understanding and Behaviour in the Second World War*, Oxford 1989, S. 117.

21 Ein Thema meines Buches (Anm. 10).

Todes fertig zu werden. Sie ebneten den Weg, etwas Erdrückendes, Been- gendes und Elementares zu erfassen, für das die Menschen keine adäquaten Deutungen fanden. Die Philosophin Julia Kristeva hat dafür in ihrem Buch *Pouvoir de l'horreur* die passenden Worte, wenn sie von der Abjektion redet.²² Das Fotografieren des Horrors und das Schreiben darüber wäre dann ein Weg, mit einer Realität fertig zu werden (um es mit Kristeva zu sagen), die mich, wenn ich sie anerkenne, auslöscht, Objekt und Abjektion sind meine Rettungsanker. Genau darin besteht eine der Funktionen von Kriegs- berichten. Sie tragen dazu bei, eine Sprache zu finden – nicht um der „Realität gleichzukommen“, ein unmögliches Unterfangen im Angesicht des Kriegshorror, sondern um jene Realität in den Ablauf des eigenen Lebens einzugliedern.

Auch wenn es mitunter wichtig sein mag, an einem Krieg teilzunehmen, muss der Frieden immer wieder ausbrechen können. Der Akt des Erzählens und des fotografischen „Einrahmens“ von extremer Gewalt mögen es dem Täter erlauben, seine kriegerischen Handlungen in sein „Ich“ der Friedenszeit zu integrieren. Es ist also kein Wunder, dass so viele Kriegsmemoiren geschrieben wurden. Diejenigen, die keinen Weg fanden, ihre Kampf- erlebnisse in ein sprachliches oder visuelles Rahmengenflecht zu bringen, wurden schlichtweg wahnsinnig. Immer wieder begegnet uns das Stammeln von Frontsoldaten, die „es“ nicht mehr „ertragen“ konnten. Das waren Männer, deren gefühlsbetonten Sätze bezeugen, dass „das Gesehene nicht durch Ge- schriebenes erklärt werden kann. Schreiben ist nicht mein Ding. Kämpfen auch nicht. Lass die, die kämpfen wollen, doch kämpfen. Ich werde es nie mögen, nein, niemals“. So ein Mann vom Krankenbett aus. Ein anderer ver- störter Soldat, der eine Zeit lang in einer Nervenlinik der Armee lag, sagte: „Ich gebe zu, ich bin ein Feigling. Ein verdammter, blöder Feigling, und ich will lieber ein lebendiger Feigling sein, als ein verdammter toter Held.“²³ Es gibt viele Berichte dieser Art, auch solche mit genaueren Beschreibungen der Angst, wie den eines Soldaten, den man nach der Schlacht an der Somme zu seiner Mutter geschickt hatte und der es in einfachen Worten ausdrückte: „Es macht mich krank im Kopf, daran zu denken.“²⁴ Shawn O’Leary, Dichter und Frontsoldat im Zweiten Weltkrieg, brachte es in seinem Gedicht von 1941 auf den Punkt, als er schrieb:

Und ich –
Ich schneide Grimassen und plappere wie ein Affe.

22 Julia Kristeva, *Pouvoir de l'horreur*. Essai sur l'abjection, Paris 1980.

23 Unbekannter Soldat in einem Rehabilitations-Krankenhaus, in: Dorothy Scholes, *Papers of Miss Dorothy Scholes*, ohne Seitenzahlen, Wigan Archives Services D/DZ.EHC und Joanna Bourke (Hg.), *The Misfit Soldier*. Edward Casey's war story, 1914–1918, Cork 1999, S. 32.

24 Private Arthur H. Hubbard, Briefe von Mai – November 1916, IWM.

Aber was kann ich sagen, was tun?
Es gibt kein Sprechen und kein Tun.²⁵

Hier sind wir nun bei der Ironie der Bilder angelangt, die ganz anders ist als die der Worte. Fotografische Zeugnisse sind nicht dasselbe wie Tagebuch- oder Briefzeugnisse. Weil der Schnappschuss von vielen Menschen als „authentisch“ eingestuft wird, hat er eine zweifache Macht, von denen die eine einen „tödlichen Stachel“ in sich trägt. Aufgrund seiner Authentizität sieht der Soldat im Foto eine machtvolle Quelle seiner Identität. Berge von literarischen Beschreibungen der soldatischen Kampfkraft in Briefen oder Tagebüchern konnten nicht so sicher beweisen, dass der Soldat ein echter „Krieger“ war, wie das fotografische Dokument des Soldaten, der vor seinem getöteten Feind posierte.

Aber dieser Anspruch auf „Authentizität“ kann eine semantische und moralische Eigendynamik entwickeln. Das Foto ist nicht nur ein Identitätsdokument, es ist auch ein eigenständiger Gegenstand, der abrupt seine Bedeutung verändern kann. Wenn sich nur geringfügige Verschiebungen im Publikum ergeben, wird das Foto zum Beweismittel für eine Gräueltat – wie die Aufnahmen von Ronald L. Haeberle vom Massaker in My Lai, 18 Monate nachdem er sie gemacht hatte. Was in My Lai am 16. März 1968 geschah, ist bekannt: Kurz nach 8 Uhr morgens betraten 105 amerikanische Soldaten der Charlie Company der 11. Brigade der Americal Division das kleine Dorf Son My (von den Amerikanern My Lai genannt), das an der nordöstlichen Küste Südvietnams liegt. Als sie sich zum Lunch niederließen, hatten sie Hunderte unbewaffnete Zivilisten zusammengetrieben und abgeschlachtet. Innerhalb dieser wenigen Stunden hatten die Soldaten Frauen sexuell gefoltert und vergewaltigt, Vaginas mit Messern aufgeschlitzt, Zivilisten mit dem Bajonett aufgespießt, Tote skalpiert, Vieh geschlachtet und Hütten in Brand gesteckt. Sie hatten das Feuer eröffnet auf Gruppen wehrloser alter Männer, Frauen, Kinder und Babys. Zu keiner Zeit waren die Soldaten auf gegnerisches Feuer oder irgendeine Form der Gegenwehr gestoßen – nur auf flehentliche Bitten. Nach dem Massaker brannten sich die Männer der Charlie Company ihren Weg durch weitere Dörfer, bis sie schließlich ans Meer kamen, wo sie ihre Uniformen auszogen und schwimmen gingen.

Bei alle dem war mindestens ein Fotograf anwesend – Ronald L. Haeberle. Er sprach darüber, wie es zu diesen Bildern kam. Er benutzte das Wort „schießen“, womit er „ein Foto machen“ und „töten“ meinte:

„Wir landeten am Rande des Städtchens, auf der linken Seite. Wir waren etwa 25 und gingen direkt ins Dorf. Es gab kein gegnerisches Feuer. Die

25 Shawn O’Leary, *Shell Shock*, in: *Spikenard and Bayonet. Verse of the Front Line*, Melbourne 1941, S. 20.

Männer waren drauf und dran, diese Leute zu erschießen ... Ich rief ‚Moment‘ und schoss mein Bild. Als ich weiterging, hörte ich, wie die M-16 abgefeuert wurden. Aus dem Augenwinkel konnte ich die Körper fallen sehen, aber ich habe mich nicht umgesehen ...“

Das Heimtückische der Kriegsfotografie besteht darin, dass der Fotograf meist nicht als Akteur der Geschehnisse auftritt – sondern lediglich als Chronist der authentischen Erfahrung. Haerberle glaubte damals nicht, ein Kriegsverbrechen zu dokumentieren. Er fotografierte ganz einfach „ein neutrales Ereignis“. Es war ihm offensichtlich nicht bewusst, dass er etwas Außergewöhnliches oder moralisch Verwerfliches beobachtete. Haerberle machte an diesem Tag viele Aufnahmen – niemand hielt ihn auf, niemand schien etwa beunruhigt ob der Vorstellung, beim Verüben von Kriegsverbrechen fotografiert zu werden. Offensichtlich war nicht einmal *er* selbst beunruhigt. Jahre später erinnerte sich Haerberle an das, was passiert war, und an seine eigene moralische Verwirrung. Er beschrieb zum Beispiel, wie er einen kleinen Jungen fotografierte:

„Ich bemerkte diesen kleinen Jungen, dem man in den Fuß geschossen hatte. Der Fuß war zum Teil abgerissen, er ging auf eine Gruppe Toter zu, um nach seiner Mutter zu suchen. Ich nahm die Kamera vors Auge, ich wollte gerade ein Foto von ihm machen. Ich sah den GI zuerst nicht, der neben mir kniete und mit seinem M-16 Maschinengewehr auf das Kind zielte. Auf einmal hörte ich es krachen, und durch meinen Sucher sah ich, wie das Kind auf den Haufen Toter drauf fiel. Der GI stand auf und ging einfach weg. Kein Bedauern. Nichts. Die anderen Soldaten reagierten kalt – sie starrten ins Nichts, als ob das jeden Tag vorkäme, sie dachten, sie müssten es tun, und so taten sie es. Das war ihr Job.“²⁶

Dieser Bericht über das, „was passiert“ war, ist nicht ganz unschuldig. Denn der Fotograf war am Abschlichten dieser Menschen beteiligt. Er tat nichts, um es aufzuhalten, protestierte nicht dagegen. Er „schoss“ den kleinen Jungen – durch die Linse der Kamera, so wie die anderen Soldaten durch den Lauf ihrer Gewehre schossen. Und dass er „nur seinen Job machte“, war geradezu der Grund dafür, dass er nicht protestierte:

„Ich machte einfach weiter Bilder. Das war mein Job als Fotograf, Bilder zu machen, das ist eine normale Reaktion bei mir, wenn ich eine Kamera habe, nehme ich sie einfach und schieße drauf los, versuche einzufangen, was um mich herum passiert. Manchmal fühle ich mich, als ob die Kamera dann die Führung übernommen hat. Ich hielt sie vor mein Auge,

26 Michael Bilton / Kevin Sims, *Four Hours in My Lai. A War Crime and its Aftermath*, London 1992, S. 132f.

schoß, nahm sie wieder runter. Nichts war vorher überlegt, nur die normale Reaktion eines Fotografen.“

Für all diese Soldaten war die „Erschießung“ der Dorfbewohner einfach nur Teil der „normalen Reaktion“ von Menschen, die „ihren Job machten“. Es gab keine andere moralische Reaktion. Und den Mann, der hinter seiner Kamera hockte, schützte die Ästhetik des Tötens.

Als die Gräueltat aufgedeckt wurde, glaubten nur wenige Amerikaner, dass amerikanische Krieger eine solche Tat hätten verüben können. „Unsere Jungs würden so was niemals tun. Da steckt was anderes dahinter,“ meinte ein Mann. Und der Gouverneur von Alabama: „Ich kann nicht glauben, dass ein amerikanischer Soldat mit Absicht einen Dorfbewohner erschießen würde ... Alle Gräueltaten dieses Krieges wurden von Kommunisten verursacht.“²⁷ Trotz der vielen Zeugenaussagen und schriftlichen Beweise des Gegenteils weigerte sich ein Großteil der Bevölkerung, zu glauben, was passiert war – bis sie Bilder davon auf allen Titelseiten ihrer Zeitungen zum Frühstück präsentiert bekamen. Dank der Existenz dieser Fotos wurde William „Rusty“ Calley (der verantwortliche Offizier an diesem Tag) wegen Mordes „an einer unbekannt Anzahl orientalischer Menschen“ in My Lai vor Gericht gestellt. Was zuerst seine Identität gesichert und bewiesen hatte, und dass sie „es gut gemacht hatten“ – sie hatten „den VC gefunden, ihn gestellt und vernichtet: die Tagesmission erfüllt“ –, das wurde zum ikonographischen Beweis einer Gräueltat.

Als Historiker müssen wir der scheinbaren Authentizität der Fotografien widerstehen. Wie Briefe und Tagebücher lügen sie. Wir sollten nicht aus den Aufnahmen von in Siegerpose dastehenden Kriegern schließen, dass sie tatsächlich siegreich waren. Überhaupt können Schnappschüsse, wie jeder „Beweis“, Lügen erzählen. Viele Männer wurden mit Leichen fotografiert, die sie nicht getötet hatten – und viele Soldaten der kämpfenden Truppe sahen darin eine besonders bössartige Lüge. Feldwebel Jarvi äußerte sich zu diesem Missstand. Er bat einen Kriegskorrespondenten:

„Klärt die Leute zu Hause über die Sache mit den Souvenirs auf. Die denken alle, dass du keinen Kampf erlebt hast, außer du kommst nach Hause mit einem Schwert oder den Zähnen eines Japsen. Aber hör zu ..., meistens sind es gerade die Frontsoldaten, die keine Souvenirs abbekommen. Wir töten die verdammten Japsen und müssen dann weiter, um noch mehr zu töten. Wir haben keine Zeit, um irgendwelche Souvenirs aufzuheben [oder, so hätte er auch sagen können, um Fotos zu machen, J.B.]. Dann kommen diese Hofhunde aus der Etappe nach ein paar Tagen,

27 Edward M. Opton, *It Never Happened and Besides They Deserved It*, in: Nevitt Sanford / Craig Camstock (Hg.), *Sanctions for Evil*, San Francisco 1971, S. 62.

wenn's dann sicher ist, und sahen richtig ab, ohne auch nur einen Schuss abgekriegt zu haben.“²⁸

Sieht man einen Mann über einem Toten posieren, den Fuß auf ihn gestellt, so dokumentiert das eine Art Eigentumsanspruch, der mit seinen tatsächlichen Erlebnissen nicht unbedingt etwas zu tun haben muss. Es kann auch etwas ganz anderes bedeuten. Die Menschen, die die Schnappschüsse machen, sind oft diejenigen, die den Frontsoldaten nachfolgen, um das Schlachtfeld „abzuräumen“.

An dieser Stelle muss eine Warnung ausgesprochen werden. In diesem Beitrag habe ich bewusst die Aufmerksamkeit auf Ähnlichkeiten zwischen drei Kriegen gerichtet. Aber es gab auch gewaltige Unterschiede. Auf die eminente Bedeutung der Fototechnik für die Darstellung des Körpers im Krieg habe ich hingewiesen: Sie förderte die immer größere Verbreitung von unheroischen und toten Körpern ungeheuer. Man könnte viele andere Unterschiede anführen. Je „fremdartiger“ der Feind, desto schlimmere Bilder zeitigt der Krieg. Deshalb gibt es keine Gegenstücke vom europäischen Kriegsschauplatz zu den Schnappschüssen, die im Zweiten Weltkrieg im Krieg im Pazifik gemacht wurden, jedenfalls nicht bis zur Befreiung der Vernichtungslager gegen Ende des Krieges. Außerdem gab es wesentlich mehr Bilder von Gräueltaten im Vietnamkrieg als in den beiden Weltkriegen. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, waren die Vietnam-Soldaten viel eher bereit, Gräueltaten zuzugeben, ob sie nun damit angaben oder sich schämten.

Der seit den 1960er Jahren üblich gewordene selbstreflexive, psychoanalytische Stil der Kriegsmemoiren sorgte dafür, dass die Erinnerungen an das Schlachtfeld detaillierter und persönlicher gehalten waren als vorher und den Charakter einer Beichte annahmen. Fotografien bildeten einem festen Bestandteil des Anspruchs der Täter auf Authentizität. Während der beiden Weltkriege konnte das mutwillige Töten von Zivilisten noch als Beweis für die Bestialität des Krieges, mit der man sich am besten nicht weiter beschäftigte, durchgehen. Im Verlauf des Vietnamkrieges wurden solche Taten als Verbrechen verdammt, und den Tätern unterstellte man, ihrem Gewissen bloß Erleichterungen verschaffen zu wollen.

Viele gesellschaftliche Gruppen und Institutionen verfolgten ihre eigenen politischen und moralischen Interessen, den Vietnamkrieg als *besonders* grausam darzustellen: Die Armee wollte damit von der generell grausamen Natur des Krieges ablenken; die Veteranen wollten mit dem Schrecklichen, das sie gesehen, erlebt und verübt hatten, die Schuld für diese exzessive Gewalt von den eigenen blutverschmierten Händen weg auf die Regierung schieben; die Menschen „zu Hause“ in Amerika, für die der Verlauf dieses

28 Feldwebel Jarvi, zitiert in George P. Hunt, *Coral Comes High*, New York 1946, S. 46.

Krieges immer verwirrender wurde, konnten durch die Konzentration auf einen nur vage einzuordnenden Ort namens „Vietnam“ meinen, dass das eigentliche Problem in der bestialischen Natur dieses speziellen Krieges lag, anstatt ihre eigenen Annahmen als politische Falken (oder Tauben) zu hinterfragen. Für alle, die ihn kommentierten, wurde Vietnam das Problem – nicht aber sie selber.

Wenn man diese Unterschiede beiseite lässt (über die sich noch viel sagen ließe), ist festzustellen: Darstellungen der grausamsten Begegnungen von Angesicht zu Angesicht finden sich aus allen Kriegen. In den Worten und in den Bildern entfernte sich der heroische Körper immer weiter vom Horizont seines früheren Ich. Die Krieger, für die der Krieg ein „Danach“ hatte, brauchten eine enorme Phantasie, um ihre furchtbaren Erfahrungen im Kampf zu überleben (emotional und psychisch). Auge in Auge mit dem Feind agierten die Frontsoldaten mit ungeheurer Brutalität. Diese Soldaten waren nicht von Natur aus grausam – die meisten waren gezogen worden und fühlten sich an der Ladentheke wohler als auf dem Schießstand. Und den meisten wurde nur wenig militärische Ausbildung zuteil. Es handelte sich um junge Männer, die auf den unaussprechlichen Terror (und nichts anderes ist die Schlacht) reagierten, indem sie eine Sprache suchten, eine Form der verbalen oder visuellen Darstellung, die es ihnen ermöglichte, den Unsinn des Kampfes in Sinn zu transformieren. Sogar mitten in der unbegreiflichen Unvernunft eines modernisierten Massenmordes konnten Krieger eine Wahrheit finden, einen Weg, Realität zu ‚objektivieren‘, sie in einer Aufnahme festzuhalten, die nach Hause mitgenommen werden konnte, um sie daran zu erinnern, wer sie waren, als sie als „Touristen in der Hölle“ waren, und wer sie jetzt waren.

(Hinweis zu den Abbildungen: alle nach Vorlagen in der Privatsammlung der Autorin.)

Wenn Soldaten vom Töten schreiben – Zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914 – 1918

ARIBERT REIMANN

Wenn vom „massenhaften gegenseitigen Töten im Krieg“ die Rede ist, dann muss der Erste Weltkrieg in der Diskussion eine besondere Stellung einnehmen. Selbst im Vergleich mit den Napoleonischen Kriegen oder mit den deutschen Einigungskriegen nahm der massenhafte Kriegstod zwischen 1914 und 1918 ein Ausmaß an, das historisch bis dahin einzigartig war. Das Töten und Getötet-Werden im Krieg wurde damit von einem Gesprächsthema unter Kriegsveteranen zu einem gesellschaftlichen Massenthema, das buchstäblich bis in jede einzelne europäische Familie reichte. „Töten im Krieg“ – das war nicht mehr nur ein Thema für Kameradschaftsabende und Schlachtenmaler, sondern in den guten Stuben und an den Küchentischen der Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften stand diese Grenzverletzung der Zivilisation überall potenziell im Raum. Gleichzeitig markierte der Erste Weltkrieg auch einen qualitativen Sprung in der Kultur des kriegerischen Tötens. Die Industrialisierung des Tötens an der Front, in der Luft und auf hoher See veränderte das Töten vom ehemals mehr oder weniger ritterlichen Nahkampf zu einer zunehmend indirekten Distanzhandlung mit Hilfe von Maschinengewehren und Granatwerfern, mit Artillerie-Batterien, von Flugzeugen abgeworfenen Bomben oder Untersee-Torpedos. Getötet wurde immer häufiger der unsichtbare Gegner.

Auf den Widerspruch zwischen traditionellen Kriegsbildern, Kriegserwartungen und der Schlachtenromantik des neunzehnten Jahrhunderts einerseits und der Realität an den Weltkriegsfronten andererseits ist immer wieder

hingewiesen worden.¹ Entscheidend waren in diesem Zusammenhang aber auch die semantischen Deutungsmechanismen, die das massenhafte gegenseitige Töten ermöglichten und mit „Sinn“ erfüllten. „Sinn“ kann in diesem Zusammenhang nur eine neutrale, in sich schlüssige Bedeutungsstruktur meinen, die den Krieg nicht „sinnvoll“, aber eben doch zumindest „sinnhaft“ erscheinen ließ, d.h. den Krieg mit Möglichkeiten schlüssiger Deutungen – positiven oder negativen – ausstattete. Auch wenn die Umschreibungsstrategien der Zeitgenossen zuweilen dem direkten wissenschaftlichen Interesse am Töten im Krieg im Wege zu stehen scheinen, so gehören sie doch zu seinen historisch notwendigen kulturellen Rahmenbedingungen. Ohne die kulturell vermittelten Möglichkeiten der Wahrnehmung, der Deutung und der Praxis des Tötens ist schlechterdings der Krieg als Ereignis weder möglich noch für die historischen Wissenschaften analytisch zu verstehen. Zeitgenössische Deutungen sind somit nicht nur Umschreibungen eines weithin verschwiegenen Sachverhalts, sondern auch die mentalen Voraussetzungen des kriegerischen Tötens, insofern sie integraler Bestandteil soldatischer Motivation waren und gleichzeitig durch ihre abschwächende und häufig verharmlosende Funktion die Fortsetzung des Tötens im Krieg sozial und kulturell abfederten. Diese Doppelfunktion repräsentiert damit sowohl die bedeutende als auch die praktische Seite sozialer Diskurse im Krieg. Dabei soll an dieser Stelle die Feldpost deutscher und britischer Kriegsteilnehmer von der vordersten Front im Mittelpunkt stehen.

Die Feldpostforschung nimmt seit etwa 20 Jahren eine zentrale Rolle innerhalb der sog. „neuen Militärgeschichte“ ein, wobei sich die Erkenntnisinteressen und inhaltlichen Akzente verschoben haben. Während zu Beginn der Wiederentdeckung der Feldpost² die Hoffnung vorherrschte, man werde

1 Vgl. Jost Dülffer / Karl Holl (Hg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914*. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986; Bernd Ulrich, *Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914*, in: Wolfram Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992, S. 110–126. Wie realistisch der deutsche Generalstab bereits im August 1914 den kommenden Krieg einschätzte, analysiert Stig Förster, *Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871–1914. Metakritik eines Mythos*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 54 (1995), S. 61–95; vgl. daneben auch die grundsätzlichen Bemerkungen zur im 20. Jahrhundert neu entstehenden Kategorie des „totalen Krieges“ und ihrer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft bei Roger Chickering, *Total War. The Use and Abuse of a Concept*, in: Ders. / Stig Förster (Hg.): *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1971–1914*, Cambridge 1999, S. 13–28.

2 Das Interesse an der Feldpost ist nicht neu. Bereits in der unmittelbaren Folge des Krieges wurden erste Versuche unternommen, sich dem Material analytisch zu nähern. Als inzwischen klassische Referenz sie hier genannt: Leo Spitzer: *Italienische Kriegsgefangenenbriefe. Materialien zu einer Charakteristik der volkstümlichen italienischen Korrespondenz*, Bonn 1921. Die neuere Feldpostforschung setzte mit Peter Knochs Aufsätzen ein, von denen hier nur der bekannteste erwähnt sei: ders., *Feldpost – eine un-*

nun direkt und authentisch vom Krieg erfahren, hat sich in den vergangenen Jahren die Erkenntnis durchgesetzt, dass in den Briefen erstaunlich wenig über den Krieg selbst zu lesen ist. Ohne an dieser Stelle weit ausholende theoretische Bemerkungen einzuflechten, soll nur darauf hingewiesen sein, dass die soldatischen Kriegsbriefe statt dessen als Sedimente privater Diskurse analysiert werden können, die Deutungen und Sinn zwischen Front und Heimat hin- und hertransportierten. Front und Heimat arbeiteten im Gesprächsmedium des Briefes an einer gemeinsamen Sinnsuche.³ Und diese Sinnsuche hatte zumindest implizit diejenigen Aspekte des Krieges mit zu integrieren, die in Friedenszeiten, die gewöhnlich den Hintergrund der Sozialisation der Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen darstellten, nicht sinnhaft in die eigene Lebenswelt zu integrieren gewesen wären. Das Töten im Krieg war damit eine grundsätzliche Herausforderung der zeitgenössischen Deutungsangebote und verlangte nach besonderen kommunikativen, semantischen und kulturellen Vermittlungsinstanzen und -praktiken, um die sinnhafte und gelungene Sprache im und vom Krieg möglich zu machen. Die außergewöhnlichen Erfahrungen von Krieg und Gewalt sind für die nachholende empirische historische Wissenschaft also nur im Kontext ihrer textuellen und kulturellen Gebundenheit zu interpretieren.⁴

Der allergrößte Teil der hier untersuchten Soldatenbriefe aus dem Ersten Weltkrieg blendete in der Tat im Gespräch mit den Angehörigen daheim das

entdeckte historische Quellengattung, in: *Geschichtsdidaktik* 11 (1986), S. 154-171. Die Feldpostforschung hat seitdem große inhaltliche und methodische Fortschritte gemacht. Vgl. Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997; ders., *Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen*, in: Klaus Beyrer / Hans-Christian Täubrich (Hg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Heidelberg 1996, S. 163-171. Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997; ders., *„Militärgeschichte von unten“*. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 473-503; Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 56 (1997), 1-30; ders., *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn 1998.

- 3 Zu den Geschlechterverhältnissen im Krieg Klaus Latzel, *Die Zumutungen des Krieges und der Liebe – zwei Annäherungen an Feldpostbriefe*, in: Knoch (Hg.): *Kriegsalltag* (Anm. 2), S. 204-221. Ausführlicher zum hier gewählten Vorgehen Aribert Reimann, *Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse. Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkriegs*, in: Nikolaus Buschmann / Horst Carl (Hg.): *Die Erfahrung des Krieges. Von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Perspektiven einer Erfahrungsgeschichte*, Paderborn 2001, S. 173-193.
- 4 Diesem Problem widmet sich neben Latzel, *Kriegserlebnis* (Anm.2), in einem größeren historischen Zusammenhang und mit der notwendigen theoretischen Reflexion der *Sammelband von Buschmann/Carl* (Hg.) (Anm. 3).

Töten weitgehend aus – es wirkten Zensurmaßnahmen, viel mehr aber noch die „innere“ Zensur der Soldaten, die aus der Rücksicht auf die Familienangehörigen resultierte.⁵

Ein Hauptthema der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion um die ‚Kultur des Krieges‘⁶, d.h. die Praxis und Deutung gewalttätiger Konflikte, ist die Frage nach der anthropologischen Dimension sowohl der Praxis der Gewalt als auch ihrer sozialen und kulturellen Legitimation.⁷ Eine Detailuntersuchung zur Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg kann hier keine grundlegenden Erkenntnisse zur Unterstützung anthropologischer Spekulationen anbieten. Kriege sind als soziale und kulturelle Ereigniskomplexe immer in ihrer spezifischen und historisch bedingten Situativität zu betrachten. Die historische Interpretation wird sich demgemäß tunlichst von verallgemeinern, vorgeblich in der ‚menschlichen Natur‘ angelegten Interpretamenten fernhalten müssen. Dagegen bietet eine historisierende Perspektive, die an dieser Stelle angeboten werden soll, die Aussicht, die kulturellen Bedingungen der Möglichkeit des kriegerischen Tötens bzw. der zeitgenössischen Sinnstiftungen des Tötens herauszuarbeiten.

Die Feldpost war kein Medium der Berichterstattung. Entgegen den Hoffnungen der Alltagsgeschichte der achtziger Jahre stoßen Historiker in ihr nicht auf Tatsachenberichte oder die ‚Wahrheit‘ der einfachen Soldaten – die Wahrheit ‚von unten‘, die des ‚kleinen Mannes‘.⁸ Sondern sie sehen sich mit einer Quellengattung konfrontiert, die sich in erster Linie durch ihre diskursive Funktion definiert: Feldpostbriefe wurden geschrieben, um fami-

5 Vgl. dazu Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: *Wirkendes Wort* 42 (1992), S. 295-314, die in diesem Zusammenhang von einer ‚kommunikativen Norm der Unaufrichtigkeit‘ spricht. Weiterhin grundlegend: Ulrich, *Feldpostbriefe* (Anm. 2).

6 Vgl. z. B. John Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Reinbek 1995; historisch spezifischer Niall Ferguson, *The Pity of War*, London 1998, S. 339-394, der sich den verschiedenen Antrieben widmet, die die Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkriegs zum Durchhalten motivierten, aber auch Grausamkeiten und Brutalitäten hervorbrachten. Ferguson identifiziert eine Mischung aus instinktiver Aggressivität, kameradschaftlich konnotierter Gewalt gegenüber dem Gegner und situativem Pragmatismus als Hintergrund des Tötens an der Front. Die theoretisch fundierteste und empirisch dichteste Analyse findet sich bei Joanna Bourke: *An Intimate History of Killing. Face-to-face killing in twentieth-century warfare*, London 1999, die sich vom Ersten Weltkrieg bis zum Vietnam-Krieg detailliert mit dem praxeologischen und rituellen Kontext des Tötens im Krieg beschäftigt.

7 Burkhard Gladigow, *Homo Publice Necans: Kulturelle Bedingungen kollektiven Tötens*, in: *Saeculum* 37 (1986), S. 150-165. Zum Ersten Weltkrieg vgl. z. B. die psychohistorisch ausgerichtete Interpretation bei Bernd Ulrich, *Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien. Das Beispiel Erster Weltkrieg*, in: Heinrich v. Stietencron/Jörg Rüpke (Hg.), *Töten im Krieg*, Freiburg/München 1995, S. 399-419.

8 So z.B. die Aufsatzsammlung von Wette (Anm. 1).

liäre und andere persönliche Kontakte aufrechtzuerhalten. Sie waren eine Art „Kitt“ der Kriegsgesellschaft und wurden von den militärischen Behörden als Stütze der Moral der kämpfenden Einheiten für ebenso wichtig erachtet wie die regelmäßige Verpflegung oder nachvollziehbare Urlaubsregelungen. Die Funktion der Feldpost war eine lebensweltlich-strukturelle: Im Vordergrund stand der Erhalt sozialer Bindungen. Detaillierte und farbige Schilderungen des alltäglichen Kampfes an der Front konnten sich da nur störend auswirken. Das wissenschaftliche Interesse am Töten im Krieg muss also methodische Umwege beschreiten, um die Deutungsnormen der Kriegsteilnehmer analysieren zu können. In diesem Sinne sind die vorliegenden Feldpostbriefe daraufhin auszuwerten, mit welchen sprachlichen Mitteln, Strategien der Schilderung oder der Umschreibung, narrativ erzeugten Kontexten, Bildern und Metaphern die Soldaten das Faktum des Tötens an der Front gestalteten. Dass diese sprachlichen Mittel wiederum an die soziale Funktion der Feldpost rückgebunden waren, entwertet die Befunde nicht, sondern ermöglicht einen Einblick in alltägliche soziale Deutungsräume, deren Charakter und Grenzen den Zeitgenossen nur in den seltensten Fällen explizit bewusst waren. Untersucht werden also nicht faktische Tatbestände des Tötens an den Fronten des Ersten Weltkriegs, sondern die Formen und Praktiken sozialer Kommunikation darüber unter den Bedingungen des allgegenwärtigen Kriegstods.

Über den neuen Charakter dieses Krieges wurden die Familien daheim durchaus informiert. Ein englischer Soldat schilderte die Situation des modernen Krieges auf Distanz folgendermaßen:

Die Gräben der Deutschen waren etwa 100 Meter vor uns, aber wir haben nicht einen von ihnen gesehen. In dieser Art von Kampf kann man an einigen Abschnitten tagelang in den Gräben sein, ohne jemals einen Deutschen zu sehen.⁹

Andere berichteten von gelegentlichem Sichtkontakt: „Man kann die deutschen Gräben von hier aus sehen, sie reden und bei der Arbeit pfeifen hören, und manchmal kann man sie auf dem Grabenrand stehen sehen.“¹⁰ Doch die Scharfschützen auf beiden Seiten setzten der Neugier enge Grenzen – wie z.B. Hauptmann P. zu berichten wusste:

9 R. H., Department of Documents im Imperial War Museum London (IWM), ConShelf, am 26. Nov. 1914: „The German trenches were about 100 yards in front of us but we never saw any of them. In this kind of fighting one goes for days in the trenches in some parts of the line and never sees a German.“ Hier und im Folgenden alle Übersetzungen durch den Autor.

10 M.F.G., IWM 88/25/1, am 14. März 1915: „One can see the German trenches from here and hear them talking and whistling at their work and sometimes see them standing on top.“

“Es ist nicht ratsam, tagsüber über den Grabenrand zu schauen. Man muß Periskope und Schießscharten benutzen. Obwohl man mit den letzteren vorsichtig sein muß, weil die deutschen Scharfschützen sie sehen können. Allerdings kann man auch *ihre* Schießscharten ausfindig machen, den Mann dahinter sich bewegen sehen und ihm eine zu verpassen versuchen.“¹¹

„Ihm eine verpassen“ (so lässt sich sinngemäß „to have a plug at him“ übersetzen) – hier drückte sich die Kriegssicht eines Angehörigen der gebildeten englischen Oberschicht aus, der sich in einer Art sportlichem Wettkampf wähnte, ohne dass ihm die tödlichen Folgen seines Tuns der Rede wert gewesen wären. In derartigen Sätzen ähnelt der Krieg eher einer Jagd oder einem Tontaubenschießen als den mörderischen Materialschlachten. Das Töten auf Distanz kann hier als eine erste mögliche semantische Präsentationsform der Frontsituation im Ersten Weltkrieg festgehalten werden. Die Abstraktionsleistung der modernen Waffentechnik ermöglichte sprachliche Interpretationen, die den Grabenkrieg an der Westfront nicht nur in die Nähe des ritterlichen sportlichen Wettkampfs rückten, sondern – in anderen sozialen Zusammenhängen – auch die Professionalisierung des Kriegshandwerks betonten. Den Gegner an der Front zu töten, das konnte auch als „Job“ oder als „Arbeit“ bezeichnet werden, die möglichst gut, d.h. professionell erledigt werden musste – eine Haltung, die sich im Zuge der fortschreitenden Spezialisierung und Professionalisierung des Kriegshandwerks bis zu den hochqualifizierten Kampfpiloten unserer Tage verfolgen lässt.

Eine weitere sprachliche Deutungsvariante ist die Opferrolle, die sich aus der direkten Konfrontation mit dem gewaltsamen Tod ergab.¹² Über das Töten im Krieg sprach man im Brief vorzugsweise dann, wenn eigene Opfer zu beklagen waren, und man malte die entsprechenden Szenen auch weitaus grauenvoller und anschaulicher aus als das Töten des Gegners auf Distanz. Verschwiegen wurde gegenüber den Familien für gewöhnlich also nicht das erlittene Grauen, sondern das aktive Töten. Das Getötet-Werden unterlag keinem vergleichbar starken sprachlichen Tabu:

11 H. P., IWM ohne Signatur, am 24. Mai 1915: „It doesn't do to look over the top during the day. You have to use periscopes + loopholes. Though you have to be careful of the latter as the German snipers spot them. Also you can spot *their* loopholes + see the man moving about behind it + have a plug at him.“

12 Zur „Opfer“-Semantik vgl. Ulrich Linse: ‚Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden!‘ – Zur Resymbolisierung des Soldatentodes, in: Klaus Vondung (Hg.), *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen 1980, S. 262-274; Paul Fussell, *Der Einfluß kultureller Paradigmen auf die literarische Wiedergabe traumatischer Erfahrung*, ebd., S. 175-187; George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993, S. 89-154.

„Hier ist es in der letzten Zeit sehr schrecklich zugegangen. Tausende sind hingeschlachtet worden u. was das für ein Höllenlärm ist, eh so ein Gefecht angeht, kannst Du Dir nicht vorstellen.“¹³

„Einem der Jungs hättest Du Deine Faust in den Kopf legen können, ein anderer hatte eine ähnliche Wunde über dem Herzen und eine abgerissene Nase.“¹⁴

Solche Passagen konfrontierten die Adressaten in der Heimat mit erschreckend klaren Bildern. Die Opferrolle der Feinde wurde demgegenüber eher ausgeblendet. Stattdessen wurden sie enthumanisiert, also ihrer individuellen Würde als auch ihrer Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft beraubt. Sie wurden so in ein *Objekt* des Tötungshandelns umgewandelt, das nicht mehr dem innerhalb der eigenen Gattung wirksamen Tötungstabu unterlag. Das konnte sich bis zu grausamem Spott steigern, wie in der folgenden Passage, die zu den wenigen expliziten Berichten über das eigene Tötungshandeln an der Front zählt:

„Den Engländer nimmt man hier zu Lande nicht ernst. Du hättest mal sehen müssen, was diese Hahnepampel laufen konnten. Dabei flogen die Röcke der Schottländer nur so. Wir haben sie kaltblütig und unter Lachsalven niedergeknallt. Auf 12-1300 Meter fielen sie noch wie die Fliegen.“¹⁵

Auf die sexuellen Konnotationen der „Röcke der Schottländer“ sei hier nur am Rande hingewiesen. Die Schotten waren keine ‚richtigen‘ Männer und damit auch keine ‚richtigen‘ Gegner. Die ritterliche Achtung vor der Ehre des gegnerischen Soldaten entstammte einem Männlichkeitsdiskurs, der hier desavouiert wurde.¹⁶

Das vorangegangene Zitat stammt aus dem Oktober 1914, als an der Westfront noch Bewegung herrschte. Im späteren Stellungskrieg gab es auch

13 M.S. am 30. Sept. 1915, Archivalische Sammlungen der Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ) Sammlung Schüling, Band 90.

14 A.P.B., IWM ConShelf, am 18. März 1916: „One of the boys you could have put your fist in his head, the other had a similar wound over his heart and his nose blown off.“

15 H. D., BfZ Sammlung Schüling, Bd. 5/1 am 4.10.1914.

16 Grundsätzlich zur Ritualisierung von Gewalt und Männlichkeit Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1995; zu den Geschlechterbildern in der Weltkriegsära George L. Mosse, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München 1985, S. 138-169; weiterführend jetzt Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt am Main / New York 2002. Zur geschlechterspezifischen Codierung von Front und Heimat im Ersten Weltkrieg vgl. auch Aribert Reimann, Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs, Essen 2000, S. 124-144.

gegenläufige Entwicklungen – eine Art Rehumanisierung des Feindes, die sich z.B. in direkter Kommunikation über das Niemandsland hinweg oder in gelegentlichen Waffenstillstandsphasen äußerte:

„Da unsere Gräben ziemlich nahe einander gegenüberliegen (wo ich stehe, sind es 80 m, die Gräben nähern sich an einer Stelle auf etwa 30 m) so ist es möglich, sich mit den Franzosen zu verständigen. Mit den Kochgeschirren wird etwas Lärm gemacht, schon zeigen sich drüben einige Köpfe. Wir rufen: manger = essen; schon antworten sie: nous ne tirons pas = wir schießen nicht. In diesen Fällen ist durchaus keine Gefahr da. Aber wie gesagt, sind es Engländer, werden wir uns wohl hüten.¹⁷

Verschiedene Feinde und verschiedene Kriegssituationen konnten also unterschiedlichen Bewertungen und damit einer unterschiedlichen Aggressions- und Tötungsbereitschaft unterliegen. Das deutsch-britische Verhältnis scheint dabei an der Westfront des Ersten Weltkrieges ein besonders aggressionsgeladenes gewesen zu sein.¹⁸

„Sowie sich nur so ein kakifarbener [sic] Hund sehen lässt, kann er sicher sein, daß ihn unsere Geschosse umsauen.“¹⁹

Die Tötungsbereitschaft an der Weltkriegsfront war also je nach Feind deutlich differenziert. Die größte Aggression zogen diejenigen Gegner auf sich, die nicht als Erbfeinde galten, die man aber – wegen ihrer Gefährlichkeit – als ebenbürtige Feinde ernst nahm.

Daneben spielte auch ein sehr konkretes Aggressionsmuster eine Rolle, das häufig in der nachholenden Textualisierung der Gewalt an der Front verwendet wurde: die Rache. Dabei ging es weniger um großräumige politische Zusammenhänge als vielmehr um die direkte Vergeltung zwischen einzelnen Grabenabschnitten.

„Sie [die Engländer] wissen also ganz genau, was Ihnen blüht, wenn wir sie erwischen können, denn wir haben sie tüchtig auf dem Korn, weil sie uns im Mai einmal gesprengt haben.“²⁰

Die andere Seite verhielt sich nicht anders, auch wenn viele englische Briefe in einem deutlich moralisierenden Ton gehalten sind. Captain S. war der Sohn einer deutschen Mutter, doch der Vergeltungsgedanke verlieh auch seinem Handeln Sinn:

17 C. S., BfZ Sammlung Schüling, Bd. 4 am 18. Feb. 1915. Zum System des ‚live-and-let-live‘, das sich an ruhigeren Frontabschnitten recht häufig einstellte vgl. Tony Ashworth, *Trench Warfare 1914-1918*, London/Basingstoke 1980, S. 24-47.

18 Vgl. jetzt zu diesem speziellen Feindbild-Komplex Matthew Stibbe, *German Anglophobia and the Great War, 1914-1918*, Cambridge 2001.

19 C. S., wie Anm. 18, am 18. Feb. 1915.

20 P. K., BfZ Sammlung Schüling, Bd. 81, am 3. Okt. 1915.

„In vielerlei Hinsicht tut es mir leid, gegen die Deutschen zu kämpfen, aber wenn man sieht, wie sie Tausende von unschuldigen Menschen zugrunde gerichtet haben und wenn man einen armen Tommy sieht, dem eine deutsche Kugel das Gehirn aus dem Schädel gerissen hat, dann fällt es schwer, irgendwelches Mitgefühl mit ihnen zu haben.“²¹

Die moralische Schuld der Deutschen an Gewalttaten, die noch kurz zuvor auf dem europäischen Kontinent für undenkbar gehalten worden waren, bildete unter den Offizieren den Kern des antideutschen Ressentiments. Was die Mannschaften anbetraf, so berichtete Hauptmann C. von einem seiner Männer, der gerade einen Kameraden durch deutschen Artilleriebeschuss verloren hatte und seinen Gefühlen freien Lauf ließ:

„Mit einem Ausdruck gewaltiger Wut brüllte er los – ‚[...] Den ersten gottverdammten Deutschen, den ich in die Finger bekomme, den werde ich scheibchenweise umbringen, ich werde. ---‘, und dann folgte eine solch schreckliche Beschreibung langsamer Folterungen, daß sie Nero oder den [deutschen] Kaiser weit in den Schatten stellte.“²²

Auch die Verwundung eines Freundes oder Verwandten an der Front konnte eine Art Blutrache nahelegen:

„Ich habe neulich Nacht Puns Verwundung gerächt, und ich glaube, daß ich an einem anderen Tag auch zwei andere Kerle getroffen habe, obwohl man sich dabei nie ganz sicher sein kann, denn man sieht nur einen Kopf, und natürlich ducken sie sich sofort, ob man sie nun getroffen hat oder nicht ...“²³

Die Rechtfertigung des Tötens als Vergeltung erstreckte sich auch auf Situationen, in denen die Kriegsgegner sich einander friedlich näher kamen, wie etwa während des legendären Weihnachtsfriedens von 1914, als vorwiegend englische und deutsche Soldaten sich im Niemandsland trafen, kleine Gespräche führten und Geschenke austauschten, und sogar ein englisch-sächsisches Fußball-Länderspiel ausgetragen haben sollen. Die Erzählungen von

21 W. S., IWM 87/56/1 am 3. Jan. 1915: „In many ways I am sorry to be fighting the Germans but when one sees how they have ruined such thousands of innocent folk and when you see a poor Tommy lying with his brains blown out by a German bullet it is hard to have any sympathy for them.“

22 F. C., IWM 82/11/1 am 24. Juli 1916: „With a look of fierce rage he broke out – ‚Sithee! Th’ first blank blanking German ’at ah catch’od on ah’ll murder ’im by inches, ah’ll ---‘, then followed such a harrowing description of slow torture as would put Nero or the Kaiser into shade.“

23 L. W., IWM ohne Signatur, am 29. Jan. 1915: „I avenged Pun of his wound the other night, and I also think I hit two other chaps one day, though you can never be sure, as you only see a head + of course they bob down whether you hit them or not ...“

diesen Begegnungen rekurrten allerdings schnell wieder auf das Vergeltungsmotiv:

„Dann trugen sie die Toten herüber, ich werde den Anblick nicht beschreiben, der sich mir bot und den ich niemals vergessen werde. Wir begruben die Toten, wie sie waren. Dann zurück in die Gräben mit einem Gefühl wachsenden Hasses nach allem, was wir gesehen hatten. Es war merkwürdig, nachdem wir ihnen gerade die Hand geschüttelt und mit ihnen geplaudert hatten. Nun, es war ein sehr merkwürdiger Weihnachtstag.“²⁴

Die Empathie mit den Opfern konnte also ihrerseits die Bereitschaft zum Töten mobilisieren. Die häufig von der Forschung als desillusionierend charakterisierte Wahrnehmung der Opfer des modernen Krieges und des maschinisierten Tötens war keinesfalls immer Anlass, den Sinn des Krieges oder des Tötens im Krieg in Frage zu stellen. Die Begegnung mit der Realität des modernen Krieges konnte die Kampfmotivation auch verstärken.

Aber auch ohne aggressive Rachegeleüste wurde das Töten gelegentlich Bestandteil eines Konkurrenzdenkens – wiederum durchaus schon wenige Stunden nach der persönlichen Begegnung mit dem Feind. Der Soldat L. W. hatte sich mit 17 Jahren freiwillig gemeldet und war um seine physische Konstitution besorgt. Dies ging nicht nur ihm so. Die Vorkriegsgesellschaft des edwardianischen England war seit dem Burenkrieg von 1900/1902 von einer tiefgreifenden soziokulturellen Krise erschüttert worden, die durch die fragliche Wehrfähigkeit der männlichen Bevölkerung ausgelöst worden war.²⁵ Ein großer Teil der Freiwilligen hatte sich als körperlich untauglich erwiesen, was in den zeitgenössischen Diskursen sowohl mit einer ‚rassischen Degeneration‘ als auch mit den schlechten Lebensbedingungen in den englischen Arbeitervierteln in Zusammenhang gebracht wurde. Körpergröße und physische ‚fitness‘ waren so nationalen Symbolen der Wehrhaftigkeit geworden. Viele Soldaten brachten diese Deutungen in ihrem semantisch-kulturellen Gepäck mit an die Front, wenn sie den deutschen Kriegsgegnern im Niemandsland begegneten und sich um ihre Erfolgsaussichten im Nahkampf Gedanken machten:

„Sie [die Deutschen] sahen bei weitem nicht so kräftig aus wie die Engländer, und manche waren sogar viel kleiner als ich. Ich fühle mich jetzt viel zuversichtlicher, was einen Bajonettangriff angeht, obwohl ich glau-

24 W. S., IWM wie Anm. 22, am 28. Dez. 1914: „Then they carried over the dead, I won't describe the sights which I saw and which I will never forget. We buried the dead as they were. Then back to the trenches with the feeling of hatred growing stronger after what we had seen. It was strange after just shaking hands and chatting with them. Well it was a very weird Xmas day.“

25 Vgl. Samuel Hynes, *The Edwardian Turn of Mind*, London 1992, S. 22-34.

be, daß sie normalerweise weglaufen, bevor unsere Leute auf 50 Meter heran sind.²⁶

Mit zunehmender Kriegsdauer setzte schließlich noch eine weitere narrative Strategie ein, mit der das Töten an der Front textualisiert werden konnte: Gleichgültigkeit und Zynismus.

„Mit R. L. ist ja sehr traurig, doch das ist der Krieg. Wenn man schon so viele Kameraden verloren hat, blickt man jetzt kaum noch hin, wenn einer fällt.“²⁷

In der Tat wurde solch eine Haltung häufig explizit gegenüber der Heimat demonstriert, wenn diese Unverständnis oder Entsetzen über die Geschichten von der Front gegenüber den Soldaten artikulierte:

„Es scheint Dir merkwürdig, wie leicht wir es nehmen, wenn wir nur sehr knapp und mit viel Glück dem Tod oder schweren Verwundungen entkommen sind – aber ich habe soviel gesehen und erlebt – wenn wir von jemandem einen Arm durch die Luft fliegen sehen, würden wir ihn einen Glückspilz mit Heimatschuß nennen.“²⁸

Die englische Weltkriegsliteratur hat in Robert Graves' Roman „Good-Bye To All That“ von 1929 dem Zynismus und der Ironie ein bleibendes Denkmal gesetzt, das gelegentlich sogar als typischer Ausdruck der gesamten Weltkriegsliteratur betrachtet wurde. So konnte 1975 der Literaturhistoriker Paul Fussell in seiner epochemachenden Studie über die kulturellen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges seine These vom ironischen Charakter der Weltkriegskultur formulieren:

„Ich sage, daß es eine dominante Weise modernen Verstehens gibt, daß sie ihrem Wesen nach ironisch ist und daß sie ihren Ursprung darin hat, wie das Denken und die Erinnerung [der Menschen] mit den Ereignissen des Ersten Weltkrieges umgegangen sind.“²⁹

26 L. W., IWM wie Anm. 24, am 26. Dez. 1914: „They were not nearly as strong looking as English fellows and some were much smaller than even I. I feel much more confident about a bayonet charge now, although I believe they usually run away before our fellows get within 50 yards.“

27 C. S., BfZ wie Anm. 18, am 13. März 1915.

28 A. P. B., IWM wie Anm. 15, am 20. Juli 1917: „Its strange to you how light we make of these very close lucky shaves of death and serious injury – but we've seen so much and experienced so much – to see a chaps arm go up in the air: we should call him a lucky blighter.“ Das Wort ‚blighter‘ bezeichnet im Englischen ursprünglich einen unangenehmen Zeitgenossen, der seinen Mitmenschen das Leben schwer macht. Die Vokabel ‚blighty‘ (für ‚Heimat‘) entwickelte sich im Soldatenjargon des Ersten Weltkriegs und führte hier zu einem Bedeutungswandel.

29 Paul Fussell: *The Great War and Modern Memory*, London/Oxford 1975, S. 35, (Übersetzung d. Verf.).

Ob man Fussells Generalthese teilt oder nicht, der ironische Zynismus eines Robert Graves konnte sich auf die Deutungskultur der Weltkriegssoldaten berufen, die Graves selbst, nachdem er sich 1914 direkt von der Schule freiwillig gemeldet hatte, jahrelang erlebt und offensichtlich absorbiert hatte. Die hier untersuchten Briefe von Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs enthalten jedenfalls Passagen, die an die literarische Ironisierung des Krieges und des Tötens erinnern, obwohl (oder gerade weil) sie von einfachen und künstlerisch wenig ambitionierten Kriegsteilnehmern stammten, zu denen auch Graves gehörte, bevor er zehn Jahre später zum Schriftsteller wurde:

„Ich war nicht besonders nervös, obwohl ich einen Gefallenen gesehen habe [...] der Schuß, wahrscheinlich von einem Scharfschützen, ging direkt durch seinen Kopf hindurch, und er lebte nur noch etwa zehn Minuten. [...] übrigens wurde bei diesem Vorgang sein Hirn einigermaßen in der Umgebung verteilt. ‚Ist es nicht merkwürdig, Herr Obergefreiter, daß ein Mann auch ohne sein Gehirn noch zehn Minuten leben kann?‘ ‚Oh nein, überhaupt nicht‘, antwortete der, ‚schauen Sie sich um, wieviele Männer wir in unserer Kompanie haben, die jahrelang ohne Hirn gelebt haben, das ist gar nichts besonderes.“³⁰

Auch wenn derartige Textpassagen äußerst selten sind und keinen vorherrschenden Tenor der Feldpost repräsentieren, so zeigt sich hier doch das Potenzial einer sarkastischen Distanzierung, die nicht leicht zu interpretieren ist. Gewiss ging es bei solchen Deutungen nicht nur um eine im zynischen Modus formulierte Distanzierung vom Grauen, das übermächtig zu werden drohte, gleichzeitig lässt sich auch eine Selbststilisierung zum abgehärteten Helden heraushören, die durchaus kriegsaffirmativ gelesen werden konnte. Im vorliegenden Briefzitat sind auch soziale Konflikte spürbar, die in den Weltkriegsarmeen zwischen bürgerlichen Unteroffizieren und den ungebildeten einfachen Soldaten aus der Arbeiterschaft ausbrechen konnten.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: Die hier vorgestellten Texte wurden zum Zwecke der Kommunikation und sozialen Bindung zwischen Front und Heimat produziert. Bei dieser Produktion kamen Deutungs-vokabularien zum Tragen, die den zivilisatorischen Tabubruch des Tötens in spezifische Zusammenhänge übersetzten. Mehrere narrative Strategien lassen sich unterscheiden: die *Entmenschlichung* des Feindes, die den Gegner

30 F. C., IWM wie Anm. 23, am 22. April 1915: „I did not feel specially nervous, although I witnessed a casualty [...] the shot, probably from a sniper, went straight through his head and he only lived about ten minutes. [...] his brains, by the way, were somewhat spilled in the process. ‚It’s rather strange, Corporal, that a man can live without his brains for ten minutes, isn’t it?‘ ‚Oh no, not at all‘, he replied, ‚look how many men we have in our Company, who have lived for years without brains, nothing strange about that at all.“

zum bloßen Objekt umformulierte, die *Distanzierung* des Tötungshandelns, die das Töten anonymisierte und technisierte, die aus der eigenen *Opferrolle* heraus legitimierte *Rache* an den Feinden; auch ein soldatisches, zuweilen schlicht physisches *Konkurrenzdenken* zwischen beiden Seiten des Niemandslandes, das zur Bewährung in der Gewalt ermunterte, und schließlich der *Zynismus*, der zivile und moralische, aber auch militärische Deutungsvorgaben durchbrechen helfen konnte. Es scheint also nicht *die* Sprache des Tötens gegeben zu haben, sondern statt dessen eine ganze Reihe von narrativen Registern, die im und nach dem Krieg gezogen werden konnten, um dem massenhaften gegenseitigen Töten Sinn zu geben. Die Gesamtheit dieser Register umschreibt die sprachlichen Bedingungen einer Kultur des Tötens. Die hier präsentierten Beobachtungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aber sie sollen dazu anregen, die Kultur des Krieges und des Tötens als diskursive Praxis zu begreifen, und sie lenken den Blick auf den historisch spezifischen Charakter dieser Kulturen. Sinnstiftungs- und Legitimationsprozesse kollektiver Gewalt sind kulturell – und das bedeutet immer: historisch – vermittelt und können nicht hinter einer Fassade überzeitlicher anthropologischer Spekulationen zum Verschwinden gebracht werden.

Die Auswirkungen dieser Textualisierungen des Krieges sollten weiter verfolgt werden: Waren die Nachkriegsgesellschaften, wie häufig zu lesen, „brutalisiert“, oder hatten sie ein eher verharmlosendes Verhältnis zur Gewalt?³¹ Liegt in diesen beiden Deutungsmöglichkeiten wirklich ein Widerspruch begründet? In welcher Form spiegelten spätere Aufarbeitungen des Krieges in Literatur, bildenden Künsten oder im Film derartige semantische Muster? Und welche Langzeitwirkung haben derartige Deutungen über die historische Situation des Ersten Weltkrieges hinaus gehabt? Die kritische Analyse historischer Textualisierungsformen ordnet sich in die Kultur-, Kommunikations- und Medienkritik ein, die in der historischen Friedensforschung einen zentralen Ort einnehmen muss.

31 Vgl. Richard Bessel, *Germany after the First World War*, Oxford 1995; ders.: Die Krise der Weimarer Republik als Erblast des verlorenen Krieges, in: Frank Bajohr u.a. (Hg.): *Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne*. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 98-114; Dirk Schumann: Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918-1933. Kampf um die Strasse und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001. Diese Perspektive auf die Gewalttätigkeit der Nachkriegszeit erweitert Klaus Latzel um eine Geschichte des Leidens am und nach dem Krieg: „Die mißlungene Flucht vor dem Tod. Töten und Sterben vor und nach 1918“, in: Jörg Duppler / Gerhard P. Groß (Hg.): *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 183-199. Vgl. auch Latzels Beitrag in diesem Band.

Töten und Schweigen – Wehrmachtsoldaten, Opferdiskurs und die Perspektive des Leidens

KLAUS LATZEL

Einleitung

Nach dem Kriege wollte und sollte es niemand gewesen sein. Die Erfahrungen der Wehrmachtsoldaten mit der selbst ausgeübten Gewalt, mit dem Töten, sind über lange Zeit individuell und kollektiv weitgehend beschwiegen worden, nicht nur von Angehörigen der Kriegsgeneration, sondern auch von deren Nachkommen.¹ Während das ihnen zugefügte Leid öffentlich vielfach zur Sprache kam, da es mit aktuellen politischen Interessen (etwa im Zusammenhang mit der Situation der Kriegsgefangenen) verknüpft werden konnte, während dieses Leid auch im privaten Raum – in freilich nur schwierig auszumachendem Maße – in die Erzählungen einfluss, da die eigene aufgewählte Biographie nach Heilung verlangte, fand das von ihnen ausgeteilte Leid keinen diskursiven Raum, über den es in den individuellen wie kollektiven Erfahrungshaushalt hätte eingehen können. Dies gilt für die Erfahrungen mit dem eigenen Töten im Zweiten Weltkrieg generell, und es gilt zumal für das Töten im Zusammenhang der verbrecherischen Kriegführung insbesondere auf den östlichen und südöstlichen Kriegsschauplätzen. Erst seit Mitte der achtziger Jahre und deutlich verstärkt mit den Ausstellungen über die Verbrechen der Wehrmacht ab 1995 ist dieses Schweigen im öffentlichen Raum zusehends durchbrochen worden. Gleiches gelingt unter dem

1 Klara Löffler, Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff, Berlin 1999, S. 126-155.

Druck der schwindenden Zeitspanne, die den Angehörigen der Kriegsgeneration heute noch bleibt, auch immer mehr ehemaligen Wehrmachtsoldaten.

Die nach dem Kriege lange dominierende Sprachlosigkeit der Soldaten gegenüber dem Töten wurde von diesen freilich bereits im Kriege gegenüber ihren Angehörigen vorweggenommen, wie ihre Feldpostbriefe unübersehbar dokumentieren.² Wie lässt sich dieses Schweigen beredt machen?

Schweigen ist nicht einfach das Gegenteil von Sprechen, sondern es ist zugleich dessen konstitutiver Bestandteil. Sprechen ist nur vor dem Hintergrund von nicht ausgesprochenen Voraussetzungen, Implikationen, Konnotationen und Anspielungen verständlich. Umgekehrt ergibt sich die jeweilige Bedeutung des Schweigens erst aus dem Kontext, in dem es stattfindet: aus dem vorher und nachher Gesprochenen wie auch aus dem sozialen Kontext, in dem das Gespräch oder das Schweigen stattfindet, ein Kontext, der immer auch bestimmte Regeln für das Sagbare und das Unsagbare enthält.³

Um über das *Schweigen* der Wehrmachtsoldaten sprechen zu können, werde ich darum zunächst fragen, wie sie über das Töten *sprechen*, und zwar in den Feldpostbriefen an ihre Angehörigen.⁴ Anschließend frage ich danach, *warum* sie etwas verschweigen, und schließlich, was uns dieses Schweigen für die Erforschung des Tötens, des „Kerns des Krieges“,⁵ möglicherweise sagen kann. Ich werde dabei die These vertreten, dass wir uns dem Kern des Krieges nicht schon dann hinreichend nähern, wenn wir das *Gewalthandeln* zur Sprache bringen, sondern erst dann, wenn wir dieses unter einer kritischen Perspektive von *Leiden* in den Blick nehmen, die den Opferdiskurs, der das Schweigen über das Töten lange bestimmt hat, gegen seine eigenen Intentionen wendet.

2 Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn u.a. 1998; Martin Humburg, *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtsoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944*, Wiesbaden 1998.

3 Ulrich Schmitz, *Beredtes Schweigen – Zur sprachlichen Fülle der Leere. Über Grenzen der Sprachwissenschaft*, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 42 (1990), S. 5–58, hier S. 1–22.

4 Ich beziehe mich hier vor allem auf die Ergebnisse in Latzel, *Soldaten* (Anm. 2); dort auch alle Nachweise hier nicht eigens nachgewiesener Zitate. Zugrunde liegen die Briefserien (2.749 Briefe) von 22 Soldaten, Unteroffizieren und Leutnants, die ihre Kampferfahrungen vor allem bei der Infanterie und Artillerie im Krieg gegen die Sowjetunion machten. Orthographie und Interpunktion der Briefzitate wie im Original.

5 So der Titel der Tagung „Vom massenhaften gegenseitigen Töten, oder: Wie die Erforschung des Krieges zum Kern kommt“ an der Evangelischen Akademie Loccum, aus der der vorliegende Beitrag hervorgegangen ist.

Töten: Sprechen und Schweigen in Feldpostbriefen

Wenn man über das Töten im Zweiten Weltkrieg sprechen will, dann ist zumindest eine vorgängige Unterscheidung unumgänglich: Die zwischen symmetrischen und zwischen asymmetrischen Situationen, in denen getötet wird. Es ist der Unterschied zwischen einem „regulären“ Kampf, in dem das Prinzip der Wechselseitigkeit regiert, d.h. die mehr oder minder ausbalancierte Chance von Töten und Getötetwerden, und Mord bzw. Massenmord, bei dem die Gewalt auf keinen Widerstand trifft, bei der der Sieger von vornherein feststeht und kein Risiko eingeht. Die Übergänge sind fließend, und symmetrische Situationen werden oft zu asymmetrischen, das kann im Verlaufe des Krieges, je kleiner man den betrachteten Ausschnitt wählt, täglich oder stündlich wechseln. Aber es gibt auch die Art von Kriegsplanung, die von vornherein das Prinzip der massenhaften Vernichtung Waffen- und Wehrloser beinhaltet, und das gilt zweifellos für den Vernichtungskrieg, den NS- und Wehrmachtführung für die östlichen und südöstlichen Kriegsschauplätze konzipiert hatten.⁶ Solcher Massenmord war völker- und kriegsrechtlich gesehen verbrecherisch; anknüpfend an Karl Löwith war er sogar „mehr als ein Verbrechen“,⁷ denn das Verbrechen ist mit Strafe bewehrt, die der Täter zu gewärtigen hat, während die Vernichtungspraxis der Wehrmachtskriegführung ausdrücklich von Strafverfolgung freigestellt war.

Wie also sprechen und schweigen Wehrmachtsoldaten während des Krieges vom Töten? Was schreiben sie in ihren Briefen und was nicht? Nach allem, was wir wissen, schreiben sie über den Tod generell, sei es über das Sterben, sei es über das Töten, zwar selten, doch ist der Tod als solcher kein Tabuthema.⁸ Wenn sie vom Sterben oder Töten schreiben, dann meistens über das Sterben, nicht über das Töten, und sie schreiben vor allem vom Sterben in *symmetrischen* Gewaltverhältnissen, kaum in asymmetrischen.

Sterben

Wer, in welchen Formulierungen auch immer, von *Sterben* schreibt, macht das Sterben zur letzten Handlung des Sterbenden, lässt „das Sterben des Todes“ als „noch irgendwie eine Tat, ein(en) Actus des Lebewesens selbst“ er-

6 Dazu jetzt umfassend: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges, Hamburg 2002.

7 Karl Löwith, Töten, Mord und Selbstmord. Die Freiheit zum Tode. Sämtliche Schriften 1, Stuttgart 1981, S. 400.

8 Latzel (Anm. 2), S. 227-283; Humburg (Anm. 2), S. 129-147.

scheinen.⁹ Gewiss „sterben“ auch die Soldaten, die im Kampf zu Tode kommen, aber ihr Sterben ist die Folge der tötenden Gewalt, und dieser für den Krieg entscheidende Zusammenhang wird immer dann verhüllt, wenn von „sterben“, „das Leben lassen“, „ins Gras beißen“, „verbluten“, „draufgehen“, „ums Leben kommen“, von „im Felde bleiben“, „nicht mehr heimkehren“ und Ähnlichem die Rede ist. Auf diese Weise wird die ganze Wahrheit verschwiegen, indem man die halbe Wahrheit zu Wort kommen lässt. Das in den Feldpostbriefen eindeutig prominenteste Beispiel für diese Schweige-strategie ist das Wort „fallen“, das neben der Verharmlosung zugleich immer schon eine nationale Sinnggebung für den gewaltsamen Tod mit sich führt, weil es gleichsam als Abkürzung für all die Sinnstiftungen (fallen *für* etwas) fungiert, die sich in der Opferideologie seit dem frühen 19. Jahrhundert semantisch daran angelagert haben. Wer „fällt“, tut das seither für eine „gute Sache“, die Aura des „heiligen“ Soldatentodes ist in der Formulierung „fallen“ stets impliziert.¹⁰

„Reguläres“ Töten

Wird, in welchen Formulierungen auch immer, nicht von *Sterben*, sondern von *Töten* gesprochen, dann ist das Moment der Gewalt zumindest nicht ausgeblendet. Gleichwohl bietet die Sprache auch hier reichhaltige Möglichkeiten, Sprechen und Verschweigen zu verbinden. Das beginnt bei der Frage nach dem Subjekt des Tötens. Wer tritt in den Briefen in diesem Zusammenhang als Handelnder auf?

Wie im Falle des „Sterbens“ lässt sich auch beim „Töten“ ein eindeutiger Befund verzeichnen: Das Töten, das eigentliche Handwerk des Soldaten, wird in den Briefen sprachlich allen möglichen Subjekten zugeschrieben, aber kaum den Soldaten selbst. Statt Menschen, gleichviel ob die eigene Person, die eigenen Truppen oder die des Gegners, treten vornehmlich Waffen, Munition und Sprengkörper als Agenten des Tötens auf, die das blutige Geschäft des Krieges verrichten:

„Tote über Tote liegen in der russischen Stellung. Unsere Stukas haben mal wieder ganze Arbeit geleistet.“ „Hunderte von Russen liegen auf den Schlachtfeldern, grausam zugerichtet. Unsere neue Waffe [...] hat sich auch hier bestens bewährt.“ „Heute auch wieder durch Bomben 7 Tote 22 Verwundete.“ „Leider sind einige Ausfälle durch Minen passiert.“

9 Max Scheler, Tod und Fortleben, in: ders., Die Zukunft des Kapitalismus und andere Aufsätze, hrsg. mit einem Nachwort von Manfred S. Frings, München 1979, S. 7-71, Zitat S. 25.

10 Für eine Rekonstruktion der semantischen Karriere des „Fallens“ siehe den Exkurs bei Latzel (Anm. 2), S. 233-241.

Die Kriegsmittel werden hier zu den eigentlichen Akteuren der Vernichtung, sie werden zu Mitteln, die sich gleichsam selbst anwenden. Die tötenden Menschen, die Waffen bedienen, werden auf diese Weise sprachlich aus dem Geschehen verbannt.

Die gleiche Verschiebung der Wahrnehmung lässt sich beobachten, wenn etwa taktische und strategische Operationen als Akteure genannt werden: Dann ist etwa die Rede von „Angriffen“, die „Opfer fordern“, von der „Gewinnung der Ebene“, die „den Feind mehr Soldaten gekostet hat, als wir je gegen ihn ins Feld geführt haben“, von „Absetzbewegungen“, die „unvermeidliche Ausfälle bringen“. Oder, um ein Weiteres abstrahiert, die Toten werden „Rußland“, das „uns sehr viel Blut gekostet hat“, zugeschrieben, man spricht von den „Opfern des Westens“ und von denjenigen, die „auch der Osten noch fordern“ wird, auch ganz generell vom „Krieg“, der „seine Opfer“ fordert.

Schließlich werden auch überirdische oder jenseitige Instanzen genannt, die „Kriegsfurie“, die, in einem misslungenen Bild, „Saat gehalten“ hat, die „Götter“, die „früh sterben“ lassen, „Mars“, der „viel zu hohen Kriegstribut forderte“, und „der Herr“, der den Bruder „allzufrüh nahm.“

Endgültig verschwiegen werden die menschlichen Akteure in der Verwendung des unpersönlichen Pronomens „es“. Diese am wenigsten anschauliche, am wenigsten konkrete Formulierung ist ausweislich der Briefe zugleich die beliebteste. So, wie „es“ regnet, so „trifft“, „erwischt“, „kostet“ „es“ Menschenleben und „gibt [...] Mord und Totschlag“.

All die Zerstückelten und Zerfetzten, die Verbrannten und Zermalmten, die schließlich das Schlachtfeld bedecken, werden verblüffenderweise auch fast nie den Handlungen des Gegners zugeschrieben; das Verschweigen funktioniert frontübergreifend. Und nur selten schließlich gewähren die Brieffschreiber Einblicke ins eigene Tun, indem entweder Teile der eigenen Truppen oder ein unspezifiziertes „wir“ bzw. „man“ als Tötende genannt werden, was die eigene Beteiligung offenlässt, wenngleich nahelegt, oder im Ausnahmefall auch die eigene Person:

„Nach 1 1/2 Stunden mörderischen Feuers gingen schon die ersten Stoßtrupps der Infanterie in Booten über den Rhein und gaben den direkt am Ufer liegenden feindlichen Bunkern mit Flammenwerfern, Handgranaten und anderen Sachen den Rest.“ „Jetzt werden sie [die Russen] feste beschossen – erst guckt man hin – merkt sich die Mulden, rechnet die Kommandos aus und dann, wenn sich hier einmal ein größerer Haufen zeigt, wird höllisch hineingetrommelt [...]“

„Es war ein fabelhaftes Nachtgefecht, in dem ich mit meinem Kanonenpanzerwagen bei den Polen sehr viel Unheil angerichtet habe.“ „Gleich schieße ich mein erstes Sperrfeuer in die Russen.“

Morden

Aus dem „regulären“ Töten im Krieg (der als Angriffskrieg selbst schon ein Verbrechen darstellte) wurde im Vernichtungskrieg Morden auch im völkerrechtlichen Sinne. Der Krieg zur Vernichtung des „jüdischen Bolschewismus“ war Hitlers „eigentlicher Krieg“.¹¹ Er wurde in unterschiedlichen Formen geführt: direkte Ermordung und gezieltes Verhungernlassen der Kriegsgefangenen, Hungerstrategie gegen die Zivilbevölkerung, Deportationen und Zwangsarbeit, Repressalien und Geiselschießungen, Krieg gegen wirkliche und vermeintliche Partisanen sowie Beteiligung am Völkermord an den Juden.¹² Diese Dimensionen waren Bestandteile eines vor dem Kriege von Staats- und Wehrmachtführung entworfenen Konzepts der Bekämpfung und Ausrottung nicht nur des militärischen Feindes, sondern auch großer Teile der Zivilbevölkerung.

Im Folgenden beschränke ich mich auf Briefaussagen zu den Bereichen Kriegsgefangene, Partisanenkrieg und Judenmord. Mit dem Komplex der „verbrecherischen Befehle“, also „Kommissar-Befehl“, „Kriegsgerichtsbarkeitserlaß“ und den „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland“ hatte die Wehrmachtführung insbesondere die Zivilbevölkerung und die Kriegsgefangenen jeglichen Schutzes beraubt. Zu dieser Suspendierung des Völkerrechts traten eine Reihe von Richtlinien zur Behandlung der Kriegsgefangenen, in denen unter anderem der Zugang der Einsatzgruppen von Sicherheitspolizei und Sicherheitsdienst zu den Gefangenenlagern zwecks „Säuberung“ von politischen Gegnern und von allen Juden sowie deren anschließende „Sonderbehandlung“, also Ermordung, geregelt wurden. Die Aussonderung und Ermordung auch aller Juden aus den Gefangenenlagern überschneidet sich bereits mit der „Endlösung“, und gleiches gilt für die Bekämpfung der Partisanen und derjenigen, die man dafür ausgab, in gnadenlosen Vernichtungsaktionen von SS-, Polizei- und Wehrmachtseinheiten, bei denen die Grenze zwischen Partisanenbekämpfung und Judenvernichtung fließend wurde.

11 Jürgen Förster, Der historische Ort des „Unternehmens Barbarossa“, in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, München/Zürich 1989, S. 626-640, Zitat S. 634.

12 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) (Anm. 6).

Die den Wehrmachtsoldaten erteilte generelle „Lizenz zur barbarischen Behandlung des Feindes“¹³ zeigte sich schon darin, dass keineswegs jeder Soldat der Roten Armee, der sich ergeben hatte, auch zum Kriegsgefangenen wurde; eine große Zahl wurde schlichtweg erschossen.¹⁴ Äußerungen wie die eines Leutnants im August 1941, es würden keine Gefangenen gemacht und die Kommissare der Roten Armee „liquidiert“, finden sich jedoch nur vereinzelt, ebenso Bekenntnisse wie das folgende desselben Briefschreibers vom Februar 1945 aus der Gegend südlich von Breslau:

„Ich habe hier die Leichen der erschlagenen Zivilisten gesehen. Frauen, denen sie die Hand abgehackt haben und Mädchen, die halbtod geschändet und dann direkt geschlachtet wurden – und mir dürft Ihr glauben. Wir haben gestern sofort daraufhin 20 Russen umgelegt, die wir gefangen hatten und ich schieße auch jeden den ich erwische sofort über den Haufen.“

Die eigenen Gräueltaten werden so als Reaktion auf oder Rache für solche des Gegners legitimiert; dieses Muster findet sich immer wieder in den Äußerungen zum Partisanenkrieg und zum Mord an den Juden.

Die militärische Bedrohung der Wehrmacht durch Partisanenverbände hatte erst im zweiten Kriegsjahr in Russland wirkliche Bedeutung erlangt. Der Kampf gegen die Partisanen war indes nicht nur militärischer Abwehrkampf, sondern wurde zum Instrument des Terrors gegen die Zivilbevölkerung und der Ermordung der Juden, unter vielfältiger Beteiligung von Wehrmachteinheiten.¹⁵ Was es mit den geplanten Exzessen im Kampf gegen die Partisanen auf sich hatte, welche Formen dieser annahm, wurde freilich selten so klar gesagt wie in den folgenden Beispielen:

„Es bleibt nichts anderes übrig wie jeden von diesen Halunken ohne Rücksicht sofort zu erschießen. Vorgestern sind auch vier Flintenweiber, die auf uns geschossen haben erwischt worden. Sie haben sich selbst ihr Grab schaufeln müssen. Wenn Ihr hier die Verhältnisse sehen würdet müßtet Ihr uns schon zustimmen wenn wir am liebsten jede Bude in Brand stecken und ohne Mitleid ihre Insassen ins Jenseits befördern würden. Nur so ist man hier einigermaßen seines Lebens sicher.“

„Ich würde die albanischen Dörfer mit Mann und Maus ausrotten ohne die geringsten Gewissensbisse, einmal, weil diese Schweine keine richtigen Menschen sind, dann, weil ein totes Land ruhig ist“ – in praxi: „Wenn es in einem Dorf knallt, geht ein Kommando los und dann wird aufgeräumt.“ „Ich sage und tue es auch, lieber 10 zuviel als einer von

13 Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 113.

14 Ebd., S. 129.

15 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) (Anm. 6), S. 429-505.

uns.“ „In Punkto Leben verstehe ich keinen Spaß [...] und lege lieber 100 mehr als 1 zu wenig um.“

Die Ermordung der sowjetischen Juden lag hauptsächlich in den Händen der Einsatzgruppen von Sicherheitspolizei und SD sowie der SS, wäre aber ohne die Beteiligung der Wehrmacht nicht möglich gewesen. Einheiten der Wehrmacht übernahmen die Erfassung, Kennzeichnung und Ghettoisierung der Juden, leisteten logistische und administrative Hilfe bei Massenerschießungen und führten auch selbst solche durch.¹⁶ Auch darüber wird in den Briefen kaum geschrieben, und die explizite eigene Beteiligung am Töten findet sich selbst in den von Walter Manoschek versammelten, krass antisemitischen Briefen kein einziges Mal, in Form des „wir“ auch nur fünfmal, am rabiatesten formuliert im folgenden Brief aus Tarnopol:

„Heute ... wurden wieder 60 Kameraden verstümmelt gefunden. Jetzt müssen die Juden die Toten aus dem Keller herauftragen, schön hinlegen, und dann werden ihnen die Schandtaten gezeigt. Hierauf werden sie nach Besichtigung der Opfer erschlagen mit Knüppeln und Spaten. Bis jetzt haben wir zirka 1000 Juden ins Jenseits befördert, aber das ist viel zu wenig für das, was die gemacht haben“ (6. Juli 1941).¹⁷

Fasst man die bisherigen Befunde zusammen, dann ergibt sich folgendes Bild: Wenn die Wehrmachtsoldaten vom Tod schreiben, dann verschweigen sie meist das Töten und schreiben stattdessen vom Sterben, sie schweigen über die blutige Gewalt. Schreiben sie jedoch vom Töten, dann verschweigen sie meist die Menschen als Handelnde, also Tötende, insbesondere ihr eigenes Tun. Dass sie in Bezug auf ihr eigenes Handeln hier überhaupt etwas verschweigen, lässt sich manchmal aus dem Kontext ihrer weiteren Briefe erschließen, bleibt aber auch oft auf Vermutungen angewiesen.

Die Briefschreiber schweigen ferner fast immer über das „irreguläre“ Töten, die Verbrechen, das Morden, auch hier insbesondere über die eigene Beteiligung. Sprechen sie jedoch davon, dann beschreiben sie ihr Handeln als Antwort auf Gräueltaten des Gegners. Das Ausmaß des Schweigens lässt sich hier noch schwerer einschätzen, vor allem, wenn es um eigene Mordtaten geht. Wie groß der Anteil der Wehrmachtsoldaten war, die sich direkt an den unterschiedlichen Formen des Vernichtungskrieges beteiligten, ist auf seriöse Weise ebensowenig zu beantworten wie die Frage, inwieweit die Verfasser derjenigen Briefe, die sich nicht dazu äußerten, konkret darin involviert waren, ihr Schweigen also gleichzeitig Verschweigen war. Die zi-

16 Ebd., S. 77-185.

17 Walter Manoschek (Hg.), „Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung“. Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939–1944, Hamburg 1995, S. 33, ferner S. 9, 36, 39, 47.

tierten Briefe machen jedoch zumindest deutlich, dass auch das Morden im Vernichtungskrieg nicht in einer Tabuzone des Unaussprechlichen verharren musste, sondern, wenngleich wiederum eher selten, durchaus zu Papier gebracht werden konnte.

Gründe des Schweigens

Für sich genommen, bedeutet Schweigen nichts, bzw. Schweigen kann grundsätzlich alles bedeuten, Schweigen ist „der Joker der Sprache“.¹⁸ Ob jemand aus Unfähigkeit, Gedankenlosigkeit, Angst, Verleugnung, Rücksichtnahme, Ohnmacht, Trotz oder warum auch immer schweigt, ergibt sich, wie eingangs gesagt, erst aus dem Kontext des Schweigens.

Als erster Kontext ist hier das Kommunikationsmedium Brief zu bedenken. Das auf den Briefwechsel eingeeingte unterscheidet sich erheblich von dem mündlichen Gespräch, da die Dauer und die Unregelmäßigkeiten der Briefbeförderung die Spanne zwischen Rede und Antwort auf Tage oder Wochen auseinanderreißen. Zugleich beschränkt die schriftliche Kommunikation die wechselseitige Konstitution von Bedeutungen, die im mündlichen Gespräch nicht nur von der Sprache, sondern auch von Mimik, Gestik und Stimme bestimmt wird, allein auf das Medium Schrift. Das heißt, die Möglichkeiten der Korrektur von Missverständnissen, der wechselseitigen Ausrichtung am Gegenüber, generell der Kontrolle der Kommunikationssituation sind stark reduziert. Speziell für das Medium Feldpostbrief ist weiter zu bedenken, dass in diesen schriftlichen Gesprächen angesichts der drohenden stichprobenartigen Zensur die Vertraulichkeit nie sicher war. Generell scheint die Zensur die Mitteilungsfreudigkeit erheblich weniger eingeschränkt zu haben, als von den Zensoren beabsichtigt, dennoch behielten sich viele Soldaten wegen der Zensur oder aus den oben genannten Gründen manche Mitteilung für den nächsten Heimaturlaub oder die Zeit nach dem Kriege vor.

Zudem ist die schriftliche Sprachfertigkeit sehr unterschiedlich verteilt; nichts zu schreiben, heißt nicht von vornherein, nichts schreiben zu wollen, sondern kann auch schlicht bedeuten, es nicht zu können. Schließlich macht es einen Unterschied, ob ein Sohn seinen Eltern, ein Ehemann seiner Ehefrau, ein Vater seinen Kindern oder ein Soldat einem Kameraden schreibt; was den einen selbstverständlich mitgeteilt werden konnte, verschwiegen man lieber vor den anderen. Das verweist auf die Bedeutung von unterschiedlichen Erfahrungsräumen für das Schweigen.

18 Schmitz (Anm. 3), S. 32.

Zunächst zum Erfahrungsraum der Front, aus dem heraus die hier zitierten Briefe sprachen. Die immer wieder festzustellende sprachliche Ausblendung von menschlichen Akteuren des „regulären“ Tötens entsprach einerseits unmittelbarer Wahrnehmung der Soldaten. Die ungeheure Feuerkraft und Zerstörungskapazität der damals modernen Waffensysteme zwangen die Soldaten zur Deckung und Tarnung; nicht mehr der Gegner war zu sehen, sondern die oftmals überwältigende Erfahrung war die einer diffusen Gewalt, die sich von ihren menschlichen Trägern verselbständigt hat, das Gefühl des Ausgeliefertseins an die unmenschliche Dimension dieser Gewalt und an die Unausweichlichkeit des Todes. Dieses Gefühl kannte keine menschlichen Täter mehr, sondern nur noch Opfer. Die eigene Leiderfahrung überdeckte schon in actu, im Erlebnis selbst, die Erfahrung des Leidausteilens. Man braucht das nicht nur als Apologie, Selbstschutz, Verleugnen des selbst angerichteten Leids zu verstehen: Die wenigen Stellen, in denen in Feldpostbriefen über Todesangst, über die Angst vor dem Getötetwerden gesprochen wird,¹⁹ lassen die traumatische Wucht vieler Gewalterlebnisse zumindest erahnen. Auch die begrenzte Wirksamkeit der angesonnenen Sinngebungen für den Tod spricht dafür, dass es Erlebnisse gibt, die den Soldaten schlicht die Sprache verschlagen.²⁰

Andererseits entlasteten die entpersonalisierenden Formulierungen diejenigen, die sie verwendeten. Auch der hochtechnisierte Maschinenkrieg bleibt auf diejenigen angewiesen, die die Waffen bedienen, die „Kriegsmaschinerie“ ist eine Metapher, hinter der die handelnden Personen verschwinden. Jeder Brief, in dem es nicht heißt: „Wir haben eine Unmenge von Russen getötet“, sondern: „unsere Waffen haben vernichtend gewirkt“, verschweigt, was die Briefschreiber kaum sehen wollten, dass ihr Handeln nämlich konstitutiver Bestandteil der Gewalt war, die auch sie selbst zu vernichten drohte. So wird die Gewalt sukzessive von den sie ausübenden Personen sprachlich abgespalten, der Soldat bewegt sich damit von der Position des Handelnden in die des Leidenden, mutiert vom Täter zum Opfer der Gewalt.

Das Schweigen über die eigene Beteiligung am Töten geschah vor allem aus Rücksichtnahme auf die Angehörigen, an die die Briefe gerichtet waren. Damit gerät ein weiterer Kontext des Schweigens in den Blick: der Unterschied zwischen den Erfahrungsräumen Front und Heimat, zwischen denen die Soldaten in ihren Briefen zu vermitteln suchten. Sie haben das in Friedenszeiten – wie auch immer eingeschränkte, aber grundsätzlich gültige – soziokulturelle Tötungsverbot der Gesellschaften hinter sich gelassen, um dem Tötungsgebot im Kriege nachzugehen. Was dort verboten war, wurde hier gefordert und belohnt. Darüber jedoch offen gegenüber ihren Angehöri-

19 Latzel (Anm. 2), S. 257-261.

20 Ebd., S. 261-281.

gen zu sprechen, hieße, diese mit Realitäten zu konfrontieren, die nicht einfach in deren vertrautes Bild vom treusorgenden Vater, vom liebenden Ehemann zu integrieren waren.²¹ Die zeitgenössischen Zuschreibungen von Männlichkeit, die sowohl den rücksichtslosen Kämpfer wie den fürsorglichen Familienvater und Gatten verlangten, forderten gewissermaßen zwei Gesichter der Soldaten, die, bei allen Differenzierungen und Überschneidungen im einzelnen, den unterschiedlichen Erfahrungsräumen Front und Heimat zugewandt waren. Diese Differenz wird in einem Brief aus dem Zweiten Weltkrieg direkt angesprochen, in dem die Vorstellungen der kleinen Tochter vom lieben Vater nicht durch die Konfrontation mit dem, was dessen Soldatenrolle von ihm verlangt, zerstört werden soll: „Wer hat ihr eingeredet, daß ihr Papa in Rußland ist und Russen totschießt. Ehrlich gesagt, ich möchte das nicht gerne. Solche kleinen Kinder brauchen sowas noch nicht zu wissen.“ (1944)

Dass auch die Erfahrung eigener Gewaltbereitschaft und des eigenen, manchmal mörderischen Handelns im Zusammenhang der Praktiken des Vernichtungskrieges nur selten zur Sprache kam, ist ebenfalls zunächst vor diesem Hintergrund zu verstehen. Dass zu den „Russen“, die der Papa totschoss, nicht nur kämpfende gegnerische Soldaten, sondern möglicherweise auch wehrlose Gefangene, auch Frauen und Kinder zählten, erschien allenfalls dann als sagbar, wenn die eigenen Handlungen als Reaktion, Strafe, Vergeltung, Rache für Mordtaten des Gegners und als Schutzmaßnahmen für die eigene Truppe gelten konnten. Auch hier wird aus der Position des Opfers gesprochen, das keine andere Wahl hat, als sich zur Wehr zu setzen, eine Perspektive, die den Angehörigen zweifellos einfacher zu vermitteln ist als die gleichwohl manchmal diesen Rahmen durchbrechenden Gewalt- und Mordphantasien. Letztere legen nahe, dass in Feldpostbriefen nicht nur in vielfältiger Weise das Töten und die Angst vor der Gewalt beschwiegen werden, sondern möglicherweise auch Gefühle der Lust an der Gewalt und am Töten. Wenn die unterschiedlichen Erfahrungsräume Heimat und Front wesentlich dazu beitragen, die Grenzen zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren zu ziehen, dann könnte nur ein Vergleich der hier verwendeten, diese Erfahrungsräume verbindenden Briefe mit Quellen, die im Erfahrungsraum Front verbleiben, näheren Aufschluss über die Gegenstände des Beschweigens geben, also etwa Briefe zwischen Soldaten, deren Tagebücher usw.

21 Vgl. Humburg (Anm. 2), S. 172, 216 et passim.

Opferdiskurs und Leidensperspektive

Inwiefern vermag uns das, mehr oder minder ausgeprägte, jedenfalls deutlich vernehmbare Schweigen der Soldaten bei dem Versuch helfen, uns forschend dem „Kern des Krieges“ zu nähern? Es ist seit längerem üblich geworden, die Figur des Soldaten gleich welcher Epoche als „Täter“ und „Opfer“ zugleich anzusehen. Man kann das Schweigen der Wehrmachtsoldaten über ihre Täterschaft auf dieser Folie abbilden, wie ich das oben zum Teil auch getan habe: Die Täter verschweigen implizit oder explizit ihre Taten, weil sie sich als Opfer wahrnehmen oder um sich als Opfer darstellen zu können. Unter politisch-moralischen Vorzeichen ist die Kritik dieses Viktimisierungsdiskurses unabdingbar.²² Auch wenn die polarisierenden Kategorien von Täter und Opfer differenziert werden müssen, bleiben sie nötig, um Taten, Beteiligung und Täterschaft feststellen, um zu benennen zu können, wer wem was angetan hat.

Der Vorteil dieser Begriffe, die benennen lassen, was der Fall war, wird allerdings mit einem Nachteil erkaufte, der die Diskussion über die Wehrmachtsoldaten oft so schwierig macht: Sie sind semantisch extrem aufgeladen. Die Begriffe „Täter“ und „Opfer“ führen moralische, juristische und religiöse Bedeutungen mit sich, aus denen sich folgende Konnotationen ergeben: Täter – Aktiv – Schuld – Lust einerseits, Opfer – Passiv – Unschuld – Leiden andererseits. Der Opfermythos lebt davon, dass er einen Leidensbegriff voraussetzt, der apologetisch halbiert ist, nämlich das selbst ausgeteilte Leid ausblendet, dass er durchgestandenes Leiden als Verdienst ansieht, dass er Leiden mit Unschuld konnotiert und dass er auf politischer Ebene Ursache und Wirkung ausblendet.²³ Doch das Schweigen der Soldaten über die eigene Täterschaft, ihre Betonung des Opferstatus, das Pochen aufs eigene Leiden können uns etwas mitteilen, das jeder Apologie zuvor liegt und sich in der Konsequenz schließlich gegen diese wendet, weil es sich der moralischen Dichotomie von Täter und Opfer entzieht: Wer vom Leiden spricht,

22 Wesentliches dazu bei Thomas Kühne, *Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkrieges. Erster Teil*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 39 (1999), S. 580-662; ders., *Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg im kulturellen Kontinuum des Zwanzigsten Jahrhunderts. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkrieges. Zweiter Teil* in: *Archiv für Sozialgeschichte* 40 (2000), S. 440-486; ders., *Die Viktimisierungsfalle. Wehrmachtverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs*, in: Michael Th. Greven / Oliver von Wrochem (Hg.), *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik*, Opladen 2000, S. 183-196.

23 Am Beispiel der Veteranenverbände ehemaliger Wehrmachtsoldaten: Klaus Latzel, *Soldatenverbände gegen die Ausstellung „Vernichtungskrieg“ – der lange Schatten des letzten Wehrmachtsberichts*, in: Greven/von Wrochem (Hg.) (Anm. 22), S. 325-336.

muss die menschliche Verletzbarkeit, und zwar körperliche wie seelische Verletzbarkeit, die in der *Leiderfahrung* verschmelzen, voraussetzen. Versuchen wir, die Rede vom Leiden weder apologetisch zu übernehmen noch nur politisch-moralisch zu kritisieren, sondern analytisch zu wenden, nämlich zur Forschungsperspektive zu machen: Wie ließe sich unter der Perspektive des Leidens, der Perspektive der Verletzbarkeit, nach dem Handeln, dem Töten, den Tätern fragen?

Die produktivsten Diskussionen über eine neue Perspektive auf die Gewalt finden zur Zeit in der Soziologie²⁴ und Philosophie²⁵ statt. Wolfgang Sofsky, einer der Protagonisten der neueren soziologischen Gewaltforschung, hat in diesem Zusammenhang die prinzipielle Begrenzung des traditionellen Instrumentariums der Soziologie grundsätzlich kritisiert: „Ich habe schon Probleme damit, dass unser Grundbegriff der des Handelns ist. Wenn es um Gewalt geht, müssen wir Kategorien zur Verfügung haben, die das Erleben, das Leiden, die Passivität angemessen beschreiben können ... Wenn es um Leiden geht, um Schmerzerfahrung, dann ist vom Körper, von der Leiblichkeit die Rede. In diesem zentralen Punkt sind die soziologischen Theorien harmlos und unterbelichtet.“²⁶ Diese Unterbelichtung ist ein Erbe frühzeitiger theoretischer Weichenstellungen in der Soziologie,²⁷ die es trotz Adornos Diktum: „Das Bedürfnis, Leiden beredt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit“,²⁸ bis heute kaum geschafft hat, den Blick auf das Leiden zu schärfen.

Unter Bezug auf die Überlegungen zur Gewalt von Heinrich Popitz²⁹ wird jedoch seit einigen Jahren eine „genuine Soziologie der Gewalt“ gefordert.³⁰ Diese, so Trutz von Trotha, habe mit einer Phänomenologie der Gewalt zu beginnen, in der die Frage nach dem *Warum* durch die Frage nach dem *Was* und dem *Wie* der Gewalt ersetzt werden müsse. Zentrale Elemente

24 Vgl. als neueren Überblick Peter Imbusch, Gewalt – Stochern in unübersichtlichem Gelände, in: *Mittelweg* 36, 9 (2000), Heft 2, S. 24-40.

25 Mihran Dabag / Antje Kapust / Bernhard Waldenfels (Hg.), *Gewalt: Strukturen, Formen, Repräsentationen*, München 2000.

26 „Soziologie ist eine Überlebenswissenschaft“. Gewalt im 20. Jahrhundert als sozialwissenschaftliches Thema (Gespräch zwischen Heinz Bude, Bernd Greiner, Hans Joas, Jan Philipp Reemtsma und Wolfgang Sofsky), in: *Mittelweg* 36, 3 (1994), 2, S. 68-83, Zitat S. 70.

27 Otthein Rammstedt, Zum Leiden an der Gewalt, in: ders. (Hg.), *Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik*, Frankfurt/M. 1974, S. 235-254; ders., Zweifel am Fortschritt und Hoffen aufs Individuum. Zur Konstitution der modernen Soziologie im ausgehenden 19. Jahrhundert, in: *Soziale Welt* 36 (1985), S. 484-503, bes. S. 495ff.

28 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt/M. 1966, S. 27.

29 Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, 2., erw. Aufl. Tübingen 1992, S. 43-78.

30 Trutz von Trotha, Zur Soziologie der Gewalt, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, Oppladen 1997, S. 9-56; Birgitta Nedelmann, Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen und Wege der künftigen Gewaltforschung, in: ebd., S. 59-85.

dieses Zugangs sind die Ablehnung des „Reduktionismus kausalanalytischer Methoden der Gewaltforschung“, die Betonung der „Eigendynamik“ und des (freilich nicht ausschließlichen) „Selbstzweckcharakters“ der Gewalt, die „Körperlichkeit“ der Gewalt sowie die Einbettung der Phänomenologie der Gewalt in eine allgemeine Herrschaftssoziologie.³¹ So vielversprechend der hier genommene Ausgang von den Popitz'schen sozialanthropologischen Kategorien menschlicher „Verletzungsmächtigkeit“ und „Verletzungsoffenheit“³² auch scheint, so fragwürdig muten doch die Thesen von der Eigendynamik und vom Selbstzweckcharakter der Gewalt an. Die vermeintlich „fruchtlose“ Frage nach „Ursachen von Gewalt, die jenseits der Gewalt liegen“, ist mit der berechtigten Kritik am gängigen „korrelationsstatistischen Zerlegen von Motivstrukturen, sozialen Situationen und ihren strukturellen Zusammenhängen, von den Merkmalen der Opfer und ... der Täter“³³ keineswegs schon zur Gänze vom Tisch, denn sie holt die Kritiker wieder ein. Dies ist der Argumentation von Trotha selbst abzulesen: Wenn von „Eigendynamik“ der Gewalt gesprochen wird, weil die Gewalt unter Umständen „so folgenreich für die Akteure und Institutionen, die von ihr berührt werden, ist, daß sie in gegebenen Einrichtungen und im Handeln der Akteure selbst eine besondere Dynamik in Gang setzt“,³⁴ dann wird damit zwar zu Recht das bewegende und dramatische Element von Gewalt hervorgehoben, doch die „Eigendynamik“ erweist sich bei näherem Hinsehen als vermittelte, vermittelt durch „berührt werden“. Was aber ist dieses „Berührtwerden“ anderes als die Folge aktuell (*in* der Gewaltsituation) oder früher (*vor* der Gewaltsituation) erfahrenen, mehr oder minder starken körperlichen oder seelischen Leidens? Die in die Gewalt Involvierten haben ebenso ihre Geschichte *vor* (oder „jenseits“) der Gewaltsituation, deren Dynamik sie vorantreiben, wie die kulturell und sozial variablen Vorgaben dessen, was als Leiden empfunden wird, wie es gedeutet und wie auf Leiderfahrungen reagiert wird.³⁵ Wäre dann der „Schlüssel zur Gewalt“ nicht primär „in den Formen der Gewalt selbst zu finden“,³⁶ sondern vielmehr in den Formen des Leidens vor und in der Gewalt?

Dann aber kommt die Analyse der Gewalt nicht umhin, über die notwendige Phänomenologie der Gewalt hinauszugehen, sie ist im Gegenteil darauf angewiesen, die Gewaltsituation nicht künstlich von ihrer Vorgeschichte ab-

31 Trutz von Trotha, Gewaltforschung auf Popitzschen Wegen. Antireduktionismus, Zweckhaftigkeit und Körperlichkeit der Gewalt, Gewalt und Herrschaft, in: Mittelweg 36, 9 (2000) 6, S. 26-36.

32 Popitz (Anm. 29), S. 44.

33 Trotha (Anm. 31), S. 31, 28.

34 Ebd., S. 29.

35 Vgl. zur „Eigendynamik“ der Gewalt und der notwendigen Berücksichtigung von Deutungsprozessen Nedelmann (Anm. 30), S. 78.

36 Trotha, Soziologie (Anm. 30), S. 20.

zuschneiden. Das lässt sich, auch wenn man seinen anthropologischen Reduktionismus³⁷ nicht teilen mag, selbst noch aus den Analysen von Sofsky heraushören, etwa in seiner Zusammenfassung dessen, was im Massaker geschieht:

„... das Massaker ist jene wiederkehrende Form der Gewalt, in welcher die Menschen all ihre Destruktivkräfte entfesseln dürfen, um für kurze Zeit den langersehnten utopischen Zustand zu verwirklichen, den Zustand absoluter Freiheit und Gleichheit, Einheit und Ganzheit. Was ihnen ihr Leben nicht einzubringen vermag, was ihnen ihre Konstitution verweigert, das erlangen sie, indem sie das Leben der anderen auslöschen.“³⁸

Die Lust an der Gewalt, die hier die Dynamik des Massakers erklärt, hat ihre Voraussetzung in vergangenem Leiden. Im Massaker sind die Lust und das Leiden an der Gewalt sowie die Rollen von Täter und Opfer extrem asymmetrisch verteilt. In Formen von Gewaltdynamik dagegen, bei denen von symmetrischer Gewalteskalation gesprochen werden kann, vermischen sie sich. Auch dieser Dynamik zuvor liegen jedoch Leiderfahrungen, ohne deren Berücksichtigung der Versuch, „Ausbruch“, „Entfesselung“ und Dynamik der Gewalt zu verstehen, an der entscheidenden Stelle unvollständig bleiben muss.

Eine weitere Beobachtung mag zusätzlich zeigen, dass die Perspektive des Leidens nicht einfach eine abstrakte Gegenüberstellung zu gegenwärtigen Gewaltkonzeptionen wäre, sondern dass diese geradezu nach jener verlangen. Zwei der bekanntesten seien hier genannt, sie stammen von Friedhelm Neidhardt und Heinrich Popitz.³⁹ Neidhardt identifiziert als Bedeutungskern von Gewalt „die physische Zwangseinwirkung von Personen mit physischen Folgen für Personen“,⁴⁰ bei Popitz heißt es: „Gewalt meint eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll.“⁴¹ Ob der Rekurs

37 Trutz von Trotha / Michael Schwab-Trapp, Logiken der Gewalt (Rez. von: Wolfgang Sofsky, Traktat über die Gewalt, Frankfurt/M. 1996), in: *Mittelweg* 36, 5 (1996) 6, S. 56-64.

38 Wolfgang Sofsky, Traktat über die Gewalt, Frankfurt/M. 1996, S. 190.

39 Ich vernachlässige hier die bekannte Diskussion über den „weiten“ Gewaltbegriff von Johan Galtung, da es mir bei der Frage nach dem Leiden nicht wie Galtung um daraus zu gewinnende Neubestimmungen des Gewaltbegriffs geht. Ob und inwiefern es sinnvoll ist, jede Form von Leiden als Folge von Gewalt zu bezeichnen, ist für die hier verfolgte Argumentation ohne Belang.

40 Friedhelm Neidhardt, Gewalt. Soziale Bedeutungen und sozialwissenschaftliche Bestimmungen des Begriffs, in: Volker Krey / Friedhelm Neidhardt, Was ist Gewalt? Hg. v. BKA, Wiesbaden 1986, S. 109-147, Zitat S. 123.

41 Popitz (Anm. 29), S. 48.

Neidharts auf Zwang mit physischen Folgen oder der in seine Machtheorie eingebaute Rekurs Popitz' auf Verletzung: in beiden Fällen wird als entscheidendes Definiens von Gewalt auf Leiden rekuriert. Wenn Sofsky erklärt: „Die Wahrheit der Gewalt ist nicht das Handeln, sondern das Leiden“, dann wird das zwar von ihm nur auf die Gewaltsituation selbst bezogen, als Verweis auf die moralische Herausforderung, die die Schmerzen und Qualen der Opfer der Gewalt an uns richten.⁴² Sprechen wir von Leiden aber nicht im moralischen, sondern im analytischen Sinne, träfe Sofskys Satz dann nicht auch in diesem Sinne zu? Wie aber ließe sich in diesem Sinne davon sprechen?

Ich kann dazu hier nur einige Andeutungen geben. In jüngerer Zeit sind von Bernhard Waldenfels Überlegungen zur Gewalt in die Diskussion gebracht worden, die von der „Leiblichkeit als Sphäre der Verletzbarkeit“ ausgehen.⁴³ Diese Überlegungen lassen sich unter dem Aspekt des Leidens und der Verletzbarkeit aufgreifen. Der große Vorteil dieses Zugangs liegt darin, dass er den Blick auf die leibliche Grundlage der Leiderfahrung lenkt und damit die „Körperlichkeit“ der Gewalt einschließt, dualistische Aufspaltungen in „Körper“ und „Geist“, die einer Phänomenologie der Leiderfahrung fragwürdig werden müssen, jedoch vermeidet.⁴⁴ Mit der leiblichen Existenz ist die spezifische Form menschlicher Existenz in drei Beziehungsdimensionen gegeben: in der Beziehung zu sich selbst, zu den Dingen und in der menschlichen Sozialität. Das menschliche Selbstverhältnis umfasst die Selbstgegebenheit durch die Sinne, die Gefühle wie die Strukturen des Selbstbewusstseins, jeweils schon konstituiert in leiblich vermittelter sozialer Reziprozität. Das Verhältnis zur Welt umfasst die Wechselseitigkeit und Dynamik zwischen individuellen und kollektiven Akteuren, ihre Beziehungsmuster und Figurationen in Kooperation wie Konflikt, Über- und Unterordnung, Mit- und Gegeneinander, sowie das Verhältnis zu den Dingen. Leiden hieße dann, dass die Grundlagen von menschlicher Sozialität und des Verhältnisses des Menschen zu sich selbst und zu den Dingen gestört oder zerstört werden: Das menschliche Selbstverhältnis zum eigenen Körper, die Distanz, die für Handeln erforderlich ist,⁴⁵ die „Basisregeln des sozialen Verkehrs, das Grundvertrauen in den Fortbestand der sozialen Welt, die Aussicht auf

42 Sofsky (Anm. 38), S. 68.

43 Bernhard Waldenfels, Aporien der Gewalt, in: Dabag/Kapust/Waldenfels (Anm. 25), S. 9-24, Zitat S. 14; ferner ders., Der Stachel des Fremden, Frankfurt/M. 1990, S. 120-134, und allgemein zur Leiblichkeit menschlicher Existenz ders., Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes, Frankfurt/M. 2000.

44 Besonders eindringlich klar wird dies im Kapitel über die Folter bei Elaine Scarry, Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur, Frankfurt/M. 1992, S. 43-90; vgl. auch Bernhard Waldenfels, Der Spielraum des Verhaltens, Frankfurt/M. 1980, S. 98-125.

45 Vgl. Hans Joas, Die Kreativität des Handelns, Frankfurt/M. 1996, S. 213-269.

Hilfe, die Gewißheiten des sozialen Handelns“;⁴⁶ die Kontinuität räumlicher Vertrautheit und zeitlicher Vorhersehbarkeit, all das wird ge- oder zerstört. Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Angst, Angst vor Verletzung und Schmerz, vor Überwältigung, vor dem Ausgeliefertsein, vor dem Verlust von Welt, vor dem Sicherheit gebenden Platz in der Welt.⁴⁷ So unterschiedlich die Verletzungserfahrungen sein können, so unterschiedlich kann auch deren Intensität sein; Leiden ist ein gradueller Begriff.⁴⁸ Im Trauma wird die Angst zur Vernichtungsangst, zur überwältigenden und fortwirkenden Erschütterung des Verhältnisses zu sich selbst und zur Welt.⁴⁹

Jan Philipp Reemtsma spricht unter Verweis auf Frantz Fanon und Jean-Paul Sartre von Gewalthandeln als Kompensation für erlittene Gewalt. Gewalthandeln wäre dann „der Versuch, einen Platz in der Welt wieder einzunehmen, der einem zuvor genommen wurde oder dessen Verlust die Angst suggeriert“ – „auf Kosten eines anderen“.⁵⁰ Auch hier wäre, nun in Hinsicht auf die Wehrmachtsoldaten, zu ergänzen, dass es zwar allen Grund gibt, den Blick auf die Gewalthandlungen und das Gewalterleiden im Kriege selbst zu richten. Aber wir blicken damit auf die Menschen in Situationen, in denen es immer schon zu spät ist. Die Perspektive auf die Verletzbarkeit lenkt den Blick jedoch zwangsläufig auf die Zeit auch vor der Gewalt des Krieges. Menschen sind nicht nur im Krieg verletzbar, sondern immer. „Zusammenleben heißt stets auch, sich fürchten und sich schützen.“⁵¹ Die „Verletzungsmächtigkeit“ und „Verletzungsoffenheit“, von denen Popitz spricht, sind darum als generelle Faktoren von Vergesellschaftung, auch der „Vergesellschaftung der Gewalt“, vor und im Kriege in den Blick zu nehmen.

Mit anderen Worten: Um zum „Kern des Krieges“ zu kommen, reicht es nicht hin, auf die Akteure der blutigen Gewalt im Kriege zu sehen, sondern es wäre zu überlegen, inwiefern das, was gern als Gewaltdynamik im Krieg analysiert wird, nicht primär als Resultat einer Verletzungsdynamik vor dem Kriege zu verstehen ist, die weit weniger spektakulär ist als die Dynamik kriegerischer Gewalt, wenn diese manifest geworden ist. Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit, Bedrohungspotenzial und Angst, Geschütztwerden- und Schützenmüssen werden Männern, Frauen und Kindern,

46 Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*, Frankfurt/M. 1997, S. 321.

47 Anthony Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, 2. Aufl. Frankfurt/M./New York 1995, S. 112-115.

48 Anregend zu unterschiedlichen Formen von Verletzungen Pascal Delhom, *Verletzungen*, in: Dabag/Kapust/Waldenfels (Hg.) (Anm. 25), S. 279-296.

49 Gottfried Fischer/Peter Riedesser, *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, München 1998, S. 79.

50 Jan Philipp Reemtsma, *Freiheit, Macht, Gewalt*, in: *Kriminologisches Journal*, Beiheft 6, 1997, S. 31-44, hier S. 35.

51 Popitz (Anm. 29), S. 44.

am rigidesten im Krieg, nach sozialkulturellen, insbesondere geschlechtlichen Kriterien zugewiesen.⁵² Verletzungserfahrungen, ihre Wahrnehmung und die Reaktionen darauf sind, im privaten wie im politischen Raum, mit hin stets soziokulturell überformt. Für die politischen Reaktionen auf das Trauma des Ersten Weltkrieges hat Michael Geyer jüngst formuliert, dass „the idea of salvation permeated all of interwar politics and made it so intractable, it was also concrete preparation for the violent overthrow of the national and international order. The soft violence of rhetorical excess had its hard edge in the preparation of future war.“⁵³ Bezieht man die Frage nach der Verletzbarkeit nicht nur auf die politische Ebene, sondern auf den Bereich der Alltagspraxis, dann lautet sie im Hinblick auf die späteren Wehrmachtsoldaten so: Wie sahen die Verletzungserfahrungen derjenigen aus, die immer und überall am verletzbarsten und am schutzbedürftigsten sind: der Kinder und Jugendlichen, hier: der nach 1900 geborenen männlichen Kinder und Jugendlichen, die im Schatten des Ersten Weltkrieges und unter den massiven soziokulturellen Verwerfungen der Nach- und Zwischenkriegszeit aufwuchsen und deren Jahrgänge 1910 bis 1925 ab 1939 zur eigentlichen Kriegsgeneration des Zweiten Weltkrieges wurden? Kann der Wandel im Verhältnis zum Gewalthandeln zwischen den Weltkriegen⁵⁴ als Wandel im Verhältnis zum eigenen und zum fremden Leiden aufgefasst werden, als Folge paradoxer (weil im Endeffekt das Leiden potenzierender) individueller und kollektiver Heilungs- und Schutzstrategien angesichts erlittener und befürchteter Leiden? Als Folge des Versuchs der Heilung von Verletzungserfahrungen während des Ersten Weltkrieges und in der Zwischenkriegszeit durch deren Leugnung und als Folge des Versuchs des Schutzes vor künftigen Verletzungen durch die Entwicklung einer polemischen Individualität und Kollektivität, die auf das Zufügen von Verletzungen, zugespielt: auf die Flucht vor dem Tod in das Töten setzt?

Die hier eingenommene Perspektive liegt quer zu Kategorien wie Täter und Opfer. Sie fragt auch nicht nach dem Leiden als schlichte Ursache für die Gewalt. Leiden kann zu Gewalt führen, muss es aber nicht. Dazwischen liegt die menschliche Freiheit. Darum wird die politisch-moralische Kritik des Handelns, deren Voraussetzung und Ansatzpunkt diese Freiheit ist, mit dem

52 Theresa Wobbe, Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts, in: Dies./Gesa Lindemann (Hg.), Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht, Frankfurt/M 1994, S. 177-207, bes. S. 190ff.; Gaby Zipfel, „Blood, sperm and tears“. Sexuelle Gewalt in Kriegen, in: Mittelweg 36, 10 (2001), Heft 5, S. 3-20.

53 Michael Geyer, Insurrectionary Warfare: The German Debate about a *Levée en Masse* in October 1918, in: *Journal of Modern History* 73 (2001), S. 459-527, Zitat S. 515.

54 Der bei den Soldaten dieser Kriege in einer deutlich erhöhten Gewaltbereitschaft im Zweiten Weltkrieg offenkundig wird, vgl. Latzel (Anm. 2), S. 373ff.

Blick auf das Leiden auch keineswegs obsolet. Frei sein heißt, Entscheidungen treffen und diesen entsprechend handeln zu können.⁵⁵ Die Möglichkeiten dazu sind je nach Handlungssituation unterschiedlich, doch selbst ein Befehl setzt sie nicht völlig außer Kraft. Das Schweigen über das eigene Gewalt-handeln ist damit immer auch ein Schweigen über die eigene Verantwortung für das gewählte Handeln, der Versuch, die Frage nach der Verantwortung zu umgehen. Wer den Satz „Befehl ist Befehl“ fugendicht verinnerlicht hätte, hätte freilich keinen Grund, über sein Handeln zu schweigen, denn es wäre nicht mehr seines. Noch im Schweigen zeigt sich darum, dass die Herausforderung dieser Frage verspürt wird. „Wenn uns ein Anspruch trifft, können wir nicht nicht antworten.“⁵⁶ Es ist an uns, auf dieses Schweigen zu hören.

55 Reemtsma (Anm. 48), S. 31.

56 Bernhard Waldenfels, Responsivität des Leibes. Spuren des Anderen in Merleau-Pontys Leib-Denken, in: Regula Giuliani (Hg.), Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften, München 2000, S. 305-320, Zitat S. 314.

Tötung der Opfer und der Erinnerung – Das Massaker von Babij Jar am 29./30.9.1941

WOLFRAM WETTE

Nachfolgende Ausführungen basieren auf einer langjährigen, wenngleich immer wieder durch Frustrationen unterbrochenen Beschäftigung des Autors mit dem Massaker von Babij Jar in der Nähe der ukrainischen Hauptstadt Kiev am 29. und am 30. September 1941. Bei dieser massenhaften Erschießung wurden mehr als 30.000 Kiever Juden getötet. Es handelte sich um die größte, in einem Zuge vollbrachte Mordaktion, die Deutsche während ihres Eroberungs- und Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion verübt haben.

Die besondere Bedeutung dieses Massenmords an jüdischen Frauen, Männern und Kindern innerhalb der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und der Ermordung der europäischen Juden ist bekannt: Wie das Wort Auschwitz symbolisch für den fabrikmäßigen Massenmord an den Juden durch Gaseinsatz steht – und im weiteren Sinne für die Ermordung der europäischen Juden überhaupt –, so ist der Name der Schlucht von Babij Jar ein Synonym für die Massenexekutionen durch mobile SS-Truppen in den ersten beiden Jahren des Krieges gegen die Sowjetunion. Es war die Zeit, in der die Einsatzgruppen des Sicherheitsdienstes (SD) ihre Opfer noch mit Handfeuerwaffen umbrachten.¹

Das Massaker von Babij Jar kann im Hinblick auf die große Zahl der Ermordeten und die Kürze der Zeit, in welcher die Liquidierungen vorgenommen wurden, als singulär gelten. Für andere Faktoren des Geschehens gilt das nicht: die allgemeine Befehlslage, die Motive der Mörder, die Vorberei-

1 Dieser Beitrag stützt sich teilweise auf meine Aufsätze: Babij Jar 1941. Das Verwischen der Spuren, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 2001, S. 152-164, und: „Schießen müsst ihr!“ Beim Massaker von Babij Jar bei Kiev teilten sich Wehrmacht und SS die blutige Arbeit, in: *DIE ZEIT* Nr. 48, 22. Nov. 2001, S. 48.

tung der Mordaktion durch die irreführende Ankündigung einer „Umsiedlungsmaßnahme“, die Art und Weise der Erschießungen, die Beseitigung der Leichen und die weitgehenden Maßnahmen zur Geheimhaltung der Massenmorde. Diesbezüglich reiht sich das Massaker von Babij Jar ein in eine lange Kette ähnlicher, rassistisch motivierter Mordtaten, die nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 im Baltikum, in Weißrussland und in der Ukraine verübt wurde. Typisch war auch die asymmetrische Situation: In Babij Jar kämpften keine vergleichbar starken Feinde gegeneinander, sondern Angehörige der deutschen Invasionstruppen ermordeten, unterstützt durch einheimische Helfer, eine große Anzahl von Zivilisten, die sich nicht wehrten und auch nicht wehren konnten.

Das in Kiev eingesetzte Einsatzkommando 4a, das der Einsatzgruppe C unterstellt war, hatte in den Monaten vor Babij Jar – seit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 – in Weißrussland und in der Ukraine bereits eine größere Anzahl von Mordtaten begangen und eine breite Blutspur durch das von der Wehrmacht eroberte Land gezogen.² Die Erschießungen wurden jeweils direkt hinter der kämpfenden Front durchgeführt, mit Wissen und Unterstützung des Befehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall Walter v. Reichenau.

Forschungsstand

Nicht wenigen Historikern ist der Skandal bewusst, dass es bis zum heutigen Tage keine geschichtswissenschaftliche Monographie über Babij Jar aus der Feder einer deutschen Historikerin oder eines deutschen Historikers gibt.³ Aber der gute Vorsatz, dieses Defizit zu beheben, ist nur schwer zu realisieren. Wahrscheinlich wird es auf Dauer nicht möglich sein, eine aktengestütz-

2 Die Mordtaten der Einsatzgruppe C und des ihr unterstellten Sonderkommandos 4a in der Ukraine beschreibt Helmuth Krausnick, *Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppen des Weltanschauungskrieges 1938–1942*, Frankfurt/M. 1995, S. 162–169; zu den Judenmorden in Luck, Tarnopol und Shitomir vgl.: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Ausstellungskatalog, Hamburg 1996, S. 66–73; Dieter Pohl, *Die Einsatzgruppe C 1941/42*, in: Peter Klein (Hg.), *Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42. Die Tätigkeits- und Lageberichte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD*, Berlin 1997, S. 71–87, hier: S. 71–75, und zusammenfassend Dieter Pohl, *Holocaust. Die Ursachen – das Geschehen – die Folgen*, Freiburg, Basel, Wien 2000, S. 51ff.

3 Eine Sammlung von Aufsätzen, Augenzeugenberichten und Dokumenten bietet der Band von Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Die Schoah von Babij Jar. Das Massaker deutscher Sonderkommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 1941 fünfzig Jahre danach zum Gedenken*, Konstanz 1991. Zehn Jahre später folgte eine gekürzte Fassung: Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Babij Jar 1941. Das Massaker deutscher Exekutionskommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew. 60 Jahre danach zum Gedenken*, Konstanz 2001.

te Darstellung zu verfassen, die auf eine minutiöse Rekonstruktion des Massakers und das Funktionieren der arbeitsteiligen Täterschaft von SS, Wehrmacht und Polizei abzielt.

Besonders schwer wiegt der Tatbestand, dass sich in den wenigen erhaltenen Akten der Wehrmacht kaum Hinweise auf dieses Verbrechen finden. Die meisten Täter haben es verstanden, ihre Spuren gründlich zu verwischen. Wesentliche Zusammenhänge werden sich wohl niemals mehr genau durch die Akten der Täter belegen lassen.

Unsere Kenntnisse über die Vorgänge gründen sich auf die SS-Akten, genauer gesagt, auf die damals streng geheimen Meldungen der Einsatzgruppe C der SS an das Reichssicherheitshauptamt (RSHA).⁴ Die Besonderheit dieser Quelle besteht darin, dass die SS-Einsatzkommandos und –Einsatzgruppen über die von ihnen durchgeführten Erschießungen nicht verschleiert berichteten, sondern – insbesondere was die Anzahl der getöteten Opfer angeht – im Sinne einer Leistungsbilanz, mit der sie ihren Vorgesetzten imponieren und sich für Beförderungen und höhere Verwendungen qualifizieren wollten. Diese geheimen Berichte der Einsatzkommandos und Einsatzgruppen sind die einzige schriftliche, von den Tätern verfasste Quelle, in denen die systematisch betriebene Mordpolitik im Osten Monat für Monat bilanziert wurde.

Der Tatbestand, dass wir die genaue Zahl von 33.771 jüdischen Männern, Frauen und Kindern wissen, die in Babij Jar ermordet wurden, ist einer bürokratischen Maßnahme der Täter geschuldet: Die Opfer mussten vor Betreten des Erschießungsgeländes ihre Kleider und ihre Ausweisstücke abgeben und wurden hierbei exakt registriert.

Auf der Basis der genannten Quellen wird im Band 4 des bekannten Reihenwerks „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“, der den „Angriff auf die Sowjetunion“ zum Thema hat, unser heutiger Kenntnisstand über diesen Massenmord zusammengefasst, wobei in besonderer Weise auf die Kooperation von Wehrmacht und SS abgehoben wird:

„Der Name der Schlucht von Babij Jar bei Kiev, in der 33.771 Menschen ermordet wurden, ist nicht nur ein Symbol für die Untaten der Einsatzgruppen, sondern auch für die Unterstützung, die sie dabei durch das Heer erhielten. Das SS-Sonderkommando 4a unter der Führung von SS-Standartenführer Paul Blobel nahm am 26. September 1941 seine ‚sicherheitspolizeiliche Arbeit‘ in Kiev auf. Es meldete nach Berlin, dass es die Exekution von mindestens 50.000 Juden vorgesehen habe. Explosionen in der Stadt mit Personen- und beträchtlichen Sachschäden wurden von ihm als willkommener Vorwand für ‚entsprechende Vergeltungsmaßre-

4 Vgl. Krausnick (Anm. 2); Pohl, Einsatzgruppe C (Anm. 2), S. 71-87.

geln‘ benutzt. Der Stadtkommandant von Kiev und Feldkommandant 195, Generalmajor Kurt Eberhard, begrüßte diese Maßnahmen und bat Blobel um ‚radikales Vorgehen‘. Nach einer Besprechung zwischen Eberhard, Blobel und dem Chef der Einsatzgruppe C, Dr. Dr. Otto Rasch, auf der ganz offen über die beabsichtigte Erschießung der Juden gesprochen worden war, erließ Generalmajor Eberhard mit Unterstützung der Propagandakompanie 637 des Oberkommandos der 6. Armee einen Aufruf an die Kiever Juden, sich am 29. September zur ‚Umsiedlung‘ zu melden. Das Sonderkommando 4a konnte sich nach dieser Aktion nicht nur rühmen, dass die Juden ‚infolge einer überaus geschickten Organisation‘ bis unmittelbar vor ihrer Exekution noch an eine Umsiedlung geglaubt hätten, sondern dass es in Zusammenarbeit mit anderen SS-Einheiten gelungen sei, innerhalb von zwei Tagen fast 34.000 Menschen zu ermorden!⁵

Dieser Wissensstand ist durch zwei neuere Spezialstudien in einigen Punkten erweitert, aber nicht auf ein völlig neues Niveau gehoben worden.⁶

Die Ausklammerung des massenhaften Tötens

Die zitierte Schilderung des Massakers von Babij Jar im Band 4 des Weltkriegswerks, deren Wehrmacht-kritischer Duktus unübersehbar ist, weist eine bezeichnende zeitliche und inhaltliche Lücke auf: Wir erfahren nicht, was sich zwischen dem Aufruf an die Kiever Juden, sich für eine „Umsiedlung“ zu melden, und der Erfolgsmeldung des EK 4a, dass es gelungen sei, in so kurzer Zeit so viele Menschen, die dem Aufruf gefolgt waren, zu liquidieren bzw. zu ermorden, eigentlich ereignete. Der Vorgang des massenhaften Tötens wird nicht konkret beschrieben, sondern aus der Darstellung ausgeklammert, als ob es vor dem Hintergrund des Tatbestandes, dass wir die Gesamtzahl der Ermordeten kennen, im Grunde genommen keine Bedeutung hätte.

Wir erfahren kaum etwas über die organisatorische Vorbereitung des Massenmordes. Hierzu muss man sich vorzustellen versuchen, dass die Zahl der ermordeten Männer, Frauen und Kinder etwa der Einwohnerschaft einer mittleren deutschen Kreisstadt entspricht und dass die Durchführung dieser

5 Jürgen Förster, Die Sicherung des „Lebensraumes“, in Horst Boog/Jürgen Förster/Joachim Hoffmann/Ernst Klink/Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär (Hg), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion, Stuttgart 1983, S. 1046f.

6 Hartmut Rüß, Wer war verantwortlich für das Massaker von Babij Jar? in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 57 (1998), S. 483-508; Klaus Jochen Arnold, Die Eroberung und Behandlung der Stadt Kiev durch die Wehrmacht im September 1941: Zur Radikalisierung der Besatzungspolitik, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 58 (1999), S. 22-63, mit einer Tendenz zur Entlastung der Wehrmacht.

massenhaften Tötung eine sorgfältige ablauforganisatorische und logistische Planung erforderlich machte. Des Weiteren erfahren wir nichts über die Prozeduren, denen sich die Opfer vor ihrer Erschießung unterziehen mussten, nichts über die Befehle und den konkreten Ablauf der Massenerschießungen, nichts über die Mordschützen, ihre Einstellungen, ihre Rechtfertigungen und ihre möglicherweise vorhandenen Skrupel. Der ganze Komplex der Logistik und der Absperrungen, die zu den Unterstützungsaufgaben der Wehrmacht und der ukrainischen Hilfspolizei gehörten, bleibt gleichermaßen ausgeblendet.

Das Schweigen der Wehrmachtsakten

Die Mittäterschaft und die Mitwisserschaft der Wehrmacht tauchen in den offiziellen Akten, also den Kriegstagebüchern und Meldungen der 6. Armee und der ihr unterstellten Verbände und Dienststellen, praktisch nirgendwo auf. Wie ist dieser Befund zu erklären?

Zum einen sind nur wenige Akten der im Herbst 1941 in Kiev stationierten Wehrmachtsverbände und -dienststellen erhalten geblieben. Ein Teil dieser Akten dürfte entweder kriegsbedingt verloren gegangen oder auf eigens erteilten Befehl vernichtet worden sein. Das für eine Rekonstruktion der Ereignisse besonders wichtige Kriegstagebuch der Stadtkommandantur Kiev konnte bis zum heutigen Tage nicht aufgefunden werden. Aber auch die verbliebenen Akten weisen auffallende Lücken auf. In den Akten der damals in Kiev stationierten 6. Armee und des XXIX. Armeekorps beispielsweise fehlen ausgerechnet die Berichte der Abwehroffiziere (I c) über die entscheidenden Tage Ende September und Anfang Oktober 1941, was auf einen nachträglichen Eingriff in diese Quelle schließen lässt.

Wenn wir das Schweigen der Wehrmachtsakten über das Massaker von Babij Jar zu deuten versuchen, sollten wir allerdings nicht alleine auf den Tatbestand verweisen, dass viele Akten verschollen sind. Vielmehr müssen wir von einem gezielten, systematischen Verwischen der Spuren der Mittäterschaft und der Mitwisserschaft ausgehen. Dieses begann bereits am Tage des Geschehens, dauerte weit über das Kriegsende hinaus und wirkt bis zum heutigen Tage fort.⁷ Es muss bei den Offizieren der in Kiev stationierten Wehrmachtteile eine stillschweigende Übereinkunft gegeben haben, möglichst keinen Hinweis auf eine Beteiligung an diesem Massenverbrechen aktenkundig werden zu lassen. Der Korpsgeist verlangte, „die Weste der

7 Vgl. zum Beispiel Joachim Hoffmann, *Stalins Vernichtungskrieg 1941–1945*, München 1995, S. 187ff.

Wehrmacht rein“ zu halten.⁸ Die bei der Planungsbesprechung für die Massentötung ausgesprochene Aufforderung des Generalmajors Eberhard an die SS: „Schießen müsst ihr!“⁹ bietet den Schlüssel für eine damals vor Ort beginnende Vertuschungsaktion im Dienste der Legende von der „sauber“ geliebten Wehrmacht.

Nicht autorisierte Berichte der Wehrmachtsbeamten Froreich und Grützner

In der Aktenüberlieferung gibt es allerdings wenigstens zwei Aufzeichnungen von Wehrmachtsbeamten, die eine recht genaue Auskunft über die Vorgänge in Babij Jar geben. Diese Niederschriften können als „undichte Stellen“ im ansonsten gut funktionierenden Schweigekartell gewertet werden.

In einer abgelegenen Militärverwaltungsakte konnte der Bericht des Kriegsverwaltungsrates der 454. Sicherungsdivision, von Froreich,¹⁰ gefunden werden, der beweist, dass es für einen Wehrmachtsangehörigen, der sich damals in Kiev aufhielt, nicht schwierig war, über die wesentlichen Fakten voll informiert zu sein. Froreich traf am 1. Oktober 1941 mit mehreren militärischen Gesprächspartnern in Kiev zusammen, unter anderen mit Offizieren der Feldkommandantur 195. Das dort Gehörte hielt er folgendermaßen schriftlich fest: „Die Juden der Stadt waren aufgefordert worden, sich zwecks zahlenmäßiger Erfassung und zur Unterbringung in einem Lager an einer bestimmten Stelle einzufinden. Es meldeten sich etwa 34.000 einschließlich der Frauen und Kinder. Alle wurden, nachdem sie ihre Wertsachen und Kleidungsstücke hatten abgeben müssen, getötet, was mehrere Tage in Anspruch nahm.“¹¹ Diese Notiz ist – soweit bislang bekannt – eines der

8 Vgl. die Argumentation des Befehlshabers des Rückwärtigen Heeresgebietes Süd, General der Infanterie Karl v. Roques, der schon in einem Befehl vom 29.7.1941 verbot, dass sich deutsche Soldaten an Judenpogromen beteiligen, weil ein solches Verhalten „das Ansehen der Wehrmacht“ aufs Schwerste schädige. Zit. nach Förster, Sicherung (Anm. 5), S. 1047 mit Anm. 99.

9 Aussage aus dem Callsen-Prozess: Verfahren des Landgerichts Darmstadt gegen Callsen u.a., mit Urteil vom 29.11.1968, S. 474. In: Bundesarchiv Ludwigsburg (ehemals: Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen) 204 AR-Z 269/1960, Bd. 34, 683 Blatt (fortan zit.: Callsen-Prozess). Zitiert in: Ernst Klee/Willi Dreßen (Hg.), „Gott mit uns“. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939–1945, Frankfurt/M. 1989, S. 127.

10 Siehe BA Ludwigsburg, Callsen-Prozess, Urteil (wie Anm. 9), S. 455 und 512. Vorname unbekannt.

11 Bericht des Kriegsverwaltungsrats von Froreich, 454. Sicherungsdivision, Abteilung VII (Verwaltung), vom 2. Oktober 1941 über seinen Besuch bei der Feldkommandantur 195 in Kiev am 1.10.1941. In: Bundesarchiv-Militärarchiv (BA-MA) Freiburg i. Br., RH 26-454/28: Anlagenband Nr. 3 zum Kriegstagebuch Nr. 1 (vom 15.5. bis 31.12.1941) der Sich.-Div. 454, Quartiermeister-Abteilung.

wenigen schriftlichen Zeugnisse eines Wehrmichtsangehörigen über das Massaker von Babij Jar. Wahrscheinlich kannte sich dieser Wehrmachtbeamte – vermutlich ein gelernter Verwaltungsjurist, also ein „eingekleideter Zivilist“ – im militärischen Kommet nicht genügend aus, als er zu Papier brachte, was ihm während einer Dienstreise nach Kiev Ende September 1941 zu Ohren gekommen war. Die Informationen, die von Froreich während seines Besuches in Kiev erhielt, machten – wie angesichts der Ungeheuerlichkeit der Massenexekutionen nicht anders zu erwarten – auch in anderen Wehrmichtsverbänden blitzartig die Runde.

Ein anderer Wehrmachtbeamter, der Kriegsverwaltungsinspektor Edwin Grützner,¹² der am 1. Oktober 1941 – also einen Tag nach dem Ende der Massentötungen – mit einem Rüstungskommando nach Kiev kam, hatte von einem Feldwebel der Wehrmacht die folgende detaillierte Schilderung des Massakers erfahren und aufnotiert:

„Die einstmals hier lebenden Juden waren vor unserem Kommen restlos ausgerottet worden. Die Juden waren durch List und Täuschung ahnungslos in ihr Verderben geraten. Durch Bekanntmachungen wurden sie aufgefordert, sich an den genannten Sammelstellen einzufinden. Da sie, so hieß es, umquartiert würden, sollten sie alle ihre Wertsachen, Schmuck und Geld mitbringen. Das ‚Umquartieren‘ war für die Ahnungslosen durchaus glaubhaft annehmbar, denn der Stadtkern war ein riesiges Feuermeer geworden. Zudem waren die Deutschen ja gekommen als ‚Befreier‘. Die Betrogenen wurden aus der Stadt hinausgeführt, dorthin, wo sich die tiefen Schluchten im Erdreich befanden. Da wurden sie – so berichtete mir ein Feldwebel vom Vorkommando¹³ – mit Maschinengewehren reihenweise ermordet. Sie stürzten, tot oder verwundet, erschossen oder noch halb lebend, in die Tiefe. Durch Sprengungen wurde Erde über sie gebracht, indem die Hänge über sie hereinbrachen. Später gab es noch einmal Aufregung in der Stadt, denn der Regen hatte die Leichen bloßgespült.“

Die Existenz solcher Beschreibungen des Tathergangs durch Angehörige der Wehrmacht, die an der Massentötung selbst nicht beteiligt waren, sind Belege dafür, dass die Informationen über den Massenmord bei den damals im Raum Kiev befindlichen Soldaten der 6. Armee trotz der Geheimhaltungs-

12 Aufzeichnungen des Technischen Kriegsverwaltungsinspektors Erwin Grützner vom Rüstungskommando Kiev, 1941–1943, in: Rolf-Dieter Müller (Hg.), *Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten. Der Abschlussbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiev*, Boppard 1991, S. 604.

13 Gemeint ist das Vorkommando des Rüstungskommandos, einer Dienststelle der Wehrmacht, die am 1. Oktober von Shitomir nach Kiev verlegt wurde (ebd., S. 604).

maßnahmen kursierten. Es ist zu vermuten, dass sie kaum einem Angehörigen der deutschen Invasionstruppen verborgen blieben.

Ein konkreter Täterbericht über die Massentötungen

Was wir im Detail über den Ablauf der Massenerschießungen wissen, stammt aus zwei sehr unterschiedlichen Quellen: zum einen aus Berichten von Angehörigen des Mordkommandos der SS, zum anderen von Überlebenden des Massakers. Ein an den Erschießungen persönlich beteiligter Angehöriger des Einsatzkommandos 4a, der SS-Mann Kurt Werner, berichtete in einem Nachkriegsprozess der sechziger Jahre folgendes:

„[...] Es war sandiges Gelände. Die Schlucht war ca. 10 Meter tief, etwa 400 Meter lang, oben etwa 80 Meter breit und unten etwa 10 Meter breit. Gleich nach meiner Ankunft im Exekutionsgelände musste ich mich zusammen mit anderen Kameraden nach unten in diese Mulde begeben. Es dauerte nicht lange und es wurden uns schon die ersten Juden über die Schluchtabhänge zugeführt. Die Juden mussten sich mit dem Gesicht zur Erde an die Muldenwände hinlegen. In der Mulde befanden sich drei Gruppen von Schützen, mit insgesamt etwa 12 Schützen. Gleichzeitig sind diesen Erschießungsgruppen von oben her laufend Juden zugeführt worden. Die nachfolgenden Juden mussten sich auf die Leichen der zuvor erschossenen Juden legen. Die Schützen standen jeweils hinter den Juden und haben diese mit Genickschüssen getötet. Mir ist heute noch in Erinnerung, in welches Entsetzen die Juden kamen, die oben am Grubenrand zum ersten Mal auf die Leichen in der Grube hinuntersehen konnten. Viele Juden haben vor Schreck laut aufgeschrien. Man kann sich gar nicht vorstellen, welche Nervenkraft es kostete, da unten diese schmutzige Arbeit auszuführen. Es war grauenhaft.

Ich musste den ganzen Vormittag über unten in der Schlucht bleiben. Dort musste ich eine Zeitlang immer wieder schießen, und dann war ich damit beschäftigt, Magazine der MP mit Munition zu füllen. Während dieser Zeit wurden andere Kameraden als Schützen eingeteilt. Gegen Mittag wurden wir aus der Mulde herausgezogen und nachmittags musste ich mit anderen oben die Juden der Mulde zuführen. Die Juden wurden von uns bis zum Muldenrand hingeleitet; dort sind sie dann von selbst die Abhänge hinuntergelaufen. Die ganze Erschießung an diesem Tage mag etwa bis fünf oder sechs Uhr (17 bis 18 Uhr) gedauert haben. Anschließend wurden wir wieder in unser Quartier zurückgefahren. An diesem Abend hat es wieder Alkohol (Schnaps) gegeben. Wir waren alle froh, dass die Erschießung zu Ende war [...]. Auch am zweiten Tage wurde

nach der Erschießung Schnaps ausgegeben. Ich weiß auch, dass die Führer abends getrunken haben [...].¹⁴

Aus diesem Bericht und anderen kennen wir also die konkreten Tötungsvorgänge in der Schlucht von Babij Jar aus der Sicht der Mordschützen. Sie können konfrontiert werden mit den Berichten jüdischer Opfer, die das Massaker überlebten, in der Nacht fliehen und später von dem Grauen, das sie durchlebt hatten, Zeugnis ablegen konnten.¹⁵

Enterdung und Verbrennen der Leichen

Zur Geschichte des Massakers von Babij Jar gehört ein weiterer Vertuschungsvorgang, der sich noch während des Krieges abspielte, nämlich die Enterdungs- und Verbrennungsaktion des Jahres 1943. Sie wurde initiiert durch einen Befehl aus Berlin, die Beweisstücke für sämtliche auf dem Territorium der Sowjetunion begangenen Massenverbrechen zu beseitigen.

So kehrte Paul Blobel jetzt mit dem eigens zu diesem Zwecke gebildeten Sonderkommando 1005 nach Babij Jar zurück. Ihm gehörten mehr als 300 Gefangene an, die aus einem Konzentrationslager requiriert worden waren, unter ihnen viele Juden. Unter der Aufsicht deutscher SS-Leute „enterdeten“ sie die Leichen – angeblich 40.000 bis 45.000 – und verbrannten sie auf Scheiterhaufen, die aus benzingetränkten Eisenbahnschwellen bestanden. Nach vierwöchiger Arbeit, die als „geheime Reichssache“ behandelt wurde, waren die Spuren der Massengräber vollständig verwischt. Was noch fehlte, war die Beseitigung der Mitwisser, also der Mitglieder der Enterdungskommandos. Die Gefangenen ahnten, was ihnen bevorstand, und versuchten zu fliehen. Dabei wurden etwa 300 von ihnen erschossen, aber einige konnten entkommen und nach dem Kriege als Augenzeugen über die Leichenverbrennungen berichten.¹⁶

14 Die Aussage von Kurt Werner, Angehöriger des SK 4a, in: Adalbert Rückerl, NS-Verbrechen vor Gericht. Versuch einer Vergangenheitsbewältigung, 2. Aufl. Heidelberg 1984, S. 43-45.

15 Auf den Zeugnissen Überlebender beruht der Dokumentar-Roman von Anatolij Kusnezov, Babij Jar. Russisch 1966, deutsch: München, Zürich, Wien 1970, Neuauflage München 2001. Kusnezov verwendete für seinen Roman die Aussagen von Dina Mironowna Pronitschewa, die das Massaker überlebte und einen detaillierten Augenzeugenbericht erstattete. Das Dokument ist abgedruckt in: Peter Longerich (Hg.), Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941–1945, München 1989, S. 124-127. Auszugsweiser Wiederabdruck in: Wiehn, Schoáh (Anm. 3), S. 174-177.

16 Wiehn, Schoáh (Anm. 3), S. 106. Vgl. die auch in deutscher Übersetzung vorliegenden Augenzeugenberichte der Kiever Juden David Budnik und Yakov Kaper, in: Erhard Roy

Motive der Täter für das systematische Verwischen der Spuren

Insgesamt lässt sich als Faktum folgendes feststellen: Die Täter haben ihre Opfer zuerst irregeführt, dann ermordet und anschließend versucht, die Spuren ihrer Mordtaten systematisch zu beseitigen. Noch ungeklärt blieb, von welchen Motiven sie sich bei diesem Verwischen der Mordspuren leiten ließen. Im Hinblick auf das Massaker von Babij Jar sind die folgenden sechs Motive erkennbar:

Erstens: Die Irreführung und Täuschung der Opfer sowie die Geheimhaltung der Massentötungen vor der Bevölkerung des besetzten Gebietes folgte aus der Sicht der Einsatzkommandos und der sie unterstützenden Wehrmacht zunächst einmal ganz praktischen, gleichsam kriegstaktischen Erwägungen. Diese Maßnahmen sollten die Durchführung der jeweiligen Erschießungen erleichtern, und es sollte verhindert werden, dass zur Vernichtung vorgesehene Opfer in anderen Städten und Dörfern durch Informationen über Massenerschießungen vorgewarnt und zur Flucht veranlasst würden. Die Täter wollten sich auch bei den weiteren Ausrottungsmaßnahmen das Überraschungsmoment zunutze machen. Die Durchführung des Massakers von Babij Jar folgte ganz diesem allgemeinen Muster.

Zweites Motiv: Es sollte versucht werden, dieses Verbrechen vor der Masse der Wehrmachtsoldaten entweder ganz zu verheimlichen oder, falls sich dies als undurchführbar erweisen sollte, es einerseits mit militärischen Argumenten zu rechtfertigen und andererseits zusätzlich mit rassenideologischen Feindbildern zu begründen. Zu diesem Zeitpunkt – Ende September 1941, drei Monate nach dem Überfall auf die Sowjetunion – scheint es durchaus noch offen gewesen zu sein, ob die Masse der Soldaten der 6. Armee diesen Massenmord an den Kiever Juden tolerieren würde oder nicht.¹⁷

Die Unsicherheit der militärischen Führung in dieser Frage spiegelt sich in dem bekannten Befehl „Verhalten der Truppe im Ostraum“ vom 10. Okt. 1941 des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall Walter von Reichenau.¹⁸ Er war in Kiev zur Zeit des Massakers „Inhaber der vollziehenden Gewalt“ und trug damit die Gesamtverantwortung auch für diesen

Wiehn (Hg.), *Nichts ist vergessen. Jüdische Schicksale in Kiew*, Konstanz 1993 (in ukrainischer, deutscher und englischer Sprache).

17 Im August 1941 hatte beispielsweise der Oberstleutnant i.G. Helmuth Großcurth den Versuch gemacht, den Kindermord von Bjelaja Zerkow zu verhindern. Vgl. dazu meinen Aufsatz: *Der Kindermord von Bjelaja Zerkow im August 1941*, in: Karl Fruchtmann, *Die Grube. Drehbuch zu einem Film*, Bremen 1997, S. 98-107.

18 *Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall v. Reichenau, vom 10.10.1941*. Abgedruckt in: Gerd R. Ueberschär / Wolfram Wette (Hg.), *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941*, Frankfurt/M. 1991, Teil „Ausgewählte Dokumente“, S. 285f.

Massenmord. Höchstwahrscheinlich lagen Reichenau – uns leider nicht im einzelnen überlieferte – Informationen über das widerstrebende oder kritische Verhalten von Wehrmachtsangehörigen im Kontext des Massakers von Babij Jar vor. Jedenfalls bemängelte er eben dieses in seinem zehn Tage später herausgegebenen Befehl: „Hinsichtlich des Verhaltens der Truppe gegenüber dem bolschewistischen System bestehen vielfach noch unklare Vorstellungen“, um dann zu erläutern: „Der Soldat ist im Ostkrieg nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden. Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis haben. Sie hat den weiteren Zweck, Erhebungen im Rücken der Wehrmacht, die erfahrungsgemäß stets von Juden angezettelt wurden, im Keim zu ersticken [...]“.

Damit ist zugleich – *drittes Motiv* – das Problem der Gewöhnung der Wehrmachtssoldaten an die Erfordernisse des rassenideologischen Vernichtungskrieges angesprochen. Die Ermordung von Juden wurde mit den Worten „gerechte Sühne am jüdischen Untermenschentum“ umschrieben. Aber sie wurde auch ganz konkret als eine Kriegsnotwendigkeit darzustellen versucht, indem die Juden als Partisanen und Widerstandskämpfer im Rücken der Wehrmacht bezeichnet wurden. Sprachstrategien dieser Art wurden im Ostkrieg immer wieder verwendet: Die geplanten, rassenideologisch motivierten Morde wurden in militärische Notwendigkeiten umgelogen und den Soldaten in traditionellem militärischem Vokabular nahe gebracht. Die militärische Führung wollte damit erreichen, dass die Soldaten den Ostkrieg trotz seiner auf die Vernichtung bestimmter Volksgruppen abzielenden und damit klar völkerrechtswidrigen Stoßrichtung als einen an traditionellen militärischen Kampfgepflogenheiten orientierten und damit „normalen“ Krieg betrachteten.

Nur in der SS wurde auf eine solche militärische Umschreibung der Judenmorde weitgehend verzichtet und im Klartext von Erschießungen, Liquidierungen oder Exekutionen gesprochen.

Ein *viertes Motiv* für die teilweise erfolgreiche Verheimlichung der Judenmorde im Allgemeinen – und damit auch des Massakers von Babij Jar im Besonderen – ist in der Furcht des NS-Regierung in Berlin sowie der SS und der Wehrmacht „vor Ort“ zu suchen, die Feindmächte könnten die ihnen zugänglichen Informationen über die Mordtaten in ihrer Kriegspropaganda gegen Deutschland verwenden und dieses vor der Weltöffentlichkeit moralisch anprangern. Aus eigener Praxis wusste man, wie dieser Mechanismus funktionierte.

Beispielsweise hatte die deutsche Propaganda schon wenige Tage nach Kriegsbeginn, als die deutsche Wehrmacht im sowjetisch besetzten östlichen Teil Polens – unter anderem in den Städten Lemberg und Zloczow – auf die nur notdürftig vergrabenen Opfer des sowjetischen Geheimdienstes NKWD stieß,¹⁹ in dieser Weise operiert. Propagandaminister Goebbels machte daraus sogleich eine „Leichenbergpropaganda“ zu Lasten des „jüdischen Bolschewismus“ und instrumentalisierte sie auf diese Weise zur Steigerung der Kampfmotivation der Soldaten der Wehrmacht. In ähnlicher Weise wurde im Frühjahr 1943 das Auffinden der Leichen von mehr als 8.000 ermordeten polnischen Offizieren im Walde von Katyn, die der NKWD bereits im September 1941 ermordet hatte, propagandistisch ausgeschlachtet.²⁰

Als ein *fünftes Motiv* für das Verwischen der Spuren der Massentötungen ist schließlich die Furcht der Täter vor Bestrafung zu nennen. Sie spielte in der ersten Kriegshälfte noch keine Rolle, wurde aber nach der Kriegswende im Winter 1942/43, also nach der vernichtenden Niederlage der deutschen 6. Armee in Stalingrad, dem anschließenden Vordringen der Roten Armee nach Westen und der Ankündigung der Alliierten, nach ihrem Sieg über Deutschland Kriegsverbrecherprozesse durchzuführen, zu einem realen Faktor der deutschen Kriegführung. Die Furcht vor Strafe war das zentrale Motiv für das Exhumieren und Verbrennen der Leichen in ganz Osteuropa. Es sollten sämtliche Beweismittel für die Judenmorde und andere Kriegsverbrechen beseitigt werden.

In dieser Linie bewegte sich auch das Verhalten der SS-Täter in den Nachkriegsprozessen: Sie leugneten ihre Beteiligung an den Massentötungen während des Krieges und versuchten sich auf diese Weise der Bestrafung zu entziehen.

Der *sechste Grund* für das Verwischen der Mordspuren ergab sich aus der spezifischen Interessenlage der Wehrmacht: Sie war von Beginn an bestrebt, ihre Mitwirkung an dem Massenmord in keiner Weise aktenkundig werden zu lassen, damit sie das Image von der „sauberen“ Wehrmacht fortspinnen und die Ermordung der Juden auf die SS abwälzen konnte. Diese Entlastungs- und Vertuschungsstrategie wurde bereits bei der arbeitsteiligen Planung des Massakers von Babij Jar eingeübt. „Schießen müsste ihr!“²¹ sagte der Stadtkommandant von Kiev, Generalmajor Kurt Eberhard, zu den SS-

19 Zur „Leichenbergpropaganda“ vgl. Bogdan Musial, „Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschießen“. Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941, Berlin/München 2000, S. 13f., 200ff.

20 Zu den Morden von Katyn vgl. Malgorzata und Krzysztof Ruchniewicz, Die sowjetischen Kriegsverbrechen gegenüber Polen: Katyn 1940, in: Wette/Überschär (Anm. 1), S. 382-396.

21 So auch der Titel meines in Anm. 1 genannten Beitrages in DIE ZEIT.

Führern, mit denen zusammen er die so genannte „Aktion“ plante.²² Das bedeutete zugleich: Wir helfen euch zwar bei der Planung und unterstützen euch bei der Durchführung, aber das eigentliche Mordgeschäft ist eure Angelegenheit.

„Mord der Erinnerung“

Auf den bekannten Tatbestand, dass die Täter – auch die von Babij Jar – in den Nachkriegsprozessen ihre Beteiligung an den Massenerschießungen in aller Regel leugneten und keine Verantwortung für die begangenen Verbrechen übernahmen, kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.²³ Eine ähnliche Art des Umgangs mit dem Massaker prägt übrigens auch eine bestimmte Geschichtsschreibung in Deutschland, die sich in der Aufrechnung sowjetischer und nationalsozialistischer Verbrechen beziehungsweise deren Relativierung oder gar Leugnung gefällt, bis zum heutigen Tage. In seinem Buch „Stalins Vernichtungskrieg“ aus dem Jahre 1995 übersetzt der revisionistische Historiker Joachim Hoffmann den Ortsnamen Babij Jar absichtsvoll mit „Altweiberschluft“, um damit – das Geschwätz alter Weiber suggerierend – die Glaubwürdigkeit der historischen Forschung in Frage zu stellen,²⁴ wie er auch im Hinblick auf die fabrikmäßige Ermordung von Juden in der zweiten Kriegshälfte vernebelnd von der „Gasangelegenheit“ spricht.²⁵

Zur Nachgeschichte von Babij Jar gehört schließlich noch die Haltung der sowjetischen Seite. Sie trug zur Vertuschung der Wahrheit auf ihre Weise bei, indem sie verschwieg, dass die Opfer Juden waren. Die offizielle Schweigepolitik in der kommunistischen Zeit fand in einer Inschrift auf dem Denkmal von Babij Jar am Rande der Stadt Kiev einen bezeichnenden Ausdruck. Sie lautete: „Hier wurden von 1941 bis 1943 von den deutschfaschistischen Eroberern über hunderttausend Einwohner der Stadt Kiev und Kriegsgefangene erschossen.“²⁶ Erst fünfzig Jahre nach der Massentötung der Kiever Juden, im Jahre 1991, wurde eine neue Gedenktafel angebracht, auf der erstmals von offizieller Seite anerkannt wurde, dass die Opfer hauptsächlich Juden waren.²⁷

22 Callsen-Prozess (Anm. 9), S. 127.

23 Vgl. dazu die Ausführungen in meinem Aufsatz: Babij Jar 1941 (Anm. 1).

24 Joachim Hoffmann, *Stalins Vernichtungskrieg 1941-1945*, München 1995, S. 187ff.

25 Ebd., S. 155.

26 Zit. nach Wiehn, *Schoáh* (Anm. 3), S. 113; zur Schweigepolitik in der sowjetischen Zeit, vgl. auch ebd., S. 114ff.

27 Bericht in der Zeitung: *Aufbau*, New York, 1.2.1991. Zit. nach Wiehn, *Schoáh* (Anm. 3) S. 826 und Text S. 845.

Diese Geschichtspolitik der Sowjetunion erklärt auch das mangelnde Interesse der sowjetischen Historiographie an einer vollständigen Aufklärung des Massakers. Erst seit der Wende vom 20. ins 21. Jahrhundert haben einige ukrainische Historiker endlich damit begonnen, Erinnerungsberichte der letzten noch lebenden Zeugen des Massakers von Babij Jar aufzuschreiben.²⁸

Der russische Schriftsteller Jewgenij Jewtuschenko war im Jahre 1963 von dem sowjetischen Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow wegen seines Gedichts *Babij Jar*,²⁹ in welchem er u.a. den russischen Antisemitismus ansprach, öffentlich kritisiert worden.³⁰ Zur Schweigepolitik in seinem Lande schrieb der Schriftsteller Sätze, die über den Einzelfall hinaus von Bedeutung sind. Sie lauten: „Babij Jar war ein Verbrechen des Faschismus. Aber unser jahrelanges Verschweigen des fremden Verbrechens wurde zum eigenen Verbrechen. Verschweigen – das ist auch Mord/Vernichtung, Mord der Erinnerung.“³¹

Mit sehr viel größerem Recht hätte Jewtuschenko diesen „Mord der Erinnerung“ den Deutschen zum Vorwurf machen können.

28 Vgl. Jakob Honigsman, *Juden in der Westukraine. Jüdisches Leben und Leiden in Ostgalizien, der Bukowina und Transkarpatien 1933–1945*. Aus dem Russischen von Juri Schatton. Hg. v. Raymond M. Guggenheim/Erhard Roy Wiehn, Konstanz 2001, sowie: Boris Zabarko, *Leben im Schatten des Todes. Verspätete Berichte der Überlebenden des Holocaust*. Unveröffentlichte Rohübersetzung eines ukrainischen Manuskripts, die mir im Jahre 2001 freundlicherweise von Prof. Dr. Friedhelm Boll, Institut für Sozialgeschichte e.V., Braunschweig u. Bonn, zur Verfügung gestellt wurde.

29 Text des Gedichts *Babij Jar* von Jewgenij Jewtuschenko in der deutschen Übersetzung von Ernst Kux, in: Wiehn, *Schoáh* (Anm. 3), S. 163-165.

30 Wiehn, *Schoáh* (Anm. 3), S. 112f.

31 Jewtuschenko zit. nach Zabarko, *Leben* (Anm. 28), Einleitung. Die Gründe für die Defizite in der sowjetischen Historiographie sind wohl zum einen in ihrer klassentheoretischen Ausrichtung zu suchen, die wenig Raum für ethnische Minderheiten ließ, zum anderen in einem latenten Antisemitismus.

Babij Jar 1941
Irreführen, Vertuschen, Leugnen und Löschen der Erinnerung
Sprachstrategien auf 15 Ebenen

Sprach-ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschreibung des massenhaften Tötens
1. Sprache der NS-Propaganda im Krieg gegen die Sowjetunion	unscharfes Feindbild „jüdischer Bolschewismus“	Bedrohung des Abendlandes, Präventivkrieg, „Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus“ ¹	Vernichtungskampf gegen den „jüdischen Bolschewismus“
2. Sprache auf der Führungsebene der Wehrmacht (OKW, OKH): Allgemeine Befehle für den Krieg im Osten	Präzisierung des militärischen Feindbildes: „feindliche Zivilpersonen“, „tatsverdächtige Elemente“ ² nämlich „bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden“ sowie Träger des „aktiven oder passiven Widerstandes“ ³ , „asiatische Soldaten der Roten Armee“ ⁴ ; politische Kommissare ⁵	wie allg. Propaganda: Bolschewismus ist „Todfeind des nationalsozialistischen deutschen Volkes“ ⁶ ; politische Kommissare als „die Urheber asiatisch barbarischer Kampfmethoden“, eine „Gefahr für die eigene Sicherheit und die schnelle Befriedung der eroberten Gebiete“ ⁷	„schonungslos erledigen“, „erschießen“, „mit den äußersten Mitteln bis zur Vernichtung des Gegners niederkämpfen“; Durchführung „kollektiver Gewaltmaßnahmen“; Täter nicht „verwahren“ ⁸ ; „Erledigung“ der politischen Kommissare „außerhalb der eigentlichen Kampfzone unauffällig auf Befehl eines Offiziers“ ⁹ ; Kommissare „grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen“ ¹⁰

- 1 Wolfram Wette, Die propagandistische Begleitmusik zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, in: Gerd R. Ueberschär / Wolfram Wette (Hg.), Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941, Frankfurt/M. 1991, S. 45-65, und Dokumentenanhang, S. 244ff.
- 2 Kriegsgesichtsbefehl des OKW vom 13.5.1941, Abschn. I. In: Ueberschär/Wette (Anm. 1), S. 252.

Sprach- ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschrei- bung des massen- haften Tötens
3. Befehls- sprache im operativen und tak- tischen Be- reich der Wehrmacht	wie in den Befehlen des OKW und des OKH	allgemein: der Krieg gegen Russland „Daseinskampf des deutschen Volkes“; „der alte Kampf der Germanen gegen das Slawentum“, „Ver- teidigung europäi- scher Kultur gegen moskowitzisch-asia- tische Überschwem- mung, die Abwehr des jüdischen Bol- schewismus“ Hoep- ner); <i>in Kiev</i> : „Vergel- tung“ für Terrorakte (Sprengungen) des Feindes	„erbarmungslose, völlige Vernichtung des Feindes“; „keine Schonung für die Träger des heutigen russisch-bolsche- wistischen Sys- tems“ ¹¹ ; <i>in Kiev</i> : arbeitstei- lige Täterschaft und Abgrenzung von der SS: „Schießen müsst ihr!“ (Generalmajor Eberhard, Stadtkom- mandant von Kiev) ¹²

-
- 3 Richtlinien des OKW für das Verhalten der Truppe in Russland vom 19.5.1941, ebd., S. 258.
- 4 Ebd. (Richtlinien).
- 5 Richtlinien des OKH vom 6.6.1941 für die Behandlung politischer Kommissare, ebd., S. 259.
- 6 Richtlinien des OKW für das Verhalten der Truppe in Russland vom 19.5.1941, ebd., S. 258.
- 7 Richtlinien des OKW vom 6.6.1941 für die Behandlung politischer Kommissare, ebd., S. 259f.
- 8 Kriegsgerichtsbarkeitserlass des OKW vom 13.5.1941, Abschn. I., ebd., S. 252.
- 9 Kommissarbefehl, ebd., (Anm. 1), S. 259.
- 10 Ebd., S. 260.
- 11 Befehl des Generalobersten Hoepner vom 2.5.1941 zur bevorstehenden Kampfführung im Osten, ebd., S. 251.
- 12 Der Stadtkommandant von Kiev, Generalmajor Eberhard, bei einer Vorbesprechung über die geplanten Judenmorde von Babij Jar zu SS-Führern. In: Ernst Klee und Willi Dreßen (Hg.), „Gott mit uns“. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939–1945, Frankfurt/M. 1989, S. 127.

Sprach- ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschrei- bung des massen- haften Tötens
4. Befehls- sprache auf der Füh- rungsebene der SS	Bolschewisten, Ju- den, Slawen; „alle Funktionäre der Komintern ..., die höheren, mittleren und radikalen unter- nen Funktionäre der Partei, des Zentral- komitees, der Gau- und Gebietskomite- tees, Volkskommis- sare, Juden in Partei- und Staatsstellun- gen, sonstigen radi- kalen Elemente (Sa- boteure, Propagan- deure, Heckenschüt- zen, Attentäter, Het- zer usw.“ ¹³	Rassenfeind, Unter- menschen, Bedrohung	„primär gegen Juden und Bolschewisten gerichtete Reini- gungsbestrebun- gen“ ¹⁴ ; „Selbstreinigungsbe- strebungen ... spu- renlos auszulösen“; ¹⁵ möglichst unauf- fällige Durchführung der Exekutionen; ¹⁶ „Säuberungsaktio- nen“ und „Großsäu- berungsaktionen“ ¹⁷ ; Aktionen zur „Be- reinigung der Juden- frage“, „Judenaktio- nen“, ein Gebiet „judenfrei“ ma- chen ¹⁸
5. Befehls- sprache auf der Einsatz- ebene der SS	konkret: Juden der ukrainischen Haupt- stadt Kiev	„Vergeltung“ für Sprengungen	liquidieren, exeku- tieren, erschießen

13 Heydrichs Befehl an die Höheren SS- und Polizeiführer im Osten vom 2.7.1941. In: Peter Klein (Hg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42. Die Tätigkeits- und Lageberichte der Sicherheitspolizei und des SD, Berlin 1997, S. 323-328, hier: S. 325.

14 Heydrichs Einsatzbefehl Nr. 2 vom 1.7.1941. In: Klein (Anm. 13), S. 320.

15 Fernschreiben Heydrichs an die Einsatzgruppenchefs vom 29.6.1941, ebd., S. 319.

16 Heydrichs Einsatzbefehl Nr. 8 vom 17.7.1941. ebd., S. 332.

17 Ebd., S. 373.

18 Ebd., S. 308 u.ö.

Sprach-ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschreibung des massenhaften Tötens
6. Sprache der Wehrmacht gegenüber der Zivilbevölkerung von Kiev	nur Juden direkt angesprochen, aber: Jeder Bürger, der in eine von Juden verlassene Wohnung eindringt und sich Sachen aneignet, wird erschossen ¹⁹	Sammeln von Juden zu einer „Evakuierung“	vollständige Verschleierung der wahren Absichten
7. Sprache der Wehrmacht gegenüber den jüdischen Einwohnern von Kiev	alle Juden von Kiev und Umgebung müssen sich an einem bestimmten Platz „einfinden“ und Ausweise, Geld und Wertsachen sowie warme Kleidung und Unterwäsche mitbringen ²⁰	keine Begründung, gerüchteweise in Umlauf gebracht: „Umsiedlung“	jeder Jude, welcher der Anordnung zuwiderhandelt, „wird erschossen“ ²¹
8. Sprache der SS-Einsatzgruppe und des SS-Einsatzkommandos in den Vollzugsmeldungen an das RSHA ²²	in Kiev 33.771 Juden exekutiert ²³	ohne jede Begründung	SK 4a hat in Zusammenarbeit mit Gruppenstab und zwei Kommandos des Polizei-Regiments Süd Juden „exekutiert“

19 Text des Plakates der deutschen Wehrmacht in Kiev vom 28.9.1941, verfasst in russischer, ukrainischer und deutscher Sprache. Faksimile in: Erhard Roy Wiehn (Hg.), Die Schoah von Babij Jar. Das Massaker deutscher Sonderkommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiev 1941 fünfzig Jahre danach zum Gedenken, Konstanz 1991, S. 84-86.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Meldungen des EK 4a (Blobel) und der Einsatzgruppe C (Rasch), in: Pohl, Einsatzgruppe C (Anm. 2), S. 71-87.

23 Ereignismeldung UdSSR Nr. 101 und 106, 2.10. und 7.10.1941, in: Peter Longenrich (Hg.), Die Ermordung der europäischen Juden, München, Zürich 1989, S. 168.

Sprach- ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschrei- bung des massen- haften Tötens
9. Sprache der Wehrmacht- offiziere in KTB und Meldungen	keine Erwähnung; Ausnahme: Auf- zeichnungen der Wehrmachtsbeam- ten Foreich und Grützner mit korrek- ter Angabe: die Ju- den von Kiev	keine Erwähnung, aber: Vergeltung für Sprengungen	keine Erwähnung des Massenmordens, statt dessen militäri- scher „Normal- krieg“: 6. Armee be- setzt Kiev, richtet Besatzungsverwal- tung ein, bekämpft Widerstand
10. Sprache von einzelnen Soldaten in Feldpost- briefen und bei Heimat- urlauben	Fronturlauber (Ge- freiter): „Grauenhaf- te Massenmorde an Juden in Kiev.“ ²⁴	keine	„Kleine Kinder mit dem Kopf an die Wand gehauen, Männer, Frauen, Halbwüchsige zu Tausenden auf ei- nem Haufen zusam- mengeschossen, ein Hügel gesprengt und die Leichenmasse unter der explodie- renden Erde be- graben.“ ²⁵

24 Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942–1945, hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer. Band 2: Tagebücher 1942–1945, Berlin 3. Aufl. 1995, S. 68, Eintragung vom 19. April 1942.

25 Ebd.

Sprach- ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschrei- bung des massen- haften Tötens
11. Die sowje- tische Pro- paganda- sprache	bis 1990: „Einwoh- ner der Stadt Kiev und Kriegsgefange- ne“, ab 1991: haupt- sächlich Kiever Ju- den	keine Angabe	erschossen
12. Sprache der Richter und Staatsan- wälte in den Nachkriegs- prozessen	John J. McCloy über Blobels Verbre- chen: „... schuldig, die Tötung von 60.000 Personen, einschließlich der über 33.000 in dem berühmtesten zweit- tägigen Massenmord bei Kiev im Sep- tember 1941 umge- brachten Juden, be- fohlen zu haben ...“ ²⁶	Blobel: schuldig der Verbrechen gegen die Menschlichkeit, der Verletzung der Kriegsgesetze und - gebräuche und Mit- glied der verbreche- rischen Organisatio- nen SS und SD; Tod durch den Strang ²⁷	Callsen-Prozess: acht der Angeklag- ten EK 4a-Mitglie- der wegen „gemein- schaftlicher Beihilfe zum gemeinschaft- lichen Mord an 33.771 Personen schuldig“ gespro- chen ²⁸

26 Information Services Division, Office of the U.S. High Commissioner for Germany (Hg.), Landsberg. Ein dokumentarischer Bericht. 1951, S. 19, aus dem Kapitel „Schilderung der Verbrechen derjenigen Gefangenen, deren Todesstrafe nicht abgeändert wurde“.

27 Urteil gegen Blobel, in: Kazimierz Leszcynski (Hg.), Fall 9. Das Urteil im SS-Einsatzgruppenprozeß, gefällt am 10. April 1948 in Nürnberg vom Militärgerichtshof II der Vereinigten Staaten von Amerika, Berlin 1993, S. 238.

28 Callsen-Prozess (Anm. 9), Urteil, S. 544.

Sprach-ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschreibung des massenhaften Tötens
13. Sprache der Angeklagten in den Nachkriegsprozessen	Juden	die Massenmörder beriefen sich auf „höhere Befehle“, auf Notwehrsituation, auf die Soldatenpflicht, ²⁹ oder sie leugneten ganz; Blobel: „Erschießungen im Einklang mit dem Völkerrecht“ ³⁰	Erschießungen; große psychische Belastung für die Täter (!)
14. Sprache der deutschen Historiographie heute	die Juden von Kiev	Interpretation als rassenideologisch motivierter Judenmord, ³¹ gelegentlich auch als Vergeltung für Sprengungen ³²	Erschießung, Massaker, Massenmord an den Kiever Juden, Tötungsaktionen ³³ ; revisionistische Variante: Vorgänge in der „Altweiberschlucht“ ³⁴

29 In der Verteidigungsstrategie der Einsatzgruppenführer spielte die von Ohlendorf eingeführte These vom „Befehlsnotstand“ eine wichtige Rolle. Vgl. dazu: Ralf Ogorrek/Volker Rieß, Fall 9. Der Einsatzgruppenprozess (gegen Otto Ohlendorf und andere), in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943–1952*, Frankfurt/M. 1999, S. 166-170; Aussagen von SS-Angehörigen und Polizisten zur Legende des Befehlsnotstandes in: Ernst Klee/Willi Dressen/Volker Rieß (Hg.), *„Schöne Zeiten“*. Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer, Frankfurt/M. 1988, S. 77-86. Weitere Fälle bei Helge Grabitz, *NS-Prozesse – Psychogramme der Beteiligten*. Heidelberg 1985, Abschnitt „Das Märchen vom Befehlsnotstand“, S. 135-144. Zusammenfassung des Forschungsstandes von Willi Dreßen, *Befehlsnotstand*, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*, 7. Aufl., München 1995, S. 45-46.

30 Ebd., S. 164.

31 Jürgen Förster, Die Sicherung des „Lebensraumes“, in: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*. Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion. Von Horst Boog/Jürgen Förster/Joachim Hoffmann/Ernst Klink/Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär, Stuttgart 1983, S. 1046f.; Hartmut Rüß, Wer war verantwortlich für das Massaker von Babij Jar? in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* Bd. 57 (1998), S. 483-508.

32 Klaus Jochen Arnold, Die Eroberung und Behandlung der Stadt Kiev durch die Wehrmacht im September 1941: Zur Radikalisierung der Besatzungspolitik, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 58 (1999), S. 22-63.

33 So z.B. Pohl, Einsatzgruppe C. in: Klein (Anm. 13), S. 77ff.

34 Joachim Hoffmann, *Stalins Vernichtungskrieg 1941–1945*, München 1995, S. 187ff.

Sprach- ebene	Opfergruppe	Rechtfertigung der „Aktion“	Be- oder Umschrei- bung des massen- haften Tötens
15. Sprache der russischen bzw. der ukraini- schen Histo- riographie (bis 1990) und heute	analog der offiziel- len Schweigepo- litik: Einwohner von Kiev; erst neuerdings: Ju- den Kievs	keine; bislang noch keine Geschichte des Ju- denmorde in der Ukraine geschrie- ben ³⁵	„systematische Mas- senerschießungen der jüdischen Be- völkerung durch Spezialkommandos der deutschen Ar- mee“; Massentötung (Zabarko) ³⁶

35 Boris Zabarko, *Leben im Schatten des Todes. Verspätete Berichte der Überlebenden des Holocaust*. Unveröffentlicht. Rohübersetzung eines ukrainischen Manuskripts. Einleitung.

36 Ebd.

Wahrnehmung und Verdrängung von NS-Verbrechen durch die Justiz

JOACHIM PERELS

Das Bedürfnis, „Leiden berechtigt werden zu lassen, ist die Bedingung aller Wahrheit.“ Dieser Satz, der sich in Adornos „Negativer Dialektik“¹ findet, vereinigt Erkenntnis und moralisches Urteil. Wie stark die Wahrnehmung der nationalsozialistischen Tötungsverbrechen in der Nachkriegszeit daran gebunden ist, die Rolle der Täter und die Leiden der Opfer unverstellt zum Ausdruck zu bringen, kann an der Entscheidungspraxis der Justiz sichtbar gemacht werden. Denn ihre Aufgabe besteht darin, den kriminellen Sachverhalt zu erhellen und die Beziehung zu den verletzten Normen, vor allem des Mordtatbestands, herauszuarbeiten. Dabei zeigt sich – und diese These werde ich im Folgenden entwickeln –, dass es zwei durchaus verschiedene, am Ende sogar gegensätzliche Umgangsweisen der amerikanischen und deutschen Justiz mit den Massenverbrechen des nationalsozialistischen Staatsapparates gibt. Von der Justiz der Vereinigten Staaten wurden in den Nürnberger Nachfolgeprozessen² Kriegsverbrechen der Wehrmacht, insbesondere Massaker an Nicht-Kombattanten, ohne jede Blickverengung wahrgenommen und als Verstoß gegen das Kriegsvölkerrecht kenntlich gemacht. Das Gleiche gilt für die an den Juden verübten Mordverbrechen der Einsatzgruppen. Ihre systematischen, von der Wehrmacht abgesicherten³ Tötungsaktionen wurden als Verbrechen gegen die Menschlichkeit nach Artikel II Ziff. 1c des Kontrollratsgesetzes Nr. 10 vom 20. Dezember 1945 qualifiziert, das unter anderem Mord, Ausrottung und Folter unter Strafe stellte.

1 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt am Main 1966, S. 27.

2 Gerd R. Ueberschär (Hg.), *Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943 bis 1953*, Frankfurt am Main 1999.

3 Raoul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden* (1961), Bd. 2, Frankfurt/Main 1990, S. 298, 315ff., 339, 341; Helmut Krausnick, *Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppe des Weltanschauungskrieges 1938 bis 1942* (1981), Frankfurt am Main 1985, S. 179ff.

Unter anderen Vorzeichen geht die Justiz der Bundesrepublik mit Kriegsverbrechen der Wehrmacht und mit Tötungsverbrechen der Einsatzgruppen um. Die rechtsprechende Gewalt lässt in ihrer überwiegenden Mehrheit die Wahrheit des Leidens der Opfer der Vernichtungsmaschinen des Militärs und der SS-Kommandos nicht eigentlich ins Licht treten. Die Tötungsverbrechen an Nicht-Kombattanten werden mit einer rechtlichen Legitimation versehen, und die Verantwortung der Täter, die die Kommandos zur Ermordung der Juden befehligten, wird weitgehend zum Verschwinden gebracht.

Erkenntnis und Leugnung von Kriegsverbrechen

Die geschichtlich erhellende und die legitimatorische Bewertung von Kriegsverbrechen können an der juristischen Interpretation des Massakers der deutschen Wehrmacht in dem griechischen Ort Kalavryta exemplarisch verfolgt werden. Neben anderen Massenverbrechen an der Zivilbevölkerung in Griechenland war das Vorgehen der deutschen Armee in Kalavryta Gegenstand des Geiselmord-Prozesses der Vereinigten Staaten im Jahre 1948. Schon die Befehlsgrundlagen für das Vorgehen der Armee waren dadurch charakterisiert, dass in ihnen völkerrechtliche Schranken aufgehoben waren. In dem kurz nach den massenhaften Tötungsaktionen in Kalavryta erlassenen Befehl des Oberbefehlshabers Südost vom 22. Dez. 1943, der die Linie der Besatzungspolitik kennzeichnet, wird die zu politischen Zwecken erfolgte Entgrenzung von so genannten, auch auf bloßen Verdacht gestützten Sühnemaßnahmen gegenüber Kommunisten, für die explizit keine Relation zwischen den Opfern einer griechischen Aktion und des Ausmaßes der militärischen Antwort hergestellt wird, zur Richtschnur gemacht:

„Der Führer hat eine einheitliche Gegenaktion gegen die kommunistische Gefahr im Südosten befohlen ... Die bisher üblichen Sühne-, Straf- und Vergeltungsmaßnahmen müssen in Zukunft der neuen politischen Zielsetzung Rechnung tragen ... Sühnequoten werden nicht festgelegt, ... Sühnemaßnahmen bestehen a) in Erschießungen bzw. Erhängungen; b) Vernichtung von Wohnstätten ... Lassen sich ... Mitschuldige nicht finden, so muss auf Personen zurückgegriffen werden, die ohne mit der einzelnen Tat in Verbindung zu stehen, trotzdem als mitverantwortlich anzusehen sind. Mitverantwortlich sind in erster Linie solche Personen, die sich zum Kommunismus bekennen.“⁴

Das amerikanische Gericht hat vor allem die zentrale Frage untersucht, ob die vielfältigen so genannten Repressalien der deutschen Wehrmacht völker-

4 Loukia Droulia / Hagen Fleischer (Hg.), *Von Lidice bis Kalavryta. Widerstand und Besatzungsterror*, Berlin 1999, Anhang, S. 218ff.

rechtlich vertretbar waren oder nicht. General Felmy, Befehlshaber Süd-Griechenlands, wurde von dem Gericht wegen Kriegsverbrechen an der griechischen Bevölkerung, der Tötung von Unschuldigen, zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Das Gericht argumentierte gegen den auf Befehle gestützten Terror in präzisen völkerrechtlichen Kategorien:

„Am 6. Dezember 1943 begann das Unternehmen ‚Kalavryta‘. Als Sühne für die Tötung von 78 deutschen Soldaten führte die 117. Division unter dem Befehl des Generals von Le Suire diesen Angriff durch. Mehr als 25 Ortschaften wurden zerstört, und es wird zugegeben, dass 696 Griechen als Sühnemaßnahme erschossen wurden. Es liegt die Aussage eines Augenzeugen vor, dass ungefähr 1.300 Griechen zur Vergeltung getötet wurden ... Es erscheint kaum notwendig auszuführen, dass viele dieser Sühnetötungen übertrieben waren und dass viele ungesetzlich waren, weil kein Zusammenhang bestand zwischen den erschossenen Einwohnern und den begangenen Vergehen. Sühnemaßnahmen wurden gegen eine bestimmte Gruppe sowie ‚Kommunisten‘ und ‚Bandenverdächtige‘ vorgenommen, ohne dass ein Zusammenhang mit den Vergehen erbracht wurde. Das Unternehmen ‚Kalavryta‘ kann nur als glatter Mord und als Zerstörung von Eigentum bezeichnet werden.“⁵

Das Massaker von Kalavryta beschäftigte auch die deutsche Justiz. Die Staatsanwältin Bochum, die gegen einen anderen für die Tötungsaktion von Kalavryta Verantwortlichen, den Kampfgruppenführer Franz Juppe, ermittelt hatte, stellte im Jahr 1972 das Verfahren ein. Die Staatsanwaltschaft verschloß, im Gegensatz zu dem amerikanischen Gericht, die Augen vor der schrankenlosen Ausübung militärischen Terrors gegenüber der Zivilbevölkerung. Sie verwandelte die Durchbrechung völkerrechtlicher Schutzpositionen in einen Rechtsakt. Die völkerrechtlich entscheidende Frage der Relation von militärischer Abwehr und Partisanenangriff wird an keiner Stelle aufgeworfen: „Die Partisanen haben gegen die Grundregel des Völkerrechts verstoßen, nach welcher jedem Kombattanten eine faire und ritterliche Behandlung zuteil werden muss ... In dieser Situation waren Repressalien notwendig und auch zulässige völkerrechtsmäßige Mittel, die Gegner, die Partisanen, zur Einhaltung des Völkerrechts zu zwingen ... Da somit die von dem verstorbenen General von Le Suire angeordneten und durchgeführten Repressalien nach dem geltenden Recht nicht als völkerrechtswidrig angesehen werden können, mithin auch strafrechtlich nicht rechtswidrig waren, ist auch die Teilnahme an ihnen, in welcher Form auch immer, nicht rechtswidrig.“⁶ In der Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft wird in anschauungsloser

5 Fall 7. Das Urteil im Geiselmord-Prozess, Berlin-Ost 1965, S. 162f.

6 Eberhard Rondholz, Rechtsfindung oder Täterschutz? Die deutsche Justiz und die Bewältigung des Besatzungsterrors in Griechenland, in: Droulia/Fleischer (Anm. 4), S. 253.

Kälte scheinbar bloß subsumiert, ohne dass das wirkliche Mordgeschehen noch in den Blick tritt. Der Begriff der Repressalie, deren Existenz die amerikanische Judikatur mit dem Verweis auf das vollständige Missverhältnis von Anlass und Repression widerlegte, verdeckt den schrankenlosen Terror der Wehrmacht. Die Mordtaten werden „derealisiert“ (Mitscherlich), um die völkerrechtlichen Kategorien leerlaufen zu lassen.

Die Auflösung der Realität von Kriegsverbrechen der Wehrmacht durch die Erzeugung eines Legalitätsscheins ist alles andere als ein Einzelfall. Staatsanwälte der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen haben tausend Vorermittlungsverfahren wegen Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht eingeleitet. Alle diese Verfahren sind von den örtlichen Staatsanwaltschaften eingestellt worden.⁷ In der Bundesrepublik hat es nicht einen Prozess wegen der Verübung von Kriegsverbrechen durch die Wehrmacht des Hitlerregimes gegeben, dessen Befehlsstrukturen von der so genannten Bandenbekämpfung bis zur Aufhebung der Rechtsposition von Millionen Kriegsgefangenen völkerrechtliche Schranken systematisch beseitigten.⁸ Die Konsequenz dieser juristischen Entthematisierung der Verbrechen der Wehrmacht besteht nicht zuletzt darin, dass den schuldlosen Opfern die Erinnerung in einem öffentlichen Prozess, der das historische Geschehen und die Verletzung des Rechts vergegenwärtigt, verweigert wird.

Von der Ahndung der Verbrechen zur Verwandlung der Täter in Gehilfen

Im Einsatzgruppenprozess von 1948 vor dem amerikanischen Militärgericht wurden die wirklichen und unfasslichen Aktionen zur Ausrottung der Juden mit Erschütterung wahrgenommen. Die amerikanischen Richter verwiesen darauf, dass die Verbrechen sich einem wirklichen Nachfühlen entziehen: „Der Verlust einer einzelnen Person kann nur am Bewusstsein der Überlebenden, dass sie für immer gegangen ist, gemessen werden. Deshalb kann die Vernichtung von zwei Millionen menschlicher Wesen überhaupt nicht erfüllt werden. Zwei Millionen ist nur eine Zahl. ... Niemand kann den vol-

7 Alfred Streim, Saubere Wehrmacht? Die Verfolgung von Kriegs- und NS-Verbrechen in der Bundesrepublik und in der DDR, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1995, S. 578.

8 Vgl. etwa Joachim Perels, Verpasste Chancen. Zur Bedeutung der Nürnberger Nachfolgeprozesse, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Nordwestdeutschland, Heft 3, Bremen 1997, S. 32f.; Rondholz (Anm. 6), S. 231. Zur Gesamtanalyse der blockierten Ahndung deutscher Kriegsverbrechen vgl. Kerstin Freudiger, Die juristische Aufarbeitung von NS-Verbrechen, Tübingen 2002, S. 126ff., 284ff., 361ff.

len, sich türmenden Schrecken des millionenfach wiederholten Mordes erfassen.“⁹ An anderer Stelle heißt es: „Der erste Punkt der Anklageschrift ... legt den Angeklagten Verbrechen gegen die Menschlichkeit zur Last. Nicht Verbrechen gegen ein bestimmtes Land, sondern gegen die ganze Menschheit. Die Menschheit ist die Staatsgewalt ... In der dunklen und düsteren Atmosphäre der Gefilde der unschuldigen Toten ist so eine Lampe angezündet worden.“¹⁰

Bei der Rekonstruktion des Sachverhalts geht das Gericht in zentralen Passagen dazu über, die realen Mordabläufe nicht selber zu schildern, sondern allein einem Zeugen über zweieinhalb Seiten des Urteils das Wort zu geben:

„Der Kaufmann Friedrich Grebe ... hat einen tief bewegenden Bericht über eine von ihm mit angesehene Massenhinrichtung im Oktober 1942 in Dubno gegeben, ein Bericht, der wegen seiner authentischen Beschreibung verdient, in dieser Urteilsbegründung vollständig angeführt zu werden: ‚Die von den Lastwagen abgestiegenen Menschen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters, mussten sich auf Aufforderung eines SS-Mannes, der in der Hand eine Reit- und Hundepeitsche hielt, ausziehen und ihre Kleidung, nach Schuhen, Ober- und Unterkleidern getrennt, an bestimmten Stellen ablegen. Ich sah einen Schuhhaufen von schätzungsweise 8.000 bis 10.000 Paar Schuhen, große Stapel mit Wäsche und Kleidern. Ohne Geschrei oder Weinen zogen sich diese Menschen aus, standen in Familiengruppen beisammen, küssten und verabschiedeten sich und warteten auf den Wink eines anderen SS-Mannes, der an der Grube stand und ebenfalls eine Peitsche in der Hand hielt. ... Eine alte Frau mit schneeweißem Haar hielt das einjährige Kind auf dem Arm und sang ihm etwas vor und kitzelte es. Das Kind quietschte vor Vergnügen. Das Ehepaar schaute mit Tränen in den Augen zu ... Die Grube war bereits drei Viertel voll. Nach meiner Schätzung lagen darin bereits ungefähr 1.000 Menschen. Ich schaute mich nach dem Schützen um. Dieser, ein SS-Mann, saß am Rande der Schmalseite der Grube auf dem Erdboden, ließ die Beine in die Grube hängen, hatte auf seinen Knien eine Maschinenpistole und rauchte eine Zigarette‘.“¹¹

Die Angeklagten, die die Kommandogewalt über die Einsatzgruppen besaßen, galten ausnahmslos als Täter, die sich als überzeugte Nationalsozialisten und SS-Führer den Mordbefehl gegen die zum Feind erklärten Juden zu eigen gemacht hatten. Die Vernehmung des SS-Brigadeführers Erich Nauemann, der die Einsatzgruppe B leitete, die 1941 und 1942 viele tausend Ju-

9 Das Urteil im Einsatzgruppenprozess, Berlin-Ost 1963, S. 30.

10 Ebd., S. 129.

11 Ebd., S. 68.

den tötete, zeigte, dass die Operationselite des Reichssicherheitshauptamtes sich selbst in den Kategorien der Täterschaft begriff. In dem Urteil heißt es:

„Am 17. Oktober 1947 wurde er (Naumann) auf dem Zeugenstand gefragt, ob er im Führerbefehl irgend etwas moralisch Unrechtes sah, und er antwortete verneinend. Er wurde nochmals gefragt, und er erwiderte ausdrücklich: ‚Ich habe den Befehl für richtig gehalten, weil er im Rahmen der Kriegsführung und der Erreichung des Kriegsziels meiner Auffassung nach notwendig war.‘ Damit ja kein Zweifel über seine Einstellung bestand, fragte der Gerichtshof, ob Naumann mit seiner Antwort sagen wolle, dass er ‚in dem Befehl nichts Unrechtes sah, obgleich er die Tötung wehrloser Menschen in sich schloss‘, und er antwortete: ‚Jawohl‘.“¹²

Die juristische Qualifizierung der Einsatzgruppenverbrechen unterlag in der herrschenden Sicht der bundesdeutschen Justiz einer dramatischen Veränderung. Zwar wurde in der jeweiligen Sachverhaltsschilderung das Geschehen zutreffend beschrieben, aber in der rechtlichen Bewertung der SS-Führer deren Verantwortung für die Mordverbrechen an den Juden systematisch aufgelöst. Die ganz überwiegende Zahl der Einsatzgruppentäter, nämlich 91,6 Prozent, wurde (wenn man bei der Berechnung die Freisprüche außer Acht lässt) lediglich als Gehilfen angesehen.¹³ Sie hätten die Mordtaten, die sie selber angeordnet und ausgeführt hatten, nicht als eigene gewollt. Was im Einsatzgruppenprozess der Vereinigten Staaten noch als eine – angesichts der aktivistischen nationalsozialistischen Einstellungen der SS-Führungskräfte – widerlegbare Schutzbehauptung erschien, dass die Täter durch fremden Befehlszwang zu ihren Handlungen von außen genötigt worden seien, wurde in der Mehrzahl der Verfahren in der Bundesrepublik zum Rechtfertigungsinstrument, um die Teilexkulpation der Leiter der Mordkommandos – auf der Grundlage der von ihnen behaupteten inneren Distanz zu den Massentötungen – herbeizuführen und ihnen den Status von Gehilfen zu verleihen. Diese Rechtsprechung, die Bettina Nehmer im Einzelnen analysiert hat,¹⁴ ist 1966 in einer Kommission des Deutschen Juristentages, in der führende Strafrechtler und Justizpraktiker – von Claus Roxin, Jürgen Baumann bis Werner Sarstedt und Fritz Bauer – vertreten waren, prononciert kritisiert wurden: „Die Kommission hat mit Besorgnis von Urteilen Kenntnis genommen, in denen NS-Gewaltverbrechen nach den in den Urteilen getroffenen Feststellungen mit auffallend niedrigen Strafen geahndet worden sind. In einem wesentlichen Teil dieser Fälle beruht es darauf, dass Täter des Mordes als Gehilfen verurteilt worden sind. Unabhängig davon, ob die Kommis-

12 Ebd., S. 155.

13 Bettina Nehmer, Die Täter als Gehilfen? Zur Ahndung von Einsatzgruppenverbrechen, in: Redaktion Kritische Justiz (Hg.), Juristische Aufarbeitung des Unrechts-Staats, Baden-Baden 1998, S. 645.

14 Ebd., S. 635ff.

sionsmitglieder einer subjektiven oder einer materiell-objektiven Teilnahme-theorie zuneigen, ist nach ihrer einhelligen Auffassung vielfach zu Unrecht Beihilfe anstelle von Täterschaft angenommen worden. Täter ist nach Ansicht der Kommission auf jeden Fall, ohne Rücksicht auf seine Beweggründe im übrigen a) wer ohne konkrete Befehl getötet hat; b) wer mehr getan hat, als ihm befohlen war; c) wer als Befehlshaber mit selbständiger Entscheidungsgewalt oder eigenem Ermessenspielraum Tötungen befohlen hat.¹⁵

In dem Verfahren gegen Otto Bradfisch, das 1961 vor dem Landgericht München I stattfand, lässt sich die Entwirklichung eines führenden Täters verfolgen. Bereits 1931 in die NSDAP eingetreten, stieg Bradfisch zum SS-Obersturmbannführer auf. Als Leiter des Einsatzkommandos 8 war er für die Ermordung von 15.000 Juden verantwortlich. Der Sachverhalt wird in keiner Weise retuschiert. Die Mordaktionen und die Kommandostruktur beschreibt das Gericht exakt:

„Das EK 8 (Einsatzkommando) erreichte Mogilew am 9. September 1941 ... Dort hat das EK 8 in mindestens acht Erschießungsaktionen insgesamt wenigstens 4.100 jüdische Männer, Frauen und Kinder sowie russische Kriegsgefangene getötet ... Die festgenommenen Juden wurden in einem Fabrikgebäude untergebracht und von dort aus an den nächsten zwei Tagen mit Hilfe von Lastkraftwagen zu den Erschießungsstätten gebracht, die außerhalb der Stadt an einem Panzergraben gelegen waren. Die Exekutionen wurden von mehreren Stellen dieses Grabens, der sich über mehrere Kilometer erstreckte, von Angehörigen des EK 8 und der unterstellten Polizeizüge, von Einheiten des Pol. Batl. 316 und von Angehörigen der weiß-ruthenischen Miliz vollzogen ... Sämtliche in Mogilew vom EK 8 durchgeführten Erschießungen wurden von dem Angeklagten Dr. Bradfisch in Ausführung des ihm und seinen Untergebenen bekannten Vernichtungsbefehls Hitlers angeordnet und von ihm persönlich oder von seinem Stellvertreter Obersturmführer Koch geleitet ... Bei einer der Aktionen in Mogilew, die unter seiner persönlichen Leitung abliefen, hat Dr. Bradfisch auch eigenhändig auf die im Panzergraben liegenden Opfer geschossen. Er trat mit einigen SS-Führern zu Beginn der Exekution an die Stirnseite des Panzergrabens heran und gab zwei oder drei Pistolen-

15 Barbara Just-Dahlmann/Helmut Just, Die Gehilfen. NS-Verbrechen und die Justiz nach 1945, Frankfurt/Main 1988, S. 263. In dem Text hat sich ein Druckfehler eingeschlichen: Im dritten Satz muss es statt „vielleicht“ „vielfach“ heißen. Zur extensiven Verwendung der Beihilfe-Kategorie für NS-Verbrechen vgl. die umfassenden Analyse von Freudiger (Anm. 8), S. 143ff.; vgl. auch Michael Greve, Der justitielle und rechtspolitische Umgang mit den NS-Gewaltverbrechen in den sechziger Jahren, Frankfurt/M. 2001, S. 145ff.

schüsse in Richtung auf die mit dem Gesicht nach unten im Graben liegenden Personen ab.“¹⁶

In der Subsumtion der Mordtaten aber verwandelt sich der für die Verbrechen Verantwortliche in eine Art Neutrum, das mit den völkischen Einstellungen und Vernichtungspraktiken von Otto Bradfisch nichts zu tun hat. Bradfisch hatte zu seiner Verteidigung selber behauptet, „er habe die Judenerschießungen missbilligt und sich an der Ausführung der Führerbefehle nur aufgrund der damals gegebenen Zwangslage, die ihm keinen anderen Ausweg gelassen habe, beteiligt.“¹⁷ Diese durch keinerlei Tatsachen zu stützende Schutzbehauptung eines Karriere-Nationalsozialisten wurde vom Gericht übernommen: „Die von Dr. Bradfisch entwickelte Aktivität war aber nicht der Ausdruck eines persönlichen Interesses an der Ausführung der Tötungshandlung und damit eines eigenen, von der Befehlsgebung unabhängigen Tötungswillens.“¹⁸ An anderer Stelle heißt es: „Gerade für die während des Dritten Reiches begangenen zahlreichen Verbrechen ist es Kennzeichen, dass die verantwortlichen NS-Gewalthaber, denen die Machtmittel des Staates zur Verfügung standen, sie durch militärische oder in einem ähnlichen Gehorsamsverhältnis stehende Untergebene wie durch Werkzeuge ausführten und die Einstellung der Untergebenen zu diesen Taten nicht als ‚Täterwille‘ zu beurteilen ist.“¹⁹ Diese These mündete in die zynisch-bizarre Behauptung, dass derjenige, der die Ermordung der Juden organisiert, ihnen das Recht auf Existenz nimmt, nicht gegen die Juden eingestellt gewesen sei: „Es fehlt auch an Anhaltspunkten für die eigene feindselige Einstellung oder Äußerung zur Judenfrage.“²⁰ Dass sich die äußerste Form der Feindschaft in der Vernichtung von schuldlosen Menschen aus Rassenwahn äußert – dafür stellte sich das Gericht blind.

Die Umwandlung eines führenden Nazi-Mörders in ein unselbständiges Rädchen im Machtgetriebe steht im Widerspruch zu den eigenen Feststellungen des Gerichts. In den Strafzumessungserwägungen heißt es, dass Bradfisch, der wegen Beihilfe zum Mord zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wird, „ohne sein Zutun zur Einsatzgruppe B versetzt worden ist und den Vernichtungsbefehl vor allem deshalb befolgt haben mag, weil er den damaligen Staat aus voller Überzeugung bejahte ...“²¹ Die Identifikation mit dem Regime und seiner völkischen Vernichtungsideologie wird an einer Stelle

16 C. F. Rüter u. a. (Hg.), *Justiz und NS-Verbrechen*, Bd. XVII, Amsterdam 1997, S. 674f.

17 Ebd., S. 692.

18 Ebd., S. 681.

19 Ebd., S. 705.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 706. Zur Analyse vgl. Falko Kruse, *Zweierlei Maß für NS-Täter. Über die Tendenz schichtenspezifischer Privilegierungen in Urteilen gegen nationalsozialistische Gewaltverbrecher*, in: *Kritische Justiz*, (1978) 3, S. 250ff.

des Urteils wahrgenommen, allerdings allein unter dem Gesichtspunkt der Entlastung von Bradfisch: Wenn es bei der Festlegung der Höhe der Strafe um die Erkenntnis seiner Täterrolle geht, ist seine aktive Übereinstimmung mit den Zielen des Regimes inexistent. Zur Verdrängung der tatsächlichen Rolle eines großen Judenmörders bildete das Gericht eine schizoide Sichtweise heraus.

Ursachen für die Entwicklung von NS-Verbrechen

Die Ursachen für die Wahrnehmungsstörungen in der Justiz gegenüber nationalsozialistischen Massenverbrechen hängen mit den Legitimationsproblemen einer Gesellschaft zusammen, die mit tausend Fäden mit dem einstigen Herrschaftssystem verbunden war. Dies gilt für psychische Dispositionen eines – modifizierten – Festhaltens an nationalsozialistischen Vorstellungen, für Amnestiebestrebungen für Staatsverbrecher und für Folgewirkungen personeller Kontinuitäten im Staats- und Justizapparat.²²

Dass die Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht überwiegend in völkerrechtlich legale Handlungen umgedeutet wurden, ist offenbar durch die lange herrschende (Fehl)-Wahrnehmung der Rolle des Militärs im Dritten Reich bedingt, das einer gerichtsförmigen Thematisierung der Kriegsverbrechen entgegenstand. Für den Aufbau der Bundeswehr wurde das Bild einer ‚sauberen Wehrmacht‘²³ funktional eingesetzt. Dieses Bild wäre durch bundesdeutsche Prozesse wegen Kriegsverbrechen der Wehrmacht Hitlers beschädigt worden. Denn die Bundeswehr stand in der Kontinuität der Führungsgruppen der Wehrmacht, deren Rolle in der Bundeswehr argumentativ kaum auflösbare Rechtfertigungszwänge ausgelöst hätte. (In der Justiz war die Situation ähnlich. Die Nichtverfolgung von nationalsozialistischen Justizverbrechen in der Bundesrepublik hatte ebenfalls mit der personellen Kontinuität der aus dem Dritten Reich weitgehend übernommenen Justizelite zu tun, die durch die Rechtfertigung der Unrechtsakte der rechtsprechenden Gewalt der Diktatur gegen kritische Fragen abgesichert wurde).²⁴

Die extensive Verwendung der Beihilfekategorie für aktivistische nationalsozialistische Gewaltverbrecher resultiert wohl aus den in führenden

22 Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit (1959), in: ders., Eingriffe, Frankfurt/Main 1963, S. 135f.; Anna J. Merrit/Richard L. Merrit (Hg.), Public Opinion in occupied Germany, Urbans 1970, S. 295; Joachim Perels, Das Juristische Erbe des „Dritten Reiches“, Frankfurt/Main 1999, S. 79ff.

23 Detlef Bald/Johannes Klotz/Wolfram Wette, Mythos Wehrmacht. Nachkriegsdebatten und Traditionspflege, Berlin 2001; Norbert Frei, Vergangenheitspolitik, Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996, S. 133ff.

24 Perels (Anm. 22), S. 181.

Schichten verankerten, entlastenden Grundvorstellungen, dass die politische Spitze – Hitler, Himmler, Heydrich, wie es stereotyp in den meisten Einsatzgruppenentscheidungen heißt – die alleinige Verantwortung für die Mordaktionen des Regimes trug. So gesehen ist die Beihilfekonstruktion für Einsatzgruppenmörder eine riesige Projektion, welche die – oftmals eigene – Mitläuferrolle auf NS-Täter überträgt. Die Abwehr der Übernahme von Verantwortung für die Untaten des Nationalsozialismus bildete, wie die frühe Untersuchung des Instituts für Sozialforschung zum Umgang mit der NS-Zeit Anfang der 50er Jahre zeigte,²⁵ in der Nachkriegsgesellschaft ein dominantes Motiv, das die Justiz lediglich in juristische Formen transformierte.

Die Auflösung der Kategorie des Täters hat Auswirkungen auf die Opfer. Wenn die Subjektivität der furchtbaren Mörder verschwindet, werden die Opfer noch einmal anonymisiert. Sie erleiden nur noch einen mechanischen Tod. Die Peiniger, zu Gehilfen entwirklacht, erscheinen juristisch als inexistent.

Die jeweilige Wahrnehmung von NS-Verbrechen ist mit normativen Implikationen verbunden. Im Grundgesetz ist festgelegt, dass die Grundrechte für alle Zweige der öffentlichen Gewalt, insbesondere für die Justiz, als unmittelbar geltendes Recht fungieren (Art. 1 Abs. 3 GG). Dies geschieht auch dadurch, dass die Aufhebung grundrechtlicher Garantien – wie des Rechts auf Leben (Art 2 Abs. 2 GG) – zu der Rechtsfolge führt, die angegriffene Verfassungsposition – mindestens in der Form der Feststellung des Unrechtsgehalts der Handlung – wieder aufzurichten, auch wenn die zerstörte Rechtssubjektivität der Opfer real nicht rekonstruiert werden kann.

Die Verpflichtung der Dritten Gewalt auf die Garantie des Rechts auf Leben, an der sich die amerikanischen Militärgerichte bei der Ahndung der Massenverbrechen des nationalsozialistischen Staatsapparats ohne Einschränkung orientierten, wurde von der Justiz der Bundesrepublik für bestimmte NS-Taten, für Kriegs- und Einsatzgruppenverbrechen, aufgehoben bzw. relativiert: durch die Umdeutung völkerrechtswidriger Massaker in Rechtshandlungen und durch die Aushöhlung des Täterbegriffs bei der Bewertung der mobilen Tötungskommandos der SS. Da die an eine Zerstörung des Rechts auf Leben geknüpften Sanktionsfolgen weitgehend ausblieben, wurde die von der Verfassung geforderte Bindung der Justiz an jenes Grundrecht außer Kraft gesetzt. Parallel hierzu wurde sein Schutzzumfang durch eine Teilentlastung der zu Gehilfen gemachten Massenmörder systematisch eingeschränkt. Diese Durchbrechung des Grundgesetzes zugunsten von NS-Tätern

25 Friedrich Pollock (Bearb.), Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt/Main 1955, S. 150ff.

resultiert aus einer Verdrängung des Anteils der in die Bundesrepublik übernommenen Funktionseliten der Diktatur an der Vorbereitung und Durchführung der Verbrechen des Hitler-Regimes.

Legitimation und Anklage – Die Darstellung des Tötens in Spielfilmen und dokumentarischen Filmen

IRMGARD WILHARM

Zu den zentralen Thesen der Tagung, aus der dieser Beitrag hervorgegangen ist, gehört laut Programm die, dass das „Schweigen vom Töten ... für die Fähigkeit einer Gesellschaft, Zivilisierungsprozesse realitätsbezogen zu denken und erfolversprechend voranzutreiben, ein nicht geringes Hindernis bedeutet.“ Aus dieser These ergeben sich für die Untersuchung von Spielfilmen und dokumentarischen Filmen zwei Fragen: *Erstens*: Gibt es im Film überhaupt ein derartiges Schweigen bzw. wie weit reicht es? *Zweitens*: Inwiefern kann ein Durchbrechen solchen Schweigens helfen, den Zivilisierungsprozess und damit die Abschaffung des massenhaften gegenseitigen Tötens voranzutreiben?

Für beide Fragen gilt aus mehreren Gründen, dass sie nicht generalisierend, das heißt losgelöst vom zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext zu beantworten sind: Zum Einen haben sich die Formen der Kriegsführung vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart drastisch verändert, das Töten ist anonymer geworden. Zum Zweiten stellt der Völkermord im Kontext des Zweiten Weltkrieges eine besondere Form des massenhaften Tötens dar, an deren Offenlegung die Täter kein Interesse hatten. Ferner haben sich die technischen Bedingungen und die Haltung der Medien gegenüber Kriegsberichterstattung erheblich verändert. Außerdem ist es keineswegs gleichgültig, ob das Töten seitens des jeweiligen Gegners vorgeführt wird oder das der eigenen Seite, denn hier stellt sich die Frage eigener Schuld. Die Möglichkeiten von Spielfilmen, Tötungshandlungen zu thematisieren, sind schließlich weit größer als im dokumentarischen Bereich. Spiel- und Dokumentarfilme müssen im Folgenden deshalb getrennt analysiert werden. Innerhalb dieser beiden Gattungen ist dann noch einmal zeitlich zwischen Filmen die in oder nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, und solchen, die den Zweiten

Weltkrieg zum Gegenstand haben, zu differenzieren. Bei den Dokumentarfilmen beschränkt sich dieser Beitrag jedoch auf solche aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Thematisierung des Tötens im Spielfilm

In Spielfilmen bestehen viele Möglichkeiten, das Töten und Getötet-Werden im Krieg zu thematisieren. Diese Möglichkeiten werden jedoch in verschiedenen zeitlichen bzw. gesellschaftlichen und politischen Kontexten ganz unterschiedlich genutzt. Die Gründe dafür hängen vermutlich mit der eingangs gestellten zweiten Frage zusammen, ob das Zeigen von Tötungshandlungen geeignet ist, das massenhafte Töten einzuschränken und dem Tötungstabu mehr Geltung zu verschaffen. Diese Annahme ist aus filmgeschichtlicher Perspektive mit Skepsis zu betrachten, denn ihr steht die bekannte Faszination des Schrecklichen im Medium Film entgegen. Der Zuschauer wird beim Betrachten von Kriegshandlungen ohne eigene Gefährdung „zum Voyeur des Massakers. Eher würde ihn das Reißen des Filmstreifens aufstören als das Krepieren eines Mannes auf der Leinwand.“¹ Spielfilme über Krieg bewegen sich beim Thematisieren des Tötens daher je nach Zusammenhang zwischen der Legitimation von Töten und der Anklage gegen den Krieg. In der deutschen Produktion nach dem Ersten Weltkrieg überwogen Filme, die den Krieg heroisierten und legitimierten. Zu den wenigen Ausnahmen – ein Jahrzehnt nach dem Krieg – gehören „Westfront 1918“ und die amerikanische Produktion nach Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dies in Westdeutschland nicht anders. Die Mehrzahl der Filme, die im Vorfeld der Wiederbewaffnung gedreht wurden, waren Legitimationsfilme für die Wehrmacht, in denen nicht das Töten thematisiert wurde, sondern die heldenhafte Opferbereitschaft deutscher Offiziere (Prototyp „Canaris“). Zu den wenigen Ausnahmen zählen „Kinder, Mütter und ein General“ (1954/55) mit ambivalenter Aussage, „Unruhige Nacht“ (1958) und „Die Brücke“ (1959). Nur letztere war aus noch zu klärenden Gründen ein Publikumserfolg.

Das Töten im Krieg in Spielfilmen zum Ersten Weltkrieg

Das erste Beispiel scheint für die Ausgangsthese vom Verschweigen/Verbergen des Tötens zu sprechen: Der amerikanische Film „All quiet on the Western Front“, 1930 unter der Regie von Lewis Milestone gedreht, produziert

1 Enno Patalas, Godards Film vom Kriege, in: Filmkritik 5 (1965), S. 261.

von dem damals zwanzigjährigen Julius Laemmle, Sohn des Studiopräsidenten (Universal International Corporation) Carl Laemmle, beruht auf dem Roman von Erich Maria Remarque. Der Roman erschien 1928 bei Ullstein nach Vorabdruck in der Vossischen Zeitung, wurde in über vierzig Sprachen übersetzt und hat bis heute eine Gesamtauflage von über zehn Millionen Exemplaren. Er ist der Antikriegsklassiker schlechthin und hat das Lesepublikum ebenso gespalten wie der Film. Der Roman steht in der ehrenvollen Liste der verbrannten Bücher.

Der Film wurde am 21. April 1930 in Los Angeles uraufgeführt, lief allein in New York 23 Wochen und bekam 1930 den Oscar als bester Film des Jahres, Milestone erhielt den Regie-Oscar. Nach Aufführungen in England, Frankreich, Brasilien, Ägypten und Hongkong war die deutsche Premiere am 4. Dezember 1930 in Berlin.² Der zunächst von der Oberprüfstelle in Berlin zugelassene Film wurde nach von der NSDAP und Goebbels persönlich inszenierten Tumulten eine Woche nach der Premiere, am 11. Dezember 1930 verboten, am 24. März 1931 durch Beschluss des Reichstages für geschlossene Veranstaltungen zugelassen (mit Kürzungen von 139 auf 83 Minuten). Bis zur endgültigen Freigabe am 2. September 1931 hatten eine Million Besucher den Film in Deutschland gesehen.³ Nach dem Verbot in der NS-Zeit kam er 1953 in entschärfter Fassung in die westdeutschen Kinos. Erst 1984 wurde für das ZDF eine rekonstruierte Fassung in größtmöglicher Vollständigkeit hergestellt.⁴ Das Verbot von 1930 wurde offiziell mit der Schädigung des deutschen Ansehens gegenüber dem Ausland begründet. Das widersprach dem Zensurgesetz von 1920, in dem es hieß: „Die Zulassung darf nicht versagt werden aus Gründen, die außerhalb des Bildstreifens liegen.“

Siegfried Kracauer hat für die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. Dez. 1930 die Kritik geschrieben und vergleicht darin den amerikanischen Film mit der deutschen Produktion „Westfront 1918“ (Regie G. W. Pabst, Mai 1930): „Was ich seinerzeit über die begrenzte aktuelle Bedeutung von Westfront 1918 schrieb, gilt auch für den Remarque-Film. Schon ist eine Generation ins Alter der Reife gerückt ..., die jene Jahre nicht mehr aus eigener Erfahrung kennt. Sie muß sehen, immer wieder sehen, was sie nicht

2 Über den Film und seine Rezeption: Hans Beller, *Gegen den Krieg: Im Westen nichts Neues*. (All Quiet on the Western Front, 1929), in: Werner Faulstich / Helmut Korte (Hg.), *Fischer Filmgeschichte Bd. 2: Der Film als gesellschaftliche Kraft 1925–1944*, Frankfurt/M. 1991, S. 110-129.

3 Werner Sudendorf, *Zensurkämpfe sind Machtkämpfe*. „Im Westen nichts Neues“ 1930 in Deutschland, in: *Film und Literatur 1*, Niedersächsisches Landesverwaltungsamt – Landesmedienstelle – Wolfgang Bartling, Detlef Endeward, Frank Hellberg, Walter Thiele (Hg.), „Im Westen nichts Neues“, S. 17-22.

4 Sibylle Glufke / Barbara Schneider, *Ein Film – verschiedene Fassungen. Vergleich der deutschen Filmfassungen von 1930 und 1984*, in: *Film und Literatur 1* (Anm. 3), S. 23-56.

selbst gesehen hat. Daß ihr das Angeschauten zur Abschreckung diene, ist unwahrscheinlich, aber wissen soll sie, wie es gewesen ist. Es kommt hier aufs Wissen an, nicht auf den mit ihm verbundenen Zweck. Anschauungsunterricht ist zweifellos nützlich. Aber es scheint mir, noch nützlicher wären jetzt Filme, die uns nicht nur die Greuel der Kriege zeigten, sondern ihre Entstehungsursachen aufdeckten und ihre wirklichen Folgen.“ Kracauer sah Film nicht nur als ästhetisches Produkt, sondern auch als gesellschaftspolitisches Instrument. Am Ende seiner Kritik zu „Westfront 1918“ vom 27. Mai 1930 heißt es: „Während der Vorstellung ... verließen viele Zuschauer fluchtartig das Lokal. ‚Das ist ja nicht zum Aushalten‘, ertönte es hinter mir; und: ‚Wie darf man uns so etwas bieten!‘ Möchten sie auch im schlimmsten Ernstfalle erklären, daß es nicht zum Aushalten sei und daß sie sich so etwas nicht länger bieten lassen. Doch wie sie den Anblick des Krieges scheuen, so fliehen sie in der Regel auch die Erkenntnis, deren Verwirklichung ihn verhindern könnte.“ Sein Fazit also: Film muss Töten im Krieg zeigen, muss Krieg entheroisieren, aber dabei auch Ursachen und tatsächliche Folgen von Krieg aufdecken. Letztere Forderung sah er auch in den beiden Ausnahmeproduktionen nicht erfüllt.

Zu den bei allen deutschen Kürzungen von „Im Westen nichts Neues“ geschnittenen Sequenzen gehört die so genannte Trichterszene. Der Protagonist Paul Bäumer, vom Gymnasiasten zum Soldaten geworden, hat beim Angriff auf die Franzosen seine Truppe verloren und flüchtet während des über ihm weitergehenden Kampfes in einen Granatentrichter. Sein einziger Gedanke: Was tust du, wenn jemand in deinen Trichter springt? Genau das passiert, und Bäumer sticht auf den Franzosen ein, der aber nur langsam stirbt. Keiner kann während der anhaltenden Schlacht den Trichter verlassen. Während die aus Gründen der Filmästhetik berühmte Grabenkampfsequenz letztlich das massenhafte Töten anonymisiert – man sieht die Gesichter der Feinde nicht –, geht es in der Trichterszene um das Töten des Einzelnen. Die Tötungshemmung wird überwunden aus Angst: Wenn ich ihn nicht töte, tötet er mich. Der Schrecken über die eigene Tat und der Wunsch, sie ungeschehen zu machen, steigern sich, je länger der Franzose mit dem Tod kämpft und der Deutsche die Individualität des Sterbenden wahrnimmt. Er findet Fotos, einen Brief, und er erfährt den Beruf des Franzosen.

Legitimiert wird die Tötungshandlung schließlich, nachdem Bäumer gefunden worden ist, von seinen Kameraden, die sagen: Das ist schließlich Krieg, und dazu sind wir hier. Nach den Gründen von Krieg wird auch gefragt, aber auf naive Weise. Einer schlägt vor, Fürsten und Generäle sollten sich persönlich ohne ihre Völker bekämpfen; nach Interessen, die zum Krieg führen, wird nicht gefragt. Aber entheroisiert wird der Krieg durch Vorführung des elenden Überlebens und Sterbens und durch das Verstummen von Bäumer, der nach einer Verletzung Urlaub bekommt und in seine alte Schule

geht. Der Lehrer, der die Klasse von Bäumer in Kriegsbegeisterung versetzt hatte, erwartet von dem Soldaten, dass er mit den jüngeren Schülern nun das Gleiche tut, aber der kann und will das nicht: „Es ist sinnlos, dazu etwas zu sagen. Sie wissen nicht, was ich meine. Es ist ein paar Jahre her, daß wir uns aus diesem Klassenzimmer hier gemeldet haben. So lange ist es her, und es sollte die ganze Welt inzwischen begreifen. Und nun schicken sie schon Kinder zur Front. Die halten keine Woche durch. Ich hätte lieber draußen bleiben sollen. Vorn an der Front ist man lebendig oder tot, und das ist alles. Da braucht man sich keine Heldengeschichten zu erzählen. Und da wissen wir, daß wir verloren sind, ob wir nun tot sind oder am Leben. Drei Jahre von dieser Hölle, vier Jahre, und jeder Tag wie ein Jahr und jede Nacht wie ein ganzes Jahrhundert. Unsere Körper sind Erde, und Lehm sind unsere Gedanken, und wir schlafen und essen mit dem Tod ...“

Antikriegsfilme für die Wiederbewaffnung? Kriegsfilme zum Zweiten Weltkrieg

Die Grundzüge der Versuche von Antikriegsfilmen in Westdeutschland nach 1945 waren ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg. Getreu dem Motto, der beste Film gegen den Krieg ist der Film über den Krieg (so Jeanine Basinger zur Sichtung amerikanischer Kriegsfilme nach dem Zweiten Weltkrieg⁵) wurden im Umfeld der Wiederbewaffnung westdeutsche Filme – legitimiert als Filme gegen den Krieg – zum Erfolgsgenre. Zwischen 1953 und 1958 wurden 600 Kriegs- und Militärfilme, vor allem amerikanische, in westdeutschen Kinos gezeigt.⁶ Paul Virilio hat die Affinitäten zwischen Krieg und Kino zu erklären versucht: Es gehe „im Krieg weniger darum, materielle, territoriale, ökonomische Eroberungen zu machen, als vielmehr darum, sich der immateriellen Felder der Wahrnehmung zu bemächtigen. Da die modernen Kriegsparteien darauf abzielen, die Gesamtheit dieser Felder zu besetzen, liegt die Feststellung nahe, daß der ideale Kriegsfilm nicht unbedingt irgendein bestimmtes kriegerisches Geschehen wiedergeben müßte, da der Film vom Moment an, da er in der Lage ist, Überraschungen – technische, psychologische – hervorzurufen, selbst in die Kategorie der Waffen gehört.“⁷ Die Affinität liegt auf der Ebene der Besetzung von Wahrnehmung. Dabei ist der Zweite Weltkrieg, anders als der Grabenkrieg im Ersten Weltkrieg, aufgrund veränderter Technik im Film kaum noch angemessen darstellbar.

5 Jeanine Basinger, *The World War II Combat Film. Anatomy of a Genre*, New York 1986, Einleitung.

6 Eckhart Schmidt, *Der Krieg im Kino. Zur Typologie einer Filmgattung*, in: *Film*, (1964) 1, S. 7f.

7 Paul Virilio, *Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung*, München/Wien 1986, S. 13f.

Das gilt erst recht für gegenwärtige Kriegsführung, in der das Auge durch die Fusion mit dem elektronischen Auge selbst zur Waffe wird, wie Virilio zeigt.

Filme über den Zweiten Weltkrieg, soweit sie tatsächlich Filme gegen den Krieg sein wollten, haben versucht, diesem Problem der Wahrnehmung gerecht zu werden und die Faszination von Kriegsbildern zu brechen. In „Kinder, Mütter und ein General“ (1954/55) werden halbwüchsige Jungen gezeigt, die fasziniert von ihrem ersten erschossenen Russen sind und auf die Fassungslosigkeit ihrer Mütter stoßen. Die Tötungshemmung bei den Schülern ist durchbrochen durch das ihnen indoktrinierte Bewusstsein, die letzte Verteidigungslinie für das Vaterland zu bilden. Der Eindruck dieser und anderer starker Szenen des Films (so der Protest der Mütter gegen die Erschießung eines Deserteurs) wird relativiert durch den Schluss: Der General (Ewald Balsler) weist seinen Hauptmann (Bernhard Wicki) darauf hin, dass keiner von ihnen „aus dem Gesetz heraustreten“ könne, soll heißen, aus dem militärischen Gehorsam. In dem ursprünglich vorgesehenen Schluss mussten die Schüler an die Front zurückkehren. Dieses Ende erschien dem Verleih für deutsche Zuschauer zu hart. In dem für sie nachgedrehten Schluss können die Mütter ihre Kinder verstecken, als der Hauptmann mit seiner Truppe auf eine unhaltbare Position, d.h. in den Tod geschickt wird.⁸ Mit diesem Ende wird das massenhafte Töten im Krieg beklagt, aber letztlich legitimiert durch ein nicht weiter befragtes Gesetz. Der Film war ein ökonomisches Fiasko trotz absoluter Starbesetzung; für die Zeitgenossen wies er zu viele pazifistische Züge auf und passte nicht zum politischen Klima im Umfeld der Wiederbewaffnung.

Ein Erfolgsfilm wurde dagegen „Die Brücke“ (1959) unter der Regie von Bernhard Wicki. Jugendliche verteidigen eine Brücke anfangs voller Überzeugung und sterben qualvoll. Die brutalen Kampfszenen im letzten Drittel des Films durchbrechen die Anonymität des Massentötens. Die Anklage richtet sich gegen die Sinnlosigkeit von Krieg, in dem Kinder töten und getötet werden. Es wird nichts legitimiert, aber auch nicht erklärt. Es bleibt ein emotionaler Protest gegen Massentöten, das einfach stattfindet.

Im zweitgenannten Spielfilmbeispiel „Unruhige Nacht“ (1958 von Falk Harnack) wird das Problem des eigentlich nicht mehr darstellbaren Krieges anders gelöst: Es werden keine Kampfhandlungen gezeigt. Auf Grundlage einer Erzählung von Albrecht Goes wird die Geschichte eines Deserteurs erzählt (H. J. Felmy), der am Ende des Films hingerichtet wird. Die „Unruhige Nacht“ ist die Nacht vor der Hinrichtung, in der der Kriegspfarrer (B. Wicki)

8 Zu den verschiedenen Schlussfassungen vgl. Irmgard Wilharm, Filmwirtschaft, Filmpolitik und der „Publikumsgeschmack“ im Westdeutschland der Nachkriegszeit, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002) 2.

die Akte des Häftlings liest, den er auf den Tod vorbereiten muss. Der Film zeigt die Folgen des Krieges: Der Versuch des Deserteurs, ein friedliches Leben mit einer Russin und deren Kind zu führen, wird zerstört. Es gibt auch einen Erklärungsansatz für den Krieg. Der zum Erschießungskommando befohlene Oberleutnant Ernst, im Zivilberuf Pfarrer, sucht Hilfe bei dem Kriegspfarrer. Er will die Erschießung nicht durchführen, tut es am Ende aber doch. Das Gespräch zwischen beiden Pfarrern entspricht dem Text von Goes Wort für Wort. Der Militärpfarrer sagt zu Oberleutnant Ernst, im Zivilberuf auch Pfarrer: „Es kommt gar nicht darauf an, den Krieg zu hassen. Es ist viel notwendiger, ihn zu entzaubern. Man muß den Menschen klarmachen, wie schmutzig dieses Handwerk ist und um wieviel besser friedliche Arbeit wäre als die Jagd nach dem Ritterkreuz. Krieg, was ist das denn eigentlich? Fußschweiß, Eiter und Urin. Übermorgen wissen wir es alle.“ Damit wird Krieg entzaubert. Keine der Filmgestalten eignet sich zur Heroisierung. Positive Figuren sind der Deserteur und die Russen im Dorf. Der Kriegspfarrer benennt den Zusammenhang von Nationalismus und Krieg und die eigene Mitverantwortung für beides: „Was zu sagen wäre, hätte ich vor mindestens zehn Jahren sagen müssen – oder noch früher. für seine Freiheit muß man schon kämpfen, bevor es zum Landesverrat wird. Das haben wir versäumt, Herr Kollege!“ Der Film erhielt positive Kritiken, auch im Ausland, war aber ein ökonomisches Fiasko, das nur zu überstehen war, weil sich drei Produzenten das Risiko teilten.

Betrachtet man die Spielfilmbeispiele im Hinblick auf die anfangs gestellte Frage, ergibt sich folgendes Bild: Die vorgestellten Produktionen, die in ihrer Zeit Ausnahmen sind, schweigen nicht über das Töten. Der amerikanische Film ist am deutlichsten, aber er zeigt das Töten unter Deutschen und Franzosen, wenn auch aus der Perspektive der Deutschen. Die deutsche Zensur verbot den Film und ließ ihn schließlich nur in entschärfter Form zu. In den USA wurde der Film im Zweiten Weltkrieg mit einem Prolog versehen und bekam durch eine veränderte Schlussmusik ein weniger defaitistisches Ende. Die Anklage von Krieg wurde gemildert, als man selbst in den Krieg eintrat.

In den drei deutschen Produktionen wird Krieg angeklagt, aber in „Kinder, Mütter und ein General“ als Gesetz hingenommen, in „Die Brücke“ auch nicht weiter begründet; aber beide Filme zeigen Tötungshandlungen. „Unruhige Nacht“ verzichtet auf Kampfhandlungen, zeigt das Scheitern und die Hinrichtung des Deserteurs und verweist auf eigene Mitschuld am Krieg. Das Tötungstabu ist in allen Beispielen präsent, es wird zeitweilig durchbrochen durch eigene Existenzangst, durch jugendliche Kriegsbegeisterung und durch Resignation vor einem „Gesetz“ des Krieges. So bleibt die Frage, ob das Zeigen des Tötens geeignet ist, den Zivilisierungsprozess voranzutreiben.

Gegen die These spricht, dass Kriegsfilme, auch solche mit Tötungshandlungen und Untergangsszenarien („Das Boot“ u.a.) ökonomisch betrachtet Massenerfolge sind ohne bislang sichtbare Stärkung pazifistischer Positionen. Erinnert sei an Kracauers anfangs zitierte Überlegung, dass das Zeigen von Kriegsgräueln nötig sei, aber erst die Aufdeckung von Ursachen und Folgen eines Krieges bei den Zuschauern zum Nachdenken und vielleicht zu verändertem Handeln führe. In diesem Sinn sind Filme, die die Gefahr der Faszination durch Kampfhandlungen vermeiden und dem Zuschauer das Nachdenken über die Sinnlosigkeit von Krieg nahe legen, indem sie die Folgen von Krieg darstellen, die besseren Filme gegen den Krieg. Ein besonders überzeugendes Beispiel – ohne Tötungshandlungen und ohne Feinbild – ist „Iwans Kindheit“ von Andrej Tarkowskij (1962, UdSSR).

Töten in Dokumentarfilmen

Hinsichtlich der dokumentarischen Filme stellen sich die Fragen anders, weil deren Abhängigkeit von Kriegsverlauf und dem Grad der Technisierung von Krieg und von den Medien der Berichterstattung größer ist als beim Spielfilm. Tötungshandlungen sind in dokumentarischen Filmen kaum zu erwarten. Sie könnten nur aus Sicht der Täter gedreht werden, die aber an solcher Öffentlichkeit nur interessiert sind, wenn das Töten öffentlich hinreichend legitimiert ist. Bei den Nazis war es das nicht, weshalb die Massenvernichtungen hinter der Ostfront geheimgehalten wurden. Kriegsberichterstattung von unabhängigen Beobachtern ist schwierig, wegen notwendiger Nähe zum Kampfgeschehen gefährlich. Der Vietnamkrieg war hier eine Ausnahme.

Im Nachlass des Dokumentarfilmers und ehemaligen Kriegsberichterstaters Rudolf W. Kipp befindet sich ein Auszug aus „Weisungen für Filmberichter“ vom 15. Juni 1943.⁹ „Die in den letzten Wochen von den Propagandaeinheiten des Heeres gelieferten Filmberichte genügen hinsichtlich der Aktualität und Ausführung nicht den Anforderungen der Deutschen Wochenschau. Obwohl in der Weisung vom 14.4.43 unter Ziffer 2 Aufnahmen gut aussehender Soldatenköpfe, die einen unmittelbaren Zusammenhang mit kriegerischem Geschehen zeigen sollten, ... und in den Monatsübersichten vom 19.4.43 und 18.5.43 nochmals hierauf hingewiesen wurde, sind bisher keinerlei entsprechende Aufnahmen eingereicht worden. Bei allem Verständnis für die Schwierigkeiten, die sich besonders im Osten durch die Umorganisation und Abgabe der Filmberichter an die Kriegsberichterzüge ergeben haben, ist es doch nicht verständlich, warum der angeführte Befehl nicht endlich ausgeführt wird. Ein Teil der Propagandaeinheiten scheint sich nicht

9 Nachlass Rudolf W. Kipp, Kipp 018, im Kulturarchiv an der Fachhochschule Hannover.

darüber im Klaren zu sein, dass Weisungen für die Kriegsberichterstattung militärische Befehle sind. Sollte aus technischen Gründen die Ausführung einer von OKW/WPr. gegebenen Weisung ausnahmsweise unmöglich sein, so ist dies selbstverständlich mit Begründung umgehend zu melden ... gez. Miketta, Major und Komp. chef.“ Die Forderung verdeutlicht, dass weder das Zeigen von Tötungshandlungen noch von Hunger und Elend durch Krieg erwünscht waren.

Nach der Befreiung und Öffnung der Konzentrationslager haben sowjetische, englische und amerikanische Filmberichter das vorgefundene Grauen festgehalten. Die ersten Bilder, die um die Welt gingen, waren die der britischen AFPU (Army Film and Photographic Unit) über Bergen-Belsen. Dieses gesamte Material befindet sich im Imperial War Museum London. Hannah Caven, heute für eine unabhängige englische Fernsehproduktion tätig, hat eine Untersuchung über den Umgang der britischen Medien mit den Bildern von 1945 über die Konzentrationslager angefertigt und einen Auszug daraus publiziert.¹⁰ Die Analyse zeigt, wie geschockt die Kameraleute selbst über die Lager waren und wie groß die Befürchtung der Medienvertreter war, das Publikum werde den Berichten nicht glauben und an der Authentizität der Bilder zweifeln, weil es so etwas noch nie gegeben habe. Ein weiteres Problem war, dass die Leser sich nach den Zeitungsberichten abwandten und den angebotenen Film über die Camps nicht mehr sehen sollten: „I feel quite hardened ... you just get used to it. Just as we've had to get used to the idea of death all through the war.“ Eine andere Frau gab zu: „I kept turning away – it was so horrible, I just couldn't go on looking. But I didn't feel pity or the sort of righteous horror you are supposed to feel. I just felt disgusted. Not even with the Germans, but with the people themselves. They looked so horrible and disgusting – their cracked faces, and their skinniness and sloopiness and horribleness. I know I shouldn't have felt like that ...“ Solche Äußerungen erklären, warum im Kommentar zu dem Film über die Lager mehrfach darauf verwiesen wird, die Opfer seien „Menschen wie du und ich“. Die Times vom 1. Mai 1945 schrieb: „These films should be shown throughout the world and nowhere more than in Germany. The printed word can glance off an inattentive mind, but the moving picture bites deep into the imagination.“

Der intendierte Film wurde nicht fertiggestellt, weil die Abstimmung mit den anderen Alliierten nicht gelang. Gezeigt wurde die amerikanische Kurzfassung „Die Todesmühlen“. Aus dem Rohmaterial wurde 1984 eine fragmentarische Fassung bei den Berliner Filmfestspielen vorgeführt und unter dem Titel „Memory of the Camps“ von Spiegel TV gesendet. Der geplante

10 Hannah Caven, Horror in Our Time: images of the concentration camps in the British media, 1945, in: Historical Journal of Film, Radio and Television 21 (2001) 3, S. 205-253.

Schluss ist erhalten. Der Text lautet: „Wenn die Welt nicht die Lektion lernt, die diese Bilder lehren, wird Nacht über sie hereinbrechen. Mit Gottes Gnade werden wir, die wir leben, daraus lernen.“ Hier wird auf den aufklärerischen Effekt der Bilder gesetzt, aber die Risiken sind bewusst: Abstumpfung und Ekel gegenüber dem Horror und damit Abwehr von möglicher Erkenntnis über die Zusammenhänge des Massenmordes.

40 Jahre später realisierte Claude Lanzmann seinen neunstündigen Dokumentarfilm *Shoah*, dessen deutsche Uraufführung im März 1986 bei den Berliner Filmfestspielen stattfand. In *Shoah* entstehen durch die Aussagen von Überlebenden Bilder im Kopf der Zuschauer, es wird kein Bildmaterial aus den Lagern benutzt. Lanzmann hat in seiner Kritik an Spielbergs „Schindlers Liste“ geschrieben, er hätte keine dokumentarischen Bilder des Holocaust verwendet, auch wenn es sie gäbe (FAZ, 5.3.1994). Nach Lanzmann schränkt jedes Bild des Grauens die Vorstellung des Grauens ein. Sein Film will die Imagination neu schaffen, jenseits der Bilder des Horrors, die den Effekt des *déjà vu* haben. Eine der eindrucksvollsten Sequenzen aus *Shoah* ist die, in der ein polnischer Friseur über seine Arbeit vor der Gaskammer spricht. Während das Filmmaterial der Alliierten Beleg auch für die Prozesse war und den Deutschen die Massenmorde vor Augen führen wollte, hat Lanzmanns Film die Funktion, nach langem zeitlichem Abstand mit Aussagen von Zeugen Imagination neu zu schaffen. Die dokumentarischen Bilder vom Grauen sind für ihn nur noch Einschränkung, nicht mehr Aufklärung, wie noch 1945.

Eine wiederum andere Funktion hat Eberhard Fechners Dokumentation „Der Prozeß“ (1984) über den Majdanek-Prozess. Die Ermittlungen dauerten von 1960 bis 1974. Der Prozess wurde am 26. Nov. 1975 in Düsseldorf eröffnet. Fechners Film ist ebenso sehr ein Psychogramm über die westdeutsche Gesellschaft und ihre mühsame Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus wie ein Zeugnis über die Täter. Von den ursprünglich siebzehn Angeklagten waren zwei aus Gesundheitsgründen verhandlungsunfähig, einer starb während des Prozesses, vier wurden aus Mangel an Beweisen vorzeitig freigesprochen, neun blieben übrig. Sie verstanden sich als stellvertretend bestraft für alle Deutschen, ihnen fehlte jedes Unrechtsbewusstsein. Das Urteil wurde am 30. Juni 1981 verkündet: acht Strafzumessungen und ein Freispruch. Zu lebenslanger Freiheitsstrafe wegen gemeinschaftlichen Mordes in zwei Fällen an mindestens hundert Menschen wurde nur die Aufseherin Hermine Braunsteiner (Ryan) verurteilt. Die anderen sieben Verurteilungen erfolgten wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord und lauteten auf zeitlich begrenzte Haftstrafen zwischen zwölf und drei Jahren.

Die milden Urteile entsprechen der Tendenz in den anderen großen NS-Prozessen und haben als Voraussetzung die Abgrenzung von Täterschaft und Beihilfe. Täterschaft war – entsprechend der subjektiven Teilnahmetheorie

des Bundesgerichtshofes – nur dann gegeben, wenn die SS-Aufseher aus eigenem Antrieb über ihren Befehl hinaus besondere Grausamkeiten verübt hatten. Dies galt nur im Fall Braunsteiner (Ryan) als erwiesen. Die anderen NS-Täter, deren eigener Antrieb nicht eindeutig belegbar schien, konnten so zu Gehilfen der eigenen Mordtaten werden und auf milde Urteile hoffen.¹¹ Der Prozessverlauf führte zu Protesten im In- und Ausland. Die Süddeutsche Zeitung vom 1.7.1981 brachte verbreitete Einschätzungen des Urteils auf den Punkt: „Wer auf rechtsstaatliche Weise heute zu einem anderen, beweiskräftigen Urteil hätte finden können, der werfe den ersten Stein. Dies ändert freilich nichts daran, daß in diesem – wie in vielen anderen – NS-Verfahren die Ermittlung viel früher und intensiver hätte beginnen müssen. An dieser Stelle wird ein deutsches Versagen offenbar, das nicht in der Hand des Gerichts lag und das auch dadurch nicht entschuldigt wird, daß Beweishilfen aus den Ostblockländern ebenfalls zu spät konkretisiert wurden.“

Fechners Film folgt in seinen drei Teilen dem tatsächlichen Prozessverlauf. Die während des Prozesses und außerhalb von ihm geführten Interviews vor allem mit den Tätern zeigen in der durch Schnitt und Montage geschaffenen Verdichtung ein Bild der Täter, das zwar an den Urteilen nichts mehr ändern kann, aber die Täter wieder als solche und nicht als Gehilfen erscheinen lässt. Es wird deutlich, dass die Zeugenaussagen der Opfer, aus denen die Bilder von Folter und Mord neu entstanden, weder die Angeklagten noch deren Verteidiger besonders beeindruckten. Die im Sinn der Ausgangstheese erhoffte aufklärerische Wirkung aufgrund der (späten) Durchbrechung des Schweigens trat nicht ein.

11 Falco Kruse, Das Majdanek-Urteil. Von den Grenzen deutscher Rechtsprechung, in: Kritische Justiz 18 (1985), S. 140-158. Volker Zimmermann, NS-Täter vor Gericht. Düsseldorf und die Strafprozesse wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen, Düsseldorf 2002, S. 169-193.

Wie realistisch schildern Medien den Krieg, die Täter und die Opfer?

WINFRIED SCHARLAU

Ich möchte als Journalist über den Krieg reden; über die Schwierigkeit, im Ausnahmezustand des Krieges fair, faktisch und verantwortungsbewusst zu berichten; über die Ethik, die uns dabei leitet; über die Barrieren, die die Militärs errichten und errichtet haben; und über die Wirkung der Berichterstattung auf die Öffentlichkeit.*

Den meisten von Ihnen sind die Etappen der Medien-Entwicklung bekannt. Einige Tatsachen sind indes in Europa übersehen worden. Dazu gehören die ergreifend realistischen Kriegsfotografien aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, Dokumente vom massenhaften Töten, von einem unbeschreiblichen Gemetzel, das 620.000 Soldaten auf beiden Seiten das Leben gekostet hat. Hier in Europa sind die amerikanische Revolution von 1776 und der Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 nur ganz schemenhaft wahrgenommen worden. Aber niemand wird den Geist Amerikas verstehen können, dem die langfristigen Wirkungen dieser beiden Ereignisse nicht bewusst sind.

Kein Krieg, den die USA geführt haben, war blutiger und verlustreicher als der Bürgerkrieg. Das Erschrecken darüber ist bis heute lebendig. Die fotografischen Zeugnisse von den blutgetränkten Schlachtfeldern sind allerdings erst später, nach dem Ende der Kriegshandlungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Spätestens im Ersten Weltkrieg, mit der Mobilisierung der Massen und der Militarisierung der öffentlichen Meinung, wird die Presse, werden auch Literatur und Kunst planmäßig und vollständig in den Dienst der patrio-

* Um einige Belege ergänzte, schriftliche Fassung des auf der Tagung „Vom massenhaften gegenseitigen Töten“ in der Evangelischen Akademie Loccum am 2. Nov. 2001 gehaltenen Vortrages (Anm. der Hg.).

tischen Sache gestellt. Dieser Krieg von 1914 bis 1918, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, mündete außerordentlich schnell in ein Gemetzel, das die Welt in einem solchem Ausmaß noch nie erlebt hatte. 60.000, manchmal 100.000 Soldaten wurden an einem einzigen Tag im „Fleischwolf“ vernichtet. Unfähige, bornierte Heerführer auf beiden Seiten, die es sich weit hinter der Front gut gehen ließen, schickten ganze Generationen von Männern, vor allem junge, in den sinnlosen Tod.

Wenn die Formulierung vom gegenseitigen, massenhaften Töten die Wirklichkeit beschreibt, dann die der Grabenkämpfe des Ersten Weltkriegs.

Das Leben in den rattenverseuchten, schlammigen, von Fäkalien und Urin gefüllten, stinkenden Gräben nahm den Soldaten schon in der Wartezeit jede Würde. Aus dieser Verrohung im Vorhof der Hölle wurden die Armeen dann zum Angriff ins freie Feld getrieben, wo Maschinengewehre sie wie Schlachtvieh niedermähten.

Das schier unfassliche Gemetzel des Ersten Weltkriegs ist bislang nur völlig unzureichend in das öffentliche Bewusstsein gelangt. Nicht in England, nicht in Frankreich, in Italien oder in Deutschland ist in den vier Kriegsjahren auch nur ein einziges Foto gedruckt worden, das einen toten Soldaten zeigte. In England wurde sogar den Schlachtenmalern untersagt, in den Bildern die Opfer, nämlich Leichen zu zeigen.

Eine totale Zensur hat der Gesellschaft in allen beteiligten Ländern die Wahrheit über das Schlachthaus an der Westfront verheimlicht. Es gab einige Filmkameras an der Front. Aber sie waren noch so klobig und schwerfällig, dass sie nur weit hinter den Linien in Position gebracht werden konnten. Fast alle Filmdokumente aus dem Ersten Weltkrieg sind gestellte Szenen. Der größte Teil ist in den Zwanziger Jahren nachgestellt und nachgespielt worden. Mit der Wirklichkeit des dehumanisierenden Grabenkriegs haben sie wenig zu tun.

Alle Journalisten, auf allen Seiten, sofern sie überhaupt auf das Schlachtfeld gelassen wurden, haben die Wahrheit verschwiegen, um die Moral der Heimatfront nicht zu untergraben. Man darf zu Recht fragen, ob dieses Massaker an der Westfront solange gedauert hätte, wenn die Menschen daheim die Wahrheit erfahren hätten.

Paul Fussell, ein amerikanischer Autor, der sich dem Studium der literarischen Kriegszeugnisse intensiv gewidmet hat, glaubt nicht einmal in den privaten Briefen der Soldaten an ihre Angehörigen die Wirklichkeit des Grauens abgebildet zu finden. Worte, die die Wirklichkeit zu fassen versuch-

ten, hätten das Grauen nur verharmlost, hätten jene verraten, die das Schlimmste erfahren hatten, nämlich den Tod.¹

Mit sprachlichen Mitteln waren die Brutalität und das Leid des Krieges nicht zu vermitteln. Und wer in der Heimat wollte die Wahrheit hören? Wer hätte die Angst und die Verzweiflung der Soldaten verstanden?

Paul Fussell hat im Imperial War Museum in London ein Foto gefunden, das er auf dem Umschlag seines Buches „The Great War and Modern Memory“ abgedruckt hat. Dieses Foto, das gewiss während des Krieges nicht publiziert werden durfte, macht deutlich, was das Wort „unbeschreiblich“ in Wahrheit bedeutet. Die Augen allein spiegeln wieder, was sie gesehen haben.

In den Romanen, die in den Zwanziger Jahren erschienen sind, von Ernst Jünger, Arnold Zweig, Remarque in Deutschland, von Robert Graves und Herbert Blunden in England, von Henri Barbusse in Frankreich findet sich mehr Wirklichkeit aus dem Ersten Weltkrieg als in allen Produkten der Journalisten. Das Kriegserlebnis war vor allem in den Köpfen der Überlebenden gespeichert. Der Faschismus hat davon gezehrt, aber auch das Appeasement in London.

Im Zweiten Weltkrieg haben die Militärs die Presse- und Propaganda-Arbeit als einen wesentlichen und wichtigen Teil der Kriegsführung begriffen und die Journalisten allesamt für ihre Zwecke, für die nationale Sache instrumentalisiert. Diesmal wurden sogar die Opfer ins Bild gerückt. Bei den Deutschen allerdings nur die Leichen der anderen Seite.

Heroisch und siegreich sollten die Szenen sein, die der Bevölkerung vom Krieg gezeigt wurden. 15.000 Mann stark war die so genannte PK-Abteilung – was einer Division entsprach –, die Goebbels inhaltlich dirigierte. Die Wirklichkeit des Krieges, die „Schrecken, Abscheu und Ekel“ erzeugen könnte, blieb freilich von der Berichterstattung ausgeschlossen. In der Anweisung des Propaganda-Minister Goebbels hieß es wörtlich: „dass wohl die Härte, die Größe und das Opfervolle des Krieges gezeigt werden soll, dass aber eine übertrieben realistische Darstellung, die statt dessen nur das Grauen vor dem Krieg fördern könnte, auf jedenfall zu unterbleiben hat.“² Von den kriegsdienst-verpflichteten Journalisten, Kameramännern und Fotografen der Deutschen Wehrmacht war eine wahrhaftige, wirklichkeitsnahe Schilderung der Wirklichkeit des Krieges nicht zu erwarten.

1 Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, London/Oxford/New York 1975 u.ö.

2 Willi A. Boelke (Hg.), „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939–1943, Stuttgart 1967.

Aber alle Journalisten, auf beiden Seiten der Front, waren diesmal, anders als im Ersten Weltkrieg, ganz nahe am Geschehen. Sie waren an vorderster Front. Und sie teilten das Risiko der kämpfenden Truppe. Die Verluste waren hoch. Im Pazifikkrieg waren sie sogar proportional höher als bei den regulären Kampfverbänden.

Von Robert Capa, dem berühmtesten der Fotografen auf alliierter Seite, stammt der bezeichnende Satz: „Wenn Dein Photo nicht gut war, warst Du nicht nah genug dran.“

Der Mut und die Nervenstärke der Medienvertreter im Zweiten Weltkrieg verdienen höchsten Respekt. Aber selbst wenn die Journalisten mitten in der Wirklichkeit standen, so wurden sie gehindert, – oder sie legten sich selbst das patriotische Opfer auf – die ganze Wahrheit des Grauens zu berichten. Und zur Wahrheit gehörte, dass kaum 18jährige Jungen, in heutigen Benennungen „kids“, teenager, die zuhause noch nicht einmal ein Bier trinken durften, wie Lämmer ins Schlachthaus getrieben und massenhaft getötet wurden.

Einer, der die Wahrheit bezeugte, war der Marine-Soldat Eugene B. Sledge, der mit 19 Jahren zu den „Ledernacken“ einrückte und 82 Tage ohne Pause auf der Insel Okinawa mitfocht. Es war normal, so schreibt er in seinem geheim geführten Tagebuch, „dass Soldaten, die zum Einsatz kamen, getroffen wurden, bevor wir ihre Namen kannten. Sie waren verwirrt, voller Furcht und Hoffnung angekommen, wurden verwundet oder getötet, und gingen sofort zurück in die Etappe, woher sie gekommen waren, geschockt, blutend oder leichenstarr. Sie waren gottverlassene Figuren, die in den Fleischwolf geschickt wurden. Sie blieben uns unbekannt, gesichtslos, – wie ungelesene Bücher im Regal.“³

In diesem Herbst sind die Kriegsbriefe des Soldaten Heinrich Böll der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Von der blutigen Wirklichkeit des Kampfgeschehens finden sich in den Mitteilungen nur Spurenelemente. Böll spricht vom „Wahnsinn“ eines „verbrecherischen Krieges“, den er „entsetzlich, grausam, bestialisch“ nennt.⁴

Aber, so fragte der Analytiker Paul Fussell, der selber den Krieg an vorderster Front erlebt hat, wer von den Briefschreibern entblößte wirklich sein Inneres, wer wagte das Bekenntnis: „Ich fürchte mich zu Tode!“? Wer berichtet von der panischen Angst, der lähmenden, existentiellen Furcht, die alle Schließmuskeln des Körpers außer Funktion setzt? Graham Green hat im Roman „Der stille Amerikaner“ und in seinen Tagebüchern diese pani-

3 Paul Fussell, *Wartime. Understanding and Behaviour in the Second World War*, New York 1989, S. 66.

4 Heinrich Böll, *Briefe aus dem Krieg 1939–1949*, 2 Bde, Köln 2001, S. 1074, vgl. S. 948.

sche Angst der Soldaten beschrieben, die in die Situation geraten waren, zu töten oder getötet zu werden.

Nur 15 bis 20 Prozent der Soldaten, so schätzen erfahrene Truppenführer, sind in der „Action“-Phase, im wirklichen Kampfgetümmel, überhaupt in der Lage, zu schießen, zu kämpfen, planmäßig und überlegt zu handeln. Im Moment der Gefahr, so beschreibt Graham Green die wiederholt erlebte Situation, „kämpfst Du nicht gegen den Gegner, sondern gegen den eigenen Körper, gegen sich selbst, gegen die Nerven, gegen die Angst. Ich hatte vor Furcht aufgehört zu existieren“, so notierte er einmal, und gab damit einem Seelenzustand Ausdruck, der dem Wahnsinn nahe kommt.⁵

Wie viele Soldaten psychisch zusammenbrachen, als so genannte „Feiglinge“ erschossen wurden, oder wie häufig bei den Amerikanern, aus der Front abgezogen und psychiatrisch behandelt wurden, bleibt weitgehend ein Geheimnis der offiziellen Militärgeschichtler, die genau diese schreckliche Wirklichkeit des Krieges vernebeln möchten. Der wirkliche Krieg, so hat der Dichter Walt Whitman formuliert, nachdem er die Akten des amerikanischen Bürgerkriegs studiert und mit vielen der Verwundeten gesprochen hatte, „the real war will never gets into the books.“⁶

Der schrecklichste Teil des Krieges, die Tötung und Verstümmelung von Menschen, das Elend und die Schmerzen der Verwundeten, die nach hinten geschleppt und dann im Feldlazarett „selektiert“ wurden, geschieden in die Hoffnungslosen, die dem qualvollen Tod überantwortet wurden, und in jene, denen medizinische Hilfe noch gewährt werden sollte, dieser schreckliche Teil des Krieges ist in Deutschland durch den Bombenkrieg gegen die Städte vielen, auch der Zivilbevölkerung, bekannt geworden.

Die unmittelbare Erfahrung des Krieges hat gewiss dazu beigetragen, dass die Menschen in der Bundesrepublik Deutschland sich nur zögerlich mit der Wiederbewaffnung abgefunden haben und bis heute einem wirklichen Kampfeinsatz ihrer Soldaten mit Sorge, Widerwillen oder heftigen Protesten entgegensehen.

Die amerikanische Öffentlichkeit hat dagegen die Wirklichkeit des Tötens und des Leidens im Zweiten Weltkrieg nicht zur Kenntnis genommen. Die zensierten Medien haben den blutigen Teil des Bildes wegretuschiert. John Steinbeck, der bis 1945 als Kriegsreporter dabei war, hat erst sehr viel später, 1977, dieses Bekenntnis abgelegt: „Wir waren alle ein Teil des Kriegsapparats. Wir haben mitgemacht. Und nicht nur das. Wir haben das System gutgeheißen. Ich will damit nicht sagen, dass die Kriegskorrespon-

5 Graham Greene, *Der Stille Amerikaner*, Hamburg 1956, S. 112; und auch das Tagebuch, ders., *Ways of Escape*, London 1980, S. 132ff.

6 Fussell (Anm. 3), S. 29.

denen Lügner waren. Es sind die Dinge, die nicht erwähnt werden, in denen die Unwahrheit steckt.“⁷

Ende 1943 sind in der amerikanischen Presse einige Fotos veröffentlicht worden, die tote GI's auf dem Sandstrand einer Pazifikinsel zeigten. Die Öffentlichkeit war schockiert und empört. Ein Zipfel vom Schleier der Geheimhaltung war gelüftet worden, mehr nicht, und mehr sollte der Heimatfront mit ihrer selbstgewissen Kampfmoral auch nicht zugemutet werden.

Im Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit verdichtet sich die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs in einem heroischen Foto, das der AP-Fotograf Joe Rosenthal auf der Insel Iwo Jima geschossen hatte und das als Vorlage für jenes monumentale Denkmal diente, das am Potomac, in Washington, nicht weit vom Pentagon, errichtet wurde: das Hissen der „Stars und Stripes“ durch kampfproben, siegreiche Ledernacken. Das schreckliche Gemetzel von Iwo Jima, fast so sinnlos und strategisch borniert wie der Fleischwolf, die Feldschlachten des Ersten Weltkriegs, bleibt ausgespart. Nicht der vielen Tausend Gefallenen von Iwo Jima und der pazifischen Kampagne wird gedacht, sondern der Sieger, der Überlebenden, der patriotischen Helden, auf die Amerika bis heute stolz ist.

Im Koreakrieg haben die Medien sich noch einmal in die Pflicht nehmen lassen. Aber die patriotische Begeisterung, die unerschütterliche Sicherheit, für eine gerechte Sache zu kämpfen, kam den Medien und dann den GI's in Korea sehr rasch abhanden. Die Journalisten unterzogen sich im rauen Klima der koreanischen Halbinsel ab Frühjahr 1950 einer schwierigen Aufgabe. Sie wollten zumindest ein Stück der Wirklichkeit des Krieges, in dem chinesische Truppen in menschlichen Wellen angriffen und abgeschlachtet wurden wie im Ersten Weltkrieg, dem Publikum zuhause nachvollziehbar machen. Und sie standen diesmal sogar in einer echten Konkurrenz, in einem professionellen Wettbewerb um spektakuläre Bilder und realistische Reportagen. Sogar die eigenen Opfer, Tote und Verwundete der eigenen Seite, wurden nicht ausgespart. Und zum erstenmal haben Korrespondenten im Krieg sich mit dem Problem konfrontiert gesehen, Diskretion zu wahren und die Würde der Opfer zu respektieren. Denn die Leichenschau, so hat es ein Fotograf genannt, „grenzte an die Obszönität.“⁸

Und noch eine Erfahrung machten die Reporter in Korea: Die Konkurrenz um die besten Bilder ließ das physische Risiko enorm anwachsen. Unverhältnismäßig viele Reporter, verglichen mit früheren Kriegen, wurden in Korea getötet. Um der Konkurrenz Einhalt zu gebieten und endlich auch si-

7 Zitiert ebd., p. 285 (Übers. W.S.).

8 Philip Knightley, *The First Casualty. The War Correspondent as Hero, Propagandist, and Myth Maker*, New York 1975, S. 409ff.

chere Boden unter die Füße zu bekommen, baten die Journalisten die Militärs, die Zensur wieder einzuführen. Zensur auf Bitten der Presse. So ist es geschehen.

Dennoch: Im blutigen und opferreichen Koreakrieg haben sich die Reporter erkennbar der Wirklichkeit genähert. Das Symbolbild dieses Krieges hat nichts mehr mit Sieg und Triumph zu tun. Es zeigt in ergreifender Weise die Trauer eines amerikanischen Soldaten um seinen gefallenen Kameraden.

Der journalistische Durchbruch zu einer unverkürzten, unzensierten und im wahrsten Sinne des Wortes rücksichtslosen Berichterstattung über den Krieg und sein hässliches Gesicht erfolgte 1965 im Vietnamkrieg. Eine Zensur zu verhängen, um den Informationsfluss zu kontrollieren, war den Militärs mangels einer Rechtsgrundlage verwehrt. Nur im Krieg durften die Rechte der Journalisten beschnitten werden. Aber dieser Kriegsfall war nicht erklärt worden. Präsident Johnson hatte das militärische Engagement in Südvietnam in Szene gesetzt durch die so genannte Tonkin-Resolution des Senats, die mit einer Täuschung der Parlamentarier erlangt worden war, die aber keine förmliche Feststellung des Kriegszustandes bedeutete und der Administration, zumindest gegenüber den Medien, die Hände band.

Weil also eine Beschneidung der Informations- und Publikationsfreiheit nicht möglich war, verlegte sich das Pentagon auf positive Pressearbeit, auf PR-Kampagnen, auf großzügige Pressereisen und organisierte Frontbesuche von Journalisten aus der Heimat. Dieser staatlich organisierte und finanzierte Kriegstourismus nach Vietnam hat die amerikanische Öffentlichkeit zunächst stark und positiv im Sinne der Militärs zu beeindrucken vermocht. Weit weniger beeindruckt von der „Pentagon-Propaganda-Maschine“, wie der kritische Senator William Fulbright aus Arkansas sie genannt hat, waren die Korrespondenten, die nicht für einen Kurzbesuch nach Südvietnam kamen, sondern die in Saigon akkreditiert und für längere Zeit, häufig für Jahre, dort stationiert waren, und die sich durch Augenschein, durch unabhängige Recherchen und Quellen ein eigenes Bild von der Lage machten, das sehr bald nicht mehr mit der positiven Einschätzung der Streitkräfte übereinstimmte.

Bei den in Saigon stationierten Journalisten waren schon Mitte der Sechziger Jahre die Zweifel gewachsen, ob die Guerilla-Truppe des Vietcong mit konventionellen Waffen, mit der hochtechnisierten Kriegsmaschinerie der Vereinigten Staaten von Amerika zu besiegen sei. Mit geschärftem Blick für die PR-Aktionen der Militärs, die der amerikanischen Öffentlichkeit den baldigen Sieg suggerierten, beschrieben die Korrespondenten in Südvietnam die tatsächliche Lage. Sie enthüllten den Selbstbetrug beim so genannten „body count“, beim buchhalterischen Addieren der gegnerischen Verlustzahlen, die Tag für Tag durch zur Schau gestellte Leichen, für die Kameras in Reih und

Glied hergerichtet, visualisiert wurden. Tote, gefallene Vietcong kamen täglich ins Bild und füllten die Nachrichtenfilme der Medien. Das massenhafte Töten ist in Vietnam auf nachgerade drastische Weise zur Anschauung gebracht worden.

Die Militärs verloren die Unterstützung der in Saigon akkreditierten Journalisten. Um so mehr ist ihre Kooperationsbereitschaft allen Reportern gegenüber, auch den kritischsten, hervorzuheben. Wer den Presseausweis einmal erhalten hatte, durfte für Lufttransport und Quartier die Privilegien eines Offiziers im Range eines Hauptmanns in Anspruch nehmen. Jedem akkreditierten Reporter war es freigestellt, nach Gutdünken und auf eigenes Risiko im Lande herumzureisen und sich den Militäroperationen der Streitkräfte anzuschließen. Kein Presseoffizier hat ernsthaft versucht, die bei dramatischen Aktionen ausschwärmenden Reporter abzuweisen.

Gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen haben die amerikanischen Streitkräfte die Reporter gewähren lassen. Nur die südvietnamesische Regierung hat gelegentlich den Versuch gemacht, besonders kritische Reporter an der Wiedereinreise nach einem Urlaub zu hindern, oder deren Abreise zu erzwingen, indem das Visum nicht verlängert werden sollte. Zur Ehre der amerikanischen Regierung muss gesagt werden, dass die Botschaft in Saigon alles getan hat, um kritische Reporter in Schutz zu nehmen und ihre Aktionsfreiheit im Süden zu erhalten.

Das war keinesfalls selbstverständlich. Denn je länger der Krieg dauerte, und dann in einem großen Schub nach der Tet-Offensive 1968, geriet die Mehrheit des Pressecorps in Saigon in heftige Opposition zu den amerikanischen Streitkräften und ihrem Oberkommandierenden, General William Westmoreland. Immer mehr Berichte, Filmstories und Fotos erreichten die Redaktionen in Amerika und Europa, die die Wirkungslosigkeit der amerikanischen Militäroperationen verdeutlichten, und die die immensen Opfer auf Seiten der vietnamesischen Zivilbevölkerung sichtbar machten. Das von Napalm getroffene junge Mädchen, das auf einer umkämpften Landstraße einem Fotografen entgegenläuft, ist zu einem unvergesslichen Symbolbild des Krieges in Vietnam geworden.

Nie zuvor sind so genannte „Kollateral-Schäden“ der mächtigen Waffensysteme Amerikas so penibel genau und ohne Rücksicht auf die empfindlichen Nerven der Heimatfront registriert und öffentlich gemacht worden wie während des Vietnamkriegs. Auch die Verluste der amerikanischen Streitkräfte sind in beeindruckenden Filmszenen und Fotos dokumentiert worden.

Ich möchte einen Fotografen hervorheben, dessen Bilder auf mich den tiefsten Eindruck gemacht haben.

Der für Time/Life arbeitende, aus England stammende, Larry Burrows hat nach meinem Empfinden einige der bewegendsten Fotos geschossen, die die grausame, brutale, gnadenlose Wirklichkeit des Krieges offenbaren. Nach einem Hubschrauberangriff, bei dem er mitgeflogen war, vertraute Burrows dieses Bekenntnis einem Freund an: „Wer hier keine Furcht gehabt hat, muß ziemlich blöd gewesen sein. Alle waren Angst erfüllt. Aber als Photograph mußt du als Erster aus dem ersten Hubschrauber springen. Wenn ich darüber nachdächte, würde ich als Letzter aus dem letzten Hubschrauber springen, wahrscheinlich würde ich überhaupt nicht springen.“

Im Februar 1971 ist Larry Burrows von einer Hubschraubermission nach Laos, zum Ho Chi Minh-Pfad, nicht mehr zurückgekehrt. Kein Grab erinnert an ihn. Nur seine Bilder bezeugen seinen Mut, seine Menschlichkeit, sein Mitgefühl für die Opfer, für Zivilisten und für Soldaten gleichermaßen. Denn wenn er ihnen beim Sterben zusah und die Linse seiner Leica-Kamera auf sie richtete, dann kam er sich vor wie ein „Schakal“, der im Unglück seine Arbeit tat, die Leiden anderer missachtend, um ein gutes Foto zu schießen. Diese menschliche Solidarität, die Larry Burrows in keinen Augenblick vergessen hat, ehrt ihn besonders und macht ihn in meinen Augen zu einem der größten Journalisten, die der Wirklichkeit des Krieges nachgespürt haben.⁹

Viele Namen müssten noch genannt werden, die in Vietnam das Kriegsgeschehen, das Leiden und das Sterben dokumentiert haben. Und viele von ihnen haben ihr Engagement in Südvietnam mit dem Leben bezahlt. Aber wenn je die Sprache der *Kommuniqués*, die verharmlosenden Formulierungen wie „leichte Gefechte“ oder „leichte Verluste der eigenen Truppen“ mit Leben und mit Tod erfüllt worden ist, mit Elend, Blut und Schrecken, dann im Vietnamkrieg. Dieser Krieg, so hat der Presse-Historiker Philip Knightly geurteilt, sei besser reportiert und anschaulich gemacht worden, als alle Kriege zuvor.¹⁰

Aber allen Journalisten, die sich an der schwierigen Aufgabe, die Wirklichkeit des Krieges zu schildern, versucht haben, waren sich der Unzulänglichkeiten ihrer sprachlichen und visuellen Mittel bewusst. Denn die wirkliche Dramatik, die Furcht, das Grauen, das grenzenlose Chaos von Blut, Tod und Verstümmelung, sind nur ansatzweise zu dokumentieren.

„The real war will never get into the books.“ Das publizistische Echo des Vietnamkriegs hallt nach bis in unsere Gegenwart.

Eine wahrhaftige, unzensurierte, realitätsnahe Schilderung des Krieges zerstört unweigerlich die Moral der Heimatfront, dann jedenfalls, wenn der

9 Larry Burrows, *Compassionate Photographer*, New York 1972.

10 Knightley (Anm. 8), S. 42.

Krieg sich länger hinzieht. Um erfolgreich Krieg zu führen, so hat schon Clausewitz erkannt, bedarf es einer engen Allianz von Armee und Volk. Diese Allianz zerbricht, wenn die Gesellschaft über einen längeren Zeitraum hinweg die grausame Wirklichkeit des Krieges täglich miterlebt und miterleidet. Die Vereinigten Staaten haben den Vietnamkrieg ohne Sieg beenden müssen, nachdem ein wesentlicher Teil der Bevölkerung ihrer Armee die Unterstützung entzogen hatte. Mit einer freien und unzensierten Presse ist kein Krieg von einiger Dauer zu gewinnen.

Der amerikanische Gegner im Vietnamkrieg, die Regierung in Hanoi, hat zu keinem Zeitpunkt eine freie und wirklichkeitsnahe Berichterstattung zugelassen. Sie hat das eigene Volk mit Siegesmeldungen motiviert und die enormen, eigenen Verluste tabuisiert. Auch diese Faktum gehört zum Gesamtbild des Vietnamkrieges, aus dem die Militärs in allen Staaten der Welt ihre Lehren gezogen haben.

Seither sprechen die Stabsoffiziere vom „Nachrichten-Management“, das für eine erfolgreiche Kriegsführung so wichtig ist wie der Einsatz der Waffen. Nie mehr nach den Erfahrungen des Vietnamkriegs haben die Militärs in einem Krieg das Informationsmonopol aus der Hand gegeben und den Medien erlaubt, sich aus eigenen Quellen schöpfend ein unabhängiges Bild von der Lage zu machen: nicht im britischen Flaklandkrieg, nicht im Golfkrieg, nicht im Kosovo und auch nicht in Afghanistan.

Ein Minimum an Informationen und ein kleiner Vorrat an Fernsehbildern werden den Medien täglich zugeleitet. Im Afghanistankrieg war der Nachrichtenumschlagplatz das Pentagon in Washington. Im Kosovokrieg erfolgte die dosierte Information im NATO-Hauptquartier in Brüssel, wo James Shea, der Sprecher, die neue Form der Presselenkung und Pressezügung bis zur Perfektion entwickelte.

Die Militärs allein bestimmen, was die Medien erfahren dürfen und was nicht. Und weil den Journalisten verwehrt bleibt, sich im „war theater“, auf dem Kriegsschauplatz, ein eigenes Bild zu machen, besitzen die Militärs das Informationsmonopol, das ihnen erlaubt, den Nachrichtenfluss zu kontrollieren und ihre Version der Ereignisse ins öffentliche Bewusstsein zu lancieren.

Nach dem Golfkrieg gab es eine kritische Debatte darüber, welche Rolle die Medien im Ausnahmezustand spielen sollen und müssen. Denn in der Wüste Saudi-Arabiens waren damals die Medienvertreter nicht nur kaserniert und weggeschlossen worden, sie waren sogar für ein Täuschungsmanöver instrumentalisiert worden, dem freilich der rasche Sieg über die Iraker zu verdanken war.

Die „Schlacht der Lügen“, wie der Titel eines kritischen Buches von John MacArthur lautet, hat den Gegner und die eigenen Medien überlistet, hat

durch Zensur, Behinderung, Einschränkung der Bewegungsfreiheit und durch bewusste Irreführung zum militärischen Erfolg geführt.¹¹ Bei der öffentlichen Aufarbeitung dieses für die Medien beschämenden Kapitels hat das Pentagon versprochen, in Zukunft wieder „eine offene und unabhängige Berichterstattung“ zuzulassen und den Medien wie früher „Zugang zu allen größeren militärischen Einheiten“ zu gewähren.

Dieses Versprechen ist nicht eingelöst worden, nicht im Kosovokrieg und auch jetzt nicht im Krieg gegen Bin Laden und die Taliban.

Die Aufgabe der Medien, durch Augenschein ein eigenes Urteil über die Kriegsführung zu gewinnen, durch Informationen aus unabhängigen Quellen die Kommunikés zu überprüfen und die sprachlichen Leerformeln der Stabsoffiziere mit Realität zu füllen, diese für die Demokratie unverzichtbare Aufgabe der Medien war in Afghanistan so schwer zu erfüllen wie nie zuvor, weil die internationale Vorhut des investigativen Journalismus, die amerikanischen Medien, sich selbst in die patriotische Pflicht genommen haben und ihrer Regierung unter dem Eindruck der Terroranschläge von New York und Washington einen Vertrauensvorschuss gewähren, der noch längst nicht aufgebraucht worden ist.

Nur wenn die Kampagne lang genug dauert, werden die Militärs mehr Informationen anbieten und zulassen müssen, um die wachsenden Zweifel zu konterkarieren. Vielleicht werden dann auch wieder Reporter bei den Kampfoperationen als Beobachter zugelassen werden. Dann erst werden die Berichte vom Krieg wieder gefüllt sein mit der Wirklichkeit: mit Bildern vom Leiden, vom Sterben und vom Tod.

Eine solche, von Friedensforschern verlangte realitätsnahe Berichterstattung wird freilich – wie in Korea und in Vietnam – einen hohen Preis verlangen. Journalisten werden dafür mit dem Leben bezahlen, wie Robert Capa, Larry Burrows und Bernard Fall, um nur wenige prominente Namen zu nennen. Wer diese realitätsnahe Kriegsberichterstattung verlangt, muss diesen Gedanken mitdenken. Ich bin mir nicht sicher, ob die Friedensforschung sich dieser Tatsache immer bewusst ist.

11 John MacArthur, *Die Schlacht der Lügen. Wie die USA den Golf-Krieg verkauften*, München 1993.

Kriegsberichterstattende und die „Kultur des Todes“

ANNETTE JANDER

„Wo wir auch arbeiten, kämpfen wir gegen eine Kultur des Todes.“

UN Generalsekretär Butros Butros-Ghali in Ruanda im Juli 1995

Was nicht von Journalisten über fremde Länder und Kriege vermittelt oder gezeigt wird, ist praktisch nicht existent. Nur durch Fernsehen, Radio, Zeitungen und Zeitschriften nehmen wir das Töten im Krieg überhaupt wahr. Deshalb lohnt der Blick darauf, unter welchen Bedingungen Kriegsberichterstattung zustande kommt, wie Reporter mit dem Töten konfrontiert werden, wie sie darauf reagieren und welche Rolle sie darin spielen.¹

Das Selbstverständnis, mit dem sie diese Arbeit ausüben, ist das Thema dieses Aufsatzes. Es ist einem ständigen Wandel unterzogen und wird in jedem Krieg neu mit den lokalen und gesellschaftlichen Bedingungen konfrontiert. In den Fragen, die unter den Kriegsberichterstattenden während oder nach einem Konflikt diskutiert werden, artikuliert sich dieses Selbstverständnis. Mit den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien in den 90er Jahren tauchten neue Themen auf, wie die Traumatisierung und therapeutische Betreuung von Kriegsberichterstattenden. Andere werden immer wieder neu diskutiert: die Frage von Parteilichkeit und Neutralität der Journalisten gegenüber den

1 Unter Kriegsberichterstattenden sind hier schreibende, moderierende, filmende und fotografierende Journalisten bzw. Reporter zusammengefasst. Dieser Aufsatz bezieht sich auf Interviews der Autorin mit amerikanischen, britischen und deutschen Kriegsberichterstattenden, auf deren Bücher, veröffentlichte Interviews und andere Aussagen sowie Dokumentarfilme über deren Arbeit. Es handelt sich um eine Betrachtung der westlichen, weitgehend als frei zu betrachtenden Kriegsberichterstattung. Übersetzungen aus dem Englischen stammen von der Autorin.

kriegsführenden Parteien, die Darstellung von Gewalt und Opfern eines Krieges, das Verhalten und die Sicherheit der Journalisten im Kriegsgebiet. Diese Diskussionen stellen auch Professionalisierungsstrategien dar, an denen die britischen und amerikanischen Kriegsberichterstattenden zusammen mit Vertretern der großen englischsprachigen Leitmedien *BBC*, *CNN*, *Associated Press* und *Reuters* federführend beteiligt sind.

Den Dreh- und Angelpunkt des journalistischen Selbstverständnisses bildet die Frage nach Parteilichkeit oder Neutralität. Stellt sich ein Journalist, der – etwa im Vietnamkrieg – eine Waffe trägt und über das US-Militär berichtet, nicht auf dessen Seite? Macht er sich damit nicht sogar zum legitimen Angriffsziel, zum Kombattanten?

Im Vietnamkrieg war es für Journalisten in der Tat akzeptabel, eine Waffe zu tragen. Der kanadische Fernsehjournalist Don North machte seine Berichte für den amerikanischen Fernsehsender ABC 1967 – wie andere Journalisten auch – mit Pistole am Gürtel und in Uniform. ABC verlangte allerdings irgendwann, dass North seinen *45er Colt*, den er für zehn Dollar von einem abreisenden Reporter erstanden hatte, nicht mehr vor der Kamera trage. Er tauschte den *45er* daher gegen eine kleinere *.38 police special* und später gegen eine noch kleinere Waffe aus. Ab 1968 trug er keine Handfeuerwaffe mehr bei sich. Aber noch lange Zeit danach meinte er, er sei „ein ziemlich guter Schütze mit einer M-16 und einer AK-47. Ich war darauf vorbereitet, meine Kameras abzulegen und was immer verfügbar war zu benutzen, falls die Truppen, mit denen ich unterwegs war, in lebensbedrohliche Gefahr gerieten.“²

Im Krieg in Bosnien-Herzegowina 25 Jahre später war das Tragen einer Waffe unter Journalisten verpönt und wurde als Verstoß gegen das Berufsethos empfunden. Die BBC Reporterin Kate Adie ist stolz darauf, persönlich dafür gesorgt zu haben, dass zwei Kollegen Bosnien verlassen mussten, weil sie sich bewaffnet hatten.³ Neutralität und Objektivität waren die angestrebten Ideale, die Identifikation mit einer Kriegspartei sollte unter allen Umständen vermieden werden. Ist das eigene Land in einen Krieg verwickelt, wird dieses Selbstverständnis als unparteiischer Beobachter jedoch in Frage gestellt.⁴ Auch in Bosnien entwickelten viele westliche Journalisten eine partiische, meist anti-serbische Haltung, die sie in Konflikt mit den UNO-

2 E-mail von Don North an die Autorin vom 8. Okt. 2000; siehe auch Phillip Knightley, *The First Casualty*, London 2000 (zuerst 1975), S. 445, und Phillip Knightley, *The War on Correspondents*, in: *The Guardian*, 26. Okt. 2001; auch der Österreicher Paul Bruck und der Schweizer Peter Balsiger trugen als Berichterstatter in Vietnam US-Uniformen und eine Waffe.

3 Kate Adie im Interview mit der Autorin am 8. Mai 2001.

4 Wie sich der deutsche Kriegsjournalismus in dieser Hinsicht entwickelt, wenn sich die Bundeswehr vermehrt an UN- und NATO-Einsätzen beteiligt, bleibt abzuwarten.

Truppen brachten, die eine strikte Neutralität praktizierten. In Bosnien stand die Benennung von Gut und Böse über dem Neutralitätsideal.⁵

Wann und wie erleben Kriegsberichterstattende das Töten?

Ende des 20. Jahrhunderts erlebten Kriegsberichterstattende das Töten immer seltener und eher zufällig: Wo keinen Frontlinien zu folgen ist, stationieren sich Kriegsberichterstattende möglichst zentral und sicher im Kriegsgebiet und erreichen die Orte des Tötens oft erst nach der Tat. Sie sind Zeugen der Angst, der Bedrohung, der zivilen Leichen, der Massakerstätten und Massengräber. Das Töten selber sehen sie kaum noch. Wenn sie nahe genug ‚dran‘ sind, können sie oft nicht darüber berichten, da die Berichte schwer abgesetzt werden können. Sie müssen erst wieder heraus aus dem Kampfgeschehen. Von Radio- und TV-Journalisten aber erwartet man Berichterstattung in Echtzeit.⁶ Nah ‚dran‘ sein müssen vor allem Fotografen und Kameraleute. Aber das Töten oder das Sterben zu dokumentieren, ist auch dann nicht selbstverständlich. „Wenn zum Beispiel jemand stirbt“, so der deutsche AP-Fotograf Horst Faas, „möchte man lieber nicht fotografieren. Und Sie sehen ja, wenn einer stirbt ... Wenn einer auf eine Mine steigt, ist der ja nicht wie im Film gleich tot, sondern der liegt da eine Weile und lebt, schaut einen an und redet ... Da lehnt man sich nicht drüber und fotografiert seine Grimassen. Da hofft man, daß er schnell tot ist. Und dann macht man vielleicht ein Bild von seinen Freunden, von seinem Kommandanten, wie der vielleicht zusammenbricht oder weint oder ein Tuch über die Leiche legt ... Den Tod fotografiert man nicht. Er ist fast nicht fotografiert worden in Vietnam.“⁷

In Vietnam, wo das Fernsehen ab 1965 erste Schritte in der Kriegsberichterstattung unternahm, waren die Reporter meist mit den US-Truppen oder ihren Alliierten⁸ unterwegs. Ihnen begegnete der Tod dort, wo er amerikanische Soldaten traf: „Ich war bei einigen Soldaten in der Stunde ihres Todes. Ich sprach mit ihnen, als sie von der Kugel getroffen wurden und sah zu, wie die Farbe aus ihren Gesichtern wich ... Was wir versuchten aufzunehmen, war das, was danach kam, die oft heroischen Anstrengungen ihrer

5 Tom Gjelten (NPR) im Interview mit der Autorin am 28. April 2000 in Washington.

6 Kate Adie (Anm. 3) beschreibt z.B. eine Situation in Kroatien 1991, als sie mit ihrem Team und eingeschlossenen Soldaten und Zivilisten stundenlang unter Beschuss lag, während andere Journalisten von außen über das Gefecht berichteten.

7 Horst Faas in: Alexander Foggensteiner, Reporter im Krieg: Was sie denken, was sie fühlen, wie sie arbeiten, Wien 1993, S. 172.

8 In Vietnam kämpften auf südvietnamesischer Seite neben den Amerikanern noch australische, neuseeländische, philippinische und südkoreanische Truppenkontingente.

Kumpel, den Tod zu verleugnen,“ schreibt Don North, der wie Horst Faas eher das Leiden der Überlebenden als das Sterben oder Töten dokumentierte.⁹ Ein Filmbericht über die verzweifelten Versuche der Sanitäter, einen schwerverletzten Soldaten bei Con Thien zu retten, brachte North das Lob seiner Vorgesetzten ein: „[Ihre Berichte] sind genau beobachtet, von großer Klarheit. Aber mehr als alles andere enthalten sie ein Element des Mitleidens und der Sensibilität ohne direkte Betroffenheit.“¹⁰ Dieses Lob traf ziemlich genau das Selbstverständnis des Reporters. North wurde auch dafür gelobt, dass seine Berichte wie Sportreportagen wirkten. In den Augen der ABC-Chefredakteure hatte erfolgreicher Journalismus den Krieg nach der Dramaturgie sportlicher Wettkämpfe zu „erzählen.“ Vor allem aber wurde der amerikanische Krieg in Vietnam als Kampf gegen das Böse – vertreten durch den Kommunismus – stilisiert. Der amerikanische Journalist Jonathan Schell befand sich 1966/67 noch in einer Randstellung, als er beschrieb, wie in der Gegend, in der auch das kleine Dorf My Lai lag, die Zivilbevölkerung mit dem Generalverdacht der Terroristenaktivität belegt und ohne Unterschied getötet wurde.¹¹ Vor ihm hatte es nur der französisch-stämmige Historiker Bernard Fall gewagt, aus Vietnam über Tausende von zivilen Opfern der Bombenangriffe im Mekong-Delta zu berichten; ein Gesicht gab er den Opfern freilich nicht, sie tauchten nur als Zahl auf.¹² Den verletzten und sterbenden GIs dagegen gaben die Reporter, die mit den US-Truppen unterwegs waren, ein Gesicht und eine Heimat. Und sie beschrieben deren Sterben, aber nicht ihr Töten. Ihren Kampf stellten sie dar als Akt der Notwehr und Selbstverteidigung.¹³

Die Opferperspektive der Kriegsberichterstattung

Alle Parteien eines Konfliktes – selten sind es nur zwei – fühlen sich leicht falsch dargestellt und vor allem als Opfer nicht hinreichend gewürdigt. Ein

9 Don North in einer E-Mail vom 9. Dez. 2000 an die Autorin

10 Brian Nolon in einem Brief an Don North, 14. Juli 1967, Kopie im Besitz der Autorin

11 Jonathan Schell, *The Military Half. An Account of the Destruction in Quang Ngai and Quang Tin Southern I Corps*: August 1967, New York 1967, S. 114f.

12 Bernard Fall, *Vietnam Blitz: A Report on the Impersonal War*, *The New Republic*, 9. Okt. 1965, in: *Reporting Vietnam*, Teil I und II, Library of America 1998, hier Teil I, S. 175-187.

13 Siehe u.a. Ward Just, *To What End*, New York 2000 (zuerst 1968), S. 143-164, und Michael J. Arlen, *A Day in the Life of a TV Crew at Con Thien*, September 1967, in: *Reporting Vietnam I* (Anm. 12), S. 490-506. – Ward Just beschreibt, wie er mit einem amerikanischen Erkundungstrupp in einen Hinterhalt geriet. Fast alle der etwa 20 Soldaten wurden von den unsichtbar bleibenden Vietcong getötet. Wie die U.S.-Soldaten empfand Just sich als wehrloses Opfer in einer feindlichen Umwelt und in einem Krieg, dessen Sinn immer fragwürdiger schien.

großer Teil des Selbstverständnisses von Kriegsberichterstattenden offenbart sich im Umgang mit den Kriegsopfern. Seit Ende der 60er Jahre werden Kriege in den Medien entschiedener denn je als sinnlose Aktionen dargestellt, die vor allem unschuldige und zivile Opfer fordern. Dies gilt allerdings vor allem für Kriege in der so genannten Dritten Welt, weniger für Kriege, die von westlichen Industriestaaten geführt wurden – Falklands 1982, Grenada 1983, Panama 1988, in Kuwait 1991, Afghanistan 2001/2002. Diese wurden mit einer „humanitären Sendung“ ausgestattet – und unter weitgehendem Ausschluss oder starker Kontrolle der Presse geführt. Über zivile und selbst militärische Opfer der ‚anderen Seite‘ dieser Kriege ist bis heute wenig bekannt.

Kriegsparteien in lang andauernden *low intensity conflicts* bemühen sich darum, in der westlichen Presse als Opfer, potenzielle Opfer oder Verteidiger von Opfern dargestellt zu werden.¹⁴ Dieser Viktimisierung der kriegführenden Mächte entspricht die seit Ende der 1960er zu beobachtende Parteinahme der modernen Kriegsberichterstattung für die zivilen Opfer.¹⁵ Sie gilt mittlerweile als selbstverständlich. 1998 beschrieb der *Stern*-Reporter Gabriel Grüner, der ein Jahr später im Kosovo ermordet wurde, sein Selbstverständnis als Journalist folgendermaßen:

„Natürlich war man auch mal an der Front, hat hier geschaut und dort. Ich habe aber versucht, das zu vermeiden. Das ist nicht die Aufgabe des Reporters. Ich berichte nicht über Soldaten, sondern vor allem über die Zivilbevölkerung, die leidet, das ist das wichtigste – über die Menschen, die dort alles verlieren und Opfer des Krieges werden. Nicht über die, die Morde begehen.“¹⁶

Im Bosnienkrieg von 1992/95 standen die zivilen Opfer im Fokus der Kriegsberichterstattung. Diese lenkte den Blick der Öffentlichkeit (und der Wissenschaft) nun auch auf Vergewaltigungen und die sexuelle Folter im Krieg. Augenzeugenberichte und Zeugenaussagen vor den Kriegstribunalen führten dazu, dass diese Form der Folter und der Tötung öffentlich und straf-

14 Siehe Mira Beham, *Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik*, Frankfurt 1996; auch Joseph Croitou, *Danach. Wie Israel auf das Leid der Terroropfer aufmerksam macht*, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. Dez. 2000.

15 Obwohl es zum Zeitpunkt dieser Niederschrift (Sept./Dez. 2001) zu früh ist, die Berichterstattung aus dem Krieg in Afghanistan zu analysieren, muss doch kurz erwähnt werden, dass eine patriotische Welle die amerikanische und britische Berichterstattung stark beeinflusst und einen Fokus auf zivile Opfer der Gegenseite offenbar nicht mehr zulassen will. CNN-Chef Walter Isaacson hat sich sogar öffentlich gegen zuviel Berichterstattung über diese zivilen Opfer in seinem Sender ausgesprochen.

16 Zit. nach Sabine Richter, *Journalisten zwischen den Fronten*, Opladen 1999, S. 224; vgl. auch Erich Rathfelder, ebd., S. 250: „Ich ergreife Partei in einem Krieg – nämlich auf der Seite der Opfer.“

rechtlich anerkannt wurde. Der Preis dafür freilich besteht in der weiteren Traumatisierung der Zeuginnen, die sich durch unsensible Journalisten erneut missbraucht fühlen können.¹⁷ Im Übrigen zeitigte der journalistische *run* auf vergewaltigte Frauen ein juristisches Problem: Waren ihre Aussagen erst einmal massenmedial ausgeschlachtet, so konnten diese Frauen nicht mehr vor dem Haager Kriegsverbrechertribunal aussagen.¹⁸ Im Übrigen konzentrierte sich die Berichterstattung fast ausschließlich auf Kriegsverbrechen der serbischen Seite.

Plastische Schilderungen des Schicksals von Folteropfern in Bosnien verließen Zeitungsberichten, die damit offener umgingen als das Fernsehen, eine voyeuristische Note. Auch wenn die massenmediale Thematisierung der sexuellen Folter für die Opfer Partei ergreift, regt sie disparate Phantasien an, schürt tiefsitzende Ängste ebenso wie sadistische Triebe: „Die Berichte wurden pornografisch. Sie waren von der Art Pornografie, die die meisten Menschen abstößt, aber andere erregt sie.“¹⁹

Die Kriegsberichterstattung wechselt die Perspektive

Der Vietnamkrieg war für die Kriegsberichterstattung in vielerlei Hinsicht ein Wendepunkt. Zu Beginn des amerikanischen Krieges in Vietnam 1961 waren die Korrespondenten zu 90 % männlich, die meisten hatten Militärdienst absolviert und einige *old hands* – wie Keyes Beech (*Chicago Tribune*) und Homer Bigart (*New York Times*) – hatten bereits aus dem Zweiten Weltkrieg und aus dem Koreakrieg berichtet; sie wurden von der militärischen Führungsrige als kooperative *teampayer* geachtet.²⁰ Aber schon 1963 befand sich eine Handvoll junger amerikanischer Journalisten unter 30 Jahren in Saigon, die für einflussreiche Institutionen wie *Associated Press* und die *New York Times* arbeiteten und sich erdreisteten, die Kriegsführung ihres Landes als ineffektiv zu kritisieren.²¹ Allerdings machten weder sie noch die französischen oder deutschen Korrespondenten viel Aufhebens davon, dass dieser 1965 eskalierende Krieg innerhalb und gegen die Zivilbevölkerung geführt wurde. Das sarkastische Gedicht Erich Frieds entstand vor diesem Hintergrund:

17 Sybille Rothkegel, Behandlungszentrum für Folteropfer, Berlin, im Interview mit der Autorin am 12. Nov. 2001 in Berlin.

18 Ebd. Die Massenvergewaltigungen in Bosnien tauchten ab Spätsommer 1992 in den Medien auf, das Haager Kriegsverbrechertribunal wurde erst 1993 gegründet.

19 Peter Maass, *Love Thy Neighbor*, New York 1996, S. 54.

20 William V. Kennedy, *The Military and the Media: Why the Press Cannot be Trusted to Cover a War*, Westport/London 1993, S. 14ff.

21 William Prochnau, *Once Upon a Distant War*, New York 1996.

Aus Da Nang
 wurde fünf Tage hindurch
 täglich berichtet:
 Gelegentlich einzelne Schüsse

Am sechsten Tag wurde berichtet:
 In den Kämpfen der letzten Tage
 in Da Nang
 bisher etwa tausend Opfer.²²

Neben dem bereits erwähnten Jonathan Schell waren es in Vietnam Korrespondentinnen wie Martha Gellhorn, Oriana Fallaci, Frances FitzGerald, Susan Sheehan oder Gloria Emerson, die ihren Blick auf das Schicksal der Zivilbevölkerung und der gefangenen Vietcong lenkten und damit auch auf das Töten und die furchtbare Wirkung neuer Waffen.²³ Martha Gellhorn richtete bereits 1966 den Blick auf eine Seite des Tötens, die die Reporter, die in Begleitung der US-Truppen, die Napalm flächendeckend einsetzten, arbeiteten, nicht dokumentierten: „... Bevor ich nach Saigon kam, hatte ich gehört und gelesen, daß Napalm das Fleisch schmilzt, und ich dachte, das ist Quatsch, weil ich einen Braten in den Ofen schieben kann und das Fett schmilzt, aber das Fleisch bleibt dran. Ich kam und sah diese von Napalm verbrannten Kinder, und es ist einfach wahr. Die chemische Reaktion des Napalms schmilzt ihr Fleisch einfach, das Gewebe läuft ihnen das Gesicht herunter und auf ihre Brust, und da bleibt es und wächst dort weiter. Diese Kinder konnten ihren Kopf kaum bewegen ... Und wenn die Entzündung einsetzt, schneiden sie ihnen die Hände, Finger oder Füße ab. Das einzige, was sie nicht abschneiden können, ist der Kopf.“²⁴

Ende der 60er Jahre wurde der Blick der männlichen Kriegsreporter um den von Frauen erweitert – und damit fundamental verändert.²⁵ Immer mehr

22 Erich Fried, *und Vietnam und*, Berlin 1996 (zuerst 1966), S. 26.

23 Gellhorn veröffentlichte ab 1966 im *Ladies' Home Journal*; Sheehan portraitierte zehn Lebensgeschichten von Vietcong in ihrem Buch: *Ten Vietnamese*, New York 1967; vgl. Oriana Fallaci, *Nothing and Amen*, London 1972, Frances FitzGerald, *Fire in the Lake*, New York 1972, und ihre Reportagen für die *New York Times* und die *New York Review of Books* 1968–1975; Gloria Emerson: Reportagen in der *New York Times* 1970–1972. Siehe auch Susan Sontag, *Trip to Hanoi*, New York 1968, und Mary McCarthy, *Vietnam Report*, New York 1968, die beide versuchten, trotz strenger Kontrollen, aus Hanoi über das zivile Leben in Nordvietnam zu schreiben.

24 Martha Gellhorn, *Suffer the little Children ...*, *Ladies Home Journal*, Januar 1967, abgedruckt in: *Reporting Vietnam I* (Anm. 12), S. 296. Das berühmte Foto des nackten Napalm-verbrannten Mädchens, das heute den Vietnamkrieg symbolisiert, wurde erst 1971 gemacht.

25 Eine ausführlichere Analyse dieser Zusammenhänge wird meine im Entstehen begriffene Dissertation bieten.

Journalistinnen arbeiteten in Vietnam und zeigten, dass der Krieg nicht nur auf dem Schlachtfeld stattfand. Diese Sichtweise entsprach den pazifistischen und kriegskritischen Strömungen der westlichen Staaten, allen voran der USA. Daher setzte er sich auch bei den jüngeren männlichen Korrespondenten durch. Und selbst das Militär war seitdem gezwungen, sich als Macht darzustellen, die Zivilisten schützt, nicht aber wahllos „Kollateralschäden“ – ein Wort aus dem Zweiten Weltkrieg – in Kauf nimmt.

Die Krux des mitleidvollen Blicks auf die Opfer, der sich im Vietnamkrieg einstellte, besteht jedoch in seiner Tendenz zur Simplifizierung und Emotionalisierung. Fragen nach dem Warum, nach der Logik oder Unlogik eines militärischen Einsatzes verstellt er oft. Er verhilft den Medien zu einer publikumswirksamen Erzählung vom Krieg.

Arbeitsbedingungen und Einflüsse auf die Kriegsberichterstattung

Nachrichten werden in den Medien hierarchisch geordnet. Auf diese Hierarchie haben die Berichterstattenden wenig Einfluss. David Halberstam, der berühmte Reporter des Vietnamkrieges, schickte mitunter bis zu 20 Seiten per Telex aus Saigon an die *New York Times*, von denen vielleicht eine gedruckt wurde, ausgewählt und umgeschrieben von den *copy writers* der Zeitung.²⁶ Auch Nachrichtenmagazine wie der *Spiegel*, *Newsweek* oder *Time* schachteln ihre großen Berichte meistens aus der Arbeit mehrerer Korrespondenten und deren lokaler Zuarbeiter zusammen; der Text orientiert sich dabei oft am vorhandenen Bildmaterial. Redaktionelle Arbeit, die sich nach der *gängigen* Erzählweise der Leitmedien und der *gängigen* Nachrichten-Hierarchie richtet, bestimmt die Kriegsberichterstattung, die dem Publikum präsentiert wird. Allzu drastische Berichte vom Töten sind da eher unerwünscht.

Die Kriegsberichterstattung ist außerdem mitunter in Pooling-Systeme eingebunden, wie sie im Golfkrieg zwangsverordnet wurden. Wenige ausgewählte Journalisten waren als Begleitung der Truppen zugelassen und mussten die Ergebnisse ihrer Arbeit mit den Kollegen teilen. So wahrte sich das Militär eine bestmögliche Kontrolle über die Presse. Im Golfkrieg wohnte kein Journalist dem soldatischen Geschäft des Tötens bei.

Aber es gibt auch freiwillige Pooling-Systeme, wie in Sarajewo 1993/94. Der BBC-Korrespondent Martin Bell schlug einen Pool vor, nachdem immer

26 Prochnau (Anm. 21), S. 84, 175-178; Andreas Braun (Stuttgarter Zeitung), in: Richter (Anm. 16), S. 206.

mehr Journalisten durch Granaten und Heckenschützen verletzt oder getötet worden waren. Nur wenige sollten sich abwechselnd dem Risiko aussetzen und ihr Material dann den anderen zur Verfügung stellen. Auch nach dem Tod der Agenturkorrespondenten Gil Moreno und Kurt Schork in Sierra Leone im Mai 2000 kam es zwischen *BBC*, *AP*, *Reuters* und *CNN* zu einer ähnlichen Verabredung. Reduziert werden dabei jedoch nicht nur die Lebensrisiken der Journalisten, sondern auch die Vielfalt der Berichterstattung über das Töten im Krieg.

Viele Kriegsberichterstattende ziehen mit missionarischem Selbstverständnis als ‚Erzieher‘ oder ‚Aufklärer‘ in den Krieg. Andreas Braun, der für die *Stuttgarter Zeitung* aus Bosnien berichtete, sah den Sinn in seiner Arbeit im „Mitfühlen, auch Mitleid erregen, die Menschen dazu zu bewegen, zu helfen oder auch einzugreifen. Mit unseren Artikeln, da bin ich fest davon überzeugt, wollten wir nicht nur die Menschen überzeugen, sondern auch die Meinungsträger, die Politiker.“²⁷ Aber die Wirkung der Kriegsberichterstattung ist oft bescheiden. Sie hängt von der Stimmung des Landes ab, an das sich die Berichte wenden. Kriege wie in Sierra Leone und Hungerkatastrophen wie im Sudan erreichten lange überhaupt keine Medienpräsenz, oder die Berichte fanden kein Echo.²⁸

Es ist der schmale Grat zwischen Tötungs-Berichten und Überlebens-Berichten, die Kriegsberichterstattende meistern müssen, wenn sie ihr Publikum berühren wollen. Susan D. Moeller beschreibt in ihrem Buch *Compassion Fatigue*,²⁹ in dem sie die Reaktionen auf Medienberichterstattung über Kriege und Katastrophen untersucht, wie ein Zuviel an vollendeter Grausamkeit beim Publikum Gewöhnungseffekte auslöst. Wenn ihm zu viel Tote präsentiert werden, stellt sich Gleichgültigkeit und Fatalismus ein, nicht Mitleid. Dies dagegen wird eher evoziert, wenn Opfer im Mittelpunkt der Reportagen stehen, für die noch Hoffnung besteht – nicht tote, sondern hungrige, verschüttete, verletzte Menschen rufen Mitleid hervor. Nicht der Genozid in Ruanda 1994 hat international zu Reaktionen geführt und Spendenaktionen ausgelöst, erst die Flüchtlinge in den Camps in Goma danach.³⁰ Ohne Hoffnung schaltet der Leser ab und der Zuschauer um.

27 Andreas Braun (Stuttgarter Zeitung) in: Richter (Anm. 16), S. 206; siehe dort auch Gabriel Grüner, S. 225.

28 Johanna Neumann, *Lights, Camera, War*, New York 1996, S. 21. Großbritannien, Frankreich, die Niederlande und Belgien, die früher Kolonien besaßen, unterhalten bis heute rege Verbindungen zu diesen Ländern und nehmen dortige Krisen und Kriege eher und stärker wahr als die stärker innenpolitisch orientierten Vereinigten Staaten und das bisher weitgehend unbeteiligte Deutschland.

29 Susan D. Moeller, *Compassion Fatigue*, New York 1999.

30 Obwohl relativ schnell bekannt wurde, daß viele der Täter des Genozids in die Lager geflüchtet waren.

Am 8. April 2001 sagte der jugoslawische Präsident Vojislav Koštunica in einem Interview mit der BBC: „Journalisten können auch töten, indem sie die Zahlen [der Getöteten] übertreiben, indem sie schreiben, daß 50.000 Frauen vergewaltigt wurden.“³¹ Er machte Journalisten damit nicht nur zu virtuellen Kriegsparteien (und als solche für die ablehnende Haltung gegen alles Serbische zumindest mitverantwortlich), Koštunica deutete damit auch auf eine Verbindung zwischen drastischen Gewaltschilderungen und neuen Gewalttaten in deren Folge: Die Rechtfertigung der Mörder und Folterer aller kämpfenden Parteien in Bosnien war meistens eine vorangegangene Bluttat. Diese konnte aber auch Jahrzehnte zurückliegen, was die Journalisten die Konflikte im ehemaligen Jugoslawien immer bizarrer und hoffungsloser empfinden ließ.³²

Kriegsberichterstattende als Opfer

Machen sich Kriegsberichterstattende bei einer Kriegspartei unbeliebt, kann es passieren, dass sie mit Gerüchten vom eigenen Tod konfrontiert³³ oder einfach ausgewiesen werden. Zwischen 20 und 100 Journalisten werden jährlich getötet, die meisten davon berichten nicht von Kriegen, sondern versuchen, Korruption und andere Missstände aufzudecken. Dennoch starben in längeren Kriegen wie Bosnien und Vietnam Dutzende westlicher Reporter.³⁴ Kriege, in denen sie sich frei bewegen können, bedrohen ihr Leben mehr als solche, in denen eine strenge Zensur und andere Beschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit herrschen, wie etwa im Krieg um die Falklandinseln 1982 oder im Golfkrieg 1991. Je mehr ihr Leben bedroht ist, desto mehr identifizieren sich die Journalisten mit den Opfern des Krieges.³⁵ In Vietnam waren dies nicht nur die vietnamesischen Zivilisten, sondern auch die amerikanischen Soldaten, die zuerst als Opfer eines unsichtbaren Feindes und nach dem Krieg als Opfer einer verfehlten Politik gezeigt wurden.

31 Heute geht die UNO von einer Zahl von bis zu 20.000 vergewaltigten Frauen aus.

32 Kate Adie im Interview mit der Autorin am 6. Mai 2001 in Berlin.

33 Ron Haviv im Interview mit der Autorin am 5. Mai 2000 in Arlington.

34 In Vietnam starben 63 JournalistInnen, Knightley, *Casualty* (Anm. 2), S. 445; in den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien 1991–1999 starben 56 Journalisten (Quelle: *News-eum*, Arlington, USA). Laut dem Leiter des Freedom Forums in London, John Owen, sind in Argentinien während der Militärdiktatur allein 1976/77 mehr als 170 argentinische Journalisten verschwunden.

35 Auch Journalisten identifizieren sich leichter mit den Opfern eines Krieges, wenn diese ihnen ähnlich sehen. Auf diese Form des verinnerlichten Rassismus weist auch Dave Grossman, *On Killing*, New York 1998 (siehe auch die Übersetzung daraus in diesem Band), hin: Das Töten von Menschen fällt leichter, wenn diese als ethnisch oder rassistisch anders empfunden werden.

Die Kriegsberichterstattenden selber sind zunächst einmal Opfer der psychischen Belastung ihrer Tätigkeit. Vor allem in lang andauernden Kriegen bleiben Hoffnungslosigkeit und resignative Stimmungen nicht aus: „Ich könnte noch viele Geschichten über die Lebenden und die Toten erzählen ..., aber es ist schon so viel geschrieben worden und niemals hat es irgend etwas bewirkt,“ meinte die *New York Times* Vietnamkorrespondentin Gloria Emerson im Juni 1973 über ihre Arbeit.³⁶

Erich Rathfelder, langjähriger Balkankorrespondent u.a. der Berliner *taz*, konnte nach seiner Rückkehr aus Bosnien monatelang nicht mehr arbeiten und begab sich in psychologische Behandlung; seine Familie zerbrach.³⁷ Der österreichische Journalist Rudolf Gruber kam von seinen Erinnerungen aus Bosnien ebenfalls nicht mehr los: „Überall lagen die Leichen herum, entsetzlich zugerichtet. Das Bild kann man nicht verarbeiten, das wird immer im Kopf bleiben. Das sind Erlebnisse, die bleiben wie eine Narbe an einem haften. Das bringt man nicht mehr weg. Man hat mit eigenen Augen gesehen, wozu der Mensch fähig ist.“ Er entschuldigt sich: „Das klingt jetzt auch ein bisschen weinerlich, aber es ist so. Ich bin heute noch ratlos und sprachlos.“³⁸

Der kanadische Psychiater Anthony Feinstein hat 1999/2000 140 Journalisten, die alle aus mehreren Kriegen berichtet haben, im Hinblick auf Traumatisierungen befragt.³⁹ 80 % der Gruppe waren Männer und betrieben Kriegsberichterstattung im Durchschnitt seit 15 Jahren. Mehr als die Hälfte lebten nicht in einer Partnerschaft. Feinstein stellte fest, dass ein Drittel der Befragten deutliche Symptome post-traumatischen Stresses (PTSD – *Post-Traumatic Stress Disorder*) aufwiesen, zu denen Depressionen, Angst, Bindungsunfähigkeit und Alkoholismus zählen. (Eine so genannte *borderline personality* mit starken Stimmungsschwankungen gehört jedoch offenbar zur psychologischen ‚Grundausstattung‘ vieler Kriegsberichterstattenden und nicht zu den Folgen des Berufs.) Der Anteil von einem Drittel Traumatisierter entspricht damit dem auf 25–30 % geschätzten Anteil der Vietnamveteranen, an denen das posttraumatische Stresssyndrom diagnostiziert wurde, nachdem es um 1980 als Krankheit überhaupt in den Katalog der psychiatrischen Erkrankungen aufgenommen worden war.

36 Abgedruckt in: Reporting Vietnam II (Anm. 12), S. 247-263.

37 Erich Rathfelder im Interview mit der Verfasserin in Berlin am 29. Mai 2000.

38 Rudolf Gruber in: Richter (Anm. 16), S. 232.

39 Risking More Than Their Lives, Freedom Forum London, 12. April 2001. Das Freedom Forum, vom USA Today-Konzern finanziertes Zentrum der Diskussion für Journalisten, das sich mit Themen der Pressefreiheit auseinandersetzte, wurde im Dez. 2001 geschlossen.

Es ist die unausweichliche Konfrontation mit einer „Kultur des Todes“, die zur Traumatisierung von Kriegsberichterstattenden führt. Diesen Begriff benutzte der damalige UN-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali gegenüber dem Historiker und Journalisten Michael Ignatieff im Juli 1995, als er ihn in Ruanda, ein Jahr nach dem Völkermord, auf das Arbeitsumfeld der UNO hinwies: „Wo wir auch arbeiten, kämpfen wir gegen eine Kultur des Todes.“ Hoffnung, das Töten zu verhindern, hatte Boutros-Ghali nicht. Der Journalist jedoch forderte, dem Töten Einhalt zu gebieten, und damit Parteinahme: „Und warum dieses Bestehen auf Neutralität, wenn völlig klar ist, wer Täter und wer Opfer ist, wenn diese Neutralität täglich aufs Neue die Glaubwürdigkeit der Vereinten Nationen untergräbt?“⁴⁰ Damit machte sich Ignatieff sich zum Repräsentanten eines Krisenjournalismus der 90er Jahre, dem Neutralität immer schwerer fiel. Sie wollten im ehemaligen Jugoslawien auf ein Ende des Blutvergießens hinwirken, und das schien am einfachsten zu gehen, indem man den Aggressor benannte. Vor allem in den USA warf man diesen Journalisten jedoch die Preisgabe professioneller Standards wie Objektivität, Neutralität und Distanz vor. Westliche Journalisten aber berichteten im Laufe des Krieges dennoch in wachsendem Maße anti-serbisch; die meisten hielten sich in der von den bosnischen Serben belagerten Stadt Sarajewo oder in bosnisch-muslimischen Gebieten auf. Zwar konstatierten einige wiederholt, dass es auch serbische Opfer und muslimische Gräueltaten gäbe, aber die Stimmen dieser Opfer kam in den westlichen Medien selten zur Sprache.⁴¹

Selbstverständlich spielt die persönliche Gefährdung bei Traumatisierung und Parteinahme eine Rolle. Um überhaupt arbeiten zu können, verdrängen Kriegsberichterstattende das Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit. Das Ideal des neutralen Beobachters bietet nur prekären Schutz gegen innere Konflikte, Hilflosigkeit und moralisches Dilemma. Vor allem männliche Korrespondenten beschreiben Situationen, in denen sie einen klaren Kopf nur durch die Konzentration auf ihre Arbeit bewahren konnten. Reale Erfahrung wird so zur virtuellen Erfahrung der Kamera oder des Notizbuchs. Die Realität wird verdrängt. Man hilft nicht, verweigert Hilfe in manchen Fällen sogar und verdient noch am Sterben anderer. So mag die Neutralität und Professionalität des Journalisten sich später in Schuldgefühlen rächen.⁴²

Die BBC finanziert seit einigen Jahren ein *Hostile Environment Training*⁴³ zur psychologischen Betreuung ihrer Korrespondenten. Der ehemalige

40 Michael Ignatieff, *Die Zivilisierung des Krieges*, Hamburg 2000, S. 94.

41 Tom Gjelten (NPR) im Interview mit der Verfasserin in Washington, D.C., am 4. Mai 2000; John Owen (Freedom Forum) desgleichen in London am 5. Mai 2001; Peter Sartorius (Süddeutsche Zeitung) in: Richter (Anm. 16), S. 214.

42 Praktisch alle Reporter äußern sich entsprechend.

43 Ähnliche Kurse finden seit dem Tod der Stern-Reporter Volker Krämer und Gabriel

Kriegsreporter Mark Brayne bricht eine Lanze für das offene Eingeständnis der psychischen Verletzbarkeit von Krisenjournalisten: „Ein emotional bewandter Journalist ist mit ziemlicher Sicherheit der bessere Journalist.“⁴⁴ Er selbst ließ sich als Psychotherapeut ausbilden, um die Kollegen bei der BBC vor und nach Einsätzen zu beraten. Die Akzeptanz für solche Betreuung unter den Kriegsreportern ist jedoch keineswegs selbstverständlich. Viele huldigen einem Macho-Ideal, wenn sie bekunden: „Krieg ist sexy“. So der Fotograf Tim Page, der in Vietnam schwer verwundet wurde und zu einer Ikone der Kriegsberichterstattung reifte. Und „Krieg macht Spaß“, titelt Philip Knightley (möglicherweise ironisch) in *The First Casualty* auf der Basis seiner Vietnam-Erfahrungen. Ihre jüngeren KollegInnen sehen das anders. Allan Little, der für die BBC aus den Balkankriegen berichtete, beschreibt seine persönliche Betroffenheit und das Schuldgefühl des Überlebenden so:

„Was mich umgehauen hat, war als ich mit jemandem zusammengearbeitet habe, der getötet wurde und ich überlebte – ich konnte damit überhaupt nicht umgehen. Ich dachte, ich wäre dran schuld und dachte, daß das auch alle anderen glaubten, und ich wollte mit ihm tauschen, wollte der sein, der tot war. Ich hatte wohl von post-traumatischem Stress gehört, aber ich hielt das für eine Sache für Weichlinge. Das war eine furchtbare Erfahrung und ich wurde launisch und paranoid, unsozial und konnte nicht mehr arbeiten, und das nur, weil ich noch am Leben war. Ich konnte da nur mit fremder Hilfe wieder rausfinden ... Ich habe diese Hilfe nicht freiwillig angenommen – ich dachte, es ginge mir gut. Einer meiner Chefs – bezeichnenderweise eine Frau – sagte zu mir: ‚Du siehst gräßlich aus. Du hast Probleme und ich hab einen Termin [beim Therapeuten] für Dich gemacht.‘ ... Das Ganze ist auch ein Generationenfrage. Eine Menge tougher Typen wollen sich dem nicht stellen, aber ich finde es gut, daß wir darüber reden.“⁴⁵

Und wenn reden nicht hilft? Eine Frage, die Bewerbern beim Internationalen Komitee des Roten Kreuzes (ICRC) gestellt wird, lautet: „Wovor laufen Sie davon?“⁴⁶ Auch Journalisten bemühen sich, der Hilflosigkeit, den Schuldgefühlen und Sinnkrisen zu entkommen. Ein Weg führt ins aktive Helfen: Rupert Neudeck gründete angesichts des Elends der vietnamesischen *boat people*, das er als Journalist kennenlernte, die Hilfsorganisation „Cap Anamur“. Jahrelang lebte er zweigleisig: als Journalist für den *Deutschlandfunk* und als Helfer in seiner Organisation. Einen Konflikt zwischen beiden gab es für ihn nie, journalistische Arbeit sollte seiner Meinung nach immer humanitäre Ziele verfolgen.⁴⁷ Solcher Friedensjournalismus ist keineswegs unum-

Grüner im Kosovo unter Leitung der Bundeswehr in Hammelburg statt.

44 Risking More than Their Lives (Anm. 39), S. 16.

45 Allan Little im Interview mit der Autorin am 12. April 2001 in London.

46 Desgl. Urs Boegli (ICRC) am 6. Mai 2000 in Washington.

47 Desgl. Rupert Neudeck am 21. Juli 2000 in Köln.

stritten.⁴⁸ Aber Rupert Neudeck ist kein Einzelfall. Auch die Fotografin Corinne Dufka wechselt zwischen ihrem Job als Journalistin und ihrer Helferinnenarbeit für *Human Rights Watch* in Afrika hin und her.⁴⁹

Faszinosum Kriegsberichterstattung

Wenn sie denn so ein belastender und gefährlicher Job ist und so oft ohne Wirkung bleibt, was macht dann die Attraktivität der Kriegsberichterstattung für ihre Autoren aus? Warum gehen Journalisten freiwillig in ein Kriegsgebiet? Eine fast schon stereotype Antwort lautet, dass „alles viel klarer und einfacher“ sei im Krieg. Alltagsprobleme würden bedeutungslos, Unsicherheiten verschwinden.⁵⁰ Die „Gratwanderung zwischen Leben und Tod“ wird als persönliche Erfahrung der eigenen Grenzen von vielen intensiv genossen: „Diese Intensität des Erlebens hatte ich vorher nie gehabt und ich habe sie auch später nur in wenigen Momenten so erlebt,“ schwärmt der Schweizer Peter Balsiger, der aus Vietnam berichtet hat.⁵¹ Dies macht die Rückkehr in den Alltag der Heimatredaktion und zur Familie schwierig.

Wenn Anthony Feinstein herausgefunden hat, dass ein Drittel der Kriegsberichterstattenden traumatisiert wird, bedeutet das, dass die Mehrheit sich als Teil der Kultur des Todes einrichtet: aus Abenteuerlust, aus Professionalität, aus Gleichgültigkeit, aus der Notwendigkeit heraus, sich schnell als *freelancer* einen Namen zu machen oder um als Frau in den immer noch männlich dominierten Bereich der Politikberichterstattung vorzustoßen. Die Journalisten selbst kommen schon mal ins Schwärmen, wenn sie über ihre Zeit in einem Krieg wie in Bosnien erzählen. Peter Sartorius von der *Süd-deutschen Zeitung* ist stolz, Teil des internationalen Pressekorps in Sarajewo gewesen zu sein.⁵²

48 Vgl. Caroline Fetscher, Die Krise der Reporter – „Peace-Journalists“ tagten in Berlin, in: Tagesspiegel, 13. Mai 2000, über eine Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung.

49 Manche verabschieden sich auch von der Kriegsberichterstattung, gehen zur UNO als Pressesprecher wie Alexandra Stiglmayr, Florence Hartmann oder Mike McIvor, wieder andere gründeten Waisenhäuser in Vietnam oder gehen in die Politik wie der BBC-Reporter Martin Bell, werden wurden privat aktiv und adoptieren ein Kind aus dem Kriegsgebiet, wie der Brite Michael Nicholson in Bosnien. Corinne Dufka war erst Sozialarbeiterin, wurde Kriegsphotografin und ging schließlich für Human Rights Watch zurück nach Afrika, wo sie ihre berühmtesten Fotos, z.B. in den Bürgerkriegen in Liberia und Sierra Leone machte.

50 Diese jeweils fast identischen Aussagen machten u.a. Erich Rathfelder, Maggie O’Kane, Anthony Loyd, Thomas Schmid, Christiane Amanpour, Andreas Braun, Janine di Giovanni und Peter Maass.

51 Foggensteiner (Anm. 7), S. 107.

52 Peter Sartorius, in: Journal am Mittag, Deutschlandfunk, 25. Juni 2001.

Der Status von Auslands- oder Kriegskorrespondenten ist hoch. Sie bilden eine durchaus distinguierte, internationale Gemeinschaft. „Kriegskorrespondenten sind eine ganz eigene Spezies. Sie zeichnen sich durch eine starke Identifikation mit ihrem Beruf aus. Sie arbeiten zusammen, verbringen ihre Freizeit zusammen, essen zusammen, leben zusammen und oft schlafen sie auch zusammen. Sie sind eine Gemeinschaft und stellen eine eigene Kultur dar,“ schreibt der Anthropologe Mark Pedelty, der ein Jahr bei den Kriegskorrespondenten in El Salvador verbracht hat.⁵³ Die Kameradschaft unter den Kollegen wird hochgehalten: „Die jetzige Generation von Kriegskorrespondenten ist schon eine ganze Zeit beieinander. Die meisten von uns haben sich in den frühen Jahren des Bosnien-Kroatien Konfliktes kennengelernt oder sogar schon vorher in der ersten Intifada. Wir sind zusammen erwachsen geworden und ich sehe dieselben Gesichter immer wieder in allen Gegenden der Welt. Einige von uns sind eng befreundet, andere nicht.“ So beschreibt es Janine di Giovanni, Korrespondentin der Londoner *Times*. Sie sieht in der Kriegsberichterstattung einen starken Suchtfaktor wirken: „... die stärkere Abhängigkeit ist die von der Attraktion des Jobs ...“.⁵⁴ Dem *thrill*, den die Gefahren der Kriegsberichterstattung bieten, und den tollen Geschichten, die man hinterher zu erzählen hat, verfallen Männer wie Frauen gleichermaßen. Rudolf Gruber nennt die Kriegsberichterstattung eine „Droge“.⁵⁵

Beeinflusst die Kriegsberichterstattung das Töten vor Ort?

Ob Journalisten im Kriegsgeschehen das Töten auch beeinflussen, durch ihre Anwesenheit verhindern oder aber gar fördern können, ist nicht einfach zu beantworten. Die meisten sehen ihre Aufgabe nicht darin, entsprechende Situationen zu beeinflussen, sondern ziehen sich auf den Posten des ‚neutralen Beobachters‘ zurück. Im Übrigen sind die Befunde widersprüchlich. Es mag Fälle geben, in denen sie das Töten verhindern. Don North ist sich sicher, dass die Anwesenheit von Reportern in Vietnam Massaker verhindert hat.⁵⁶ Aber auch das Gegenteil ist Realität. Die Anwesenheit der Presse kann das Töten auch stimulieren. Der Vietnamkorrespondent Michael Herr beschreibt in seinem Buch *Dispatches*, dass die Marineinfanteristen in Vietnam in Ge-

53 Mark Pedelty, *War Stories. The Culture of Foreign Correspondents*, London 1995, S. 128.

54 *Risking More Than Their Lives* (Anm. 39), S. 8; siehe auch Knightley, *Casualty* (Anm. 2), S. 450.

55 Richter (Anm. 16), S. 232f.

56 Don North, e-mail an die Autorin vom 9. Dez. 2000.

genwart von Journalisten besonders heroisch, eiskalt und kampfwütig erscheinen wollten.⁵⁷



Abbildung:

Foto der Exekution eines Vietcong durch den südvietnamesischen General und Polizeichef Nguyen Ngoc Loan

Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang auch an das Foto des AP Fotografen Eddie Adams von der Erschießung eines Vietcong durch den Polizeichef von Saigon während der Tet-Offensive im Januar 1968 – in Gegenwart mehrerer Journalisten.⁵⁸ Der deutsche Fotograf Horst Faas beschreibt einige Fälle aus Vietnam und dem Kongo, wo – geradezu für die anwesenden Journalisten inszeniert – grausame Tötungen stattfanden.⁵⁹

57 Knightley, *Casualty* (Anm. 2), S. 454, siehe auch Michael Herr, *Dispatches*, New York 1977, und Peter Balsiger: in Foggensteiner (Anm. 7), S. 108.

58 Tom Buckley schrieb zwar 1971, dass der Saigoner Polizeichef General Nguyen Ngoc Loan ihm erzählte, er habe die Journalisten nicht gesehen. Aber es ist unwahrscheinlich, dass er den NBC-Kameramann Neil Davis und den AP-Fotografen Eddie Adams, die praktisch neben ihm standen, nicht bemerkt haben sollte. Er ließ ihnen auch danach ihre Filme nicht abnehmen. Vermutlich schätzte er die Wirkung dieser Bilder falsch ein und wollte die Entschlossenheit des südvietnamesischen Widerstands gegen die Tet-Offensive demonstrieren. Siehe Tom Buckley, *Portrait of an Aging Despot*, *Harper's Magazine*, April 1972, abgedruckt in: *Reporting Vietnam II* (Anm. 12), S. 235-246.

59 In: Foggensteiner, *Reporter* (Anm. 7), S. 168-171.

In anderen Fällen spielte die Anwesenheit eines Fotografen einfach keine Rolle, dort wurde getötet, obwohl ein Journalist anwesend war: Ron Haviv z.B. wurde 1992 von serbischen Freischärlern und ihrem Anführer ‚Arkan‘ massiv bedroht, nachdem er sie einige Tage im Norden Bosniens begleitet und erste ethnisch motivierte Angriffe auf bosnische Muslime und deren Ermordung miterlebt hatte. Sein Bild eines serbischen Freischärlers, der dem Leichnam einer ermordeten bosnischen Frau einen verächtlichen Tritt versetzt, wurde zum frühen Symbol eines grausamen Krieges gegen Zivilisten.⁶⁰ Haviv war es jedoch nicht möglich, Bilder von dem vorausgegangenen Mordakt zu machen, da er um sein eigenes Leben fürchtete. (Es wurde im Verlauf dieses Krieges auch mehrmals behauptet, dass die Toten auf der Aufnahme keineswegs bosnische Muslime, sondern Serben bzw. Kroaten waren.)⁶¹

An diesen Beispielen wird deutlich, worin die größte Anziehungskraft der Kriegsberichterstattung besteht: Geschichte mitzuerleben und sie für die Nachwelt aufzuschreiben – Journalismus als *„the first draft of history“*. Kriegsberichterstattung hat einen eminenten Einfluss auf die Bestimmung des Narrativs eines Krieges.⁶² Die Bestimmung des Narrativs eines Krieges geschieht zuerst in den Medien. Ohne genaue Kenntnisse darüber, wie dieses Narrativ zustande kommt, kann die Geschichte des Tötens in den Kriegen des 20. Jahrhunderts nicht geschrieben werden.

60 Ron Haviv im Interview mit der Autorin am 5. Mai 2000 in Arlington.

61 Gefragt, warum Arkan und seine Leute überhaupt einen amerikanischen Fotografen duldeten, antwortete Haviv, dass er das auch nie ganz verstanden hätte. Seine Aufnahmen zeigen eine eitle Schar junger Männer in Uniform, die sich gern in macho-martialischer Geste fotografieren ließen. Es ist zu vermuten, dass Arkan durch diese Aufnahmen Angst und Schrecken vor seiner bereits aus dem kroatisch-serbischen Krieg von 1991 berüchtigten Truppe verbreiten lassen wollte. Vgl. <http://www.photoarts.com/haviv/bosnia/slaughter.html>.

62 Siehe Martin Löffelholz (Hg.), *Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation*, Opladen 1993, und Kurt Hickethier, *Das Erzählen der Welt in den Fernsehnachrichten. Überlegungen zu einer Narrationstheorie der Nachricht, Rundfunk und Fernsehen* 45 (1997) 1, S. 5-18.

Nachwort

PETER R. GLEICHMANN

Menschen, die schon als Kinder oder Jugendliche einen schrecklichen Krieg und dessen unmittelbare Folgen erleben, vergessen das alles nur selten. Wie aber im gemeinsamen Gedächtnis der großen menschlichen Überlebenseinheiten, Staaten oder Ethnien, das Töten als Massenereignis bewahrt wird, ob überhaupt eine nennenswerte Erinnerung daran verbleibt und wozu ein gemeinsam bleibendes Sicherinnern führen kann, das folgt den verschiedenartigsten Deutungen und Wegen. Es mag planvoll heroisiert, romantisiert oder auch mythologisiert werden; manchmal mag es auch zu erklärten Antikriegshaltungen hinleiten. Geschichtsforscher dagegen erkunden längere Ereignisketten anhand von Quellen; in den Studien von Sozialforschern ist das gegenseitige Töten als Massenereignis nur selten anzutreffen. Jedenfalls haben das gegenseitige Massentöten vor allem Altersgruppen von Autoren untersucht, die in ihrem Lebensalter den Ereignissen zeitlich nahe sind. Wie mögen fachhistorische Reaktionen einmal aussehen von denen, die von einem Massentöten nur noch aus der entferntesten Vergangenheit erfahren können?

Im Gedächtnis vieler überlebender einzelner Menschen kann das Erleben massenhaften Tötens tiefe Spuren hinterlassen. Es kann eine Persönlichkeit ein Leben lang prägen, gänzlich zerstören oder in vielen Fällen Ausgangspunkt schwerer anhaltender psychischer Störungen werden. Die hier versammelten Studien zeigen Beispiele solch erlebten Schreckens. Doch zu welchen strukturellen Umformungen besonders der sozialen Standards des Empfindens und des Fühlens für das Konfliktlösen ganzer Gesellschaften ohne das Töten auf lange Sicht führen kann, das bleibt weitgehend offen. Und wie mögen sich gemeinschaftliche Reaktionen von Menschen formen, die über sehr lange Zeiträume hinweg ein Massentöten unmittelbar nicht mehr erleben?

Das Präzisieren historisch-sozialwissenschaftlicher Fragen ist ein langwieriger sozialer Prozess; das haben wir hier begonnen. Noch viel länger dauert es meist, solche Fragen in die alltägliche Praxis der je davon betroffenen Menschen zu übertragen und sie in praktischen sozialen Handlungen wirksam werden zu lassen. So hat etwa Michael Geyer am Ende unserer langen Diskussionen Ansätze hierzu nun umfassend dargestellt.

Als ich am Ende der Achtziger Jahre, aufmerksam gemacht durch einen Historikerkollegen, dann zum „Arbeitskreis Historische Friedensforschung“ gekommen bin, hat mich sehr erstaunt, wie eine Mehrzahl der Teilnehmer ihre Fragen doch oft in militärgeschichtlicher Sicht erörtert hat. Ich hatte einen Satz meines gerade verstorbenen Lehrers Norbert Elias im Ohr, den er in seiner „Humana conditio“, seinen „Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jahrestag eines Kriegsendes (8. Mai 1985)“ (Frankfurt/Main, Suhrkamp) formuliert hatte: „Menschen sind nicht in der Lage, den Tod abzuschaffen. Aber sie sind ganz gewiß in der Lage, das gegenseitige Töten abzuschaffen.“ Es sind die Gelassenheit und – vor allem – die Selbstgewissheit des über achtzigjährigen Elias gewesen, die mich da fasziniert haben; denn er selbst hatte den Ersten Weltkrieg als junger „Kriegsfreiwilliger“ an einer der schlimmsten Stellen (Somme-Schlacht) durchlitten und den Zweiten Weltkrieg in Frankreich und England in armseligstem Exil überlebt. Nun nehme ich an kriegsgeschichtlichen Diskussionen teil, in denen anfangs vom eigentlichen Töten meist weniger die Rede ist.

Bald habe ich mich auf die Suche nach Fachkundigen gemacht, die direkter vom Massentöten zu sprechen vermochten. Wenn wir es tatsächlich verringern wollen, müssen wir zuallererst auch darüber sprechen lernen. Und das haben inzwischen doch viele historisch Arbeitende nachhaltig gelernt, am anschaulichsten und lapidarsten sicher dargestellt in Dave Grossman's „On killing“. Auch Hans-Heinrich Nolte beschreibt die Untaten der tötenden Deutschen in Russland sehr direkt. Und Rolf Pohls Beitrag konzentriert sich fachkundig auf die „Psychogenese von Massenmördern“. Über die „atomare Vergeltung“ hat hier besonders Detlev Bald gearbeitet. Bernd Greiner fokussiert auf die US-amerikanischen Kriegsverbrechen in Vietnam. Während ein bisher wenig beachteter Aspekt, die geschlechtsspezifischen Gewalttaten in Kriegen, von Gabi Zipfel untersucht wird. Und eine „intimere“, noch explizitere Studie über das Töten hat Joanna Bourke schnell bekannt werden lassen. Aribert Reimann vergleicht das Töten im „Krieg der Sprachen“ durch eine historische Semantik in Deutschland und England. Mit der Frage nach dem „Warum sagen die Soldaten nicht, was sie tun?“ erforscht Klaus Latzel das „Töten und Schweigen“. Eines der schrecklichsten Massaker durch die Deutschen an den Juden in Russland von 1941, die „Irreführung der Opfer“ sowie den „Mord der Erinnerung“ hat Wolfram Wette aufgehellert. Und der juristisch vorgebildete Politikwissenschaftler Joachim Perels hat danach ge-

fragt, wie die Justiz im „Dritten Reich“ mit den „Tötungsverbrechen“ umgegangen ist. Die medienkundige Annette Jander hat sich der „Kriegsberichterstatteerinnen“ angesichts der „Kultur des Todes“ im 20. Jahrhundert angenommen, Irmgard Wilharm hat solche Fragen an die Filme der Nachkriegszeit gestellt und Dirk Niefanger an die Literatur.

Doch wie können wir das Erforschen in diesen Richtungen weiter fördern? Die hier versammelten Beiträge suchen das voranzutreiben, wenn auch beim Lesen hier und da noch Mängel in der Aspektwahl deutlich werden. Doch vielleicht kann dieser Band anregen, offensichtliche Leerstellen der Forschung, bzw. das völlige Fehlen gesicherten Wissens zu benennen oder die fachlich einzelwissenschaftlichen Fragen voranzutreiben. Auf jeden Fall soll der Band daran erinnern und dazu anregen, ein breiteres Zusammenhangswissen über das massenhafte gegenseitige Töten in Staatsgesellschaften und Ethnien unmittelbar zu fördern. Nur ein auch einzelfachlich weitgehend gesichertes Synthesenbildern kann helfen, Einseitigkeiten oder Missbräuche des Wissens vom wechselseitigen Töten zu beenden oder doch wenigstens weiter zu verringern. Erst wenn eine Einzelperspektiven berücksichtigende oder fächerübergreifende Diskussion in den historischen Sozialwissenschaften sicherer voranschreitet, könnten allmählich an die Stelle von macht- oder werresetzenden Weltansichten fundierte Kenntnisse treten, die zum praktischen Lernwissen auch der jüngsten Mitglieder von Staatsgesellschaften beitragen, bzw. dem hinzugefügt werden. Dann erst wird das gesellschaftliche Wissen vom gegenseitigen Massentöten allmählich alle größeren sozialen Gruppen einer weiteren Staatengemeinschaft zuverlässig erreichen und verlässlich befrieden.

Wie lassen sich solche Dialoge längerfristig einrichten? Wie könnten wir allmählich wenigstens die entscheidenden weiterführenden Fragen finden? Einen letzten Aspekt gilt es in Zukunft weit stärker zu beachten. Erst allmählich habe ich das beim eigenen Sprechen in verschiedenen fachlichen und geographischen Umgebungen zu realisieren gelernt. Als ich 1992 meine Frage „Sind Menschen in der Lage, vom kollektiven gegenseitigen Töten abzulassen?“¹ vor Kollegen aus Politikwissenschaft und Psychologie vorgebracht habe, bin ich auf kühle Resonanz gestoßen. Dann 1996 sind die Reaktionen der Leser beträchtlich größer gewesen.² In den beteiligten einzelnen

¹ Peter Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, vom gegenseitigen Töten abzulassen? Zum Verflechten von Militarierungs- und Zivilisierungsprozessen, in: Jürgen Seifert / Regine Becker-Schmidt / Klaus Christoph (Hg.), Logik der Destruktion. Der zweite Golfkrieg als erster elektronischer Krieg und die Möglichkeiten seiner Verarbeitung im Bewusstsein, Frankfurt 1992, S. 89-120.

menschenwissenschaftlichen Disziplinen sind Interesse, Kompetenz und fachwissenschaftlicher Blickwinkel auf das Töten recht unterschiedlich gewesen.³ So gesehen scheint die Aufgabe eines wissenschaftlichen Synthesebildens noch fern zu sein. Doch weit schwieriger ist es gewesen, in verschiedenen Staaten zum Massentöten Stellung zu nehmen. Ich hatte Vorerfahrungen in England, in Polen und einige Jahre in Amsterdam /Niederlande. Am 10.4.1998 habe ich dazu in Paris in der Université de Nanterre vorgetragen, am 23.6.1998 in Bogotá in Kolumbien und nochmals am 24.6.1998 in Bucaramanga.⁴ Am 11. Feb. 1999 habe ich meine Thesen vor der Polizei-Führungsakademie in Münster-Hiltrup referiert. Durch solche Erfahrungen lässt sich – oftmals sehr drastisch – rasch lernen, wie trotz aller „Globalisierungstendenzen“ das Abschaffen gegenseitigen Tötens auch in globaler Perspektive sehr langsam vorangehen wird.

2 Peter Reinhart Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, das kollektive gegenseitige Töten abzuschaffen? In: Berliner Debatte INITIAL, 2/1996, S. 93-101.

3 Peter Reinhart Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, das gegenseitige Töten abzuschaffen? in: Gerhard Voigt (Hg.), Staatsgesellschaft, Glienicke / Berlin 2001, S. 189-210. In: Bernhard Claussen u.a. (Hg.), Staatsgesellschaften, Glienicke / Berlin / Cambridge, Mass. 2000, S. 189-210.

4 Peter Reinhart Gleichmann, Son capaces los seres humanos de dejar de matarse mutuamente? In: Vera Weiler (Hg.), Figuraciones en proceso, Bogotá 1998, S. 75-100.

Autorinnen und Autoren

Detlef Bald, Dr. phil., Historiker und Publizist in München, vormals Direktor am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr.

Joanna Bourke, Professorin für Geschichte am Birkbeck College, University of London.

Michael Geyer, Dr. phil., Professor für Moderne Europäische Geschichte an der University of Chicago.

Peter R. Gleichmann, Professor für Soziologie an der Universität Hannover.

Bernd Greiner, Dr. phil., Privatdozent am Fachbereich Geschichtswissenschaft an der Universität Hamburg und Leiter des Arbeitsbereichs „Theorie und Geschichte der Gewalt“ am Hamburger Institut für Sozialforschung.

Dave Grossman, Direktor der Killology Research Group in Jonesboro, Arkansas, früher Professor für Militärwissenschaft und Psychologie an der Arkansas State University und Lt.Col. der U.S.-Army.

Annette Jander, Doktorandin in Berlin und London.

Thomas Kühne, Dr. phil., Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Bielefeld, z.Zt. Member des Institute for Advanced Study in Princeton, New Jersey.

Elçin Kürşat-Ahlers, Dr. phil., apl. Professorin am Institut für Soziologie der Universität Hannover.

Klaus Latzel, Dr. phil., Wissenschaftlicher Angestellter der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld (Georg-Simmel-Edition).

Dirk Niefanger, Dr. phil., Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Erlangen.

Hans-Heinrich Nolte, Dr. phil., Professor für Osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hannover.

Joachim Perels, Dr. jur., Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover.

Rolf Pohl, Dr. phil., Privatdozent und Professurvertreter am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie der Universität Hannover.

Aribert Reimann, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität zu Köln.

Winfried Scharlau, Dr. phil., freier Autor in Hamburg, bis zur Pensionierung Direktor des Landesfunkhauses Hamburg, vorher u.a. Südostasienkorrespondent der ARD.

Wolfram Wette, Dr. phil., apl. Professor für Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Universität Freiburg i. Br., vormals Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg i.Br.

Irmgard Wilharm, Dr. phil., Professorin für Neuere Geschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität Hannover.

Gaby Zipfel, Redakteurin der Zeitschrift „Mittelweg 36“ am Hamburger Institut für Sozialforschung.

Veröffentlichungen

des Arbeitskreises Historische Friedensforschung

- Karl Holl / Wolfram Wette (Hg.), Pazifismus in der Weimarer Republik. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Paderborn (Schöningh) 1981.
- Jost Dülffer / Karl Holl (Hg.), Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1986.
- Gottfried Niedhart / Dieter Riesenberger (Hg.), Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung, München (C.H. Beck) 1992.
- Jost Dülffer (Hg.), Parlamentarische und öffentliche Kontrolle von Rüstung in Deutschland 1700–1970. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Düsseldorf (Droste) 1992.
- Detlef Bald (Hg.), Rüstungsbestimmte Geschichte und das Problem der Konversion in Deutschland im 20. Jahrhundert, Münster (LIT-Verlag) 1993 (=Jahrbuch für Historische Friedensforschung 1, 1992).
- Arnold Sywottek (Hg.), Der Kalte Krieg – Vorspiel zum Frieden? Münster (LIT-Verlag) 1994 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 2, 1993).
- Jost Dülffer (Hg.), Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800–1814, Münster (LIT-Verlag) 1995 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 3, 1994).
- Andreas Gestrich (Hg.), Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts, Münster (LIT-Verlag) 1996 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 4, 1995).

- Andreas Gestrich / Gottfried Niedhart / Bernd Ulrich (Hg.), *Gewaltfreiheit. Pazifistische Konzepte im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster (LIT-Verlag) 1996 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 5, 1996).
- Friedhelm Boll (Hg.), *Volksreligiosität und Kriegserleben*, Münster (LIT-Verlag) 1997 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 6, 1997).
- Stig Förster / Gerhard Hirschfeld (Hg.), *Genozid in der modernen Geschichte*, Münster (LIT-Verlag) 1999 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 7, 1998).
- Wolfram Wette (Hg.), *Militarismus in Deutschland, 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*, Münster (LIT-Verlag) 2000 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8, 2000).
- Thomas Kühne (Hg.), *Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Wandel der politischen Mentalität in Deutschland nach 1945*, Münster (LIT-Verlag) 2001 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 9, 2001).
- Benjamin Ziemann (Hg.), *Perspektiven der Historischen Friedensforschung*, Essen (Klartext-Verlag) 2002 (= Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 1).
- Peter R. Gleichmann / Thomas Kühne (Hg.), *Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert*, Essen (Klartext-Verlag) 2004 (= Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 2).
- Christian Jansen (Hg.), *Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich*, Essen (Klartext-Verlag) 2004 (= Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 3).

Weitere Informationen: www.bicc.de/coop/afk/ak.htm.

